

HEYNE

Deutsche
Erstausgabe

ROBERT LUDLUM

GAYLE LYNDS

DER ALTMAN CODE

ROMAN

Das Buch

Die U.S. Marine hat einen chinesischen Frachter im Visier, der im Verdacht steht, gefährliche Chemikalien in den Irak zu transportieren. Um einen diplomatischen Supergau zu verhindern muss der Geheimdienst herausfinden, ob aus dem Verdacht tatsächlich Wirklichkeit wird. Für diese Aufgabe gibt es keinen Besseren als den Chef von der Geheimabteilung Covert One: Jon Smith. Er entdeckt, dass ein dubioses Finanzunternehmen mit dem Namen Altman Gruppe in die Sache verwickelt ist, die in Manila ihr Hauptquartier hat, und dass deren Verbindungen bis in die höchsten Kreise der chinesischen Regierung reichen.

Die Autoren

Robert Ludlums Romane wurden in über dreißig Sprachen übersetzt und er gilt als »größter Thrillerautor aller Zeiten« (The New Yorker). Ludlum verstarb im März 2001 in seiner Heimatstadt Naples, Florida. Die Romane aus seinem Nachlass erscheinen bei Heyne.

Gayle Lynds arbeitete mehrere Jahre beim amerikanischen Geheimdienst, bevor sie mit dem Schreiben begann. Als Co-Autorin mehrerer Ludlum-Romane machte sie sich einen guten Namen in der Thrillerszene, bis sie mit ihrem ersten eigenen Thriller Der Nautilus-Plan einen großen internationalen Erfolg landete.

Robert Ludlum
Gayle Lynds

Der Altman Code

Roman

**Aus dem Amerikanischen
von Sepp Leeb**

**WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN**

Die Originalausgabe THE ALTMAN CODE erschien bei
St. Martin's Press, New York

Vollständige Deutsche Erstausgabe 02/2006

Copyright © 2003 by MYN PYN LLC.

Copyright © 2006 dieser Ausgabe by

Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2006

Umschlagillustration: © Rainer Grosskopf/Stone/getty images

Umschlagdesign: © Nick Castle

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: hanseatenSatz-bremen,

Bremen Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN-10: 3-453-43029-8

ISBN-13: 978-3-453-43029-7

<http://www.heyne.de>

Vorspiel

**Freitag, 1. September 2002
Shanghai, China**

Am Nordufer des Huangpu-Flusses tauchten riesige Flutlichtanlagen den Hafen in grelles Licht und machten die Nacht zum Tag. Schwärme von Stauern entluden Lkws und brachten lange Stahlcontainer für die Kräne in Stellung. Inmitten des Quietschens und Scharrens von Metall an Metall hievten die imposanten Kräne die Container in den Sternenhimmel empor und senkten sie in die Laderräume von Frachtschiffen aus aller Welt. Hunderte davon liefen täglich in diesen wichtigen Hafen an Chinas Ostküste ein, der fast genau in der Mitte zwischen der Hauptstadt Beijing und Chinas jüngster Erwerbung Hongkong liegt.

Südlich des Hafens funkelten die Lichter der Stadt und der Hochbauten des neuen Wirtschaftsviertels Pudong, während sich auf dem aufgewühlten braunen Wasser des Flusses Frachter, Dschunken, winzige Sampans und lange Züge hölzerner Frachtkähne so dicht drängelten wie der Verkehr auf einem belebten Pariser Boulevard.

Auf einem Pier am Ostende des Hafens, nicht weit von der Stelle, wo der Huangpu eine scharfe Biegung nach

Norden macht, war das Licht weniger hell. Hier wurde ein einzelner Frachter von einem einzigen Kran und nicht mehr als zwanzig Stauern beladen. Der Name, der auf dem Heckspiegel des Frachters stand, war *The Dowager Empress*, Heimathafen Hongkong. Von den allgegenwärtigen uniformierten Hafenwachen war keine Spur zu sehen.

Zwei große Lkws standen mit dem Heck zum Frachter. Schwitzende Stauer luden Stahlfässer ab, rollten sie über die Planken und stellten sie aufrecht auf ein Frachtnetz. Als das Netz voll war, schwenkte der Kranarm darüber, und die Trosse kam herunter. In dem Stahlhaken an ihrem Ende brach sich blitzend das Licht. Die Stauer befestigten das große Netz am Haken, worauf der Kran die Fässer rasch hochhob, sich drehte und sie auf den Frachter absenkte, wo Deckhelfer sie in den offenen Laderaum hinabbugsierten.

Die Lkw-Fahrer, Stauer, Deckhelfer und der Kranführer auf dem abgelegenen Pier arbeiteten zügig, schnell und lautlos, aber nicht schnell genug für den großen Mann, der rechts neben dem Lastwagen stand. Seinem wachsamen Blick entging nichts, was zwischen Land und Fluss geschah. Für einen Han-Chinesen ungewöhnlich hellhäutig, war sein Haar sogar noch ungewöhnlicher – hellrot, mit weißen Strähnen durchsetzt.

Er sah auf die Uhr. Seine hauchige Stimme war kaum zu hören, als er zum Vorarbeiter der Stauer sagte: »In sechsunddreißig Minuten seid ihr fertig.«

Es war keine Frage. Der Kopf des Vorarbeiters zuckte herum, als wäre er attackiert worden. Er schaute den Mann nur ganz kurz an, senkte den Blick und eilte davon,

um auf seine Männer einzuschreien. Das Arbeitstempo nahm zu. Während der Vorarbeiter die Stauer zu größerer Eile antrieb, blieb der Mann, den er fürchtete, bedrohlich präsent.

Zur gleichen Zeit huschte an einer dunklen Stelle des Piers ein zierlicher Chinese in Reeboks, schwarzer Maojacke und westlichen Jeans hinter die mächtige Trommel eines dicken Taus.

Reglos, im schwachen Licht fast unsichtbar, beobachtete er, wie die Fässer auf das Frachtnetz gerollt und an Bord der *Dowager Empress* gehievtt wurden. Er holte eine kleine, hochwertige Kamera aus seiner Maojacke und fotografierte alles und jeden, bis das letzte Fass im Laderaum verschwunden war und auch der zweite Lkw wegfuhr.

Dann drehte er sich lautlos um, verbarg die Kamera unter seiner Jacke und entfernte sich von den hellen Lichtern, bis er wieder von Dunkelheit umgeben war. Er richtete sich auf und huschte, sich jede Deckung vom Container bis zum Lagerschuppen zu Nutze machend, über die Holzplanken zu der Straße, die in die Stadt zurückführte. Über seinen Kopf strich ein warmer Nachtwind, der den intensiven Geruch des schlammigen Flusses mit sich führte. Er nahm keine Notiz davon. Er war begeistert, denn er würde mit wichtigen Informationen zurückkehren. Aber er war auch nervös. Mit diesen Leuten war nicht zu spaßen.

Als er die Schritte hörte, hatte er schon fast die Stelle erreicht, wo der Pier ans Ufer stieß. Fast war er in Sicherheit.

Der große Mann mit dem ungewöhnlichen rot-weißen

Haar war ihm lautlos und parallel zu ihm an den Lager- und Werkschuppen entlang gefolgt. Vollkommen ruhig und gelassen beobachtete er, wie der kleine Mann zusammenfuhr, kurz stehen blieb und dann schneller weiterging.

Der Rothaarige schaute sich rasch um. Links von ihm war der Teil des Piers, der Lagergut und Seemöwen vorbehalten war, während man rechts eine Durchfahrt für Lkws und andere Fahrzeuge freigehalten hatte, damit diese zu den Ladebereichen gelangen konnten. Der letzte Lastwagen war hinter ihm, er fuhr auf ihn zu, in Richtung Ufer. Seine Scheinwerfer warfen Trichter hellen Lichts in die Nacht. Er würde jeden Augenblick an ihm vorbeikommen. Als sein Opfer am hintersten linken Ende hinter einem hohen Stapel aus Seilen verschwand, zog der Rothaarige seine Würgeschlinge heraus und rannte los. Bevor der kleine Chinese sich umdrehen konnte, schwang er die dünne Schnur über seinen Kopf, riss sie nach hinten und zog zu.

Eine endlose Minute lang krallten die Hände des Opfers nach der Schlinge. Die Schultern des Mannes verkrampften sich im Todeskampf. Sein Körper zuckte und zappelte. Endlich fielen seine Arme schlaff nach unten, und sein Kopf sackte nach vorn.

Der hölzerne Pier erzitterte, als der Lastwagen vorbeifuhr. Hinter dem Berg aus Seilen verborgen, ließ der Rothaarige den Toten auf die Planken gleiten. Er löste die Schlinge und durchsuchte die Kleider des Mannes, bis er die Kamera fand. Dann ging er in aller Ruhe ein Stück zurück, um zwei große Ladehaken zu holen. Er kniete neben der Leiche nieder, schlitzte ihr mit dem Messer, das

er an seiner Wade befestigt hatte, den Bauch auf, steckte die Haken hinein und schlängelte sich, damit sie nicht herausrutschen konnten, ein Seil um den Bauch des Toten. Dann wälzte er ihn mit abwechselnden Fußtritten über den Rand des Piers in das dunkle Wasser, in dem er mit einem leisen Platschen versank. Jetzt konnte er nicht mehr an die Oberfläche steigen.

Der Rothaarige ging auf den Lkw zu, der, wie abgesprochen, angehalten hatte und auf ihn wartete, und stieg ein. Als der Lastwagen rasch in Richtung Stadt losfuhr, holte die *Dowager Empress* ihre Gangway ein und machte die Leinen los. Ein Schlepper zog sie auf den Huangpu hinaus, wo sie sich für die kurze Fahrt zum Jangtse und zum offenen Meer flussabwärts drehte.

Teil 1

Dienstag, 12. September Washington, D. C.

In Washington heißt es, die Regierung wird von Anwälten kontrolliert, aber die Anwälte ihrerseits unterliegen der Kontrolle der Geheimdienste. Die Stadt ist durchzogen von einem Netz von Geheimdiensten, angefangen bei den gleichermaßen legendären Behörden wie CIA und FBI und dem wenig bekannten NRO bis hin zu den so genannten Alphabet Groups in sämtlichen Bereichen von Militär und Regierung, einschließlich so illustrier Ministerien wie den Departments of State und Justice. Zu viele, fand Präsident Samuel Adams Castilla. Und zu sehr im Rampenlicht der Öffentlichkeit stehend. Rivalitäten waren seit jeher ein Problem. Ein noch größeres Problem war die Weitergabe von Informationen, die unbeabsichtigt Desinformationen enthielten. Dann war da noch die gefährliche Schwerfälligkeit so zahlreicher bürokratischer Apparate.

Das und ein schwelender Konflikt auf internationaler Ebene bereiteten dem Präsidenten Kopfzerbrechen, als sein schwarzer Lincoln Towncar eine schmale Straße am Nordufer des Anacostia River entlangfuhr. Vom Motor war nur ein leises Summen zu hören, die getönten Fenster undurchsichtig. Die Limousine glitt an wild wucherndem Uferbewuchs und beleuchteten Jachthäfen vorbei, bis sie schließlich über die rostigen Schienen eines Nebengleises holperete und in eine belebte Marina bog, die vollständig eingezäunt war. Auf dem Schild am Eingang stand:

ANACOSTIA HOCHSEE-JACHTCLUB ZUTRITT NUR FÜR MITGLIEDER

Der Jachtclub schien sich durch nichts von all den anderen zu unterscheiden, die östlich des Washington Navy Yard den Fluss säumten. Es war eine Stunde vor Mitternacht.

Nur wenige Meilen oberhalb der Stelle gelegen, wo der Anacostia in den breiten Potomac mündet, lagen in der Marina neben großen hochseetauglichen Motor- und Segeljachten auch die üblichen Sonntagsseglerboote. Präsident Castilla schaute aus seinem Fenster auf die Anleger hinaus, die in das dunkle Wasser ragten. An einigen legten gerade salzverkrustete Hochsee-Jachten an. Die Crews trugen noch Ölzeug. Er sah, dass auf dem Gelände auch fünf Holzbauten unterschiedlicher Größe standen. Sie waren genauso angeordnet, wie man es ihm beschrieben hatte.

Der Lincoln hielt hinter dem größten der beleuchteten Gebäude an einer Stelle, wo er von den Anlegern nicht zu sehen und von der Straße durch dichtes Gehölz verdeckt war. Vier der Männer, die im Lincoln mitgefahren waren, alle in dunklen Anzügen und mit Maschinenpistolen in den Händen, stiegen rasch aus und gruppierten sich um den Wagen. Sie rückten ihre Nachtsichtgeräte zurecht und suchten das Dunkel ab. Schließlich drehte sich einer der vier nach dem Lincoln um und nickte kurz.

Der fünfte Mann, der neben dem Präsidenten gesessen hatte, trug ebenfalls einen dunklen Anzug, war aber mit einer 9mm SIG Sauer bewaffnet. Auf das Zeichen hin

reichte ihm der Präsident einen Schlüssel, worauf er von der Limousine zu einem versteckten Seiteneingang des Gebäudes eilte. Er steckte den Schlüssel in ein verborgenes Schloss, öffnete die Tür, drehte sich um und spreizte, die Waffe im Anschlag, die Beine.

Im selben Moment öffnete sich die Autotür, die dem Gebäude am nächsten war. Die Nachtluft war kühl und frisch, durchsetzt von Dieselgestank. Der Präsident stieg aus – ein großer, stämmiger Mann in Chinos und einem legeren Sportsakko. Für einen Mann seiner Größe bewegte er sich flink, als er das Gebäude betrat.

Der fünfte Begleiter schaute sich ein letztes Mal um und folgte ihm mit zwei der vier anderen. Die verbleibenden beiden bezogen Stellung, um den Lincoln und den Seiteneingang zu bewachen.

Nathaniel Frederick (»Fred«) Klein, der zerknitterte Chef von Covert-One, saß an einem unaufgeräumten Metall-schreibtisch in seinem engen Büro im Innern des Marina-gebäudes. Das war die neue Covert-One-Schaltzentrale. Anfangs, vor lediglich vier Jahren, hatte Covert-One über keine formelle Organisationsstruktur oder Bürokratie verfügt, kein richtiges Hauptquartier und keine offiziellen Agenten gehabt. Es war eine lose Ansammlung von Fachleuten auf den unterschiedlichsten Gebieten gewesen, alle mit Geheimdiensterfahrung, die meisten mit militärischem Background und alle ungebunden – ohne Familien, häusliche Bindungen oder Verpflichtungen, weder temporär noch permanent.

Doch nachdem in der Zwischenzeit drei weltpolitische Krisen die Möglichkeiten des Elitekaders deutlich über-

strapaziert hatten, war der Präsident zu der Überzeugung gelangt, dass seine ultrageheime Institution zum einen mehr Personal benötigte, zum anderen aber auch einen festen Sitz, der allerdings auf den Radarschirmen von Pennsylvania Avenue, Capitol Hill und Pentagon nicht zu sehen sein sollte. Das Ergebnis war dieser »private Jachtclub«.

Er verfügte über die unabdingbaren Voraussetzungen für effektive Geheimdienstarbeit: Sieben Tage die Woche war er rund um die Uhr geöffnet und in Betrieb, mit zeitweiligem, aber kontinuierlichem Verkehr vom Wasser wie vom Land, der keinem festen Schema unterworfen war. In der Nähe der Straße und des Nebengleises, aber noch auf dem Gelände gab es einen Hubschrauberlandeplatz, der mehr wie eine unkrautüberwucherte Wiese aussah. Über die ganze Anlage verteilt hatte man die neuesten elektronischen Kommunikationsanlagen installiert, und die Sicherheitsvorkehrungen waren fast unbemerkbar, aber extrem effektiv. Nicht einmal eine Libelle konnte die Umzäunung überfliegen, ohne dass sie einer der Sensoren registrierte.

Klein war allein in seinem Büro. Nur die Geräusche, die sein kleiner Nachschicht-Mitarbeiterstab machte, drangen gedämpft durch die geschlossene Tür. Er hatte die Augen geschlossen und rieb sich die lange Nase. Seine Brille lag auf dem Schreibtisch. Er sah diesen Abend kein Jahr jünger aus als seine sechzig, seit er die Leitung von Covert-One übernommen hatte, war er merklich gealtert. Sein verschlossen wirkendes Gesicht war von neuen Falten zerfurcht, sein Haarsatz zwei Zentimeter höher gewandert. Eine neue Krise stand kurz vor dem Ausbruch.

Als seine Kopfschmerzen nachließen, setzte er sich zurück, öffnete die Augen, setzte die Brille auf und begann wieder an seiner allgegenwärtigen Pfeife zu paffen. Das Zimmer füllte sich mit Rauchwölkchen, die fast so schnell verschwanden, wie er sie erzeugte, abgesaugt von der starken Lüftungsanlage, die eigens zu diesem Zweck eingebaut worden war.

Auf seinem Schreibtisch lag ein aufgeschlagener Aktenordner, aber er sah ihn nicht an. Stattdessen rauchte er, klopfte mit dem Fuß auf den Boden und blickte alle paar Sekunden auf die Schiffsuhr an der Wand. Endlich öffnete sich links von ihm, unter der Uhr, eine Tür, und ein Mann mit einer SIG Sauer ging durch das Büro zur Außentür, schloss sie ab und stellte sich davor.

Sekunden später kam der Präsident herein. Er setzte sich in den Ledersessel vor Kleins Schreibtisch.

»Danke, Barney«, sagte er zu dem Sicherheitsbeamten.
»Ich sage Ihnen Bescheid, wenn ich Sie brauche.«

»Aber Mr. President ...«

»Sie können gehen«, befahl Castilla mit Nachdruck.
»Warten Sie draußen. Hier handelt es sich um eine Privatunterhaltung unter alten Freunden.« Zum Teil stimmte das. Er und Fred Klein kannten sich seit dem College.

Jeder Schritt des Sicherheitsbeamten war von Widerstreben begleitet, als er den Raum langsam erneut durchquerte.

Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, blies Klein eine kleine Rauchwolke aus. »Ich hätte auch, wie sonst immer, zu dir kommen können, Sam.«

»Nein.« Sam Castilla schüttelte den Kopf. Die Gläser seiner Titanbrille reflektierten das Deckenlicht mit einem

scharfen Blitzen. »Bis du mir nicht genau erzählt hast, was es mit diesem chinesischen Frachter auf sich hat – die *Dowager Empress*, nicht wahr? –, bleibt diese Geschichte unter uns und denen deiner Agenten, die du darauf ansetzt.«

»Sind die Lecks so schlimm?«

»Schlimmer«, sagte der Präsident. »Das Weiße Haus ist ein einziges Sieb. So etwas habe ich noch nie erlebt. Solange meine Leute die Quelle nicht finden können, treffe ich mich hier mit dir.« Der Ausdruck seines lang gezogenen Gesichts war tief besorgt. »Glaubst du, wir haben es hier mit einer zweiten *Yinhe* zu tun?«

Kleins Gedanken wurden unverzüglich in die Vergangenheit zurückversetzt: In das Jahr 1993, zu einem unangenehmen internationalen Zwischenfall, aus dem Amerika als großer Verlierer hervorgegangen war. Die *Yinhe*, ein chinesischer Frachter, war von China nach dem Iran unterwegs gewesen. Dem amerikanischen Geheimdienst hatten Berichte vorgelegen, denen zufolge das Schiff Chemikalien an Bord hatte, die zum Bau von Massenvernichtungswaffen verwendet werden konnten. Nachdem über die üblichen diplomatischen Kanäle nichts zu erreichen gewesen war, erteilte Präsident Bill Clinton der US Navy den Auftrag, die Verfolgung des Schiffes aufzunehmen und es nirgendwo landen zu lassen, bis man irgendeine Form von Lösung gefunden hatte.

China wies die Anschuldigungen erbost zurück. Führende Staatsoberhäupter schalteten sich ein. Verbündete erhoben Vorwürfe und Gegenvorwürfe. Und die Medien berichteten weltweit mit Riesenschlagzeilen über die Pattsituation, die sich endlos scheinende zwanzig Tage lang hinzog. Als China schließlich lautstark mit dem Sä-

bel zu rasseln begann, zwang die US Navy die *Yinhe* auf hoher See zum Beidrehen, und es kamen Inspektoren an Bord des Schiffs. Zur nicht geringen Verlegenheit der Amerikaner entdeckten sie jedoch nichts als landwirtschaftliche Geräte – Pflüge, Schaufeln und kleine Traktoren. Die Informationen waren falsch gewesen.

Klein schnitt eine Grimasse, denn er erinnerte sich nur zu gut an den für Amerika äußerst peinlichen Zwischenfall, unter dem die Beziehungen zu China, und auch zu dessen Verbündeten, jahrelang gelitten hatten.

Er paffte finster vor sich hin und fächelte den Rauch vom Präsidenten fort. »Haben wir es mit einer zweiten *Yinhe* zu tun?«, wiederholte er. »Vielleicht.«

»Es gibt wahrscheinliche ›Vielleichts‹ und unwahrscheinliche ›Vielleichts‹. Erzähl mir lieber alles, was du über die Sache weißt. In allen Einzelheiten.«

Klein drückte die Glut in seiner Pfeife nieder. »Einer unserer Agenten ist Sinologe und seit zehn Jahren für ein Konsortium amerikanischer Firmen tätig, die in Shanghai Fuß zu fassen versuchen. Er heißt Avery Mondragon und hat Informationen erhalten, denen zufolge die *Dowager Empress* Tonnen von Thiodiglykol und Thionylchlorid geladen hat, die für die Herstellung von Senfgas beziehungsweise Hautkampfstoffen und Nervengasen verwendet werden. Der Frachter ist bereits von Shanghai aus in See gestochen und in Richtung Irak unterwegs. Beide Chemikalien finden selbstverständlich auch in der Landwirtschaft Verwendung, aber in einem Land von der Größe des Irak nicht in solchen Mengen.«

»Wie zuverlässig sind die Informationen diesmal, Fred? Hundert Prozent? Neunzig?«

»Ich habe sie nicht zu Gesicht bekommen«, erwiderte Klein ruhig. Als er diesmal eine Rauchwolke ausstieß, vergaß er, sie wegzuwedeln. »Mondragon behauptet allerdings, sie liegen ihm schwarz auf weiß vor. Er hat das Originalmanifest, das Verzeichnis der tatsächlich auf dem Schiff beförderten Güter.«

»Na, großartig.« Castillas mächtiger Oberkörper mit den massigen Schultern schien plötzlich wie erstarrt. »Ich weiß nicht, ob du dir dessen bewusst bist, aber China gehört zu den Ländern, die das internationale Abkommen unterzeichnet haben, das Entwicklung, Produktion, Lageung und Einsatz von chemischen Waffen verbietet. Sie werden mit allen Mitteln zu verhindern versuchen, eines Bruchs dieses Abkommens überführt zu werden. Denn das könnte sie in ihren Bemühungen, sich einen immer größeren Anteil am Welthandel zu sichern, empfindlich zurückwerfen.«

»Eine verdammt prekäre Situation.«

»Eine weitere Panne unsererseits könnte uns gerade jetzt besonders teuer zu stehen kommen, nachdem sie kurz davor stehen, unser Menschenrechtsabkommen zu unterzeichnen.«

Als Gegenleistung für finanzielle und handelspolitische Zugeständnisse seitens der USA, für die der Präsident den störrischen Kongress mit Zuckerbrot und Peitsche hatte gewinnen müssen, war China bereit gewesen, ein bilaterales Menschenrechtsabkommen zu unterzeichnen, das seine Gefängnisse und Strafgerichtshöfe für UN- und US-Inspektoren öffnen, seine Straf- und Zivilgerichte westlichen und internationalen Standards angleichen und langjährigen politischen Häftlingen die Freiheit bringen wür-

de. Ein solches Abkommen hatte schon seit Dick Nixon höchste Priorität für amerikanische Präsidenten.

Sam Castilla wollte es auf keinen Fall vereitelt sehen. Aus persönlichen und menschenrechtlichen Gründen war nämlich sein Zustandekommen auch schon lange ein Traum von ihm. »Außerdem ist es eine verdammt brisante Situation. Wir dürfen nicht zulassen, dass dieses Schiff ... wie hieß es gleich wieder, *Dowager Empress*?«

Klein nickte.

»Wir dürfen nicht zulassen, dass die *Dowager Empress* mit waffenfähigen Chemikalien in Basra einläuft. So einfach ist das. Punkt.« Castilla erhob sich und begann, auf und ab zu gehen. »Wenn sich deine Informationen als zuverlässig erweisen und wir diese *Dowager Empress* näher unter die Lupe nehmen, wie werden die Chinesen reagieren?« Er schüttelte den Kopf und winkte seine eigenen Worte fort. »Nein, das ist nicht die Frage, oder? Wie sie reagieren könnten, wissen wir. Sie werden mit dem Säbel rasseln, lautstark protestieren und sich aufplustern. Die Frage ist, was werden sie tatsächlich *tun*?« Er sah Klein an. »Vor allem, wenn wir uns wieder täuschen.«

»Das kann niemand wissen oder vorhersagen. Andererseits kann kein Land riesige Armeen und Atomwaffen befehlen, ohne sie irgendwo, irgendwann einzusetzen zu wollen, und sei es auch nur aus dem Grund, die Kosten zu rechtfertigen.«

»Da bin ich anderer Meinung, Fred. Wenn die Wirtschaft eines Landes gesund ist und seine Bewohner zufrieden sind, ist es einem Staatsoberhaupt sehr wohl möglich eine Armee präsent zu haben, ohne sie einzusetzen.«

»Falls China natürlich den Vorfall als Vorwand benut-

zen will, dass es bedroht wird, könnten sie in Taiwan einfallen«, erklärte Fred Klein. »Das wollen sie schon seit Jahrzehnten.«

»Allerdings nur, wenn sie den Eindruck haben, dass wir nicht zurückslagen werden, ja. Jetzt, wo Russland in der Region keine so große Bedrohung mehr darstellt, wäre auch Zentralasien noch eine Möglichkeit.«

Der Leiter von Covert-One sprach die Worte aus, die keiner von beiden auch nur denken wollte: »Angesichts ihrer Langstreckenatomwaffen droht uns nicht weniger Gefahr als irgendeinem anderen Land.«

Castilla wehrte sich gegen ein Schaudern. Klein nahm die Brille ab und massierte seine Schläfen. Die zwei Männer blieben still.

Schließlich seufzte der Präsident. Er hatte eine Entscheidung getroffen. »Na schön, ich werde der Navy durch Admiral Brose den Befehl erteilen lassen, der *Dowager Empress* zu folgen und sie im Auge zu behalten. Wir werden es als routinemäßige Überwachung auf See ausgeben und niemanden außer Brose über die aktuelle Situation in Kenntnis setzen.«

»Die Chinesen bemerken natürlich, dass wir ihr Schiff beschatten.«

»Wir werden abzuwiegeln versuchen. Das Problem ist nur, ich weiß nicht, wie lange wir damit durchkommen können.« Der Präsident ging zur Tür und blieb stehen. Als er sich umdrehte, wirkte sein Gesicht länger und ernster, seine Hängebacken stärker ausgeprägt als sonst. »Ich brauche Beweise, Fred. Und zwar sofort. Beschaff mir dieses Güterverzeichnis.«

»Das kannst du haben, Sam.«

Mit besorgt hängenden Schultern nickte Präsident Castilla, öffnete die Tür und ging hinaus. Einer der Secret-Service-Agenten schloss sie.

Wieder allein, dachte Klein stirnrunzelnd über sein weiteres Vorgehen nach. Als er die Limousine des Präsidenten abfahren hörte, traf er eine Entscheidung. Er drehte sich zu dem kleinen Tisch hinter seinem Schreibtisch herum, auf dem die Telefone standen. Eines war rot – eine abhörsichere Direktverbindung zum Präsidenten. Das andere war blau. Es war ebenfalls abhörsicher. Er nahm den Hörer des blauen Apparats ab und wählte.

Mittwoch, 13. September Kaohsiung, Taiwan

Nach einem halb durchgebratenen Hamburger und einer Flasche taiwanesischem Lager im Smokey Joe's in der Chunghsiao Road 1 beschloss Jon Smith, ein Taxi zum Hafen von Kaohsiung zu nehmen. Er hatte noch eine Stunde Zeit bis zu den Nachmittagsveranstaltungen im Grand Hotel Hi-Lai, bei denen er sich mit seinem alten Freund Mike Kerns vom Pasteur-Institut in Paris treffen würde.

Smith war schon fast eine Woche in Kaohsiung – Taiwans zweitgrößter Stadt –, aber erst an diesem Tag hatte er Zeit gefunden, sich die Stadt anzusehen. Aber dieser gedrängte Zeitplan, hatte zumindest er die Erfahrung gemacht, war bei wissenschaftlichen Kongressen ganz normal. Er arbeitete für das US Army Medical Research Institute for Infectious Diseases oder kurz USAMRIID,

das medizinische Forschungsinstitut der US Army für ansteckende Krankheiten, und war sowohl Arzt und Molekularbiologe als auch Lieutenant Colonel der Army. Seine Forschungsarbeit über Anthrax-Abwehrstoffe hatte er vorübergehend ruhen lassen, um an diesem internationalen wissenschaftlichen Kongress über neueste Entwicklungen auf dem Gebiet der Molekular- und Zellbiologie teilzunehmen.

Aber wie Fische und Gäste begannen auch wissenschaftliche Kongresse nach drei oder vier Tagen zu stinken. Ohne Kopfbedeckung, in Zivilkleidung, ging er am Wasser entlang und sah sich den herrlichen Hafen an, den nach Hongkong und Singapur drittgrößten Containerhafen der Welt. Er war vor Jahren schon einmal hier gewesen, bevor man den Tunnel zur Hauptinsel fertig gestellt hatte und die paradiesische Insel ein weiterer verbauter Teil des Containerhafens geworden war.

Es war ein strahlender Sonnentag wie aus dem Bilderbuch, und die Insel Hsiao Liuchiu war am südlichen Horizont deutlich zu erkennen. Begleitet von kreisenden Möwen und dem geschäftigen Lärm des Hafens ging er weitere fünfzehn Minuten im hellen Sonnenschein spazieren. Hier war nichts vom Ringen um Taiwans Zukunft zu spüren, die vor allem davon abhing, ob der Inselstaat unabhängig blieb, oder ob man ihn erobern oder sonst irgendwie der Volksrepublik China einverleiben würde, die Taiwan immer noch als ihr Eigentum betrachtete.

Schließlich nahm er sich ein Taxi ins Hotel zurück. Kaum hatte er es sich auf dem Rücksitz bequem gemacht, begann das Handy in seinem Sportsakko zu vibrieren. Es war nicht sein reguläres Telefon, sondern das Spezial-

handy in der Geheimtasche. Das Telefon, das abhörsicher war.

»Smith«, meldete er sich leise.

»Wie geht's auf dem Kongress, Colonel?«, fragte Fred Klein.

»Langsam wird es langweilig«, gab er zu.

»Dann kann ein bisschen Abwechslung nicht schaden..«

Smith lächelte in sich hinein. Er war nicht nur Wissenschaftler, sondern auch Undercover-Agent. Die zwei Hälften seines Lebens auszubalancieren, war selten leicht. Er hatte nichts gegen »ein bisschen Abwechslung«, aber nichts zu Umfangreiches oder Zeitraubendes. Eigentlich wollte er durchaus wieder zum Kongress zurück. »Was ist es diesmal, Fred?«

Von seinem fernen Büro am Ufer des Anacostia River aus schilderte ihm Klein den Sachverhalt.

Smith spürte ein Frösteln, das sowohl Sorge wie Spannung verursachten. »Was soll ich tun?«

»Fahren Sie heute Abend auf die Insel Liuchiu. Zeitlich müsste das an sich zu schaffen sein. Mieten Sie sich in Linyuan ein Boot – wenn nötig, zahlen Sie einfach etwas mehr –, und seien Sie um neun auf der Insel. Punkt zehn Uhr finden Sie sich in einer kleinen Bucht an der Westküste ein. Genaue Lage, Orientierungspunkte und einheimische Bezeichnung wurden bereits an einen Covert-One-Mitarbeiter am American Institute in Taiwan gefaxt. Die Angaben werden Ihnen per Boten zugestellt.«

»Was passiert in dieser Bucht?«

»Sie treffen sich dort mit einem anderen Covert-One Agenten, Avery Mondragon. Das Kennwort lautet ›Or-

chidee«. Er übergibt Ihnen einen Umschlag mit dem Manifest der *Dowager Empress*. Das ist eine Aufstellung der Ladung des Schiffes, wie sie dem Irak in Rechnung gestellt wird. Anschließend fahren Sie direkt zum Flughafen von Kaohsiung. Dort wartet ein Hubschrauber eines unserer vor der Küste liegenden Kreuzer. Geben Sie dem Piloten das Manifest. Es soll umgehend ins Oval Office gebracht werden. Verstanden?«

»Dasselbe Kennwort?«

»Ja.«

»Und dann?«

Smith konnte den Leiter von Covert-One an seiner Pfeife saugen hören. »Dann kehren Sie zu Ihrem Kongress zurück.«

Die Verbindung wurde unterbrochen. Smith grinste. Ein einfacher, unkomplizierter Auftrag.

Wenige Augenblicke später hielt das Taxi vor dem Hi-Lai Hotel. Er bezahlte den Fahrer und betrat das Foyer, wo er auf den Mietwagenschalter zusteuerte. Sobald der Kurier aus Taipei eintraf, würde er auf der Küstenstraße nach Linyuan fahren und sich nach einem Fischerboot umsehen, das ihn unauffällig nach Liuchiu brachte. Wenn er keines mit Besatzung auftreiben konnte, würde er eines mieten und selbst fahren.

Als er das Foyer durchquerte, sprang ein kleiner, quiriger Chinese von seinem Sessel auf und stellte sich ihm in den Weg. »Ah, Dr. Smith, gut, dass ich Sie sehe. Es ist mir eine Ehre, Sie persönlich kennen zu lernen. Ihre Abhandlung über Dr. Chambords theoretische Arbeiten mit dem Molekularcomputer war ganz hervorragend. Eine Menge Denkanstöße.«

Smith lächelte in Erwiderung des Grusses wie des Kompliments. »Sie schmeicheln mir, Dr. Liang.«

»Keineswegs. Hätten Sie vielleicht Lust, heute mit mir und ein paar meiner Kollegen vom Biomedizinischen Institut Shanghai zu Abend zu essen? Wir interessieren uns sehr für die Arbeit von USAMRIID und CDC über neue virale Krankheitserreger, die uns alle gleichermaßen bedrohen.«

»Sehr gern«, erwiederte Smith glatt, mit einem Anflug von Bedauern in der Stimme, »aber ich bin heute Abend bereits verabredet. Vielleicht ginge es ja zu einem anderen Zeitpunkt?«

»Ich melde mich bei Ihnen, wenn es Ihnen recht ist.«

»Aber natürlich, Dr. Liang.« In Gedanken bereits bei Liuchiu und seiner Mission, ging Jon Smith zum Schalter weiter.

2

Washington, D. C.

Admiral Stevens Brose, breit und von imposanter Körperform, füllte seinen Sessel am Fußende des langen Konferenztisches im unterirdischen Situation Room des Weißen Hauses vollständig aus. Er nahm seine Mütze ab und strich erstaunt – und besorgt – über seinen grauen militärischen Bürstenschnitt. Präsident Castilla hatte wie immer den Platz am Kopfende eingenommen, aber sie waren die einzigen Anwesenden in dem großen Raum und tranken

ihren Morgenkaffee. Die Sitzreihen zu beiden Seiten des langen Tisches hatten etwas Ominöses in ihrer Verlassenheit.

»Was für Chemikalien, Mr. President?«, fragte Admiral Brose. Er war auch der Vorsitzende der Vereinigten Stabschefs.

»Thiodiglykol ...«

»Senfgas.«

»... und Thionylchlorid.«

»Senfgas und Nervengase. Verdammt schmerhaft und tödlich, alle beide. Eine schreckliche Art zu sterben.« Der dünne Mund und das mächtige Kinn des Admirals spannten sich. »In welchen Mengen?«

»Um die fünfzig Tonnen.«

»Das geht auf keinen Fall. Wenn ...« Brose verstummte abrupt und kniff seine fahlen Augen zusammen. Er ließ den Blick über die leeren Stühle an dem langen Tisch streichen. »Verstehe. Wir werden die *Dowager Empress* nicht auf See stoppen und durchsuchen. Sie möchten geheim halten, dass wir davon wissen.«

»Vorerst ja. Wir haben keine konkreten Beweise, jedenfalls nicht mehr, als wir im Fall der *Yinhe* hatten. Wir können uns keinen zweiten solchen Zwischenfall leisten, speziell angesichts der verminderten Bereitschaft unserer Verbündeten, uns bei einem militärischen Einschreiten zu unterstützen; und dann stehen die Chinesen auch noch kurz davor, unser Menschenrechtsabkommen zu unterzeichnen.«

Brose nickte. »Was soll ich dann in dieser Sache unternehmen, Sir? Außer alles für mich zu behalten?«

»Entsenden Sie ein Schiff, das die *Empress* im Auge be-

hält. Nahe genug, um gegebenenfalls einschreiten zu können, aber außer Sichtweite.«

»Außer Sichtweite vielleicht schon, aber sie werden merken, dass es da ist. Es wird auf ihrem Radar auftauchen. Wenn sie verbotene Chemikalien an Bord haben, dürfte zumindest der Kapitän Bescheid wissen. Er wird seine Besatzung zu größter Wachsamkeit anhalten.«

»Daran lässt sich nichts ändern. So sieht es aus, bis ich absolute Gewissheit habe. Wenn es kritisch wird, erwarte ich, dass Sie und Ihre Leute die Situation auf keinen Fall eskalieren lassen.«

»Haben wir jemand, der uns eine Bestätigung beschafft?«

»Das hoffe ich.«

Brose überlegte. »Wurde der Frachter am Monatsersten beladen, spätnachts?«

»So lauten meine Informationen.«

Brose überschlug etwas im Kopf. »Wie ich die Chinesen und Shanghai kenne, ist sie nicht vor dem frühen Morgen des Zweiten in See gestochen.« Er griff nach dem Telefon neben ihm und sah den Präsidenten an. »Sie gestatten, Sir?«

Samuel Castilla nickte.

Brose wählte und sagte in den Hörer: »Es ist mir egal, wie früh es ist, Captain. Beschaffen Sie mir, was ich brauche.« Er strich wieder mit der Hand über sein kurzes Haar, während er wartete. »Richtig, Heimathafen Hongkong. Ein Massengutfrachter. Fünfzehn Knoten. Sind Sie sicher? Gut.« Er legte auf. »Bei fünfzehn Knoten wären das mit einem Zwischenstop in Singapur, was gängige Praxis ist, etwa achtzehn Tage bis nach Basra. Wenn das

Schiff am Ersten gegen Mitternacht abgelegt hat, sollte es am frühen Morgen des neunzehnten, chinesischer Zeit, in der Straße von Hormuz eintreffen. Nach Persischer-Golf-Ortszeit drei Stunden früher und nach unserer Zeit am Abend des achtzehnten. Heute ist der dreizehnte. Folglich müsste der Frachter die Straße von Hormuz in frühestens fünf Tagen erreichen, und das ist der letzte Punkt, an dem wir legal an Bord gehen können.« Seine Stimme hob sich vor Besorgnis. »Nur fünf Tage, Sir! Das ist unser zeitlicher Rahmen, um diese heikle Situation zu bereinigen.«

»Danke, Stevens. Ich werde es weitergeben.«

Der Admiral stand auf. »Eine unserer Fregatten wäre für das, was Sie sich vorstellen, am besten geeignet. Genügend Muskeln, aber nicht zu dick aufgetragen. Und klein genug, um vielleicht eine Weile übersehen zu werden, wenn der Mann am Radar schläft oder faul ist.«

»Wie schnell könnte ein solches Schiff an Ort und Stelle sein?«

Brose griff erneut nach dem Telefon. Diesmal fiel das Gespräch sogar noch kürzer aus. Er legte auf. »In zehn Stunden, Sir.«

»Dann los.«

Liuchiu, Taiwan

Im grünen Schein seiner Uhr las Agent Jon Smith wieder einmal die Zeit ab. 22 Uhr 03. Er fluchte stumm. Mondragon hatte sich verspätet.

Er kauerte geduckt vor der messerscharfen Korallen-

formation, die die abgelegene Bucht umgab, und lauschte, aber das einzige Geräusch war das leise Rauschen des Südchinesischen Meeres, das auf den dunklen Sand hochschwappte und mit einem hörbaren Zischen zurückglitt. Der Wind war nur ein Hauch. Die Luft roch nach Salzwasser und Fisch. Ein Stück die Küste hinunter lagen, im Mondlicht reglos schimmernd, mehrere Boote. Die Tagesbesucher hatten die Insel mit der letzten Fähre von Penfu verlassen.

In anderen kleinen Buchten an der Westküste der Insel kampierten Leute, aber in dieser Bucht gab es nur das Rauschen des Meeres und die fernen Lichter von Kaohsiung, das etwa zwanzig Kilometer nordöstlich lag.

Smith sah wieder auf die Uhr – 22 Uhr 06. *Wo blieb Mondragon?*

Das Fischerboot aus Linyuan hatte ihn zwei Stunden zuvor im Hafen von Penfu abgesetzt, wo er sich ein Motorrad gemietet hatte und auf der Küstenstraße losgefahren war. Sobald er die in seinen Angaben beschriebene Stelle gefunden und nachdem er das Motorrad im Gebüsch versteckt hatte, war er zu Fuß hierher gekommen.

Jetzt war es bereits 22 Uhr 10, und er wartete unruhig, nervös. *Irgendetwas war schief gegangen.*

Er wollte gerade sein Versteck verlassen, um sich vorsichtig umzusehen, als er spürte, wie sich der grobe Sand bewegte. Er hörte nichts, aber die Haut in seinem Nacken begann zu kribbeln. Hastig packte er seine 9-mm-Beretta und machte sich bereit, sich seitwärts auf den Sand und hinter die Felsen zu werfen, als heißer, angespannter Atem sein Ohr streifte:

»Keine Bewegung!«

Smith erstarrte.

»Nicht einmal mit dem Finger.« Die tiefe Stimme war wenige Zentimeter von seinem Ohr entfernt. »Orchidee.«

»Mondragon?«

»Jedenfalls nicht der Geist des Vorsitzenden Mao«, antwortete die Stimme sarkastisch. »Obwohl er sich vielleicht hier irgendwo herumtreibt.«

»Ist Ihnen jemand gefolgt?«

»Schätze schon. Aber sicher bin ich nicht. Wenn ja, habe ich ihn abgeschüttelt.«

Wieder rieselte der Sand, und Avery Mondragon tauchte auf und kauerte sich neben Smith nieder. Er war klein, dunkelhaarig und dünn, wie ein zu großer Jockey. Mit einem harten Gesicht und einem hungrigen Ausdruck in seinen Raubtieraugen. Sein Blick schoss überallhin – über die Schatten der Bucht, auf die phosphoreszierende Brandung am Strand und hinaus auf die bizarren Koralenformationen, die in der Brandung wie Statuen aus dem dunklen Meer ragten.

»Bringen wir's hinter uns«, sagte Mondragon. »Wenn ich bis halb zwölf nicht in Penfu bin, schaffe ich es bis zum Morgen nicht aufs Festland zurück. Und wenn ich das nicht schaffe, fliegt meine Tarnung auf.« Er richtete den Blick auf Smith. »Sie sind also Lieutenant Colonel Smith, hm? Ich habe da so einiges über Sie gehört. Sie sollen gut sein. Ich hoffe nur, an diesen Geschichten ist auch was Wahres dran. Was ich für Sie habe, könnte man nämlich durchaus als hochbrisant bezeichnen.«

Er holte einen normalen Umschlag hervor und hielt ihn hoch.

»Das ist die Ware?«, fragte Smith.

Mondragon nickte und ließ den Umschlag wieder in seiner Jacke verschwinden. »Da gibt es noch ein paar Dinge, die Sie Klein sagen sollten.«

»Dann schießen Sie doch los.«

»In diesem Umschlag ist, was die *Dowager Empress* tatsächlich an Bord hat. Dagegen ist das so genannte offizielle Manifest – das bei der Exportkommission eingereicht wurde – reine Augenwischerei.«

»Woher wissen Sie das?«

»Weil dieser Aufstellung hier eine Rechnung beiliegt, die sowohl mit dem persönlichen Siegel des Direktors als auch mit dem offiziellen Firmensiegel abgestempelt ist, und weil sie an die Firma in Bagdad adressiert wurde. Außerdem geht aus diesem Manifest hervor, dass es in dreifacher Ausfertigung existiert. Ein Exemplar befindet sich bestimmt in Bagdad oder Basra, weil es ja zugleich die Rechnung für die Lieferung ist. Wo das andere Exemplar ist, weiß ich nicht.«

»Woher wollen Sie wissen, dass Sie nicht das Manifest haben, das bei der Exportkommission eingereicht wurde?«

»Weil ich diese Aufstellung, wie bereits gesagt, ebenfalls gesehen habe. Darauf ist die Schmuggelware nicht aufgeführt. Und das Siegel des Firmenchefs fehlt.«

Smith runzelte die Stirn. »Trotzdem heißt das noch lange nicht, dass auf das, was Sie hier haben, hundertprozentig Verlass ist.«

»Hundertprozentig ist auf nichts Verlass. Alles kann gefälscht werden – man kann Siegel nachmachen, und Firmen in Bagdad können nur auf dem Papier existieren. Aber das hier ist ein *Rechnungsmanifest* und verfügt über alle Er-

kennungsmerkmale eines innerbetrieblichen Dokuments, das zu Zahlungszwecken an die Empfängerfirma geschickt wird. Es ist für Präsident Castilla auf jeden Fall eine hinreichende Rechtfertigung, die *Empress* nötigenfalls auf hoher See anhalten und gründlich durchsuchen zu lassen. Abgesehen davon ist es ein wesentlich ›berechtigterer Grund‹, als es damals die Gerüchte in Zusammenhang mit der *Yinhe* waren, und wenn es *wirklich* eine Fälschung sein sollte, ist es der Beweis für ein Komplott in China, das dem Zweck dient, Unruhe zu stiften. Niemand, nicht einmal Beijing, könnte uns zum Vorwurf machen, entsprechende Sicherheitsvorkehrungen getroffen zu haben.«

Smith nickte. »Sie haben mich überzeugt. Geben Sie es ...«

»Da ist noch etwas.« Mondragon ließ den Blick über die Schatten der winzigen Bucht huschen. »Einer meiner Informanten in Shanghai hat mir etwas erzählt, was Sie unbedingt an Klein weitergeben sollten. Es steht aus nahe liegenden Gründen nicht in den schriftlichen Unterlagen. Er sagt, es gibt da einen alten Mann, der in einem Straflager in der Nähe von Chongqing festgehalten wird – das ist Chiang Kaisheks alte Hauptstadt aus dem Zweiten Weltkrieg, die wir im Westen noch unter dem Namen ›Tschungking‹ kennen. Er behauptet, er befindet sich seit der Machtergreifung 1949 durch die Kommunisten an verschiedenen Orten Chinas in Haft. Laut Aussagen meines Informanten spricht der Alte neben Mandarin auch eine ganze Reihe chinesischer Dialekte, aber er sieht ganz und gar nicht wie ein Chinese aus. Der alte Mann behauptet steif und fest, Amerikaner zu sein und David Thayer zu heißen.« Er hielt inne und sah Smith mit un-

durchdringlicher Miene an. »Und jetzt halten Sie sich fest ... er behauptet außerdem, Präsident Castillas leiblicher Vater zu sein.«

Smith erwiderte den Blick. »Das kann doch nicht Ihr Ernst sein. Jeder weiß doch, der Vater des Präsidenten war Serge Castilla, und er ist inzwischen tot. Die Presse hat lückenlos über diese Familie berichtet.«

»Eben. Genau das hat mich hellhörig gemacht.« Mondragon rückte weitere Details heraus. »Mein Informant sagt, er hat genau die Wendung ›Präsident Castillas leiblicher Vater‹ benutzt. Warum sollte der Kerl, falls er ein Schwindler ist, sich etwas ausdenken, was so leicht zu widerlegen wäre?«

Das war eine gute Frage. »Wie zuverlässig ist Ihr Informant?«

»Er hat mich nie auf eine falsche Fährte gelockt oder mir Desinformationen zugespielt, die für mich als solche zu erkennen waren.«

»Könnte es einer dieser Tricks der Regierung in Beijing sein? Vielleicht ein Versuch, den Präsidenten dazu zu bringen, beim Menschenrechtsabkommen einen Rückzieher zu machen?«

»Der alte Häftling behauptet, Beijing weiß nicht einmal, dass er einen Sohn hat, geschweige denn, dass er jetzt Präsident der Vereinigten Staaten ist.«

Fieberhaft rechnete Smith im Kopf Alter und Jahre nach. Numerisch war es möglich. »Wo genau wird dieser Alte ...«

»Runter!« Mondragon ließ sich bäuchlings auf den Sand fallen.

Mit klopfendem Herzen hechtete Smith hinter einen

Korallenblock, als von rechts, vom Wasser her, wütende chinesische Rufe, begleitet vom Feuer automatischer Waffen, ertönten. Mondragon robbte zu Smith hinter den Korallenblock und richtete sich geduckt auf. Seine 9mm-Glock kam neben Smiths Beretta zum Vorschein, und gemeinsam suchten sie das Dunkel der Bucht nach ihren Feinden ab.

»Sieht ganz so aus, als hätte ich sie nicht abgeschüttelt«, bemerkte Mondragon besorgt.

Smith vergeudete keine Zeit mit Vorwürfen. »Wo sind sie? Können Sie etwas sehen?«

»Absolut nichts.«

Smith zog ein Nachtsichtgerät aus seiner Windjacke und setzte es auf. Die Nacht nahm ein fahles Grün an, und die verschwommenen Korallenformationen draußen im Meer wurden deutlich erkennbar. Das galt auch für einen kleinen, mageren Mann mit nacktem Oberkörper, der neben einem der statuenartigen Pfeiler bis zu den Knien im Wasser stand. Er hielt eine AK-47 und spähte in die Richtung, wo Smith und Mondragon in Deckung gegangen waren.

»Einen habe ich entdeckt«, sagte Smith leise zu Mondragon. »Bewegen Sie sich ein bisschen. Zeigen Sie eine Schulter. Tun Sie so, als würden Sie rauskommen.«

Mondragon richtete sich halb auf und schob die linke Schulter vor, als wolle er gleich loslaufen. Der magere Kerl hinter dem Pfeiler eröffnete das Feuer.

Smith gab zwei gezielte Schüsse ab. Im grünen Licht zuckte der Mann zuerst nach hinten, dann fiel er nach vorn. Um seinen Körper breitete sich ein dunkler Fleck aus, als er mit dem Gesicht nach unten im Wasser trieb.

Mondragon war bereits wieder in Deckung gegangen und schoss ebenfalls. Irgendjemand, irgendwo in der Nacht, schrie auf.

»Dort drüber!«, stieß Mondragon hervor. »Rechts! Dort sind noch mehr!«

Smith riss seine Beretta nach rechts. Vier grüne Gestalten hatten ihre Deckung verlassen und rannten vom Meer auf die Küstenstraße zu. Ein fünfter lag hinter ihnen auf dem Strand. Smith feuerte auf den ersten Mann der ausschwärmenden Gruppe. Er sah, wie er sich ans Bein fasste und zu Boden ging, aber die zwei nachfolgenden Männer packten ihn an den Armen und brachten sich mit ihm in Deckung.

»Sie wollen uns seitlich umgehen!« Smith trat Schweiß auf die Stirn. »Zurück!«

Er und Mondragon sprangen auf und rannten über den Korallensand auf die Böschung zu, die die Bucht im Süden begrenzte. Eine von hinten kommende Salve verriet ihnen, dass sie es noch mit weiteren Angreifern zu tun hatten. Smith spürte, wie eine Kugel durch seine Windjacke fetzte. Von einem Adrenalinschub geputscht, hetzte er die Böschung hinauf und ging in dichtem Gestrüpp hinter einem Baum in Deckung.

Mondragon, der ihm folgte, zog sein rechtes Bein nach und sank hinter einem anderen Baum zu Boden.

Eine neue Salve ließ einen Sprühregen aus zerfetzten Blättern und Zweigen auf sie niedergehen und raubte ihnen fast die Luft zum Atmen. Sie behielten die Köpfe unten. Mondragon zog ein Messer aus einer Scheide an seinem Rücken, schlitzte seine Hose auf und untersuchte die Wunde an seinem Bein.

»Wie schlimm ist es?«, flüsterte Smith.

»Glaube nicht, dass es was Ernstes ist. Wird nur schwer werden, die Verletzung zu erklären, wenn ich morgen aufs Festland zurückkehre. Entweder muss ich mir Urlaub nehmen oder einen Unfall vortäuschen.« Er lächelte gequält. »Im Moment haben wir allerdings dringendere Probleme. Die kleine Gruppe ist inzwischen seitlich von uns, wahrscheinlich oben auf der Straße, und die anderen in der Bucht werden versuchen, uns auf sie zuzutreiben. Wir müssen uns weiter nach Süden zurückziehen.«

Smith nickte und kroch los. Sie kamen jedoch nur langsam voran in dem dichten Gestrüpp, das durch die vom Meer hereinwehende Gischt hart und widerstandsfähig geworden war. Außerdem musste Smith für Mondragon den Weg bahnen. Um ihre Pistolen halten zu können, robbten sie auf Zehenspitzen, Knie und Ellbogen weiter. Das Gestrüpp gab nur widerstrebend nach, und Geäst zerrte an ihren Kleidern und Haaren. Dünnerne Zweige brachen ab, zerkratzten ihre Gesichter und rissen ihnen Unterarme und Ohren blutig.

Endlich erreichten sie das Hochufer über einer anderen, weniger geschützten Einbuchtung in der Küste der Insel. Als sie hastig in Richtung Straße weiterkrochen, drangen von dort Stimmen durch die windstille Nacht. Hinter ihnen kamen vier stumme Schemen auf den Strand zu, von denen zwei bis zu den Knöcheln im Wasser stehen blieben. Eine der Silhouetten, größer als die anderen, bedeutete ihnen auszuschwärmen. Im sanften Mondlicht entpuppten sie sich als vier ganz in Schwarz gekleidete Männer, deren Köpfe unter Kapuzen verborgen waren.

Der Mann, der den Befehl zum Ausschwärmen gegeben hatte, beugte sich nach vorn. Smith hörte das Flüstern einer tiefen, rauen Stimme, die über ein tragbares Funkgerät Anweisungen erteilte.

»Chinesisch«, stieß Mondragon gepresst hervor. Er hatte starke Schmerzen. »Kann nicht alles verstehen, hört sich aber an wie das Mandarin, das in Shanghai gesprochen wird. Das heißt, sie sind mir wahrscheinlich aus Shanghai gefolgt. Der Kerl ist ihr Anführer.«

»Glauben Sie, jemand hat diesen Burschen einen Tipp gegeben?«

»Möglicherweise. Aber ich könnte auch einen Fehler gemacht haben. Oder ich bin schon seit Tagen observiert worden. Oder Wochen. Keine Ahnung. Jedenfalls sind sie hier, und sie kommen näher.«

Smith sah Mondragon prüfend an. Er schien so unverwüstlich wie das Salzwasser gewohnte Gestrüpp. Er hatte Schmerzen, aber er ließ sich nicht von ihnen aufhalten.

»Wir könnten es drauf ankommen lassen«, sagte Smith. »Könnten uns zur Straße durchschlagen. Trauen Sie sich das zu? Andernfalls verschanzen wir uns hier.«

»Sind Sie verrückt? Hier schlachten sie uns ab.«

Sie krochen tiefer ins Gestrüpp, fort vom Meer, und hatten sich gerade mühsam fünf Meter vorangekämpft, als hinter ihnen krachende Schritte durch das Unterholz brachen. Gleichzeitig sahen sie die andere Gruppe von vorn auf sie zukommen. Ihre Verfolger hatten ihren Plan durchschaut und rückten jetzt von beiden Seiten auf sie zu.

Smith fluchte. »Entweder haben sie uns gehört, oder sie haben unsere Spur entdeckt. Wir müssen weiter.

Wenn die von der Straße ganz nahe sind, greife ich sie direkt an.«

»Da wüsste ich was Besseres«, flüsterte Mondragon mit neuer Hoffnung in der Stimme. »Dort drüben ist eine Felsformation, hinter der wir uns verstecken können, bis sie vorbei sind. Wenn nicht, bietet sie zumindest genügend Deckung, um dort so lange durchhalten zu können, bis vielleicht jemand die Schüsse hört und uns zu Hilfe kommt.«

»Einen Versuch ist es auf jeden Fall wert«, stimmte ihm Smith zu.

Im Mondlicht ragte die Felsformation wie eine Ruine im Dschungel von Kambodscha oder Yucatan aus dem Gebüsch. Sie bestand aus bizarr geformten Korallenblöcken und bildete eine Art primitives Fort, mit Wällen auf allen Seiten und Öffnungen, durch die man schießen konnte, falls sich das als nötig erweisen sollte. Außerdem befand sich in der Mitte eine Vertiefung, in der sie fast nicht zu sehen wären, wenn sie sich ganz flach auf den Boden drückten.

Die Waffen im Anschlag, zogen sie sich dorthin zurück und lauschten im silbernen Mondschein auf die Geräusche der Insel. Smiths Kratzer und Aufschürfungen brannten vom Schweiß. Mondragon hievte, um eine weniger schmerzhafte Stellung zu finden, sein Bein herum. Sie standen unter Hochspannung, als sie so warteten, spähten, horchten ... Die Lichter von Kaohsiung glommen durch die Nacht; irgendwo bellte ein Hund, ein anderer fiel ein. Auf der fernen Straße fuhr ein Auto vorbei. Draußen auf dem Meer brummte der Motor eines spät zurückkehrenden Bootes.

Dann hörten sie wieder Stimmen, die im Shanghaier Dialekt etwas murmelten. Sie kamen näher. Immer näher. Füße knackten auf widerspenstigem Gestrüpp. Von Geäst halb verborgen, zogen schemenhafte Gestalten an ihnen vorbei. Eine blieb stehen.

Mondragon hob seine Glock.

Smith packte ihn am Handgelenk, um ihn zurückzuhalten. Er schüttelte den Kopf – *nicht*.

Der Schatten war ein großer Mann. Er hatte seine Kapuze zurückgeschlagen, und unter dem seltsam fahlroten Haar wirkte sein Gesicht farblos, fast wie gebleicht. Seine Augen reflektierten wie Spiegel, als sie die Korallenformation nach einer menschlichen Gestalt oder Bewegung absuchten. Smith und Mondragon hielten in der Vertiefung zwischen den Felsen den Atem an.

Der Rothaarige blieb noch eine Weile stehen und schaute sich langsam um.

Smith spürte, wie Schweiß seinen Rücken und seine Brust hinunterrann.

Dann drehte der Mann sich um und entfernte sich in Richtung Straße.

»Puuuuh.« Mondragon ließ leise den Atem entweichen.
»Das war ...«

Die Nacht um sie herum explodierte. Kugeln schlugen in die Korallen und pfiffen zwischen den Bäumen hindurch. Ein Hagel von Gesteinssplittern prasselte auf sie nieder. Die Dunkelheit selbst schien auf sie zu feuern, von allen Seiten zuckten Mündungsblitze auf. Der große Rothaarige hatte sie sehr wohl gesehen, aber er hatte gewartet und erst die anderen verständigt.

Smith und Mondragon erwidernten das Feuer, hielten

zwischen den mondbeschienenen UmrisSEN der Büsche und Bäume verzweifelt nach einem sichtbaren Feind Ausschau. Ihre Deckung war jetzt ein Manko geworden. Sie waren nur zu zweit. Nicht genug, um mindestens sieben Angreifer auf Distanz zu halten. Bald ging ihnen zudem die Munition aus.

Smith beugte sich zu Mondragon hinüber. »Wir müssen von hier weg. Versuchen, die Straße zu erreichen. Mein Motorrad ist nicht weit entfernt. Darauf haben wir beide Platz.«

»Von vorn ist der Beschuss schwächer. Nageln wir sie fest, versuchen wir, in diese Richtung auszubrechen. Machen Sie sich meinetwegen keine Gedanken. Ich schaffe das schon!«

Smith nickte. Er hätte das Gleiche gesagt. Bei den Mengen Adrenalin, die im Moment wie Lava durch ihre Adern strömten, wäre jeder von ihnen notfalls bis zum Mond gerannt.

Nachdem sie bis drei gezählt hatten, eröffneten sie das Feuer und stürmten hinter den Felsen hervor. Tief geduckt rannten sie, Sträuchern und Bäumen ausweichend, schnell auf die Straße zu. Wenige Augenblicke später hatten sie den Kreis der Angreifer durchbrochen. Wenigstens kam das Feuer jetzt von hinten, und die Straße war dicht vor ihnen.

Mondragon ächzte, taumelte und fiel, durch das dichte Gestrüpp brechend, zu Boden. Smith packte ihn unverzüglich am Arm, um ihm hochzuhalten, aber Mondragon reagierte nicht. Der Arm war ohne Kraft, leblos.

»Avery?«

Keine Antwort.

Smith ging neben dem am Boden liegenden Agenten in die Hocke, und er tastete an seinem Hinterkopf heißes Blut. Sofort fühlte er an seinem Hals nach dem Puls. Nichts. Fluchend sog er die Luft ein und durchsuchte Mondragons Taschen nach dem Umschlag. Gleichzeitig hörte er, wie die Killer, die möglichst wenig Lärm zu machen versuchten, durch das Gestrüpp näher kamen.

Der Umschlag war nicht mehr da. Hektisch durchsuchte Smith noch einmal jede Tasche und nahm alles an sich, was er fand. Er tastete Mondragons Körper ab, aber der Umschlag war weg. Eindeutig weg. Und er hatte keine Zeit mehr.

Leise fluchend sprintete er los.

Über dem Südchinesischen Meer hatten sich Wolken gebildet, die am Mond vorbeizogen und alles in un durchdringliches Dunkel hüllten, als er die Straße erreichte. Die Deckung, die ihm die Dunkelheit bot, war ein seltener Glücksfall. Erleichtert, aber wütend wegen Mondragons Tod rannte er über die Straße und warf sich, Deckung suchend, in den flachen Straßengraben.

Keuchend richtete er Mondragons Glock und seine Beretta auf die Bäume der anderen Seite. Und wartete, überlegte ... Der Umschlag hatte in einer von Mondragons Innen taschen gesteckt. Soweit er mitbekommen hatte, war Mondragon mindestens zweimal hingefallen. Dabei könnte der Umschlag herausgefallen sein; vielleicht auch, als sie durch das Gestrüpp gekrochen waren oder als ihre Jacken beim Laufen heftig um ihre Körper geschlackert waren.

Frustriert und voller Besorgnis packte er die zwei Pistolen fester.

Nach ein paar Minuten tauchte am Straßenrand eine einzelne Gestalt auf, sah sich, eine AK-47 im Anschlag, vorsichtig um und überquerte die Straße. Smith hob die Beretta. Der Mann hatte die Bewegung offensichtlich bemerkt und eröffnete blindlings das Feuer. Smith ließ die Glock fallen, zielte mit der Beretta und gab kurz hintereinander zwei Schüsse ab.

Der Mann fiel auf den Bauch und blieb reglos liegen. Smith packte die Glock wieder und feuerte aus beiden Waffen so schnell es ging. Von der anderen Straßenseite ertönten laute Rufe und Schmerzensschreie.

Ihr Echo noch in seinen Ohren, sprang er aus dem Straßengraben und preschte zwischen den Bäumen hindurch von der Straße fort ins Innere der Insel. Seine Füße stampften, seine Lungen brannten, sein ganzer Körper troff von Schweiß. Er wusste nicht, wie weit er rannte oder wie lang, aber er merkte, dass die typischen Hinweise darauf, dass er verfolgt wurde, ausblieben. Kein knackendes Unterholz. Keine raschen Schritte. Keine Schüsse.

Ganze fünf Minuten lang kauerte er sich hinter einen Baum. Sie kamen ihm wie fünf Stunden vor. Das Herz schlug ihm bis zum Hals. Hatten sie aufgegeben? Er und Mondragon hatten mindestens drei getötet, zwei verwundet und möglicherweise noch ein paar andere getroffen.

Aber das alles tat im Moment wenig zur Sache. Wenn die Verfolger von ihm abgelassen hatten, konnte das nur eines bedeuten – sie besaßen jetzt, weswegen sie gekommen waren. Sie hatten das geheime Ladeverzeichnis der *Dowager Empress* gefunden.

Washington, D. C.

Goldenes Sonnenlicht überflutete den Rosengarten des Weißen Hauses und bildete warme Rechtecke auf dem Boden des Oval Office, aber trotzdem empfand Präsident Castilla diesen Morgen irgendwie bedrohlich, als Charles Ouray, der Stabschef des Weißen Hauses, zur Tür hereinkam.

Ouray sah genauso unfroh aus, wie er sich fühlte. »Setzen Sie sich, Charlie«, sagte der Präsident. »Was gibt's?«

»Ich weiß nicht, ob Sie das wirklich hören wollen, Mr. President.« Er setzte sich aufs Sofa.

»Kein Glück mit den undichten Stellen?«

»Null.« Ouray schüttelte den Kopf. »Lecks solcher Größenordnung und Regelmäßigkeit, und das über ein ganzes Jahr hinweg, müssten eigentlich aufzuspüren sein, aber Secret Service, FBI, CIA und NSA tappen weiterhin völlig im Dunkeln. Sie haben jeden im Westflügel von der Poststelle bis zu den hochrangigen Mitarbeitern, mich eingeschlossen, auf Herz und Nieren überprüft. Die gute Nachricht ist, sie verbürgen sich dafür, dass keiner von uns für die Lecks verantwortlich ist. Die gesamte Belegschaft des Weißen Hauses bis hinunter zum Reinigungspersonal und den Gärtnern ist über jeden Verdacht erhaben.«

Der Präsident bildete mit den Händen ein Zelt und betrachtete finster seine Finger. »Na schön, und wer bleibt dann noch?«

Ouray sah ihn misstrauisch an. »Wer dann noch bleibt, Sir?«

»Ja, wer dann noch bleibt, Charlie? Wer wurde nicht überprüft, der Zugang zu den Informationen haben könnte, die nach draußen durchgedrungen sind? Die Pläne ... die allgemeine politische Marschrichtung. Lauter Dinge, die auf höchster Ebene diskutiert wurden.«

»Ich weiß, Sir. Aber ich verstehe trotzdem nicht recht, was Sie mit ›Wer bleibt dann noch übrig?‹ meinen. Niemand, kann ich ...«

»Haben Sie mich überprüft, Charlie?«

Ouray lachte gequält. »Natürlich nicht, Mr. President.«

»Warum nicht? Ich hatte doch Zugang zu diesen Informationen.«

»Nun, Sir, Sie zu verdächtigen wäre vollkommen absurd.«

»Das hieß es bei Nixon auch, bis man die Tonbänder fand.«

»Sir ...«

»Ich weiß, Sie denken, die Bänder haben dem Präsidenten den größten Schaden zugefügt. Das stimmt aber nicht. Den größten Schaden haben sie dem amerikanischen Volk zugefügt, aber ich glaube, langsam beginnen Sie mich zu verstehen.«

Ouray sagte nichts.

»Schauen Sie weiter oben nach, Charlie, und sehen Sie genau hin. Das Kabinett. Der Vizepräsident, der nicht immer einer Meinung mit mir ist. Die Vereinigten Stabschefs, das Pentagon, einflussreiche Lobbyisten, mit denen wir manchmal sprechen. *Niemand* ist über jeden Verdacht erhaben.«

Ouray beugte sich vor. »Glauben Sie wirklich, es könnte jemand so weit oben sein, Sam?«

»Natürlich. Egal, wer es ist, er – oder sie – bricht uns das Genick. Nicht so sehr die Informationen ... Dass die Presse, und sogar unsere Feinde, über unsere Pläne Bescheid wussten, bevor wir sie bekannt gaben – das war bisher nur peinlich. Nein, der größte Schaden besteht darin, dass unser gegenseitiges Vertrauen gelitten hat und die nationale Sicherheit potenziell bedroht ist. Im Moment kann ich keinem unserer Leute etwas Hochbrisantes anvertrauen, nicht einmal Ihnen.«

Ouray nickte. »Ich weiß, Sam. Aber ab jetzt können Sie mir wieder vertrauen.« Er lächelte, aber es war kein humorvolles Lächeln. »Ich wurde als vertrauenswürdig eingestuft. Es sei denn, Sie können FBI, CIA, NSA und Secret Service nicht mehr trauen.«

»Sehen Sie? Im Hinterkopf fangen wir sogar schon an, denen zu misstrauen.«

»Kann durchaus sein. Was ist mit dem Pentagon? Viele der durchgesickerten Informationen betrafen militärische Entscheidungen.«

»Politische Entscheidungen, keine militärischen. Langfristige Strategien.«

Ouray schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Vielleicht haben wir irgendwo einen ausländischen Maulwurf sitzen, so tief drinnen, dass ihn die Sicherheitsleute nicht finden können. Vielleicht sollten wir sie auffordern, tiefer zu graben? Nach einem professionellen Spion zu suchen, der sich hinter einem von uns versteckt?«

»Bitten Sie sie meinetwegen, dieser Möglichkeit nachzugehen. Aber ich glaube nicht, dass es ein Spion ist, egal, ob Amerikaner oder Ausländer. Dem Betreffenden geht es nicht darum, Geheimnisse zu stehlen. Vielmehr will er die

öffentliche Meinung – und damit unsere Entscheidungen – beeinflussen. Es muss jemand sein, der einen Vorteil daraus zieht, wenn sich unsere Politik ändert.«

»Genau«, stimmte ihm Ouray unbehaglich zu.

Der Präsident wandte sich wieder den Papieren auf seinem Schreibtisch zu. »Finden Sie die undichte Stelle, Charlie. Ich brauche Antworten, bevor mich diese Situation vollends lähmst.«

Donnerstag, 14. September Kaohsiung, Taiwan

Die Fenster von Jon Smiths Zimmer im zwanzigsten Stock des Grand Hotel Hi-Lai boten einen atemberaubenden Blick auf die flimmernde Nacht von Kaohsiung, von den sich über den ganzen Horizont erstreckenden Lichtern bis hinauf zum schwarzen, sternbesetzten Himmel. Aber an diesem Abend hatte Smith keine Augen dafür.

Zurück in seinem Zimmer, sah er zum dritten Mal Mondragons Brieftasche und Notizbuch durch. Er hatte dort einen Hinweis zu finden gehofft, wie der ermordete Covert-One-Agent an das Verzeichnis gekommen war. Der einzige Gegenstand, für den es keine Erklärung gab, war eine zerknitterte kleine Serviette aus einem Starbucks-Café, auf die mit Tinte ein Name geschrieben war – Zhao Yanji.

Smiths Handy meldete sich. Es war Fred Klein.

Kleins Begrüßung war eine Frage. »Haben Sie den Artikel am Flughafen abgegeben?«

»Nein«, antwortete Smith. »Ich habe schlechte Nach-

richten. Mondragon wurde getötet.« Die Stille am anderen Ende der Leitung kam einem Seufzen gleich.

»Das ist ja furchtbar. Ich habe lange mit ihm gearbeitet. Er war ein hervorragender Agent, und er wird mir fehlen. Ich werde seine Eltern verständigen. Es wird ein fürchterlicher Schock für sie sein.«

Smith atmete tief durch. Einmal. Zweimal. »Das tut mir aufrichtig Leid, Fred. Muss ganz schön hart für Sie sein.«

»Erzählen Sie, Jon. Was ist passiert?«

Smith berichtete ihm von dem Umschlag, dem Angriff und Mondragons Tod. »Die Killer waren Chinesen, aus Shanghai. Das Verzeichnis muss echt gewesen sein. Ich habe einen Anhaltspunkt, aber er ist ziemlich vage.« Er erzählte Klein von der Starbucks-Serviette.

»Sind Sie sicher, dass die Serviette aus Shanghai ist?«

»War Mondragon in den letzten Monaten irgendwo anders als in Shanghai?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

»Dann ist es eine Chance. Abgesehen davon ist es die einzige, die ich habe.«

»Glauben Sie, Sie kommen schnell nach Shanghai?«

»Ich denke schon. Am Kongress nimmt ein chinesischer Wissenschaftler teil, ein Dr. Liang, den ich sicher dazu überreden kann, mir sein Institut in Shanghai zu zeigen.« Er erzählte Klein von dem chinesischen Mikrobiologen, der unbedingt mit ihm sprechen wollte. »Es gibt nur drei Probleme. Ich spreche kein Wort Chinesisch, und ich habe keine Ahnung, wo in Shanghai die Starbucks-Cafés sind. Und schließlich wäre da noch meine Beretta. Ich habe keine Möglichkeit, sie nach China mitzunehmen.«

»Die Starbucks-Adressen lasse ich Ihnen nach Taipei faxen. Außerdem werde ich veranlassen, dass in Shanghai ein Dolmetscher für Sie bereit steht, der Ihnen auch eine Waffe besorgt. Kennwort: ›Latte macchiato.‹«

»Noch etwas.« Smith erzählte Klein von dem alten Mann in einem chinesischen Straflager, der behauptete, David Thayer zu heißen. Er wiederholte die Einzelheiten, die Mondragon ihm übermittelt hatte.

»Thayer? Mir ist nie etwas von einem Zusammenhang zwischen einem Thayer und dem Präsidenten zu Ohren gekommen. Hört sich nach einer Ente an.«

»Mondragons Informant behauptet, der alte Mann wäre eindeutig Amerikaner.«

»Ist der Informant zuverlässig?«

»Soweit sich das feststellen lässt, ja«, sagte Smith. »Zumindest nach Meinung Mondragons.«

»Ich werde es an den Präsidenten weiterleiten. Wenn der Mann Amerikaner ist, egal, um wen es sich tatsächlich handelt, wird Castilla Genaueres wissen wollen.«

»Dann werde ich versuchen, dieses Ladeverzeichnis in Shanghai aufzuspüren. Was ist mit den anderen Exemplaren?«

»Um die Kopie, die in Bagdad sein dürfte, werde ich mich kümmern. Mit etwas Glück werden wir uns keine Gedanken zu machen brauchen, wo das dritte Exemplar ist.« Klein hielt inne. »Vielleicht sollte ich Sie darauf hinweisen, Colonel, dass wir unter enormem Zeitdruck stehen. Berechnungen der Navy zufolge sind es nur noch fünf Tage, vielleicht sogar weniger, bis die *Empress* den Persischen Golf erreicht.«

Mittwoch, 13. September Washington, D.C.

Präsident Castilla nahm sein Mittagessen im Oval Office an dem massiven Kiefernholztisch ein, den er aus seinem Gouverneurssitz in Santa Fe mitgebracht hatte. Genau wie hier hatte er ihm auch dort schon als Schreibtisch gedient. In einer nostalgischen Anwandlung legte der Präsident sein Chili-Käse-Sandwich beiseite und drehte sich auf seinem neuen Sessel, um durch das Fenster auf den üppig grünen Garten und die Monamente in der Ferne hinauszuschauen, die ihm inzwischen richtig ans Herz gewachsen waren. Trotzdem schob sich über diesen Anblick in seinem Kopf ein anderes Bild – die breiten roten Sonnenuntergänge und die weite, leere und doch ständig lebendige Wüste um seine Ranch tief unten im Grenzland seines Heimatstaates New Mexico, wo man durchaus noch auf einen in freier Wildbahn lebenden Jaguar stoßen konnte. Mit einem Mal kam er sich alt und müde vor. Er wollte nach Hause.

Diese private Träumerei wurde durch das Erscheinen seines persönlichen Assistenten Jeremy beendet. »Mr. Klein ist hier. Er würde Sie gern sprechen, Sir.«

Der Präsident sah auf seine Schreibtischuhr. Wie spät war es jetzt in China? »Keine Anrufe oder Besucher, bis ich Ihnen Gegenteiliges sage.«

»Ja, Sir.« Der Assistent hielt die Tür auf.

Aus der Brusttasche von Fred Kleins Tweedsakko ragte ein Pfeifenstiel hervor, als er in den Raum geeilt kam.

Jeremy schloss die Tür hinter ihm, und Castilla winkte ihn zu dem englischen Clubsessel, einem Geschenk der

Queen. »Ich wäre heute Abend sowieso zum Jachtclub rausgekommen.«

»Diese Sache duldet keinen Aufschub. Angesichts der undichten Stellen kann ich mich nicht mal mehr auf das rote Telefon verlassen.«

Der Präsident nickte. »Haben wir das Ladeverzeichnis?«

Klein seufzte schwer. »Nein, haben wir nicht.« Er wiederholte Smiths Bericht.

Der Präsident verzog das Gesicht und schüttelte den Kopf. »Schrecklich. Wurde die Familie des Agenten benachrichtigt?«

»Selbstverständlich.«

»Wird für sie gesorgt?«

»Ja.«

Der Präsident blickte wieder aus dem hohen Fenster. »Glaubst du, sie würden gern mal ins Oval Office kommen, Fred?«

»Das geht nicht. Covert-One existiert nicht. Mondragon war Geschäftsmann, mehr nicht.«

»Es gibt Momente, in denen ist dieser Job noch schwerer als sonst.« Der Präsident hielt inne. »Na schön, wir haben also nicht, was ich haben müsste. Wann werden wir es haben?«

»Smith verfolgt eine Spur in Shanghai. Er wird der Sache vor Ort nachgehen. Als Guest der Volksrepublik China wird er mit Mikrobiologen aus einem ihrer Forschungsinstitute sprechen. Außerdem habe ich Leute in Beijing, Hongkong, Guangzhou und einigen der neuen Industriestädte, die dort in den letzten paar Jahren aus dem Boden geschossen sind. Sie halten nach Hinweisen Ausschau,

dass vielleicht Beijing das Ganze eingefädelt hat, außerdem versuchen sie Informationen über die *Dowager Empress* zu beschaffen, selbst wenn es nur Gerüchte sind. Und es besteht die Möglichkeit, dass wir in Bagdad ein Exemplar des Verzeichnisses auftreiben können. Ich setze gerade einen Agenten darauf an.«

»Gut. Ich lasse von der Navy eine Fregatte losschicken. Brose meint, es dauert allerhöchstens zehn Stunden, bis die *Empress* merkt, was wir vorhaben. Danach weiß China, und wahrscheinlich die ganze Welt, Bescheid.«

»Wenn das die Chinesen wollen ...« Klein zögerte.

Klein war sonst keiner, der zögerte. »Was ist, Fred? Wenn es etwas mit diesen Chemikalien zu tun hat, solltest du es mir lieber sagen.«

»Hat es nicht.« Klein zögerte wieder, überlegte, wie er es dem Präsidenten beibringen sollte.

Diesmal drängte ihn Castilla nicht, aber er runzelte verwundert die Stirn. Was brachte den sonst so unerschütterlichen Leiter von Covert-One aus der Fassung?

Schließlich begann Klein: »Es gibt da in einem chinesischen Straflager einen alten Mann, der behauptet, Amerikaner zu sein. Er sagt, dass er sich seit Chiang Kaisheks Niederlage 1949 in Haft befindet.«

Präsident Castilla nickte ernst. »Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es immer wieder Leute, denen das passiert ist. Wahrscheinlich sind es wesentlich mehr, als wir tatsächlich wissen oder ahnen konnten. Trotzdem ist es unerhört und vollkommen inakzeptabel, dass so jemand heute noch festgehalten wird. Es ist einer der Gründe, warum in das Menschenrechtsabkommen unbedingt auch aufgenommen werden sollte, dass ausländische Inspektoren

Zugang zu Kriegsgefangenenlagern erhalten. Wie dem auch sei, wenn das wahr ist und uns eine zuverlässige Bestätigung vorliegt, werden wir deswegen unverzüglich etwas unternehmen müssen. Hat dieser Amerikaner auch einen Namen?«

Klein beobachtete das Mienenspiel des Präsidenten. »David Thayer.«

Der Präsident zeigte keine Reaktion. Überhaupt keine Reaktion. Als ob er nichts gehört hätte. Als ob er immer noch darauf wartete, dass Klein den Namen des Mannes sagte. Dann blinzelte er, drehte sich auf seinem Stuhl, stand abrupt auf, ging zu dem Fenster hinter seinem Schreibtisch und schaute, die Hände hinter dem Rücken zu einem weißen Knoten verschränkt, nach draußen.

»Sam?«

Samuel Castillas Rücken war verkrümmt, als wäre er gerade geschlagen worden. »Nach so vielen Jahren? Wie ist das möglich? Es schien doch völlig ausgeschlossen, dass er noch am Leben sein könnte ...«

»Was ist passiert ...?«, begann Klein, verstummte aber sofort wieder. Begleitet von einem flauen Gefühl im Magen, kam ihm die Antwort auf seine Frage von selbst.

Der Präsident drehte sich um, setzte sich wieder und lehnte sich zurück. Sein Blick war auf etwas, zeitlich wie räumlich, weit Entferntes gerichtet. »Er verschwand spurlos, als ich noch in den Windeln lag. Das Außenministerium, das Militär, sogar Trumans persönlicher Stab – alle versuchten ihn zu finden; aber wie du weißt, haben wir Maos Kommunisten massiv bekämpft und stießen auf entsprechend wenig Gegenliebe bei ihnen. Immerhin gelang es uns, einige Geheiminformationen von den Sow-

jets und mehrere Hinweise von amerikanischen und britischen Quellen in China zu bekommen, die allesamt darauf hindeuteten, dass Thayer tot war. Entweder war er im Kampf gefallen, von den Kommunisten gefangen genommen und exekutiert oder von Chiangs eigenen Leuten beseitigt worden, weil er mit den Roten zu verhandeln versucht hatte. Bevor er verschwand, hatte er nämlich meiner Mutter erzählt, dass er genau das vorhätte.«

Er atmete tief durch und bedachte Klein mit einem verhaltenen Lächeln. »Serge Castilla arbeitete ebenfalls für das Außenministerium. Er war eng mit Thayer befreundet und leitete die Bemühungen des Außenministeriums, ihn zu finden, wodurch er fast wöchentlich mit meiner Mutter zu tun hatte. Weil ich noch so klein war, konnte sie mir nicht erklären, was eigentlich los war. Als ich vier wurde, hatten sich schließlich alle damit abgefunden, dass Thayer tot sein musste. Bei Serge und meiner Mutter führte schließlich eins zum anderen. Sie heirateten noch im selben Jahr, und er adoptierte mich. Damals war für mich Serge mein Vater, David Thayer war lediglich ein Name. Mit siebzehn, achtzehn erzählte mir meine Mutter schließlich alles, was sie über seine Zeit in China wusste; es war herzlich wenig. Ich sah keine Veranlassung, allen davon zu erzählen, denn für mich war Serge mein Vater. Er hatte mich großgezogen, bei Windpocken an meinem Bett gesessen und mir bei Schulaufsätzen geholfen, und ich habe ihn geliebt. Da wir den gleichen Nachnamen hatten, kam nie jemand auf die Idee, sich zu erkundigen, ob er auch mein leiblicher Vater wäre.«

Der Präsident schüttelte den Kopf, als wollte er sich auf diese Weise wieder in die Gegenwart zurückholen. Er

hielt Kleins besorgtem Blick unverwandt stand. »David Thayer ist Teil meiner Geschichte, aber zugleich habe ich keinerlei Erinnerungen an ihn.«

»Die Chancen stehen tausend zu eins, dass der Mann ein Schwindler ist, wahrscheinlich ein gewöhnlicher Krimineller, vermutlich nicht einmal Amerikaner. Er könnte Thayer begegnet sein, bevor dieser verschwand. Und jetzt, wo er sich in einem relativ offenen Straflager befindet, hat er von dir und deinen Bemühungen gehört, von China eine stärkere Einhaltung der Menschenrechte zu fordern, und sieht darin eine Möglichkeit, freizukommen.«

»Aber wie sollte er, wenn dem tatsächlich so wäre, herausgefunden haben, dass Thayer einen Sohn hatte, der irgendwann Präsident von Amerika geworden ist – wo dieser noch dazu den Nachnamen Castilla trägt?«

Klein runzelte die Stirn. »Übrigens, woher sollte dieser Mann, selbst wenn er wirklich David Thayer ist, etwas über dich wissen, Sam? Er weiß nur, dass er einen Sohn hatte, aber woher soll er wissen, dass seine Witwe Serge Castilla geheiratet hat?«

»Das ist ganz einfach. Falls dieser Mann tatsächlich David Thayer ist, braucht er doch nur zwei und zwei zusammenzählen. Er weiß, er hatte einen Sohn namens Samuel Adams und einen engen Freund namens Castilla. Und Castilla ist alles andere als ein geläufiger Name. Mein Lebensalter hätte genau gepasst.«

»Da hast du natürlich Recht«, gab Klein zu. »Aber was ist mit den undichten Stellen? Vielleicht haben wir im Weißen Haus einen Spion, der Beijing alles erzählt hat, und das ist jetzt eins ihrer raffinierten Komplotten.«

Der Präsident schüttelte den Kopf. »Ich habe nie zu verbergen versucht, dass Serge mich adoptiert hat, aber es kam einfach nie zur Sprache. Außer meinen nächsten Familienangehörigen weiß niemand, nicht einmal Charlie Ouray, wer mein leiblicher Vater ist und was aus ihm geworden ist. Nicht einmal du wusstest es. Ich wollte kein Mitleid erregen oder meine Mutter in Verlegenheit stürzen.«

»Irgendjemand weiß immer Bescheid – und erinnert sich, und fordert einen Preis.«

»Und du bist ein unverbesserlicher Zyniker.«

»Das ist bei mir berufsbedingt.« Klein lächelte bitter.

»Wahrscheinlich.«

Klein zögerte erneut. »Also gut. Wir können jedenfalls nicht grundsätzlich ausschließen, dass an der Sache nichts dran ist. Er *könnte* dein Vater sein. Und wenn er es ist, was willst du dann tun?«

Der Präsident lehnte sich wieder in seinen Sessel zurück, nahm die Brille ab und strich mit seinen großen Händen über sein Gesicht. Er seufzte schwer. »Ich will ihn natürlich unbedingt bei mir haben. Ich kann mir im Moment nichts vorstellen, was mein angegriffenes altes Herz mehr freuen würde. Stell dir vor, mein richtiger Vater lebt noch. Stell dir das mal vor! Unglaublich. Obwohl ich Serge sehr mochte, habe ich als kleiner Junge immer wieder von David Thayer geträumt.« Er hielt inne. Aus seinem Gesicht sprachen Melancholie und lange zurückliegender Trennungsschmerz.

Dann hob er die Schultern und wischte alles mit einer Handbewegung beiseite. »Also schön. Das war der Traum. Aber jetzt ganz konkret: Was will der Präsident der Ver-

einigten Staaten? Natürlich will ich ihn aus China rausholen. Er ist Amerikaner. Deshalb verdient er die uneingeschränkte Unterstützung seines Landes. Wie bei jedem Amerikaner, der durchgemacht hat, was er durchgemacht hat, möchte ich mich mit, ihm treffen, ihm für seinen Einsatz danken und ihm die Hand schütteln. Aber davon abgesehen, gilt es auch weltpolitische Konsequenzen zu berücksichtigen. Da ist die *Dowager Empress* und da ist das Potenzial einer tödlichen Fracht, die sie in ein Land befördert, das uns gern vernichten würde.«

»Allerdings.«

»Wenn wir herausfinden, dass das Schiff die Chemikalien an Bord *hat* und wenn wir es stoppen müssen, kann ich mir nicht vorstellen, dass das Abkommen zu Stande kommt. Jedenfalls nicht dieses Jahr und wahrscheinlich nicht, bevor eine neue Regierung am Ruder ist. Es wird eher zu weiteren Verzögerungen kommen, in deren Verlauf die Chinesen versuchen werden, sich Klarheit über unsere Absichten ihnen gegenüber zu verschaffen. Angeichts seines Alters wird Thayer wahrscheinlich nie die Freiheit erlangen.«

»Wahrscheinlich nicht, Sam.«

Der Präsident verzog das Gesicht, aber seine Stimme war fest und unnachgiebig, als er fortfuhr: »Allerdings darf das bei unserer Entscheidung keine Rolle spielen. Nicht einen Augenblick lang. Wenn die *Empress* Chemikalien an Bord hat, muss sie aufgehalten und nötigenfalls sogar versenkt werden. Vorerst unternehmen wir jedenfalls nichts wegen dieses alten Mannes in China. Ist das klar?«

»Vollkommen, Mr. President.«

Donnerstag, 14. September Shanghai, China

Die Air-China-Maschine aus Tokio flog vom Ostchinesischen Meer einen weiten Bogen über das immense Delta des Jangtse. Durch sein Fenster betrachtete Jon Smith die grüne Landschaft, die dicht gedrängten Häuser und den Dunst, der sich wie Wattebüschle in den tiefer gelegenen Teilen einer der bedeutendsten Metropolen Asiens festgesetzt hatte.

Während er sich in Gedanken mit dem Problem des verloren gegangenen Ladeverzeichnisses und den beängstigenden Folgen seines Verlusts beschäftigte, wanderte sein Blick vom dicht befahrenen Jangtse nach Norden zur Insel Chongming. Als die Maschine Punkt 13 Uhr 22 auf dem Pudong International Airport landete, war er mit seinen Überlegungen noch zu keinem Ergebnis gekommen, außer dass es wahrscheinlich wichtiger war, keine chemischen Waffen in die Hände eines feindlichen Staates fallen zu lassen, als das Scheitern des Menschenrechtsabkommens zu verhindern.

Umringt von lächelnden Kollegen, begleitete Dr. Liang Tianning Dr. Jon Smith aus dem Flugzeug. Wenn auch nach westlichen Maßstäben nicht besonders groß, war der Terminal mit seinen üppigen Zierpflanzen und den hohen blauen Decken dennoch ultramodern. Vor den Abfertigungsschaltern drängten sich Männer in Business-Anzügen, Chinesen wie Europäer, Sinnbild für Shanghais Ambitionen, das New York Asiens zu werden. Einige we-

nige sahen Smith und seine Begleiter an, aber die Blicke offenbarten nur gelangweilte Neugier, sonst nichts.

Vor dem Flughafengebäude wartete inmitten gieriger Taxis eine schwarze Limousine. Kaum hatten die Ankommlinge auf dem Rücksitz Platz genommen, fuhr der Chauffeur los. Er schaffte es, drei Taxis und zwei um ihr Leben rennenden Fußgängern auszuweichen. Um sich zu vergewissern, dass ihnen nichts passiert war, drehte sich Smith um. Sonst schien niemand auch nur die geringste Notiz davon zu nehmen, was einiges über das lokale Verkehrsverhalten aussagte. Smith wurde bei dieser Gelegenheit auf einen kleinen, dunkelblauen Jetta-VW aufmerksam, der unter den Taxis geparkt hatte, aber inzwischen direkt hinter der Limousine herfuhr.

Erwartete ihn sonst noch jemand – jemand, der nichts mit Molekularbiologie zu tun hatte und nicht sicher war, ob er tat sächlich der war, für den sich Dr. Liang interessierte? Der Fahrer des Jetta war vielleicht ein normaler Shanghaier, der unerlaubterweise auf dem Taxistandplatz statt im Parkhaus geparkt hatte, um einen heimkehrenden Freund oder Angehörigen abzuholen. Trotzdem fand es Smith etwas seltsam, dass er im gleichen Moment wie sie vom Flughafen losgefahren war.

Aber er erwähnte Dr. Liang gegenüber nichts davon. Während die Wissenschaftler über virale Krankheitserreger diskutierten, fuhr die Limousine auf eine Stadtautobahn und durchquerte in westlicher Richtung das sumpfige Delta, das sich auf den ganzen dreißig Kilometern Fahrt kaum über Meereshöhe erhob. Shanghais gezackte Skyline kam in Sicht – eine neue Stadt, fast gänzlich eine Errungenschaft der letzten zehn Jahre. Zuerst erreichten

sie das rasch wachsende Wirtschaftsviertel Pudong mit der Nadelspitze des Oriental Pearl Tower und dem gedrungeneren, aber trotzdem stolze achtundachtzig Stockwerke hohen Jin Mao Building. Aufwändige Architektur mit jedem nur erdenklichen Luxus- und High-tech-Beiwerk. Noch vor zwölf Jahren war hier flaches Marschland gewesen, das die riesige Metropole mit Gemüse versorgt hatte.

Das Gespräch in der Limousine drehte sich jetzt um den Ablauf von Smiths Besuch. Sie hatten Pudong hinter sich gelassen, den Huangpu unterquert und Puxi und den Bund erreicht, jenen Teil der City, der bis 1990 das Herz des alten Shanghai gewesen war. Inzwischen ragte eine Phalanx von blitzenden Wolkenkratzern über den klassizistischen Geschäftsgebäuden aus der Kolonialzeit der Stadt empor.

Auf dem Platz des Volkes konnte sich Smith aus nächster Nähe einen Eindruck von den Autos, Fahrrädern und Passanten verschaffen, die die Straßen verstopften – ein Meer aus ständig in Bewegung befindlichem Leben. Er nahm sich ein paar Sekunden Zeit, um alles auf sich einwirken zu lassen: Die umfangreichen Neubauten, die Demonstration ungeheuren Reichtums, die auf engstem Raum zusammengedrängten Menschen. Shanghai war Chinas einwohnerstärkste Stadt, größer sogar als Hongkong oder Beijing. Aber Shanghai wollte mehr. Es wollte eine Sonderstellung auf der Bühne der Weltwirtschaft. Zwar erwies er der Vergangenheit mit gebeugtem Kopf seinen Respekt, aber sein Interesse galt der Zukunft.

Als die Limousine nach rechts in Richtung Fluss bog, setzte Dr. Liang fast händeringend an: »Wollen Sie wirk-

lich kein Zimmer im Grand Hyatt im Jin Mao Tower, Dr. Smith? Es ist ein modernes Hotel, sehr luxuriös. Die Restaurants und der Komfort sind unübertroffen. Glauben Sie mir, dort wären Sie optimal untergebracht. Außerdem ist von dort unser Biomedizinisches Forschungsinstitut in Zhangjiang wesentlich, einfacher zu erreichen. Ins Institut werden wir nämlich weiterfahren, sobald Sie Ihr Hotelzimmer bezogen haben. Das Friedenshotel hat zwar durchaus historischen Charakter aber es kann nicht annähernd auf vier Sterne verweisen.«

Die Rechercheure von Covert-One hatten für Smith herausgefunden, dass es in Shanghai im Moment nur drei Starbucks-Cafés gab, die sich alle auf der Puxi-Seite des Flusses befanden, zwei nicht weit vom Bund.

Smith antwortete lächelnd: »Ich wollte immer schon mal im alten Friedenshotel absteigen, Dr. Liang. Nennen Sie es meinewegen eine Marotte eines Geschichtsbegeisterten.«

Der Wissenschaftler seufzte. »Wenn das so ist. Natürlich.«

Die Limousine fuhr jetzt auf der Uferpromenade, die auf der einen Seite von den Kolonialbauten des Bund, auf der anderen vom breiten, behäbig dahinströmenden Huangpu gesäumt wurde. Smith schaute auf die herrschaftlichen Häuser hinaus, die sich am Fluss entlangzogen. Hier schlug das Herz der alten Britischen Konzession, die sich, 1842 entstanden, fast ein Jahrhundert lang hatte halten können, bis die Stadt schließlich im Zweiten Weltkrieg von den Japanern eingenommen worden war.

Dr. Liang beugte sich vor und deutete aus dem Fenster. »Dort ist Ihr Friedenshotel.«

»Ja, ich sehe es. Danke.«

Von einer grünen Pyramide gekrönt, bestand es aus zwölf Stockwerken gotischer Architektur im Stil der Chicago School. Ein berüchtigter Shanghaier Millionär, Victor Sassoon, hatte es 1929 gebaut, nachdem er mit Opium- und Waffenhandel ein Vermögen verdient hatte.

Als die Limousine vor dem bogenförmigen Eingangsportal hielt, sagte Dr. Liang zu Smith: »Ich werde Ihr Zimmer im Namen des Biomedizinischen Instituts buchen.« Er stieg aus.

Smith folgte ihm und nahm eine unauffällige Rundumspktion seiner Umgebung vor. Der dunkelblaue Jetta, der mit ihnen vom Flughafen losgefahren war, ließ sich nirgendwo sehen. Doch als er in die Drehtür trat, stellte er fest, dass auch der Chauffeur der Limousine ausgestiegen war und die Motorhaube geöffnet hatte, um nach dem Motor zu schauen, der, zumindest für Smiths Ohren, mit der Präzision eines Schweizer Uhrwerks gelaufen war.

Das Foyer war im Art Deco-Stil eingerichtet und hatte sich seit den wilden Zwanzigern, die in Shanghai besonders wild gewesen waren, kaum verändert. Dr. Liang führte Smith über den weißen italienischen Marmorboden zur Rezeption. Der hochnäsige Portier behandelte Dr. Liang ziemlich von oben herab, als er das Zimmer buchte, und gab sich wenig Mühe, seine Arroganz zu verbergen.

Dr. Liang sagte etwas in tiefem, schroffem Chinesisch zu ihm, und Smith hörte etwas heraus, das sich wie der Name des Forschungsinstituts anhörte. In den Augen des Portiers blitzte Furcht auf. Sofort verhielt er sich dem Gast aus dem Westen gegenüber fast unterwürfig. Trotz der Aura von ungebremstem Kapitalismus, die das Wach-

stum der Stadt umgab, lag Shanghai in China, und China war immer noch ein kommunistisches Land. Dr. Liang schien um einiges einflussreicher zu sein, als er auf dem Kongress in Taiwan hatte durchscheinen lassen.

Der Portier rief einen Hoteldiener, und Dr. Liang reichte Smith seinen Zimmerschlüssel. »Zu meinem Bedauern bekam ich keine Suite genehmigt, aber Ihr Zimmer wird sehr groß und komfortabel sein. Möchten Sie sich noch frisch machen, bevor wir zum Institut weiterfahren?«

»Heute noch?« Smith spielte den Überraschten. »Ich fürchte, ich wäre nicht ganz auf der Höhe, Dr. Liang. Ich war gestern noch bis spät in die Nacht hinein in Meetings und Besprechungen. Bitte gönnen Sie mir einen Tag Ruhe, damit ich morgen Früh unseren Kollegen auch wirklich gerecht werden kann.«

Dr. Liang war sichtlich konsterniert. »Ach so ... natürlich, wenn Sie meinen. Ich werde meinen Leuten Bescheid geben den Terminplan umzustellen. Aber wenigstens zum Abendessen werden Sie uns doch Gesellschaft leisten? Es wäre uns allen ein großes Vergnügen, Ihnen die Schönheiten Shanghai bei Nacht zu zeigen.«

Smith widerstand dem Impuls, sich zu verneigen; das war keine chinesische Sitte. »Sehr gern, danke. Aber ginge es vielleicht etwas später? Wäre Ihnen neun Uhr recht?«

»Kein Problem. Wir werden Sie hier abholen.« Liang lächelte und nickte verständnisvoll. Aber in seiner Stimme war ein schneidender Unterton, als er hinzufügte: »Wir werden schon darauf achten, dass Sie nicht zu spät ins Bett kommen, Dr. Smith. Das verspreche ich Ihnen.«

War Argwohn hinter den Worten und dem Lächeln verborgen? Oder verlor Dr. Liang einfach die Geduld? Für einen gewöhnlichen Wissenschaftler schien er dem Portier etwas zu viel Angst eingejagt zu haben. Smith war sich sehr deutlich bewusst, dass er den Verdacht seines Kollegen erregt haben könnte, indem er ihn in Taiwan zunächst abgewimmelt, dann aber wenige Stunden später von sich aus aufgesucht und ihm wenn auch noch so subtil, zu verstehen gegeben hatte, dass er nicht abgeneigt wäre, einer umgehenden Einladung in sein Institut Folge zu leisten. Aber angesichts des Zeitdrucks hatte er dieses Risiko eingehen müssen.

Misstrauisch oder nicht, wenigstens lächelte der Wissenschaftler, als er sich verabschiedete. Smith beobachtete durch die Glastür, wie er bei der Limousine stehen blieb. Der Fahrer erschien von irgendwoher und redete hastig und eindringlich auf Liang ein. Beide stiegen ein, und die Limousine fuhr rasch davon.

Ein Hoteldiener hatte bereits den Koffer Smiths auf sein Zimmer gebracht. Als Smith im Lift nach oben fuhr, kreisten seine Gedanken weiter um Dr. Liang, den Chauffeur, der einen Motor inspizierte, der keiner Inspektion bedurfte, und den dunkelblauen Jetta. In seinem Zimmer wartete der Koffer bereits auf ihn, und der Hoteldiener war weg – Trinkgelder waren in der Volksrepublik verpönt, obwohl es sich dabei, wie Shakespeare schon im *Hamlet* schrieb, um einen Brauch handelte, dessen Befolgung mehr geschätzt wurde als ein Verstoß dagegen.

Was das Zimmer anging, hatte Dr. Liang nicht zu viel versprochen. So groß wie eine kleine Suite in modernen amerikanischen oder europäischen Luxushotels, hatte es

Stil und Atmosphäre. Das große Doppelbett stand in einer holzvertäfelten Nische, die von antiken Nachttischlampen gedämpft beleuchtet war. Außerdem gab es eine gemütliche Sitzecke mit Sesseln und einem Couchtisch, einen Schreibtisch mit Leder bespannter Platte, grüne Efeupflanzen und ein richtiges Bad hinter einer hölzernen Kassettentür. Mit den gemusterten Chintzstoffen und den runden Ziertischchen wirkte das Zimmer sehr britisch. Die Fenster waren großflächig, aber der Blick war alles andere als berauschend – weder der Fluss noch Pudong und die zwei Hängebrücken oder der Bund waren zu sehen. Statt dessen blickte Smith auf die älteren und niedrigeren Bürogebäude und Wohnhäuser der Millionenbevölkerung hin aus, die die große Stadt ernährte und verwaltete.

Smith sah in seinen Koffer. Das nicht zu erkennende Fädchen, das er daran angebracht hatte, war unangetastet. Das hieß, niemand hatte ihn durchsucht. Er gelangte zu der Überzeugung, dass er zu nervös war, möglicherweise überreagierte ... Trotzdem, irgendwo da draußen waren das echte Ladeverzeichnis der *Empress* sowie die Leute, die es ausgestellt, und die Leute, die es Mondragon gestohlen hatten. Sie steckten möglicherweise, aber nicht notgedrungen unter einer Decke. Jedenfalls war er ziemlich sicher, dass einige ihn deutlich genug zu sehen bekommen hatten, um ihn wiederzuerkennen. Inzwischen wussten sie vielleicht sogar schon seinen Namen.

Umgekehrt war alles, worauf er sich stützen konnte, ein flüchtiger Blick auf den großen, kräftig gebauten Anführer der Angreifer – einen Han-Chinesen mit ungewöhnlichem rotem Haar –, und ein auf eine Kaffeehauserviette gekritzelter Name.

Er wollte sich gerade ans Auspacken machen, als er auf dem Flur Schritte hörte. Er hielt inne, lauschte. Vor seiner Tür hörte das Geräusch auf. Sein Puls ging schneller, als er auf Zehenspitzen zur Wand schlich, sich mit dem Rücken dagegendrückte und wartete.

Als Dr. Liang im biomedizinischen Forschungszentrum eintraf, deutete die Sekretärin mit dem Kopf auf sein Büro. »Es wartet bereits jemand auf Sie, Dr. Liang. Er will wegen Ihres Anrufs mit Ihnen sprechen. Ich ... er ist einfach reingegangen.« Sie blickte auf die Hände in ihrem Schoß hinab und schauderte. Sie war jung und schüchtern, wie er seine Sekretärinnen am liebsten hatte. »Ich finde ihn ziemlich unangenehm.«

»Er ist ein bedeutender Mann«, rief ihr Dr. Liang in Erinnerung. »Jedenfalls niemand, dem Sie Ihre Abneigung so offen zeigen sollten. Bitte keine Anrufe, solange er hier ist. Haben Sie verstanden?«

Sie nickte, immer noch mit gesenktem Blick.

Als Dr. Liang sein Büro betrat, lehnte der Mann an dem Aktenschrank, der dem Schreibtisch gegenüberstand. Er grinste und pfiff wie ein spitzbübischer kleiner Junge vor sich hin.

Dr. Liangs Stimme war unsicher. »Ich weiß nicht, was ich dem, was ich am Telefon gemeldet habe, noch hinzufügen könnte, Major Pan.«

»Möglicherweise nichts. Aber das werden wir gleich herauszufinden versuchen.«

Major Pan Aitu war klein und pummelig, mit weichen Händen, sanfter Stimme und einem gütigen Lächeln. Er trug einen konservativen grauen Anzug, eine geblümte

Ansteckfliege und eine Hornbrille. Es war nichts Furcht einflößendes an ihm, bis man hinter die Gläser seiner Brille schaute. Die Augen waren völlig starr. Wenn er lächelte, taten es die Augen nicht. Wenn er sich mit seiner ruhigen Stimme unterhielt, leuchteten die Augen nicht auf oder gaben Interesse zu erkennen. Sie beobachteten. Sie sahen einen an, aber sie sahen einen wiederum auch nicht. Es war, egal, in welchem Moment, nicht möglich zu sagen, was sie sahen.

»Erklären Sie mir erst einmal, wieso dieser Dr. Jon Smith Ihren Verdacht erregt hat«, sagte Major Pan. »Hat er Fragen gestellt?«

»Nein, nein. Nichts dergleichen.« Liang ließ sich in seinen Schreibtischsessel sinken. »Mir kam es nur seltsam vor, dass er in Taiwan noch sehr interessiert wirkte, aber als wir dann einen sofortigen Besuch im Forschungszentrum organisierten, war er plötzlich zu müde. Er meinte, morgen wäre ihm lieber.«

»Glauben Sie denn nicht, dass er müde ist?«

»In Taiwan, auf dem Kongress, wirkte er nicht müde. Auf dem Flughafen in Taipei war er sogar ziemlich aufgedreht.«

»Erzählen Sie mir genau, was in Taiwan passiert ist.«

Liang schilderte, wie er Smith angesprochen und zu einem Essen mit ihm und seinen Institutskollegen eingeladen hatte und wie Smith ihn auf später vertröstet hatte.

»Gewannen Sie den Eindruck, dass er an diesem Abend gar nichts anderes vorhatte?«

Dr. Liang schnalzte mit der Zunge, als er nachdachte. »Er reagierte ... na ja ... irgendwie ausweichend. Sie wissen doch, wie das ist, wenn jemand auf etwas nicht vorbe-

reitet ist; und dann versucht, sich rasch eine höfliche Ausrede einfallen zu lassen?«

Major Pans Nicken galt ebenso sehr sich selbst wie Liang. »Das war, als sie sich darauf einigten, sich zu einem passenderen Zeitpunkt zu verabreden, um über biomeditzinische Fragen zu sprechen?«

»Ja.« Major Pan hatte etwas an sich – vielleicht die Art, wie er immer zu warten schien –, das sein jeweiliges Gegenüber dazu verleitete, mehr zu sagen, als er beabsichtigte. »Mir schien das wünschenswert. Seine Arbeit bei USAMRIID ist sehr interessant. Wir würden sehr gern wissen, was sie dort machen. Vielleicht gibt es da etwas, was uns in unserer Arbeit voranbringen könnte.«

»Dann ist er also ein richtiger Wissenschaftler?«

»Ein ganz hervorragender.«

»Aber auch Offizier der US Army?«

»Soviel ich weiß. Colonel, glaube ich.«

»Lieutenant Colonel«, korrigierte ihn Major Pan abwesend. Seine ausdruckslosen Augen waren nachdenklich nach innen gerichtet. »Ich habe mir inzwischen seine Personalakte, angesehen. Es gibt, wie soll ich sagen, seltene Vorkommnisse in seiner Vergangenheit.«

»Seltsam? Inwiefern?«

»Lücken. Normalerweise werden sie in seiner Akte als ›Urlaub‹ angegeben. Einen solchen Urlaub hat er genommen, als seine Verlobte an einem Virus starb, an dessen Erforschung sie gearbeitet hatte.«

»Ja, ich kenne diesen Virus. Schrecklich. Dass man sich nach einem so schweren Schlag einige Zeit freinimmt, ist doch verständlich.«

»Schon möglich.« Major Pan nickte, als hätte er tat-

sächlich zugehört, aber seine Augen sagten, dass er in Gedanken woanders war. »Und Sie haben Smith gestern Abend nicht wieder gesehen?«

»Nein.«

»Aber Sie haben an verschiedenen Gesprächen und Vorträgen teilgenommen?«

»Natürlich. Deshalb waren wir doch dort.«

»Hatten Sie erwartet, ihn ebenfalls anzutreffen?«

»Ja.« Liang runzelte die Stirn. »Da waren vor allem zwei Vorträge. Einer von einem amerikanischen Kollegen und einer von einem seiner Freunde, der ebenfalls am Pasteur arbeitet. Aber er hat mir erzählt, dass er sich bis spät in die Nacht hinein alle möglichen Vorträge angehört hat. Die Auswahl war enorm.«

Major Pan dachte nach. »Und es war am Morgen danach, dass er plötzlich mit der Bitte an Sie herantrat, ob er Ihr Institut in Shanghai besuchen könnte?«

»Vielleicht nicht mit so vielen Worten. Aber ich würde sagen ... er hat ziemlich deutlich durchblicken lassen, dass er einer sofortigen Einladung nicht abgeneigt wäre.«

»Wie kam es dazu? Wieso hat er Sie heute Morgen getroffen?«

Dr. Liang dachte nach. »Er hat mit uns gefrühstückt. Normalerweise hat er das mit seinem Freund vom Pasteur getan. Beim Frühstück bemerkte er so ganz nebenbei, er würde gern unser Institut sehen und über die Arbeit des USAMRIID mit uns sprechen. Als ich sagte, dass ich das sicher in nächster Zeit arrangieren könnte, erklärte er enttäuscht, so weite Reisen seien immer mit einigen Problemen für ihn verbunden, was nichts anderes heißen sollte, als dass er selten nach Asien käme. Daraufhin schlug

ich natürlich vor, warum er nicht, wo er schon hier war, sofort nach Shanghai kommen wollte.«

»Und das fand er eine gute Idee?«

»Er zierte sich, aber ich konnte sehen, dass er gern kommen wollte.«

Wieder nickte der Major sich selbst zu. Dann löste er sich abrupt vom Aktenschrank und war verschwunden.

Dr. Liang starnte auf die geschlossene Tür seines Büros und fragte sich, was das zu bedeuten hatte. Er war sicher, dass er dem Ministerium für öffentliche Sicherheit bereits am Telefon alles gemeldet hatte. Dazu war er nach jeder Reise ins Ausland verpflichtet. Warum war Major Pan trotzdem hergekommen, und was könnte er gerade erfahren haben, das ihn veranlasst hatte, so plötzlich wieder zu gehen? Der Major stand in dem Ruf, auch dort Erfolg zu haben, wo alle anderen versagten. Mit einem unerklärlichen Schaudern schüttelte Liang den Kopf.

Beijing, China

Die extrem streng abgeschirmte Enklave Zhongnanhai stand im Schatten der legendären Verbotenen Stadt im Zentrum Beijings, in der Chinas Kaiser und Kaiserinnen einst residiert und regiert hatten. Jahrhundertelang war Zhongnanhai der Lustgarten des Kaiserhofs gewesen, wo an den grünen Ufern zweier Seen für die Höflinge und ihre Dienerschaft Pferderennen, Jagden und Feste veranstaltet worden waren. Schließlich hieß Zhongnanhai »Zentraler und Südlicher See«.

Als die Kommunisten 1949 die Macht ergriffen, zogen

sie in die riesige Palastanlage ein und renovierten die Bauten mit ihren Pagodendächern. Gegenwärtig wird Zhongnanhai als der Sitz der allmächtigen chinesischen Regierung verehrt beziehungsweise verabscheut – die neue Verbote Stadt. Hier residierte das Politbüro in königlichem Prunk. Obwohl die letztendliche Entscheidungsgewalt offiziell in den Händen seiner fünfundzwanzig Mitglieder lag, war es in Wirklichkeit nur der Ständige Ausschuss, der etwas zu sagen hatte. Er war die Elite der Elite. Vor kurzem war der Ständige Ausschuss von sieben auf neun Mitglieder erweitert worden. Seine Entscheidungen wurden vom Politbüro abgesegnet und von den Ministerien und Behörden umgesetzt.

Viele lebten mit ihren Familien auf dem streng abgeschirmten Gelände, meistens in herrschaftlichen Häusern, die aus mehreren, um einen Innenhof angeordneten Gebäuden bestanden und von einer Mauer umgeben waren. Auch hohe Stabsangehörige waren dort untergebracht, in Wohnungen, die wesentlich luxuriöser waren als die meisten, die draußen, in der Hauptstadt, zur Verfügung standen.

Trotzdem war es nicht das Weiße Haus oder Downing Street 10 oder auch der Kreml. Das geheimnisvolle, medienfeindliche Zhongnanhai tauchte in kaum einem Fremdenführer auf, obwohl seine Adresse, Fuyoujie 2, auf dem Briefpapier der Kommunistischen Partei stand. Umgeben von einer zinnoberroten Mauer ähnlich der, die einst die alte Verbote Stadt von der Außenwelt abgeschirmt hatte, war die Anlage so raffiniert angelegt, dass es von keinem Punkt Beijings möglich war, einen Blick hinter ihre hohen Mauern zu werfen. Gewöhnliche Chi-

nesen waren dort nicht willkommen. Ausländer noch weniger, wenn sie nicht gerade Staatsoberhäupter waren.

Einiges davon gefiel Niu Jianxing, aber nicht alles. Obwohl er einer der wenigen Auserwählten war, die dem Ständigen Ausschuss angehörten und in Zhongnanhai arbeiteten, zog er es vor, in der Stadt zu leben. Sein Büro war spartanisch eingerichtet und nicht, wie sonst üblich, mit Kalligrarien, Drachen und Fotografien ausgeschmückt. Er glaubte an den elementaren sozialistischen Grundsatz: Jedem das Seine nach seinen Fähigkeiten und jedem das Seine nach seinen Bedürfnissen. Die körperlichen Bedürfnisse Niu Jianxings waren einfach und bescheiden. Seine geistigen Bedürfnisse waren eine andere Sache.

Niu Jianxing lehnte sich hinter seinem mit Papieren überhäuften Schreibtisch zurück, verhakte die Finger ineinander und schloss die Augen. Er befand sich noch innerhalb des Lichtkreises seiner alten Schreibtischlampe; ihr Schein fiel auf seine eingefallenen Wangen und die feinen Gesichtszüge, die zum Teil hinter seiner Schildpattbrille verborgen waren. Das grelle Licht schien ihn nicht zu stören, gerade so, als wäre er dermaßen konzentriert, dass er nicht mitbekam, dass überhaupt Licht brannte, als könnte in der Abgeschiedenheit im Innern seines Kopfes nichts Ablenkendes existieren.

Indem er im Stillen Schritt für Schritt Macht angehäuft hatte, war Niu Jianxing ein äußerst wichtiger Mann geworden. Seit seinem Eintritt in Partei und Regierung hatte er festgestellt, dass Ruhe sich enorm positiv auf Konzentrationsfähigkeit und Entscheidungsfindung auswirkte. Oft saß er bei Sitzungen des Politbüros und des Ständigen Ausschusses so wie jetzt vollkommen still da. Zunächst

hatten die anderen gedacht, er schliefe, und hatten ihn als politisches Leichtgewicht vom Land aus Tianjin abgeschrieben. Sie redeten, als wäre er nicht da – oder genauer: als existiere er gar nicht –, bis zum nachhaltigen Bedauern einiger, die sich zu offen geäußert hatten, klar wurde, dass er jedes Wort mitbekam und ihre Probleme in der Regel gelöst oder als irrelevant abgetan hatte, bevor sie überhaupt dazu kamen, sie auszusprechen.

Danach verpassten ihm seine Bewunderer den Spitznamen »die Eule«, der sich in seiner Eingängigkeit rasch auch in der Bevölkerung verbreitete und ihn in den Rang eines Mannes erhob, dessen Namen man sich merken sollte. Gewiefter Politiker und geschickter Taktiker, der er war, hatte er ihn zu seinem persönlichen Markenzeichen gemacht.

Im Moment befasste sich die Eule mit dem beunruhigenden Gerücht, dass einige seiner Kollegen im Ständigen Ausschuss wegen der Unterzeichnung des Menschenrechtsabkommens mit den USA, für dessen Zustandekommen er eingetreten war, Bedenken bekommen hatten. Er hatte den Vormittag darauf verwendet, seine Fühler auszustrecken, wer diese Quertreiber sein könnten.

Eigenartig war vor allem, dass er keinerlei Hinweise auf einen so massiven Dissens erhalten hatte, zumal dieser Umstand auf eine organisierte Opposition hindeutete, die nur den richtigen Augenblick abwartete, um sich zu erkennen zu geben und das Abkommen zu torpedieren. Gerade jetzt, vor Chinas Eintritt in die kapitalistische Welt, war es unvermeidlich, dass einige Regierungsmitglieder, um nichts von ihrer Machtfülle einzubüßen, darauf hinarbeiten würden, sein Zustandekommen zu verhindern.

Ein leises Klopfen riss ihn aus seinen Gedanken. Seine Augen flogen auf. Die Fenster waren mit Jalousien gegen den hellen Beijinger Tag und die prächtigen Gärten von Zhongnanhai abgeschottet. Die Jahre hatten ihn die enorme Wichtigkeit seines abgeschirmten Büros gelehrt. Das einmalige Klopfen ertönte wieder – er kannte es nur zu gut. Es kündigte immer Probleme an.

»Kommen Sie herein, General.«

VBA-General Chu Kuairong, i. R., marschierte in den abgeschirmten Raum, nahm seine Mütze ab und setzte sich vornübergebeugt auf den harten Holzstuhl vor dem Schreibtisch. Er hatte ein narbiges Gesicht, breite Schultern und einen mächtigen Brustkorb. Seine winzigen Augen waren von tiefen Wind-und-Wetter-Falten umgeben. Der General kniff sie zusammen, als betrachtete er Niu in grellem Wüstenlicht. Sein kahl rasiert Schädel spiegelte im Lichtkreis der Schreibtischlampe wie polierter Stahl. In seiner ordenübersäten Uniform ähnelte er einem alten Sowjetmarschall, der über die Zerstörung Berlins im Zweiten Weltkrieg meditierte.

Nur die dünne Zigarre zwischen seinen Zähnen störte das Bild. »Es handelt sich um einen Spion.«

»Major Pan?« Die Eule ließ sich seine Ungeduld nicht anmerken.

»Ja. Major Pan glaubt, unter Umständen hört Dr. Liang nur die Flöhe husten, aber sicher ist er nicht.« General Chu war der Leiter des Ministeriums für öffentliche Sicherheit, eines der staatlichen Organe, die Nius Kontrolle unterstanden. Major Pan war einer der Top-Agenten des Generals. »Es ist nicht auszuschließen, dass Oberst Smith ein Geheimagent ist, der sich aus einem ganz be-

stimmten Grund nach China hat einladen lassen. Zum Beispiel Wissenschaftsspionage.«

»Was verleitet Major Pan zu dieser Annahme?«

»Zwei Gründe. Erstens gibt es in Smiths Personalakte ein paar Ungereimtheiten. Kurze, mehr oder weniger unbegründete Phasen der Abwesenheit von seinem Labor bei USAMRIID. Wie sich herausgestellt hat, ist Smith nicht nur Arzt und Wissenschaftler. Selbst für einen Wissenschaftler im Militärdienst hat er eine sehr gründliche militärische Ausbildung.«

»Und der zweite Grund?«

»Major Pan hat bezüglich Smith so ein ›Gefühl.‹«

»Ein *Gefühl*?«

General Chu blies einen perfekten Ring aus Zigarrenrauch in die Luft. »Im Lauf der Jahre, die ich die Geheimpolizei leite, habe ich festgestellt, dass sich Pans ›Gefühle‹ auf seine Erfahrung stützen und deshalb oft als richtig erweisen.«

Von den zahlreichen Behörden, die ihm unterstellt waren, mochte Niu das Ministerium für öffentliche Sicherheit am wenigsten. Es war ein Oktopus mit Zähnen und Krallen – eine riesige, verdeckte Organisation mit weit reichender polizeilicher und geheimdienstlicher Macht. Die Eule war ein Schöpfer, kein Zerstörer. Die Maßnahmen, die er in seiner Funktion als Minister manchmal genehmigen oder sogar veranlassen musste, kamen ihm widerwärtig vor.

»Was schlägt Major Pan vor?«, fragte er.

»Er möchte diesen Colonel Smith scharf im Auge behalten. Deshalb forderte er eine Genehmigung, ihn zu observieren und zu Vernehmungszwecken festzuhalten,

sobald er auch nur ansatzweise etwas Verdächtiges tut.«

Die Eule schloss die Augen wieder, um nachzudenken. »Eine Observierung kann vermutlich nicht schaden, aber bevor ich eine Vernehmung genehmige, möchte ich konkrete Beweise. Wir befinden uns gerade in einer sensiblen Phase, und wir können uns im Moment glücklich schätzen, es mit einer amerikanischen Regierung zu tun zu haben, die auffallend stark an einer friedlichen Kooperation interessiert ist. Wir müssten schön dumm sein, uns diese seltene Gelegenheit nicht zunutze zu machen.«

General Chu blies eine weitere Rauchwolke aus. »Pan meint, zwischen Smiths plötzlichem Interesse, Shanghai zu besuchen, und dem Verschwinden unseres Agenten hier könnte ein Zusammenhang bestehen.«

»Sie wissen noch immer nicht, woran Ihr Mann genau gearbeitet hat?«

»Er war in Urlaub. Wir glauben, er ist auf etwas gestoßen, das seinen Verdacht erregt hat, und er wollte der Sache näher nachgehen, bevor er sie meldete.«

Das Letzte, was die Eule jetzt wollte, war eine Konflikt mit den Vereinigten Staaten. Es würde in beiden Ländern für einige Aufruhr in der Öffentlichkeit sorgen, beide Regierungen würden mit dem Säbel rasseln, es würde dem amerikanischen Präsidenten, was das Menschenrechtsabkommen anging, die Hände binden und den Ständigen Ausschuss zwingen, stärker auf die Hardliner in Politbüro und Zentralkomitee zu hören.

Andererseits waren das Ansehen und die Sicherheit Chinas wichtiger als jedes Abkommen, und ein möglicher Spion in Shanghai sowie ein vermisster Agent der öffentlichen Sicherheit gaben Anlass zu ernsten Bedenken.

»Wenn Sie eine Antwort haben, kommen Sie zu mir«, befahl Niu. »Bis dahin hat Major Pan die Genehmigung, Smith zu observieren. Sollte er allerdings das Gefühl bekommen, dass es besser wäre ihn festzunehmen, muss er mich erst überzeugen.«

Die kleinen Augen des Generals funkelten. Er blies einen weiteren perfekten Rauchkringel in die Luft und lächelte. »Ich werde es ihm sagen.«

Niu gefiel der Blick in den Augen des alten Militärs nicht. »Das würde ich Ihnen auch raten. Ich werde dem Ständigen Ausschuss von Pans Verdacht und seinen Maßnahmen berichten. Pan und Sie, General, sind nicht nur mir gegenüber verantwortlich, sondern auch dem Ständigen Ausschuss.«

5

Shanghai

Smiths geräumiges Zimmer im Friedenshotel war plötzlich von klaustrophobischer Enge. Gegen die Wand neben der Tür gepresst, lauschte er, ob sich die Schritte entfernten. Stattdessen ertönte ein Klopfen, ähnlich leise, wie die Schritte gewesen waren. Smith bewegte sich nicht. Da war es wieder – ein leichtes Tippen gegen die Tür, inzwischen dringlich, nervös. Kein Hoteldiener oder Zimmermädchen.

Dann fiel es ihm ein. Es musste der Dolmetscher sein, den Fred Klein organisiert hatte. Er riss die Tür auf, pack-

te einen großen, dünnen Chinesen am Revers seiner zu weiten Lederjacke und zerrte ihn ins Zimmer.

Die blaue Mao-Mütze des Mannes fiel herunter. »He!« Smith fing die Mütze im Fallen auf, drückte die Tür mit dem Absatz zu und starrte finster auf den dünnen Mann, der sich zur Wehr setzte und ihn gekränkt ansah.

»Das Kennwort.«

»Latte macchiato.«

»Sie arbeiten undercover, Herrgott noch mal«, zischte Smith. »Undercover-Agenten schleichen nicht auf Zehenspitzen durch die Gegend!«

»Okay, Colonel, okay!«, protestierte der Mann mit astreinem amerikanischem Akzent. »Lassen Sie endlich Ihre Pfoten von mir.«

»Sie können von Glück reden, dass ich Sie nicht erwürge. Wollen Sie unbedingt alle auf mich aufmerksam machen?« Immer noch ärgerlich, ließ er den Mann los.

»Dafür brauchen Sie nun wirklich nicht mich, Colonel. Das haben Sie schon allein geschafft.« Ungehalten zog der Dolmetscher den Kragen seiner viel zu großen Jacke zurecht, strich sein ungebügeltes blaues Hemd glatt und entriss Smith seine Mao-Mütze.

Endlich fiel bei Smith der Groschen. »Sie waren das in dem dunkelblauen VW-Jetta?«

»Haben Sie mich also am Flughafen entdeckt. Trotzdem. Nur gut, dass ich da war. Sonst hätte ich nämlich nicht gemerkt, dass Sie observiert werden.«

Smith straffte die Schultern. »Observiert? Von wem?«

»Ich weiß nicht, von wem. Das lässt sich heutzutage in Shanghai schwer sagen. Polizei? Militär? Geheimpolizei? Die Gorillas irgendeines Wirtschaftsbosses? Gangster?

Die Möglichkeiten sind praktisch unendlich. Wir haben inzwischen Kapitalismus und mehr oder weniger freien Wettbewerb. Es wird immer schwerer zu sagen, wer hinter wem her ist.«

»Na, großartig.« Smith seufzte. Er hatte sich Sorgen gewacht, und jetzt wusste er, dass seine Befürchtungen nicht unbegründet gewesen waren. Ein schwacher Trost. »Unter welcher Tarnung arbeiten Sie?«

»Dolmetscher und Chauffeur. Was sonst? Jedenfalls nicht Waffenhändler. Deshalb – nehmen Sie das hier. Schnell.« Als würden ihm die Finger davon versengt, reichte er Smith eine 9mm Beretta in einem Leinwand-Holster.

»Haben Sie auch einen Namen?« Smith steckte die Pistole – es war das gleiche Modell wie seine alte – am Rücken in seinen Gürtel und warf das Holster in seinen Koffer.

»An Jingshe, aber nennen Sie mich einfach Andy. So haben sie mich auch an der NYU genannt. An der im Village, nicht Uptown. Hat mir gut gefallen dort unten. Jede Menge Mädchen und gute Wohnungen, die man manchmal untervermietet konnte.« Dann fügte er stolz, wenn auch etwas wehmütig hinzu: »Ich bin Maler.«

»Herzlichen Glückwunsch«, bemerkte Smith trocken. »Die führen ein noch unsichereres Leben als Spione. Also gut, Andy, dann gehen wir mal in einem Starbucks Kaffee trinken und sehen zu, ob wir rauskriegen können, wer hinter mir her ist.«

Er brachte die unsichtbaren Fäden an seinem Koffer wieder an und schloss ihn. Dann ging er zur Tür und strich auf dem Teppichboden ein dünnes Stück durch-

sichtiger Plastikfolie glatt, das er so platziert hatte, dass jeder, der in sein Zimmer kam, darauf trat, bevor er es sah. Schließlich hängte er das NICHT STÖREN-Schild an den Türgriff.

Sie fuhren mit dem Lift nach unten. Im Erdgeschoss wandte sich Smith an An Jingshe: »Kommt man hier auch durch die Küche nach draußen?«

»Das müsste an sich möglich sein.«

Der Hausmeister in der Uniform des Friedenshotels polierte die Messingarmaturen und die Marmorwände des Gangs, der vom Foyer zu den Liften führte. Mit seinem langen Gesicht, den wachsamen schwarzen Augen, der hellbraunen Haut und dem nach unten hängenden Schnurrbart stach der drahtige Mann deutlich von den Chinesen und Ausländern im Foyer ab. Er arbeitete still, mit gesenktem Kopf, scheinbar ganz in seine Tätigkeit vertieft, aber seinem Blick entging nichts.

Als der große, dünne Chinese und der große, muskulöse Ausländer aus dem Lift kamen, blieben sie einen Moment stehen, um etwas zu besprechen. Der Hausmeister war zu weit entfernt, um hören zu können, was sie sagten, aber er taxierte den Amerikaner mit geübtem Blick, während er weiter einen Messingwandleuchter polierte. Der Amerikaner war über eins achtzig groß, mit breiten Schultern und einer schlanken, sportlichen Figur. Sein Haar war aus dem markanten Gesicht gekämmt, und seine blauen Augen wirkten wach und intelligent. Alles in allem fiel dem Hausmeister an dem Mann im dunkelgrauen Anzug nichts Ungewöhnliches auf. Nur sein Auftreten hatte unverkennbar etwas Militärisches. Er war zusammen

mit Dr. Liang und dessen Mitarbeitern vom Biomedizinischen Institut am Pudong International Airport angekommen.

Als sich die beiden Männer schließlich abwandten und in Richtung Küche entfernten, beobachtete der Hausmeister sie weiter. Sobald sie durch die Flügeltür verschwunden waren, packte er seine Putzmittel zusammen und eilte durch das Foyer und auf die belebte Nanjing Dong Lu hinaus, eine der größten Einkaufsstraßen der Welt. Zwischen den Menschenmassen und hupenden Fahrzeugen hindurch rannte er in Richtung Fußgängerzone. Aber bevor er die erste Kreuzung erreichte, blieb er an der schmalen Seitenstraße stehen, die am Hotel entlangführte.

Er postierte sich an einer Stelle, von der er sowohl den Eingang für die Angestellten wie den Haupteingang des Hotels, durch den er gerade gekommen war, im Auge behalten konnte. Es war nicht auszuschließen, dass er bemerkt worden war und dass die zwei Männer in die Küche gegangen waren, um mögliche Verfolger abzuschütteln.

Weder der große Amerikaner noch der Chinese kamen nach draußen, aber dafür sah der Hausmeister etwas anderes: Er war nicht der Einzige, der das Hotel observierte. Zwei Zigaretten glommen und erloschen im Innern eines schwarzen Autos, das so geparkt war, dass es den schmalen Gehsteig gegenüber der Drehtür des Hotels blockierte. Das Ministerium für öffentliche Sicherheit – Chinas gefürchtete Geheimpolizei. Niemand sonst wäre so arrogant.

Er beobachtete das Auto eine Weile, und als er wieder

in die Seitenstraße zurückschaute, sah er den Amerikaner und den Chinesen auf einen VW-Jetta zurennen, der mit der Front zur Straße geparkt war. Der Hausmeister zog sich in die Menschenmenge zurück, die den Gehsteig entlangströmte.

Der Jetta stand mit der rechten Seite direkt an einer Wand. Während der Chinese die Tür öffnete, beobachtete der Amerikaner wie in Erwartung eines Angriffs ihre Umgebung. Dann sprangen die beiden Männer in den Jetta, worauf dieser in Richtung Westen zu der bis zur Französischen Konzession reichenden Fußgängerzone losfuhr, in der keine Fahrzeuge zugelassen waren.

Der Hausmeister verlor keine Zeit. Er stieß einen durchdringenden Pfiff aus; Sekunden später hielt ein verbeulter Land Rover neben ihm. Er warf seinen Werkzeugkasten auf den Rücksitz und setzte sich vorne neben den Fahrer, der eine runde weiße Kappe auf dem Kopf trug und die gleiche wettergegerbte Haut und die gleichen runden Augen hatte wie er.

Als der Fahrer in einer Sprache zu reden begann, die weder chinesisch noch europäisch war, antwortete der Hausmeister in derselben Sprache und deutete mit dem Daumen auf den Jetta, der nicht einmal einen halben Straßenzug vor ihnen im dichten Verkehr steckte.

Der Fahrer nickte und drängte sich mit dem Land Rover durch den Stau. Abrupt bog der Jetta links ab.

Unter wütenden Flüchen schlängelte, holperte und boxte sich der Fahrer des Land Rover ebenfalls nach links und folgte dem Jetta, der auf der Jiujiang Lu wieder nach Westen fuhr. Und rasch noch einmal nach Norden abbog, zurück zur Nanjing Dong Lu.

Unter neuerlichen Flüchen versuchte ihm der Fahrer des Land Rover zu folgen, wurde aber vorübergehend aufgehalten. Mühsam drängelte er sich in dieselbe Straße, und der Hausmeister erhaschte noch einen kurzen Blick auf ihre Beute, die inzwischen einen großen Vorsprung hatte – dann verschwand der Jetta.

So schnell es ging, folgte ihm der Fahrer des Land Rover und hielt unmittelbar vor der Nanjing Dong Lu an, wo eine versteckte Seitenstraße nach Süden abging. Der Hausmeister fluchte. Der chinesische Fahrer und der Amerikaner mit dem militärischen Habitus mussten ihn entdeckt haben. Der Jetta war in die Seitenstraße gebogen und konnte jetzt in diesem von Menschen und Autos wimmelnden Teil der Stadt überall sein.

Zwei Stunden später ließ Andy Colonel Smith vor dem zweiten Starbucks aussteigen, während er selbst weiterfuhr, um einen Parkplatz zu suchen. Das Café befand sich in Shanghais Altstadt Nanshi, nicht weit vom Fluss, in der Fixing Dong Lu, einer anderen belebten Straße.

Das erste Starbucks hatten sie in der Lippo Plaza in der Huaihai Zhong Lu gefunden. Es war von Einheimischen und Ausländern gleichermaßen besucht gewesen, und Smith und Andy hatten weder dort eine Verbindung zur *Empress* entdecken können noch auf den Straßen in der Umgebung, wo sie sich die Namensschilder an den Türen der Bürohäuser sowie die zahlreichen Geschäfte und Agenturen angesehen hatten.

Das zweite Starbucks war weniger voll. Nur Chinesen saßen an den Tischen oder bestellten Kaffee zum Mitnehmen. Die meisten waren gut angezogen, in westlicher

oder chinesischer Kleidung, und erweckten den Eindruck, als wären sie auf dem Weg zurück zu ihren Schreibtisch-jobs.

Smith setzte sich mit seinem zweiten Latte macchiato dieses Tages an einen Tisch am Vorderfenster. Dass in diesem Starbucks keine Ausländer verkehrten, war darauf zurückzuführen, dass es in einem reinen Büroviertel lag. Neben vier-, fünf- und sechsgeschossigen Gebäuden, die aus dem Ende der Kolonialzeit stammten, gab es hier auch moderne Hochbauten und ein paar blitzende Wolkenkratzer aus Glas und Stahl. Einer der neuesten stand direkt gegenüber. Smith richtete den Blick auf die vertikale Reihe von Messingschildern neben dem Eingang.

Andy kam an den Tisch. »Ich hole mir noch einen Mokka, dann können wir reden. Geht der Kaffee auf Ihre Rechnung?«

Smith gab ihm Geld. Als der Dolmetscher und Chauffeur zurückkam, stand Smith auf. »Erst versuchen wir unser Glück in dem neuen Hochhaus direkt gegenüber.«

Mit ihren Styroporbechern schlängelten sie sich mit der Übung, die man sich im Verkehr Manhattans aneignet, zwischen Fahrrädern, Pkws und Bussen auf die andere Straßenseite. Smith steuerte auf die Messingschilder am Eingang zu. Auf den meisten waren nur chinesische Schriftzeichen, in einigen Fällen mit Pinyin-Umschrift.

Andy übersetzte für Smith.

»Augenblick!«, sagte Smith beim zehnten Schild. »Lesen Sie das noch mal.«

»Flying Dragon Enterprises, International Trade & Shipping.« Schulmeisterhaft fügte Andy hinzu: »Der Drache ist in China ein Symbol des Himmels.«

»Aha.«

»Und steht für den Kaiser.«

»Der Kaiser ist schon lange tot, aber trotzdem danke. Was für Firmen befinden sich sonst in dem Gebäude?«

Wie sich herausstellte, war Flying Dragon die einzige Reederei. Hastig gingen sie auch noch die Firmenschilder der anderen Bürogebäude in der Straße durch und tranken dabei ihren Kaffee. Sie fanden vier weitere Firmen, die im internationalen Transportwesen hätten tätig sein können. Dann kauften sie von einem Straßenverkäufer *jianbing*, mit Chilisoße gefüllte Frühlingszwiebelomeletts. Diesmal war Andy mit Zahlen an der Reihe.

Sobald sie fertig gegessen hatten, drängte Smith zum Aufbruch. »Zeit, ins letzte Starbucks zu schauen.«

Es befand sich in einem Einkaufszentrum in einem neu entstandenen Industriegebiet in der Hongqiao Lu am Hongqiao Airport. Dort gab es keine Firmen, die etwas mit Schifffahrt zu tun hatten, und Smith bat Andy, ihn ins Hotel zurückzufahren.

»Also, wir haben fünf Firmen, die infrage kommen«, sagte Smith. »Alle in unmittelbarer Nähe des zweiten Starbucks, das vermutlich einem Informanten als Übergabestelle diente, um seine Informationen an Mondragon weiterzuleiten. Wie gut sind Sie am Computer?«

»Wie gut war General Grant darin, Schlachten zu gewinnen?«

»Informieren Sie sich im Internet über die fünf Firmen und halten Sie in den Personallisten nach dem Namen Zhao Yanji Ausschau.«

»Schon so gut wie erledigt.«

Als sie sich dem Bund näherten, sagte Smith: »Gibt es

außer dem Haupteingang und den Angestellteneingängen noch eine andere Möglichkeit, ins Friedenshotel zu kommen?«

»Ja. Um die Ecke in einer Querstraße.«

»Gut. Lassen Sie mich dort raus.«

Als Andy den Jetta weiter durch das Schwindel erregende Gewirr von Seiten- und Durchgangsstraßen steuerte, taxierte ihn Smith von oben bis unten. »Sie sind fast so groß wie ich. Ihre Hose müsste lang genug sein, und in dieser Lederjacke hätte sogar ein Bison Platz. Mit Ihrer Maomütze gehe ich ohne weiteres als Chinese durch, so lange niemand mein Gesicht zu genau zu sehen bekommt. Sie werden in meinem Anzug aussehen wie eine Vogelscheuche, aber Sie brauchen die Jacke nicht unbedingt zu tragen.«

»Vielen Dank.«

Als sie das Hotel erreichten, sagte Smith, wo Andy parken sollte. Dann zog er sich in dem kleinen Auto aus. Andy stellte den Motor ab und tat das Gleiche. An Smith sah die Lederjacke ganz passabel aus. Die Hose war ihm zwei Zentimeter zu kurz, aber es ging. Nachdem er sich die Maomütze fast bis auf die Augen hinabgezogen hatte, stieg er aus dem Jetta.

Er beugte sich zum offenen Fenster. »Erledigen Sie die Recherchen, essen Sie was zu Abend und holen Sie mich in zwei Stunden wieder hier ab.«

Andys Miene erhelle sich. »Für irgendwelche Shows oder eine Kneipentour ist das aber zu früh. Worauf haben wir Lust?«

»Sie haben auf gar nichts Lust. Sie warten im Auto. Ich werde ein paar Einbrüche machen. Wie viel genau, hängt

davon ab, was Sie rausfinden.«

»Ich könnte Ihnen bei den Einbrüchen helfen. So was habe ich voll drauf.«

»Ein andermal.«

Enttäuscht verzog Andy das Gesicht. »Geduld ist nicht unbedingt meine Stärke.«

»Was nicht ist, kann ja noch werden.« Smith mochte den Dolmetscher. Er grinste und entfernte sich.

Der Lärm war ohrenbetäubend, die Straßen wie immer voller Menschen und Autos. Er sah niemanden, der ihm folgte, aber er ging kein Risiko ein, tauchte in dem Strom von Shanghaiern unter und ließ sich von den Menschenmassen in Richtung Bund tragen. Erst als er das Hotel erreichte, löste er sich aus der Menge und betrat das Gebäude durch den Haupteingang.

Zwei Stunden später, bei Anbruch der Dunkelheit, legte sich violettes Licht über die Stadt, und ein Anflug von Asiens sinnlicher Schönheit nahm der gezackten Skyline ihre Kanten. Einen Block vor dem Gebäude, in dem sich Flying Dragon Enterprises, International Trade & Shipping befand, hielt Andy An kurz an, um Smith aussteigen zu lassen. Da sich das nächtliche Treiben bereits größtentheils in Richtung Altstadt, Französische Konzession und Huangpu verlagert hatte, wirkte die halb verlassene Straße ganz anders als tagsüber.

Andys Recherchen hatten ihre Suche erheblich eingeschränkt: Zhao Yanji war der Leiter der Finanzabteilung von Flying Dragon, das in dem Hochhaus direkt gegenüber dem zweiten Starbucks residierte. Ein Mann, der während der Arbeitszeit heimlich hochbrisantes Material

weitergab, legte bestimmt großen Wert darauf, dass er dafür seinen Arbeitsplatz nur wegen einer einleuchtenden Besorgung und auch nur möglichst kurz verlassen musste, etwa, um in dem Starbucks direkt gegenüber Kaffee zu holen. Wenn Zhao Yanji diese Person war, fand er in dem offensichtlich sehr beliebten Starbucks die perfekte Übergabestelle.

Ging alles gut, konnte Smith mühelos rechtzeitig im Hotel zurück sein, um sich um neun Uhr mit Dr. Liang und seinen Kollegen zum Abendessen zu treffen. Lief dagegen etwas schief ... na ja, auch das würde er irgendwie hinkriegen.

Als der Jetta in die Dämmerung davonzuckelte, schlenderte Smith, seine Umgebung aufmerksam beobachtend, auf das Bürohochhaus zu. Er trug einen schwarzen Pullover, schwarze Jeans und weiche, biegsame Schuhe. Auf dem Rücken hatte er einen kleinen Rucksack, ebenfalls schwarz. Er sah nach oben. Das Gebäude, in dem sich Flying Dragon befand, war hell erleuchtet, ein Beitrag zur atemberaubenden nächtlichen Skyline der Stadt. Das Starbucks auf der anderen Straßenseite war noch geöffnet. Wie in einem hyperrealistischen, an ein Edward-Hopper-Gemälde erinnernden Schaukasten saßen an kleinen runden Tischen vereinzelte Kaffeetrinker. In der Luft lag der schwache Dieselgeruch aller Großstädte, durchdrungen von einem Hauch asiatischer Gewürze und Knoblauch.

Durch die Panzerglasfassade des Hochhauses sah Smith im Foyer an einem Schreibtisch einen einsamen uniformierten Wachmann vor sich hin dösen. Vielleicht wäre es möglich gewesen, sich an ihm vorbeizustehlen,

doch Smith wollte kein unnötiges Risiko eingehen. Sicher verfügte das moderne Bürohochhaus über alle gängigen Bestandteile eines solchen Bauwerks.

Smith ging zu einer Einfahrt, die in eine beleuchtete, aber geschlossene Tiefgarage hinabführte. Drei Meter hinter der Rampe befand sich eine Tür, durch die man zur Feuertreppe gelangte. Genau das, wonach er gesucht hatte. Er drückte auf die Klinke. Die Tür war von innen abgeschlossen. Er holte die Dietriche heraus, die er, als chirurgische Instrumente getarnt, in seinem Erste-Hilfe-Beutel mitgenommen hatte. Nach dem vierten Versuch öffnete sich die Tür.

Er schlüpfte nach drinnen, schloss sie leise hinter sich, steckte die Einbruchswerzeuge in seinen Rucksack und lauschte in das leere Treppenhaus hinauf. Nachdem er zwei Minuten gewartet hatte, begann er mit dem Aufstieg. Die weichen Sohlen seiner Schuhe machten kaum ein Geräusch. Flying Dragon Enterprises befand sich im siebten Stockwerk. Zweimal blieb er wie angewurzelt stehen, als irgendwo über ihm eine Tür aufging und Schritte ertönten.

Vor der Eingangstür des Büros holte er ein Stethoskop aus seinem Rucksack und lauschte damit an der Tür. Nachdem er sich vergewissert hatte, dass dahinter nicht der leiseste Laut zu hören war, zog er die Tür auf und betrat einen ultramodernen, in Chrom, Glas und Wildleder gehaltenen Empfangsbereich mit grünem Teppichboden und weißen Wänden.

Ein breiter Gang, ebenfalls mit weißen Wänden und grünem Teppichboden, führte zu einem kreuzenden Flur, von dem mehrere Flügeltüren abgingen – einige aus Glas,

andere aus poliertem Holz. Der Flur führte in beide Richtungen. Wie sich herausstellte, befand sich Flying Dragon Enterprises hinter der dritten Flügeltür aus Glas, durch die Smith im Vorbeigehen einen beiläufigen Blick warf. Dahinter befand sich ein unbeleuchteter Empfangsbereich, an den sich ein beleuchtetes Großraumbüro mit langen Reihen leerer Schreibtische anschloss, an deren Ende eine breite Fensterfront war. In den beiden Seitenwänden befanden sich massive Türen.

Als er das dritte Mal daran vorbeiging, versuchte er die Eingangstür. Sie war nicht abgeschlossen. Rasch, aber vorsichtig schlüpfte er nach drinnen und huschte lautlos zwischen den Möbeln hindurch zu der Tür in der hintersten Ecke, auf der sowohl in goldenen chinesischen Schriftzeichen wie in lateinischen Buchstaben stand: YU YONGFU, PRÄSIDENT UND VORSTANDSVORSITZENDER. Unter der Tür fiel kein Licht durch.

Er betrat das Büro, ging in dem durch die offene Tür fallenden Lichtschein auf den großen Schreibtisch zu und knipste die gedimmte Lampe darauf vorsichtig an. Das schwache Band aus gelbem Licht, das dem Büro etwas schummrig Gespenstisches verlieh, würde von der Straße aus nicht zu sehen sein.

Er schloss die Tür und sah sich beeindruckt um. Es war zwar keines der begehrten Eckbüros, aber so riesig, dass seine Größe dieses Manko mehr als wettmachte. Auch der Blick war Prestige in Reinstform – er reichte vom Fluss und den Türmen von Pudong zum historischen Bund, dem nordöstlichen Shanghai auf der anderen Seite von Suzhou Creek und schließlich zurück zum Fluss, der sich dort nach Osten krümmte und dem Jangtse entgegenströmte.

Für Smith war der wichtigste Einrichtungsgegenstand ein Aktenschrank mit drei Schüben, der an der linken Seitenwand stand. Außerdem gab es ein weißes Wildleder-sofa mit passenden Sesseln, einen gläsernen Noguchi-Couchtisch, auf der rechten Seite ein Regal mit Leder gebundenen Büchern, mehrere Originalgemälde von Jasper Johns und Andy Warhol und ein Panoramafoto von British Shanghai, das um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert aufgenommen worden war. Der Schreibtisch selbst bestand aus Mahagoni und war riesengroß, aber in diesem Raum wirkte er klein. Das Büro erzählte eine Geschichte: Yu Yongfu, Präsident und Vorstandsvorsitzender, hatte es im Neuen China zu etwas gebracht und wollte, dass jeder es merkte.

Smith eilte zum Aktenschrank. Er war abgeschlossen, aber seine Dietriche hatten leichtes Spiel damit. Er zog den obersten Schub heraus. Die Ordner waren in alphabatischer Reihenfolge geordnet – englisch und erst darunter auch chinesisch beschriftet. Noch so eine von Yu Yongfus großspurigen Affektiertheiten. Als Smith den Ordner für die *Dowager Empress* entdeckte, ließ er den Atem entweichen. Ohne es zu merken, hatte er die ganze Zeit flach geatmet.

Er öffnete den Ordner gleich an Ort und Stelle, auf dem Schrank, aber alles, was er darin fand, waren firmeninterne Mitteilungen und die Ladeverzeichnisse früherer Touren. Mit wachsender Besorgnis machte er weiter. Endlich, ganz hinten, entdeckte er es – das gesuchte Verzeichnis. Seine Begeisterung war rasch wieder verflogen, als er es las. Die Datumsangaben und die Häfen, Shanghai und Basra, stimmten. Aber die Ladung war falsch. Es

war eine Aufstellung der Dinge, die der Frachter angeblich beförderte – Radios, CD-Player, schwarzer Tee, Rohseide und andere harmlose Güter. Dies hier war eine Kopie des gefälschten Ladeverzeichnisses, das bei der Exportkommission eingereicht worden war. Augenwischelei.

Ärgerlich kehrte er zum Aktenschrank zurück und durchsuchte die anderen Schübe, fand aber nichts, was die *Empress* betraf. Mit einer Grimasse machte er den Schrank wieder zu und schloss ihn ab. Aber er gab noch nicht auf. Irgendwo musste es hier einen Safe geben. Während er sich in dem riesigen Büro umsah, überlegte er, was für eine Sorte Mensch es so eingerichtet hatte – eitel, selbstgefällig und durchschaubar.

Natürlich. *Durchschaubar*. Er wandte sich wieder dem Aktenschrank zu. Darüber hing die Panoramaaufnahme des alten British Shanghai. Er nahm das gerahmte Foto von der Wand, und da war er – der Safe. Ein schlichter Wandsafe ohne Zeitschloss oder sonst irgendwelche raffinierte Elektronik, soweit er sehen konnte. Seine Dietrichen hätten ...

»Wer sind Sie?«, fragte eine Stimme in holprigem Englisch.

Bemüht, keine provozierende Bewegung zu machen, drehte sich Smith langsam um.

Im grauen Licht der Türöffnung stand ein kleiner, gedrungener Chinese mit einer randlosen Brille. Er hatte eine SIG Sauer auf Smiths Bauch gerichtet.

Beijing

Die Nacht war eine von Beijings besten Tageszeiten, wenn unter dem Sternenhimmel, der einst permanent hinter undurchdringlichem Großstadtsmog verborgen gewesen war, in Enklaven mit pulsierendem Nachtleben der langsame Übergang von verheerender Luftverschmutzung und grauem sozialistischem Alltag zu unverbleiten Kraftstoffen und echtem Highlife sichtbar wurde. Karaoke und triste altehrwürdige Musik vom Band waren out. Diskos, Kneipen, Clubs und Restaurants mit Live-Musik und gutem Essen waren in. Beijing war zwar strikt kommunistisch, aber es machten sich immer mehr verführerische kapitalistische Tendenzen breit. Die Stadt schüttelte ihre Eintönigkeit ab und gewann an Farbe und Glanz.

Trotzdem war Beijing noch nicht das vom Politbüro verheiße Wirtschaftsparadies. Im Gegenteil, die Durchschnittsbevölkerung unterlag im Kampf gegen die Verarmung und wurde aus der Stadt vertrieben, weil sie es sich nicht mehr leisten konnte, dort zu leben. Das war die Kehrseite der neuen Entwicklung. Und das beschäftigte Niu, die Eule, aber keineswegs alle im Ständigen Ausschuss. Er hatte sich sehr gründlich mit Jelzins vergeblichen Bemühungen befasst, die gierigen Oligarchen Russlands und die daraus resultierende Beinahe-Zerstörung der russischen Wirtschaft aufzuhalten. China musste bei seiner Umstrukturierung ein maßvolleres Tempo einschlagen.

Aber vorerst galt es vor allem, das Scheitern des Menschenrechtsabkommens mit den Vereinigten Staaten zu verhindern. Es war für die Durchsetzung von Nius Plänen

eines demokratischen, sozial verantwortungsbewussten China von entscheidender Bedeutung.

An diesem Abend hatten sich die neun Mitglieder des Ständigen Ausschusses zu einer Sondersitzung zusammengefunden. Unter seinen halb geschlossenen Lidern hervor beobachtete die Eule die Gesichter seiner acht Kollegen am alten kaiserlichen Tisch im Sitzungssaal von Zhongnanhai. Auf wen sollte er besonders achten? In der Partei und somit auch in der Regierung war ein Gerücht nicht bloß ein Gerücht – es war eine Bitte um Unterstützung. Das hieß, einer der ernst dreinblickenden älteren Männer oder einer der lächelnden jüngeren überdachte seinen Standpunkt bezüglich des Menschenrechtsabkommens noch einmal, während Niu darauf wartete, eine die öffentliche Sicherheit betreffende Meldung zu machen.

Dass ihr Vorsitzender, der erhabene Generalsekretär, halb blind hinter seiner dicken Brille, darauf zurückgreifen würde, ein Gerücht zu verbreiten, hielt Niu für äußerst unwahrscheinlich. Niemand würde sich ihm offen widersetzen. Nicht dieses Jahr. Und wohin er auch ging, sein Gefolgsmann aus ihrer gemeinsamen Zeit in Shanghai würde ihm überallhin folgen. Letzterer hatte das Gesicht eines Henkers und war zu alt und seinem Chef zu treu ergeben, um jemals selbst Generalsekretär werden zu können. Für ihn bestand kein Grund, das Abkommen zu torpedieren.

Den vier grienenden jüngeren Mitgliedern war es dagegen durchaus zuzutrauen. Jeder von ihnen sammelte Anhänger, um seine Machtbasis auszubauen, aber zugleich waren sie alle modern eingestellt und somit nachdrückli-

che Befürworter guter Beziehungen zum Westen. Da das Abkommen für den gegenwärtigen amerikanischen Präsidenten sehr wichtig war, dürfte es schwierig sein, sie zu überreden, ihm ihre Unterstützung zu versagen.

Damit blieben zwei potenzielle Kandidaten. Einer von ihnen war Shi Jingnu mit dem feisten, grinsenden Gesicht des Seidenhändlerkalfaktors, der er einmal gewesen war. Um Shakespeare zu paraphrasieren: Er lächelte und lächelte und war trotzdem ein Gauner. Die zweite Möglichkeit war der glatzköpfige, nie lächelnde Wei Gaofan mit den eng stehenden Augen, der als junger Soldat einmal dem unvergleichlichen Chu Teh begegnet und nicht mehr über diesen Moment hinausgekommen war.

Die Eule nickte sich mit seinem schlaftrigen Lächeln selbst zu. Einer dieser beiden. Sie gehörten der alten Garde an und versuchten verzweifelt, an der Macht festzuhalten, obwohl bereits der kalte Hauch der Bedeutungslosigkeit über ihre greisen, runzligen Nacken streifte.

»Jianxing, Sie haben sich noch nicht zu Shi Jingnus Bericht geäußert?« Zum Zeichen, dass er wusste, dass die Eule nicht schlief, lächelte der Generalsekretär.

»Ich habe nichts dazu zu sagen«, erklärte die Eule – Niu Jianxiang.

»Gibt es denn, die öffentliche Sicherheit betreffend, etwas Neues?«

»Ein Punkt wäre da heute aufgekommen, Vorsitzender« antwortete Niu. »Dr. Liang Tianning, der Leiter des Biomedizinischen Forschungsinstituts Shanghai, hat einen bedeutenden amerikanischen Mikrobiologen, Lieutenant Colonel Jon Smith, MD, eingeladen, sein Institut zu besuchen und mit seinen Mitarbeitern zu sprechen. Er ...«

Wei Gaofan unterbrach ihn: »Seit wann verleihen die Amerikaner Wissenschaftlern militärische Dienstgrade? Ist das ein weiteres Beispiel der Kriegstreiberei dieser ...«

»Der Colonel«, entgegnete Niu scharf, »ist Arzt und arbeitet am United States Army Medical Research Institute of Infectious Diseases, einem international hochrenommierten Institut zur Erforschung von Infektionskrankheiten, vergleichbar unseren biomedizinischen Forschungszentren in Beijing und Shanghai.«

Der Generalsekretär kam der Eule zu Hilfe. »Ich kenne Dr. Liang aus meiner Zeit in Shanghai gut. Wir dürfen seinem Urteil trauen, was die Frage angeht, von wem seine Kollegen noch etwas lernen können.«

»Außerdem«, fuhr Niu fort, »sind Dr. Liang wegen des Amerikaners Bedenken gekommen.« Im Folgenden wiederholte er, was General Chu Kuairong ihm mitgeteilt hatte. »Ich neige dazu, mich Major Pans anfänglicher Einschätzung des Sachverhalts anzuschließen. Dr. Liang ist für seine Neigung bekannt, immer gleich die Flöhe husten zu hören.«

»Sie nehmen die Möglichkeit eines amerikanischen Spions aber sehr auf die leichte Schulter, Niu«, gab Shi Jingnu zu bedenken. Sein Blick huschte von einem Kollegen zum anderen, um ihre Reaktionen abzuschätzen.

»Das entscheidende Wort ist ›die Möglichkeit‹«, entgegnete Niu. Ohne auf Shi einzugehen, richtete er sich an alle Versammelten. »Wir sollten nicht ganz so viel Vertrauen in Major Pans ›Gefühl‹ haben wie der Leiter unseres Ministeriums für öffentliche Sicherheit. Es ist seine – und Pans – Aufgabe, die Flöhe husten zu hören. Es ist nicht unsere Aufgabe.«

»Und was haben Sie veranlasst?«, wollte der Jünger des Generalsekretärs wissen.

»Ich habe General Chu Anweisung erteilt, diesen Oberst Smith durch Major Pan scharf im Auge zu behalten. Allerdings habe ich ihn nicht ermächtigt, ihn zu verhaften und zu verhören. Dafür müssen erst hinreichend schwerwiegende Beweise vorliegen. Wir leben gerade in Zeiten, die viel Fingerspitzengefühl erfordern, und im Moment haben wir eine amerikanische Regierung, die sehr stark an einer friedlichen Kooperation interessiert ist.«

Den Agenten der öffentlichen Sicherheit, der in Shanghai vermisst wurde, erwähnte die Eule nicht. Vor-erst gab es darüber nichts Konkretes zu berichten, und er wollte denen, die hinsichtlich des Menschenrechtsab-kommens schwankten, keine Schützenhilfe leisten.

Das Nicken allgemeiner Zustimmung, sogar seitens Shi Jingnus und Wei Gaofans, verriet ihm: Wer auch immer erwog, sich dem Abkommen so spät noch zu widersetzen, war noch nicht bereit, es offen zu tun.

Nur Wei konnte sich ein letztes warnendes Wort nicht verkneifen. Seine eng stehenden Augen wurden zu schmalen Schlitzen, als er sagte: »Wir dürfen nicht den Eindruck allzu großer Kooperationsbereitschaft mit den Amerikanern erwecken. Behalten Sie immer im Auge, dass Flöhe sehr unangenehm werden können.«

Shanghai

Das Zwielicht hatte sich zu nächtlicher Dunkelheit vertieft. In einem teuren Vorort Shanghais ging Yu Yongfu in seinem Arbeitszimmer auf und ab und blickte durch die Glastür in den Garten hinaus. Der Duft frisch gemähten Grases wehte herein. Scheinwerfer beleuchteten die sorgsam ausgesuchten Pflanzen und Bäume, manchmal von oben, manchmal von unten, stets um perfekte Harmonie bemüht. Der englische Garten war einer Anlage nachempfunden, die im frühen 20. Jahrhundert für einen reichen britischen Teehändler entworfen worden war, dessen Villa man vor langer Zeit abgerissen hatte. Yu hatte die Pläne gekauft und zeigte die berühmte Gartenlandschaft gern seinen Gästen aus dem Westen.

Aber an diesem Abend spendete ihm der Garten wenig Trost. Alle paar Minuten sah er auf seine Rolex.

Mit seinen vierunddreißig Jahren wirtschaftlich bereits enorm erfolgreich, sah Yu sogar noch jünger aus, als er war. Schlank und sportlich, ging er täglich in ein exklusives Fitness-Studio in der Nähe seines Handels- und Schifffahrtsunternehmens, Flying Dragon Enterprises. Er achtete auf sein Gewicht genauso penibel wie auf die internationalen Aktien-, Währungs- und Rohstoffmärkte und kleidete sich in schmal geschnittene italienische Anzüge, die er in Rom nach Maß anfertigen ließ. Seine Regimentskrawatten und knöchelhohen Stiefeletten wurden in England von Hand gemacht, seine Hemden in Paris und seine Unterwäsche und Schlafanzüge in Dublin. Auf-

gestiegen war er zu diesem ungewöhnlichen Wohlstand in den vergangenen sieben Jahren. Aber das war jetzt ja auch ein neues China – ein protziges, hemmungsloses China, ein China im Stil eines von Amerika geprägten Jahrhunderts, und Yu betrachtete seine Lebenseinstellung, seine Geschäftsmethoden und seine Ambitionen als durch und durch amerikanisch.

Das alles war ihm jedoch kein großer Trost gewesen, als am Tag zuvor sein Sicherheitschef Feng Dun angerufen hatte, um ihm von Agent Mondragon und dem fehlenden Ladeverzeichnis zu berichten. Die Sache mit der *Dowager Empress* war riskant, das war ihm von Anfang an klar gewesen, aber dafür war auch der Gewinn exorbitant, und zudem war das Ganze mit enormem *guanxi* verbunden, weil der renommierte Wei Gaofan, ein langjähriges einflussreiches Mitglied des Ständigen Ausschusses, persönlich daran beteiligt war.

Aber jetzt ging plötzlich alles schief. Wo war dieser vermaledeite Feng? Wo war das Verzeichnis? Den Tod der zehntausend Schnitte demjenigen, der es dem Amerikaner gegeben hatte!

»Bedrückt dich etwas, lieber Mann?«

Yu wirbelte herum, um seine Frau wegen ihrer Einmischung anzufahren, konnte sich aber noch rechtzeitig beherrschen. Kuonyi war keine Frau, bei der so etwas angebracht war, und würde es auch nie sein. Sie führten eine moderne Ehe, eine westliche Ehe.

Es gelang ihm, seine Stimme unter Kontrolle zu bekommen. »Es ist wegen Feng. Er sollte längst aus Taiwan zurück sein.«

»Wegen des Ladeverzeichnisses?«

Yu nickte.

»Er wird es beschaffen, Yongfu.«

Kopfschüttelnd begann Yu wieder auf und ab zu gehen. »Woher willst du das so sicher wissen?«

»Feng brächte sogar den Teufel aus der Hölle zurück. Er ist unersetzlich, aber er ist auch gefährlich. Du darfst ihm nie trauen.«

»Mit Feng werde ich schon fertig.«

Seine Frau verkniff sich eine Erwiderung, und Yu verharrte mitten im Schritt. Ein großes Fahrzeug fuhr in ihren ummauerten Garten.

»Das ist er«, sagte er.

»Ich warte oben.«

»Ja.«

Trotz des Parteierlasses, der Frauen für gleichberechtigt erklärte, wurde es in China als Schwäche angesehen, seine Frau wie einen ebenbürtigen Partner zu behandeln. Yu zwang sich, an seinem Schreibtisch Platz zu nehmen. Als er das Mädchen die Haustür öffnen hörte, setzte er eine gefasste Miene auf.

Gemessene Schritte kamen über den Parkettboden auf sein Arbeitszimmer zu, und dann erschien der große Mann so plötzlich in der Türöffnung, als hätte er sich dort materialisiert. Ungewöhnlich hellhäutig, hatte er kurz geschnittenes aschrotes Haar, das von weißen Strähnen durchsetzt war. Er war groß – fast eins neunzig – und kräftig gebaut, aber alles andere als dick – neunzig Kilo nichts als Muskeln. Yu Yongfu, der finster zu ihm hochblickte, wirkte winzig neben ihm.

Wie es sich für einen bedeutenden Auftraggeber gehörte, fragte Yu schroff: »Haben Sie es?«

Feng Dun lächelte. Ein verhaltenes Lächeln, wie festgeklebt im Gesicht einer hölzernen Marionette. Er ging zu einem Ledersessel und setzte sich fast ohne einen Laut.

Sein Stimme war leise und hauchig. »Ich habe es ... Boss.«

Yu konnte ein erleichtertes Seufzen nicht unterdrücken. Dann streckte er die Hand aus und sagte in strengem Ton: »Geben Sie es mir.«

Feng beugte sich vor und reichte ihm den Umschlag. Yu riss ihn auf und untersuchte seinen Inhalt.

Feng entging nicht, dass Yus Hände zitterten. »Es ist das richtige Verzeichnis«, versicherte ihm Feng. Seine hellbraunen Augen waren fast farblos, was ihnen den Anschein der Leere verlieh. Sie verdunkelten sich und richteten sich auf Yus Gesicht. Es war ein Blick, dem wenige standzuhalten geschafft hatten.

Yu gehörte nicht zu ihnen. Er sah rasch weg. »Ich werde es oben in meinem Safe einschließen. Gute Arbeit, Feng. Damit haben Sie sich eine Prämie verdient.« Er stand auf.

Auch Feng erhob sich. Er war Ende vierzig, ein ehemaliger Soldat und Karriereoffizier, der im amerikanischen Krieg gegen Nordvietnam und die ehemalige Sowjetunion als »Beobachter« angefangen hatte. Das hatte er aufgegeben, sobald ihm klar geworden war, dass als Söldner in den Mächtigern-Armeen instabiler zentralasiatischer Republiken wesentlich mehr zu verdienen war, vor allem nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion. Er glaubte, ein gutes Gespür für Menschen und Situationen zu haben, und von dem, was er in Yu Yongfu sah, war er nicht gerade überwältigt.

Als sie zur Tür des Arbeitszimmers gingen, sagte Feng:
»Ich rate Ihnen, das Verzeichnis zu verbrennen. So kann es niemand anderer mehr stehlen. Es ist noch nicht vorbei, Boss.«

Yu zuckte zurück, als hätte jemand an einer Leine um seinen Hals gerissen. »Was soll das heißen?«

»Vielleicht sollten Sie sich erst mal anhören, was in Taiwan passiert ist.«

Wie ein Ganove, der sich gerade aus dem Staub machen will, stand Yu mit einem Fuß zögernd außerhalb des Raums. »Dann erzählen Sie.«

»Wir haben den amerikanischen Agenten getötet, und wir haben ihm das Verzeichnis abgenommen ...«

Am liebsten hätte Yu vor Frustration aufgeschrien. Warum war es noch nicht vorbei? Was zum Teufel meinte Feng? »Das denke ich mir! Wenn das alles ...«

»... aber Mondragon war nicht allein. Da war noch ein anderer Mann am Strand. Ein hervorragend ausgebildeter Mann, clever und raffiniert. Mit ziemlicher Sicherheit ein weiterer amerikanischer Spion, der das Dokument nach Washington gebracht hätte, während Mondragon nach Shanghai zurückkehren sollte, als wäre nichts geschehen. Der Strand war nur die Übergabestelle. Eine andere logische Erklärung gibt es für die Anwesenheit des zweiten Mannes nicht, zumal er über die Ausbildung und das Können verfügte, uns zu entkommen.«

Yu kämpfte gegen eine Panik an. Was war daran so schlimm; Die Bemühungen der Amerikaner waren gescheitert; das Verzeichnis befand sich wieder in seinem Besitz. »Aber wir haben ihnen das Dokument doch wieder abgejagt. Was ...«

»Dieser andere Amerikaner ist inzwischen in Shanghai.« Feng beobachtete jede Bewegung, die Yu Yongfu machte, jedes Muskelzucken. »Und ich bezweifle, dass er hier nur Urlaub machen will.«

Ein fauler Geschmack stieg in Yus Kehle. »Hier? Wie ist das möglich? Sie haben zugelassen, dass er Ihnen hierher gefolgt ist? Wie konnten Sie so blöd sein?« Er merkte, dass seine Stimme wie die eines Hysterikers immer höher wurde, worauf er seine Tirade sofort beendete.

»Er kann uns nicht gefolgt sein. Mondragon muss ihm noch andere Informationen gegeben haben, oder er hat in Mondragons Taschen etwas gefunden. Aus einem dieser beiden Gründe muss er hier sein.«

Yu rang mühsam um Fassung. »Aber wie ist der Amerikaner ins Land gekommen?«

»Das ist die große Frage, nicht wahr? Wie es scheint, ist er ein bekannter Mikrobiologe und Mediziner, der zufällig auch Soldat ist. Lieutenant Colonel Jon Smith, Arzt und Molekularbiologe. Was er *nicht* zu sein scheint, ist Agent irgendeines uns bekannten amerikanischen Geheimdiensts. Aber er ist der Mann, der sich am Strand mit Mondragon getroffen hat. Und dann hat er sich selbst in unser Land eingeladen.«

»Sich selbst eingeladen?«

»In Taiwan äußerte unser erlauchter Dr. Liang Tianning Interesse an einem Treffen mit ihm. Smith wimmelte ihn zunächst ab. Doch heute Morgen hatte er es sich plötzlich anders überlegt. Er gab Dr. Liang ziemlich deutlich zu verstehen, er würde unser mikrobiologisches Forschungsinstitut hier in Shanghai gern auf der Stelle mit einem Besuch beehren. Aber kaum hier eingetroffen,

schützte er Müdigkeit vor. Er wollte allein in seinem Hotel bleiben. Dr. Liang war überrascht und wurde misstrauisch. Natürlich informierte er Zhongnanhai. Jetzt lässt Zhongnanhai den Amerikaner observieren.«

»Woher wissen Sie das alles?«

»Dass ich solche Dinge weiß, ist der Grund, warum Sie mich so gut bezahlen.«

Es stimmte. Fengs *guanxi* schien manchmal größer zu sein als das Yus, und das machte ihn unverschämt. Deshalb musste man ihn sofort daran erinnern, wer der Boss war. »Ich bezahle Sie dafür, dass Sie Ihre Arbeit tun, mehr nicht. Warum ist dieser Amerikaner noch am Leben?«

»Es ist nicht ganz einfach, an ihn ranzukommen, und wir müssen vorsichtig sein. Wie gesagt, hat Zhongnanhai ein Auge auf ihn geworfen.«

Yu schmeckte Galle in seiner Kehle. »Ja, ja, natürlich. Aber er muss beseitigt werden. Und zwar schnell. Haben Sie herausgefunden, von wem Mondragon das Verzeichnis hatte?«

»Noch nicht.«

»Finden Sie diesen Verräter. Und wenn Sie ihn haben, bringen Sie auch ihn um.«

Feng lächelte. »Natürlich, Boss.«

Im schwachen Licht des Büros von Flying Dragon sah Smith den kleinen, dicken Mann auf den Aktenordner starren, der offen auf dem Aktenschrank lag. Die Pistole des Mannes wackelte, als sein Blick zu dem freigelegten Safe in der Wand über dem Schrank wanderte. Er hatte nicht gefragt: Was machen Sie da?, oder Was ist hier los?

Er hatte nur wissen wollen: Wer sind Sie? Er wusste, warum Smith im Büro von Firmenchef Yu Yongfu war.

»Sie müssen Zhao Yanji sein«, sagte Smith. »Von Ihnen bekam Avery Mondragon das richtige Ladeverzeichnis der Empress.«

Der Lauf der SIG Sauer begann zu zittern. »Woher ...?«

»Mondragon hat es mir gesagt. Er wurde umgebracht, bevor er es mir geben konnte.«

»Wer hat es jetzt?«

»Die Leute, die ihn ermordet haben.«

Um das Zittern seiner Pistole zu verhindern, hielt Zhao Yanji sie jetzt mit beiden Händen. »Woher ... woher soll ich wissen, dass Sie die Wahrheit sagen?«

»Weil ich Mondragon kenne. Weil ich Ihren Namen kenne, und weil ich hier bin, um selbst nach dem Verzeichnis zu suchen.«

Blinzelnd ließ Zhao die SIG Sauer sinken, dann setzte er sich im Schneidersitz auf den Boden und stützte den Kopf in die Hände. »Ich bin geliefert.«

Smith nahm ihm die SIG Sauer aus den Fingern, schob seine Beretta in die Jackentasche, steckte die SIG Sauer in seinen Gürtel und sah auf Zhao hinab. Zhao saß mit offenem Nacken da, als wartete er darauf, dass die Axt des Henkers auf ihn niedersauste.

»Könnten Mondragons Mörder herausfinden, dass er das Verzeichnis von Ihnen bekommen hat?«

Der Kopf nickte. »Nicht heute. Vielleicht auch nicht morgen. Aber irgendwann auf jeden Fall. Feng ist ein Teufel. Er kann hinter jede Tarnung sehen.«

»Wer ist Feng?«

»Feng Dun. Yu Yongfus Sicherheitschef.«

Smith runzelte nachdenklich die Stirn. »Wie sieht er aus?«

Zhao beschrieb seine Größe und Kraft, das rot-weiße Haar und die Bösartigkeit, die sich unter seinem ruhigen Äußeren verbarg. »Haben Sie ihn schon mal gesehen?«

»Ja.« Smith nickte. Er war nicht überrascht. Endlich hatte er einen Namen für den Mann. »Beginnen Sie ganz von vorn. Warum haben Sie das überhaupt getan?«

Plötzlich wütend, schaute Zhao auf. Seine Angst war wie weggeblasen. »Yu Yongfu kann den Hals nicht voll kriegen, dieses Schwein. Nur um ihm eins auszuwischen, habe ich Mondragon das Verzeichnis gegeben! Flying Dragon Enterprises wurde zu der Zeit, als die Engländer und Amerikaner noch hier waren, vom ehrwürdigen Großvater meines Freundes Bei Ruitiao gegründet. Wir waren ein seriöses Unternehmen ... Wir ...«

Smith hörte Zhaos Trade geduldig zu und reimte sich nach und nach eine Geschichte zusammen, wie sie in der neuen Volksrepublik nur zu häufig vorkam: Flying Dragon war eine relativ kleine, konservative Firma gewesen, deren Frachtschiffe vorwiegend auf dem Jangtse und entlang der Küste bis zur Insel Hainan unterwegs gewesen waren. Chef von Flying Dragon war Bei Ruitiao, bis Yu Yongfu die Firma mithilfe seiner belgischen Geldgeber, seiner guten Beziehungen zur Parteiführung und nicht zuletzt durch brutale Gewalt in typischer Mafiamanier an sich gebracht hatte. Yu setzte sich selbst als Präsidenten und Vorstandsvorsitzenden ein und schaffte mittels der belgischen Schwestergesellschaft den Sprung ins internationale Transportgeschäft. Dabei bewegte er sich sowohl

nach chinesischen wie internationalen Standards die ganze Zeit hart am Rand der Legalität.

Zhaos Stimme zitterte vor Entrüstung. »Yu hat meinen Freund Ruitiao in den Ruin getrieben. Um Yu bloßzustellen und ihn ebenfalls zu ruinieren, habe ich das Verzeichnis Mondragon zugespielt!« Seine Courage verflog ebenso rasch, wie sie gekommen war. »Aber ich habe es nicht geschafft. Ich kann mein Testament machen.«

»Wie ist es Ihnen gelungen, das Dokument an sich zu bringen?«

Zhao deutete mit dem Kopf auf den Safe über dem Aktenschrank. »Es war in einem Geheimordner in Yus Safe. Ich bin bei Flying Dragon für die Finanzen zuständig. Ich tat so, als würde ich die Übernahme der Firma durch Yu begrüßen, weshalb er den Fehler beging, mich zu übernehmen. Eines Tages vergaß er, den Ordner in den Safe zurückzulegen, und ich fand ihn. Ich nahm das Verzeichnis heraus und schloss den Ordner im Safe ein. Er merkte damals zwar nicht, dass er den Ordner zurückzulegen vergessen hatte, aber jetzt wird er sich bestimmt wieder daran erinnern. Von irgendwoher musste das Dokument ja kommen.« Niedergeschlagen sank er noch mehr in sich zusammen.

»Wo, glauben Sie, ist es jetzt? Wieder hier im Safe?«

Zhao schüttelte den Kopf. »Nein. Inzwischen würde es Yu auf keinen Fall mehr in der Firma deponieren. Es muss bei ihm zu Hause sein. Dort hat er auch einen Safe.«

»Wo wohnt er?«

»Hinter dem Hongqiao-Flughafen. In einer unverschämt protzigen Villa, die sogar einen Beamten der Yuan-Dynastie beschämte hätte.« Er nannte eine Adresse, die

Smith nichts sagte, aber Andy würde sie bestimmt finden.

»Mondragon meinte, es gäbe zwei weitere Ausführungen des Verzeichnisses?«

»Ja«, sagte Zhao dumpf. »Noch zwei.«

»Wo sind sie?«

»Eine muss in Basra oder Bagdad sein, bei der Empfängerfirma. Das wäre normales Geschäftsgebaren. Wo die andere ist, weiß ich nicht.«

Smith sah den bedauernswerten Zhao an. »Ich könnte Sie außer Landes schaffen lassen.«

Der dicke kleine Mann seufzte. »Wohin sollte ich gehen? China ist meine Heimat.« Er richtete sich mühsam auf, durchquerte den Raum und ließ sich in einen von Yu Yongfus Wildledersesseln plumpsen. »Vielleicht finden sie es ja doch nicht heraus.«

»Vielleicht nicht.«

»Kann ich meine Pistole wiederhaben?«

Smith zögerte. Dann zog er die SIG Sauer aus seinem Gürtel, sah nach, ob sie geladen war, entfernte das Magazin und reichte Zhao die Waffe. »Ich lasse das Magazin neben der Tür liegen.«

Als Smith ging, blieb Zhao weiter in dem wuchtigen Sessel sitzen und starrte in die Nacht hinaus.

Feng Dun saß geduldig in seinem Ford Escort, der in Yu Yongfus von einer Mauer umgebenem Garten im schwarzen Kernschatten einer ausladenden Platane verborgen stand. Ein Luftzug trug den süßen Duft blühenden Jasmins durch das nach unten gekurbelte Fenster, als er die Schatten beobachtete, die sich hinter den Fenstern der Villa bewegten. Es waren westliche Vorhänge an den

Fenstern von Yus großer westlicher Villa, die der Unternehmer in Anlehnung an die Herrschaftssitze der reichen Tee- und Seidenhändler in der Britischen und Französischen Konzession hatte bauen lassen. Die Schatten gestikulierten – der größere schritt, mit den Armen fuchtelnd, auf und ab, der kleinere bewegte sich nicht von der Stelle und machte abgehackte Gesten. Letzterer musste Yus Frau Li Kuonyi sein. Sie war selbstsicherer, energischer, und Feng war immer auf der Hut vor ihr gewesen. Bei ihrem Mann hatte man keine Garantie, dass er den Kopf verlor, wenn sich die Lage weiter zuspitzte. Es wäre für alle Beteiligten besser gewesen, wenn sie das Sagen gehabt hätte.

Feng hatte genug gesehen. Mit einer Hand strich er über seine alte sowjetische Tokarew, mit der anderen wählte er auf seinem Handy eine Nummer. Er lauschte der Abfolge von Pfeiftönen und Phasen der Stille, Zeichen der komplizierten Schaltungen, die den Mann, den er anrief, schützten. Wei Gaofan.

»Ja?«, meldete sich eine Stimme.

»Ich muss ihn dringend sprechen.«

Die Person am anderen Ende der Leitung erkannte ihn sofort. »Ich stelle Sie durch.«

In einem der Fenster der Villa sah Feng die Silhouette Yu Yongfus, der inzwischen in die Knie gesunken war, und die schlankere Gestalt Li Kuonyis, die über ihm stand. Ihre Hand lag auf seiner Schulter, offensichtlich, um ihn zu trösten.

»Was ist mit dem Amerikaner passiert?«, fragte die barsche Stimme Wei Gaofans aus dem fernen Beijing.

»Wie es aussieht, ist Jon Smith noch in seinem Hotel«,

antwortete Feng. »Es wird von der Geheimpolizei observiert. Meine Leute stehen bereit, um ihn abzufangen, sollte er, wie wir vermuten, versuchen, das Ladeverzeichnis wieder an sich zu bringen.«

»In welchem Hotel wohnt er?«

»Im alten Friedenshotel.«

»Tatsächlich? Eine seltsame Wahl für einen amerikanischen Mikrobiologen, der sich angeblich vor allem für ein Forschungsinstitut in Zhangjiang interessiert. Ich glaube, das sagt viel aus, meinen Sie nicht auch?«

»Er ist an mehr als nur an Mikrobiologie interessiert.«

»Dann machen Sie weiter wie bisher.«

»Selbstverständlich.« Feng zögerte. »Da ist noch ein Problem. Wegen Yu Yongfu wird noch alles auffliegen.«

»Glauben Sie?«

»Er hat jetzt schon weiche Knie. Sollte auch nur die geringste Kleinigkeit ans Licht kommen, wird er die Nerven verlieren und alles ausplaudern. Vielleicht tut er es sogar schon vorher.« Und dann, mit unüberhörbarer Endgültigkeit: »Wir können uns nicht mehr auf ihn verlassen.«

»Gut. Ich werde mich darum kümmern. Sie liquidieren den Amerikaner.« Darauf trat kurzes Schweigen ein, bevor Wei Gaofan fortfuhr: »Wie konnte das passieren, Feng? Die Information sollte in die Hände der Amerikaner geraten, aber auf keinen Fall der Beweis.«

»Das weiß ich nicht, Herr Wei. Wie von Ihnen angeordnet, habe ich dafür gesorgt, dass Mondragon erfuhr, was die *Empress* tatsächlich geladen hat. Wer dann allerdings das Verzeichnis entdeckt und gestohlen hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Aber das werde ich noch herausfinden.«

»Daran habe ich keinen Zweifel.« Die Verbindung wurde unterbrochen.

Feng blieb noch eine Weile im Auto sitzen. Inzwischen brannte nur noch im Schlafzimmer der Villa Licht. Hinter den Vorhängen bewegten sich keine Schatten mehr. Feng lächelte sein unergründliches Lächeln und stellte sich Yus Frau Kuonyi vor. Er hatte sie schon immer sehr anziehend gefunden. Er lachte kurz, zuckte mit den Schultern und wählte auf seinem Handy eine Nummer.

Hongkong

Bis vor kurzem der letzte Teil Chinas in britischer Hand, hatte Hongkong einiges von seinem aufdringlichen Glanz verloren, seit es 1997 wieder in rotchinesischen Besitz übergegangen war. Während sich Beijing erträumte, die künftige Hauptstadt Asiens zu sein, und Shanghai sich als die östliche Version von New York City betrachtete, wollte Hongkong nichts weiter, als so zu bleiben, wie es war – selbstständig, profitorientiert und voller Leben; lauter Eigenschaften, die kaum eine andere Großstadt Chinas für sich beanspruchen konnte.

Vom Penthousebalkon der Altman Group hatte man den Eindruck, als zöge sich Hongkongs glitzerndes Lichermeer, Zeugnis der Dynamik der Stadt, ins Endlose hin. Im teakvertäfelten Speisesaal ging gerade eine Dinnerparty zu Ende. Die Düfte teurer Fleischgerichte und französischer Soßen durchzogen den Raum. Der freundliche Gastgeber Ralph McDermid – Gründer, Direktor und Vorstandsvorsitzender der Altman Group –

hielt wegen seiner letzten zwei Gäste noch die Stellung.

Von mittlerer Größe und mit einem nichts sagenden Gesicht, das in einer Menschenmenge niemandem auffiele, war McDermid Mitte sechzig, leicht übergewichtig und jovial. »Die Zukunft des Welthandels liegt bei den Pazifik-Anrainerstaaten, mit den Vereinigten Staaten und China als den zwei wichtigsten Finanzstützen und Märkten. Egal, ob ihnen ihre Halb-Unabhängigkeit passt oder nicht, werden sie noch ziemlich lange damit leben müssen.«

Das chinesische Paar, beide in Hongkong geboren, spielte in den Kreisen der Hochfinanz eine wichtige Rolle. Sie bestätigten McDermids Feststellung mit einem nüchternen Nicken, hatten allerdings aber wenig Einfluss, weil Beijings starke politische Faust für alle Geschäftsleute in der Sonderverwaltungszone eine permanente Bedrohung darstellte.

In einem so luxuriösen westlichen Ambiente von einem Mann von Ralph McDermids Kaliber bewirtet zu werden und Verständnis entgegengebracht zu bekommen, stärkte jedoch ihr Selbstbewusstsein und ihre Hoffnungen. Das Penthouse krönte das teuerste Hochhaus der Repulse Bay Road. Immer wieder hielt das chinesische Paar in der Unterhaltung inne, um den unvergleichlichen Blick zu genießen.

Als irgendwo im Penthouse ein Telefon läutete, sagte der chinesische Geschäftsmann zu McDermid: »Es freut uns sehr, Ihre Ansichten zu hören, und wir hoffen, Sie werden sie auch unserem Bürgermeister vortragen. Amerikas Unterstützung ist für unsere Beziehungen zu Beijing von allergrößter Bedeutung.«

McDermid lächelte gönnerhaft. »Ich glaube, Beijing ist sich sehr deutlich bewusst ...«

McDermids Privatsekretär, der fast lautlos hereingekommen war, flüsterte seinem Chef etwas ins Ohr. McDermid zeigte keine Reaktion, entschuldigte sich aber bei seinen Gästen. »So Leid es mir tut, aber ich muss diesen Anruf entgegennehmen. Es war ein schöner Abend, nicht nur sehr unterhaltsam, sondern speziell für mich auch sehr lehrreich. Vielen Dank, dass Sie gekommen sind. Ich hoffe, Sie haben wieder einmal Zeit, mir für einen weiteren Gedankenaustausch Gesellschaft zu leisten.«

»Mit dem größten Vergnügen«, erwiederte die chinesische Geschäftsfrau. »Aber das nächste Mal müssen Sie uns besuchen kommen. Wir glauben, Ihnen einen durchaus interessanten Abend versprechen zu können, wenn auch nicht so köstliches Essen. Vor allem der Wein war ganz vorzüglich.«

»Das war doch nichts weiter als einfache amerikanische Kost – und Wein aus einer kleinen Winzerei, die kaum so illustrer Gäste würdig ist. Lawrence wird Ihnen Ihre Mäntel bringen und Sie hinausbegleiten. Noch einmal vielen Dank, dass Sie mich mit Ihrer Anwesenheit geehrt haben.«

»Ganz im Gegenteil, wir bescheidenen kleinen Ladenbesitzer haben Ihnen zu danken.«

Nachdem er die Komplimente im richtigen Maß verteilt und abgewiesen hatte, eilte McDermid in sein Schlafzimmer.

Sein joviales Lächeln war verflogen. »Und?«, knurrte er in den Hörer.

»Es lief alles nach Plan«, erstattete Feng Dun Meldung.
»Wie Sie erwartet hatten, war ein zweiter amerikanischer Agent auf der Insel. Wir haben Mondragon getötet und das Ladeverzeichnis an uns gebracht, aber den zweiten Amerikaner entkommen lassen. Jetzt dürften sie endgültig hellhörig geworden sein.«

»Sehr gut.«

»Es kommt sogar noch besser«, fuhr Feng fort. »Dieser amerikanische Agent, ein Lieutenant Colonel Jon Smith, ist bei USAMRIID als Mikrobiologe tätig.«

»Was soll daran noch besser sein? Wer ist er wirklich?«

»Er gehört keinem der uns bekannten amerikanischen Geheimdienste an.«

McDermid nickte nachdenklich. »Seltsam.«

»Egal, für wen er arbeitet, dieser Smith ist jetzt in Shanghai. Das kann nur von Vorteil für uns sein. Ich werde mich um ihn kümmern. Allerdings bringt das ein weiteres ernstes Problem mit sich. Eines, mit dem wir nicht gerechnet haben.«

»Um wen geht es?«

»Yu Yongfu. Er tut, als wäre er ein gerissener Fuchs, aber in Wirklichkeit ist er ein Angsthase. Ein Hase beißt sich selbst zu Tode, wenn er sich in die Enge getrieben fühlt. Und Yu hat Angst. Er wird uns noch allen zum Verhängnis.«

Eine nachdenkliche Pause. »Sie haben Recht. Dieses Risiko dürfen wir nicht eingehen. Machen Sie ihn unschädlich.«

Als McDermid auflegte, gingen ihm immer noch die Informationen über Smith durch den Kopf. Ein Klopfen riss ihn aus seinen Gedanken. »Ja?«

»Ms. Sun ist im Wohnzimmer, Sir.«

»Danke, Lawrence. Bringen Sie ihr etwas zu trinken. Und sagen Sie ihr, ich komme gleich.«

Er dachte noch ein paar Minuten nach, dann raffte er sich auf und erhob sich. Sun Liuxia war die Tochter eines wichtigen Funktionärs, den zu beleidigen er sich nicht leisten konnte. Außerdem war sie atemberaubend schön und jung.

Lächelnd machte er sich kurz frisch, wechselte sein Dinnerjackett und verließ das Schlafzimmer. Es war noch früh. Hinter den Fenstern des Penthouse breiteten sich die Lichter Hongkongs vor ihm aus, als gehörte ihm die ganze Welt. Als er das Wohnzimmer betrat, war seine gute Laune wieder zurückgekehrt.

Shanghai

Zhao Yanji saß noch immer in Yu Yongfus luxuriösem Sessel im Büro von Flying Dragon. Niedergeschlagen und mutlos blickte er mit einem Seufzer auf die ungeladene Pistole in seinem Schoß herunter. Vielleicht konnte ihm der Amerikaner tatsächlich helfen. Oder vielleicht war die Lösung doch, sich aus Shanghai abzusetzen. Aber er konnte auch das Magazin holen, sich die Pistole an den Kopf halten und abdrücken.

Er betrachtete die Waffe nachdenklich, strich mit dem Finger darüber und stellte sich vor, wie das Geschoss aus der Patronenhülse katapultiert wurde, mit einem Lichtblitz aus dem Lauf schoss und seinen Schädel und die weiche Gehirnmasse durchbohrte. Er schauderte nicht,

als er sich das vorstellte. Im Gegenteil, er empfand einen Moment des Friedens. Endlich wäre sein Kampf zu Ende, und er hätte nicht mehr die schreckliche Bürde der Firmenschande zu tragen.

Unruhig blickte er sich in Yu Yongfus Büro um, das ihm so vertraut war. Es schien, als hätte er als Leiter der Finanzabteilung sein ganzes Leben mit nichts anderem verbracht, als den selbstsüchtigen Unternehmer zu beobachten und die Firma vor ihm zu schützen. Tief Luft holend schüttelte er unwillkürlich den Kopf. Ein Schwall Ärger, fast Entschlossenheit durchströmte ihn. Nein, er war noch nicht bereit zu sterben. Er wollte noch kämpfen. Die Firma konnte noch gerettet werden.

Besser, er verschwand von hier, bevor er entdeckt wurde. Mit einem Gefühl der Erleichterung stieß er sich aus dem Sessel hoch. Eine Entscheidung zu treffen, bedeutete, an die Zukunft zu glauben.

In diesem Moment ertönte ein leises Geräusch. Nicht mehr als ein scharfes Klicken.

Verdutzt drehte er sich um. Die Bürotür war offen. Gegen das Licht im Vorzimmer zeichnete sich eine Gestalt ab. Bevor Zhao etwas sagen konnte, gab es einen dumpfen Knall. Während sich bereits Dunkelheit über seine Augen senkte, wurde ihm noch klar, wovon er herührte – von einer schallgedämpften Schusswaffe. Von seinem Herzen ausgehend explodierte ein unbeschreiblicher Schmerz durch seinen Körper. Er war so überwältigend, dass er nicht spürte, wie er mit dem Gesicht voran auf den Teppich stürzte.

Yu Yongfu und seine Familie hatten in ihrer Villa am Stadtrand von Shanghai unerwartet hohen Besuch bekommen. Der feiste alte Herr mit dem gewaltigen Doppelkinn thronte hinter Yus mächtigem Schreibtisch, als gehörte er ihm. Yu sagte nichts und schluckte seinen Ärger über den Schwiegervater, der sich in alles einmischte, hinunter. Wenigstens befand sich jetzt das Ladeverzeichnis der *Empress* wieder in seinem Besitz, und alles, was es noch zu erledigen galt, war der amerikanische Spion. Er musste sich darauf verlassen, dass Feng ihn unschädlich machte.

Voller Stolz beobachtete er, wie sich der alte Mann über den kleinen Jungen freute, der schüchtern neben ihm stand. Er drehte sich zur Seite, um den Jungen anzusehen, der einen westlichen Schlafanzug mit dem Gesicht Batmans auf der schmalen Brust trug. Er war klein für sein Alter und roch nach amerikanischer Erdnussbutter.

Der alte Mann – Li Aorong – tätschelte ihm liebevoll den Kopf. »Du bist jetzt wie alt, Peiheng?«

»Sieben, verehrter Großvater.« Mit einem Blick auf seine Mutter fügte er hinzu: »Jedenfalls werde ich es in einem Monat.« Und stolz fuhr er fort: »Ich gehe auf die amerikanische Schule.«

Li lachte. »Gehst du gern mit Kindern von Ausländern in die Schule?«

»Vater sagt, es wird mich in der Welt voranbringen.«

Li sah seinen Schwiegersohn Yu Yongfu an, der steif in einem seiner Wildledersessel saß. Aber trotz seiner offensichtlichen Anspannung lächelte Yu seinen Sohn an.

»Dein Vater ist ein kluger Mann, Peiheng«, sagte Li. Li Kuonyi, die an der Tür des Arbeitszimmers stand, unterbrach ihren Vater: »Du hast auch eine Enkelin, Vater.«

»Und ob, meine Tochter. Und ob. Und eine ausgesprochen hübsche noch dazu.« Li lächelte wieder. »Komm, Kind. Stell dich neben deinen Bruder. Und sag, gehst du auch auf die amerikanische Schule?«

»Ja, Großvater. Ich bin zwei Klassen über Peiheng.«

Li spielte den Erstaunten. »Nur ein Jahr älter und zwei Klassen über ihm? Du gerätst nach deiner Mutter. Sie war auch immer klüger als meine Söhne.«

Yu Yongfu sagte scharf: »Peiheng ist im Rechnen sehr gut.«

»Ein geborener Geschäftsmann.« Li glückste vor Vergnügen. Er streichelte beiden Kindern die Gesichter, als berührte er kostbare und empfindliche Vasen. »Sie werden es in der neuen Welt weit bringen. Aber eigentlich müssten sie längst im Bett sein, oder nicht?« Er nickte Yu und seiner Tochter ernst zu. »Es war nett von euch, sie so lange aufbleiben zu lassen.«

»Du besuchst uns nicht oft genug, Vater«, sagte Kuonyi mit einem Anflug von Schärfe in der Stimme.

»Die Belange Shanghais lassen einem alten Mann nicht viel Zeit.«

»Aber heute Abend bist du hier«, sagte Kuonyi herausfordernd. »Und das noch so spät.«

Vater und Tochter sahen sich gegenseitig an. Kuonyis Blick war so hart und unerschrocken wie der ihres mächtigen Vaters und forderte eine Erklärung.

Er sagte: »Die Kinder gehören ins Bett, Tochter.«

Kuonyi nahm sie an der Hand und wandte sich zum Gehen. »Mein Mann und ich sind gleich zurück.«

»Yongfu bleibt. Er und ich werden miteinander sprechen.« Jetzt war die Schärfe in Lis Stimme spürbar. »Allein.«

Kuonyi zögerte. Sie straffte die Schultern und brachte die Kinder hinaus.

Die Viktorianische Uhr auf dem Kaminsims in Yus westlich eingerichtetem Büro tickte leise. Mehrere Minuten saßen die zwei Männer schweigend da. Der ältere Mann sah seinen Schwiegersohn an, bis Yu Yongfu höflich sagte: »Dein letzter Besuch liegt lange zurück, verehrter Schwiegervater. Uns allen hat dein weiser Rat gefehlt.«

»Zuallererst muss sich ein Mann seiner Familie gegenüber verantwortlich fühlen«, erwiderte Li. »Ist es nicht so, Schwiegersohn?«

»So steht es seit langem geschrieben.«

Li verstummte wieder.

Yu wartete. Der alte Mann wollte auf etwas ganz bestimmtes hinaus, vielleicht einen wichtigen Posten für Yu, dessentwegen man ihm möglicherweise vorwerfen würde, er begünstige seine Familie zu sehr. Jetzt hatte er wohl vor sich zu vergewissern, dass Yu der Aufgabe gewachsen war. Yu wollte an diesem Abend nur gute Nachrichten hören. Die Probleme mit der *Empress* zehrten an seinen Nerven.

Schließlich erklärte Yu im gleichen Ton wie sein Schwiegervater. »Ein Mann darf seine Familie nie in Verlauf bringen.«

»In Verruf?« Der ältere Mann hob den Kopf und wie-

derholte die zwei Wörter in fast erstauntem Ton. »Du hast eine Frau und zwei Kinder.«

»Ich bin vom Glück begünstigt, und sie sind mein Ein und Alles.« Yu lächelte.

»Ich habe eine Tochter und zwei Enkel.«

Yu blinzelte. Was war passiert? Was sollte er darauf erwideren? Sein Mund wurde so trocken wie die Wüsten von Xinjiang, denn die Stimmung im Raum war plötzlich umgeschlagen. Ihn packte Angst. Plötzlich sah er nicht mehr in die Augen des liebevollen Großvaters seines Sohnes und seiner Tochter. Stattdessen war das der harte, erbarmungslose Blick eines Funktionärs der Sonderverwaltungszone Shanghai, eines Politikers, der sich in der Hand des ungeheuer mächtigen Wei Gaofan befand.

»Du hast einen nicht wieder gutmachbaren Fehler begangen«, erklärte Li mit emotionsloser Stimme. Sein breites, fettumhülltes Gesicht war so reglos wie das einer lauernden Schlange. »Der Diebstahl des richtigen Laderverzeichnisses der *Dowager Empress* bringt uns alle ernsthaft in Gefahr. Uns *alle!*«

Yu hatte das Gefühl, vor Angst zu zerfließen. »Ein Fehler, der ungeschehen gemacht wurde. Es ist kein Schaden entstanden. Das Dokument ist oben in meinem Safe eingeschlossen. Es gibt keinen ...«

»Die Amerikaner wissen, was die *Empress* geladen hat. Deswegen schnüffelt jetzt ein amerikanischer Spion in Shanghai herum. Man kann ihn nicht beseitigen, ohne dass viele Fragen gestellt werden. Du hast mich in Gefahr gebracht, und – schlimmer noch – du hast Wei Gaofan in Gefahr gebracht. Was geheim war, ist nicht mehr geheim, und was nicht mehr geheim ist, kann Wei Gaofans

Feinden im Zentralkomitee, im Politbüro und sogar im Ständigen Ausschuss zu Ohren kommen.«

»Feng wird diesen Amerikaner eliminieren!«

»Was dem Politbüro zu Ohren kommt, wird überprüft werden. *Du* wirst überprüft werden.«

Verzweifelt versuchte sich Yu Yongfu zu rechtfertigen.
»Sie werden nichts erfahren ...«

»Sie werden *alles* erfahren. Du hast nicht das Zeug dazu, einem scharfen Verhör standzuhalten, Schwiegersohn.« Lis Ton wurde weicher. »Es ist traurig, aber es ist wahr. Du wirst alles verraten, und wenn du überlebst, wirst du ruiniert sein. Und das bedeutet unser aller Ruin. Der Ruin *aller* Yus. Und *aller* Lis.«

»*Nein!*« Yu Yongfu schauderte. Sein Magen hatte sich zu einer Faust zusammengekrampft. Er konnte kaum mehr atmen. »Ich werde mich absetzen. Ja, ich verlasse ...«

Mit einer kurzen Handbewegung brachte Li ihn zum Schweigen. »Es ist bereits alles entschieden.«

»Aber ...«

»Die einzige Frage ist jetzt, wie es gemacht wird. Das bleibt dir überlassen. Wird es Gefängnis, Entehrung und Ruin für unsere Familie sein? Viele Fragen, die gestellt und beantwortet werden. Und der Verlust von Wei Gao-fans Gunst, und zwar für uns alle! Ohne den großen Wei komme auch ich zu Fall. Deine Frau – meine Tochter – wird mit mir stürzen, und meine anderen Kinder und ihre Familien werden keine Zukunft mehr haben. Und was für dich ganz entscheidend ist: Auch *deine* Kinder werden keine Zukunft haben.«

Yu zitterte. »Aber ...«

»Aber du hast Recht, zu nichts von all dem braucht es

zu kommen. Der ehrenhafte Weg wird uns alle retten. Die Verantwortung wird mit dir enden. Wenn du nicht mehr da bist, um zu reden, und wenn keine Fragen über die Hintergründe deines Todes aufgeworfen werden, kann nichts auf Wei Gaofan oder mich hindeuten. Meine Stellung wird nicht tangiert, weil wir weiterhin in Weis Gunst stehen können. Der Zukunft deiner Frau und deiner Kinder wird nichts im Weg stehen.«

Yu Yongfu öffnete den Mund, um zu antworten, aber er brachte keinen Ton heraus. Die Angst lähmte ihn, als er seinen Selbstmord vor sich sah.

Im Westen des Zentrums Shanghais, außerhalb des Autobahnringes, stellte Andy den Motor ab und ließ den Jetta auf einer von Bäumen gesäumten Vorortstraße ausrollen. Es gab keine Straßenlaternen. In den meisten Häusern brannte so spät kein Licht mehr. Nichts bewegte sich im stahlblauen Mondschein.

Smith, der auf dem Beifahrersitz saß, sah auf die Uhr. Neun Uhr vorbei. Bevor er mit Andy zusammengetroffen war, hatte er für Dr. Liang auf dem Anrufbeantworter eine Nachricht hinterlassen; er fühlte sich nicht wohl und könnte deshalb ihm und seinen Kollegen beim Abendessen nicht Gesellschaft leisten. Er hoffte, das würde seine Aktivitäten an diesem Abend verschleieren.

Inzwischen musste er sich über etwas viel Entscheidenderes Gedanken machen. Er lauschte aufmerksam, aber er hörte nichts als das leise Rauschen des Verkehrs auf der Ringstraße. Irgendetwas war eigenartig. Er studierte die teuren Häuser entlang der Straße, während er überlegte, was es war ... und musste über sich selbst lachen,

als es ihm endlich dämmerte. Er hatte so lang im Westen gelebt, dass er begonnen hatte, bestimmte regionale Besonderheiten als selbstverständlich zu betrachten. Die Lösung war, am Straßenrand standen keine Autos.

»Dort drüben.« Andy deutete über die Straße. »Das ist Yu Yongfus Villa.«

Smith sah keine Hausnummern. »Woher wissen Sie das?«

Andy grinste. »In Shanghai weiß man so was einfach.«

Smith brummte. Entlang der dunklen Straße verlief eine hohe Mauer, die den ganzen Block umfasste. Durch das Gittertor war ein ausgedehnter, um einen Innenhof angelegter Gebäudekomplex im Stil der Güterreicher Grundbesitzer längst vergangener Zeiten zu erkennen. Das hinten befindliche Herrschaftshaus war kaum zu sehen. Etwas Vergleichbares hatte Smith in Shanghai bisher noch nicht entdeckt. Yus Besitz erschien ihm wie ein Relikt aus den Zeiten der letzten Kaiserdynastie.

Smith nahm sein Nachtkglas und richtete es auf das Haupthaus. Erstaunt stellte er fest, dass es aussah, als wäre es um 1900 in amerikanischem Stil erbaut worden. Es war riesengroß, weitläufig und pompös. Bisher war die Umfassungsmauer der einzige Anklang an das alte China.

Er reichte das Fernglas Andy, der genauso überrascht war wie Smith. »Es gleicht einem dieser Paläste, die sich die Opium-Taipans im neunzehnten Jahrhundert bauen ließen. Sie wissen schon, in der Britischen, Amerikanischen und Französischen Konzession. Das waren die Leute, die die Handelsgesellschaften leiteten, den Bund bauten und Millionen damit verdienten, indisches Opium

gegen chinesischen Tee und Seide zu tauschen.«

»Wahrscheinlich ist genau das der Eindruck, den Yu damit erwecken will«, bemerkte Smith. »Demnach zu schließen, was ich in seinem Büro gesehen habe und was Sie mir erzählt haben, hält sich der Mann für eine Art modernen Taipan.«

Smith beobachtete die verlassen wirkenden Gebäude weiter. Im Haus brannte kein Licht, nichts bewegte sich, und nirgendwo auf dem Gelände waren Wachleute zu sehen. Auch das überraschte ihn. Selbst wenn die kommunistische Regierung keine hochtechnisierten elektronischen Sicherheitsvorkehrungen duldet, die ihre Polizei von einem Haus fern gehalten hätte, waren in China Arbeitskräfte billig und im Überfluss vorhanden.

»Okay, Andy, ich gehe jetzt da rein. Wenn ich in zwei Stunden nicht zurück bin, machen Sie sich aus dem Staub. Geben Sie mir für den Fall, dass wir getrennt werden, lieber meinen Anzug.«

Andy reichte ihm den Anzug in einem von seinem Gürtel zusammengehaltenen Bündel. »Und wenn vor Ablauf der zwei Stunden jemand auftaucht?«

»Verschwinden Sie sofort. Sehen Sie vor allem zu, dass Sie möglichst nicht beobachtet werden. Verstecken Sie zuerst den Wagen, und dann kommen Sie zu Fuß zurück und verbergen sich irgendwo, wo man Sie nicht sehen kann. Aber warten Sie auf keinen Fall länger als zwei Stunden auf mich. Wenn ich bis dann nicht zurück bin, komme ich wahrscheinlich überhaupt nicht mehr. Benachrichtigen Sie Ihren Kontakt und erzählen Sie ihm von Flying Dragon und Yu Yongfu.«

»Mann, machen Sie mir nicht noch mehr Angst, als ich

ohnehin schon habe. Im Übrigen, mein Kontakt ist kein Er, sondern eine Sie.«

»Dann erzählen Sie es *ihr*.«

Andy An schluckte und nickte. Smith stieg aus und streifte sich den Rucksack mit seinem Werkzeug über. Dann ging er in seiner schwarzen Tarnkleidung durch das Dunkel auf die Villa zu. Das ferne Rauschen des Verkehrs verstärkte den Eindruck der Stille.

An einer Ecke der Umfassungsmauer ragten die dicken Äste eines Baums auf die Straße hinaus. Ebenso wenig, wie sie elektronische Sicherheitsvorkehrungen zuließ, fühlte sich die Stadtverwaltung zuständig, zum Schutz eines reichen Geschäftsmannes Bäume zurückzuschneiden oder zu fällen. Smith bekam einen Ast zu fassen und zog sich daran hoch. Oben auf der Mauer hielt er kurz inne. Der Duft blühenden Jasmins erfüllte die Luft. Er hatte das Gefühl, sich am Rand eines Waldes zu befinden, so dicht war der Baumbestand. Als er auf der anderen Seite von der Mauer sprang, raschelte trockenes Laub unter seinen Füßen. In der Hoffnung, niemand hätte ihn gehört, ging er in die Hocke und wartete eine Weile reglos.

Noch immer kein Hinweis auf irgendwelche Sicherheitsvorkehrungen. Das kam ihm seltsam vor. Ein Mann mit Yus Ambitionen und Geltungsbedürfnis musste irgendeine Art von Personenschutz haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach eine Phalanx von Bodyguards.

Er schlich zwischen den Bäumen hindurch auf das Haus zu und kam in einen Garten, der ihn nicht weniger in Erstaunen versetzte als vorher bereits das Haus und der dichte Baumbestand. Es war ein kunstvoll angelegter eng-

lischer Garten im Stil des 19. Jahrhunderts, mit schmalen Wegen, die sich zwischen Rosenbüschchen und tadellos gepflegten Blumenbeeten hindurchschlängelten, mit kunstvoll beschnittenen Bäumen, malerischen Bänken, einem Pavillon und sogar einer eigenen Rasenfläche für Krocket und Boccia. Es roch nach frisch gemähtem Gras. Unwillkürlich sah er einen von Heimweh geplagten britischen Teehändler vor sich, der hier Trost suchte.

Im gespenstischen Mondlicht bot der Garten kaum Deckung, aber auch die bizarren Schatten, die die kunstvoll beschnittenen Bäume und Sträucher warfen, erfüllten ihren Zweck. Rasch hatte Smith eine kleine Baumgruppe in der Nähe des Hauses erreicht. Als er darum herumschlich, entdeckte er auf der Seite eine sechs Autos fassende Garage, in der sich jedoch nur zwei befanden – ein großer schwarzer Mercedes und ein silberner Jaguar XJR. Im Haus waren weder Licht noch ein offenes Fenster zu sehen.

Smith kam wieder auf der Vorderseite des Hauses an. Der riesige Messingtürklopfer an der kunstvoll verzierten Eingangstür wurde vom Mondlicht versilbert. Smith studierte die Tür. Sie lag nicht in eine Nische zurückversetzt, und der Mond schien direkt auf sie. Mondlicht verzerrt die Perspektive und erschwert die räumliche Wahrnehmung. Eigentlich hätte gar kein Schatten auf der Tür liegen dürfen. Woher kam dann der Schatten, der ein Viertel der Tür einzunehmen schien?

Die Antwort war, dies war kein Schatten. Die Tür stand ein wenig offen, und was Smith für einen Schatten gehalten hatte, war das dunkle Innere des Hauses.

Eine Falle? War ihm jemand gefolgt, obwohl er auf der

Fahrt hierher alle nur erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen getroffen hatte? Das Haus und der Garten wirkten jedenfalls verlassen. Dennoch war nicht auszuschließen, dass er irgend etwas oder irgend jemanden übersehen hatte.

Er zog seine Beretta, machte ein paar Schritte nach links, kehrte wieder zur Eingangstür zurück und lauschte erneut.

Alles war still, kein Laut war zu hören. Die Beretta in beiden Händen, drückte er die Tür mit der Spitze seines Sportschuhs vorsichtig weiter auf. Die Tür war gut geölt und öffnete sich lautlos. Wo waren die Hausangestellten, die alles so gut in Schuss hielten? Er öffnete die Tür ganz. Die holzvertäfelte Eingangshalle war von zinnfarbenem Mondlicht erleuchtet, das durch Tür und Fenster fiel. Im hinteren Teil führte eine elegant geschwungene Treppe nach oben.

Die weichen Sohlen seiner Schuhe machten kaum ein Geräusch, als er das Haus betrat. Er blieb stehen, um in den Raum links von ihm zu spähen. Es war ein Esszimmer, architektonisch im viktorianischen Stil, aber alles darin war chinesisch, vom geschnitzten Holztisch bis zu den Wandschirmen in den Ecken.

Er schlich nach rechts. Ein weiterer offener Bogen-durchgang öffnete sich auf ein Wohnzimmer, zweimal so groß wie das Esszimmer. Dort war es dunkel und fast vollkommen still. Stirnrunzelnd lauschte Smith. Er konnte jemanden leise weinen hören.

Bagdad, Irak

Das Einzige, was in Bagdad nicht knapp oder unerschwinglich war, war Öl. Wie üblich herrschte um fünf Uhr nachmittags auf jeder größeren Straße der alten Metropole dichter Verkehr. Dr. Kamil Hussein dachte voller Bitterkeit, wie knapp alle Dinge waren, die importiert oder im Land hergestellt werden mussten, als er sich in seinem blitzenden Mercedes durch den zähen Strom aus Autos und Lkws kämpfte, der sich in Richtung Stadtzentrum wälzte. Er erledigte gerade einen gefährlichen Auftrag. Das Leben seiner der Elite des Landes angehörenden Patienten hing von den aus dem Ausland kommenden Medikamenten ab. Wenn es ihm nicht gelang, die Antibiotika, Beruhigungsmittel, Antidepressiva und sonstigen nur im Westen erhältlichen Medikamente zu besorgen, nach denen sie verlangten, würden sie zu einem anderen Arzt gehen ... oder Schlimmeres.

Er wusste nicht, auf welchem Weg die elegante Französin herausgefunden hatte, wie er an seine geschmuggelten Medikamente kam. Aber sie kannte jeden Namen und Ort, jeden Kontakt, jeden dunklen Kanal, jede geheime Übergabestelle. Käme der Regierung oder den Republikanischen Garden auch nur eine Silbe davon zu Ohren, bedeutete das sein Todesurteil.

Seine Kehle war trocken vor Angst, als er das Hochhaus erreichte, das in besseren Zeiten erbaut worden zu sein schien. Er stellte den Wagen in der Tiefgarage ab und fuhr mit dem Lift zum Büro der *Tigris Export-Import GmbH, Düngemittel und Schädlingsbekämpfung* hinauf. Gerüchten zufolge war die GmbH eine der Tausenden von Fir-

men, die über Strohmänner dem Präsidenten und seiner Familie gehörten.

Nadia, die besorgte Sekretärin, erwartete ihn händerringend. »Er ist einfach zusammengebrochen, Dr. Kamil. Wie aus heiterem Himmel. Eben war er noch ...«

»Ist er bewusstlos?«

»Ja. Wir machen uns große Sorgen.«

Vorbei an den Büros Dutzender Angestellter, die sich in bedrücktem Schweigen auf den Heimweg machten, führte sie den Arzt im Laufschritt in das große, stille Arbeitszimmer des Patienten, Firmenchef Nasser Faidhi. Der Blick auf die Stadt und die Wüste hinter Euphrat und Tigris war beeindruckend. Dr. Kamil nahm ihn flüchtig wahr, bevor er zu Faidhi eilte, der bewusstlos auf einem Ledersofa lag. Er prüfte seine Körperfunktionen.

Nadia flüsterte aufgereggt: »Wird er sterben?«

Dr. Kamil hatte keine Ahnung, wie die Französin den Anfall ausgelöst hatte, aber er wusste, dass sie dahintersteckte, denn sie hatte ihm gesagt, er bekäme den Anruf Punkt 16 Uhr 45, und so war es dann auch gewesen. Allerdings bezweifelte er, dass sie Faidhi umzubringen beabsichtigte, denn sein Tod hätte polizeiliche Ermittlungen nach sich gezogen. Die gute Nachricht war, dass Faidhis Herzschlag kräftig, sein Puls regelmäßig und seine Gesichtsfarbe frisch war. Er war lediglich bewusstlos. Irgendein schnell wirkendes, aber grundsätzlich harmloses Mittel, vermutete Dr. Kamil.

Er beruhigte die Sekretärin. »Auf keinen Fall. Aber ich muss ihn trotzdem gründlich untersuchen.« Er sah sie vielsagend an. »Dafür muss ich ihn ausziehen. Verstehen Sie?«

Nadia errötete. »Natürlich, Herr Doktor.«

»Danke. Und sorgen Sie dafür, dass wir nicht gestört werden.«

»Niemand wird es wagen.« Sie verließ das Büro. Sie würde die Tür bewachen wie ein Feuer speiender Drache.

Sobald er mit dem bewusstlosen Geschäftsmann allein war, eilte Dr. Kamil zu den Aktenschränken. In einem davon fand er den Ordner, den ihm die Französin beschrieben hatte: Flying Dragon Enterprises aus Shanghai. Er enthielt vier Dokumente. Zwei davon waren Schreiben der Firmenniederlassung in Basra. Sie drehten sich um den Stand der Verhandlungen mit einem gewissen Yu Yongfu, Präsident von Flying Dragon, betreffend eine Lieferung von landwirtschaftlichem Gerät, Chemikalien, Elektronikartikeln und verschiedenen anderen Gütern, die auf einem Schiff namens *The Dowager Empress* in den Irak befördert werden sollten. Die anderen beiden Dokumente waren Faidhis Antwortschreiben mit Anweisungen an die Niederlassung in Basra, wie das Geschäft abgewickelt werden sollte. Sonst war nichts in dem Ordner.

Dr. Kamils Herz begann vor Erleichterung schneller zu schlagen. Der Lieferschein, den die Französin wollte, existierte entweder nicht, oder er befand sich in der Niederlassung in Basra. Er steckte den Ordner in den Schub zurück, schloss diesen und widmete sich wieder seinem Patienten.

Zwanzig Minuten später gab Faidhi ein kehliges Husten von sich, gefolgt von einem tiefen Seufzer. Seine Lider flatterten. Dr. Kamil ging zur Tür, öffnete sie und lächelte die Sekretärin an, die auf dem Flur besorgt auf und ab schritt.

»Sie können jetzt hereinkommen, Nadia. Er kommt wieder zu sich und dürfte es überstanden haben.«

»Allah sei gepriesen!«

»Selbstverständlich«, fügte Kamil ernst hinzu, »muss ich ihn noch einmal gründlich untersuchen. Rufen Sie in meiner Praxis an und lassen Sie sich einen Termin für ihn geben.« Er lächelte wieder. Das brächte ihm ein stattliches Honorar und viel Dankbarkeit. Der Französin würde er sagen, wenn sie diesen Lieferschein wollte, müsste sie es in Basra versuchen, wohin er natürlich nicht fahren konnte, ohne Verdacht zu erregen. Alles war gut gegangen, genau wie er erwartet hatte.

8

Shanghai

In dem dunklen Wohnzimmer, inmitten wuchtiger Antiquitäten, die jedem Museum zur Ehre gereicht hätten, ruhte, ganz allein eine schöne Frau. Sie hatte sich auf einem braunen Eames-Sessel zusammengerollt. Klein und zierlich, trug sie das glänzende schwarze Haar in einem schlichten Pferdeschwanz. In einer Hand hielt sie einen halb vollen Cognacschwenker. Auf dem Chrom-und-Ebenholz-Tisch neben ihr stand eine entkorkte Flasche Remy Martin. Von einer luxuriösen Couch, fast halb so lang wie das riesige Wohnzimmer, schaute eine große Katze herüber.

Die Frau machte nicht den Eindruck, als sähe sie

Smith, die Katze oder sonst irgendetwas. Sie starre ins Leere, ein zerbrechliches Geschöpf, das in dieser Umgebung noch winziger wirkte.

Smith suchte den Raum nach Hinweisen darauf ab, dass die Frau nicht allein war. Er sah und hörte nichts. Im Haus war es gespenstisch still. Die Beretta immer noch mit beiden Händen haltend, betrat er vorsichtig den Raum. Die Frau hob den Cognacschwenker und trank ihn in einem Zug leer. Dann griff sie nach der offenen Flasche, schenkte den Schwenker zur Hälfte voll, stellte die Flasche ab und starre weiter vor sich hin, alles mit den mechanischen Bewegungen eines Roboters.

Die Beretta immer noch schussbereit erhoben, ging Smith lautlos weiter auf sie zu.

Plötzlich sah sie ihn direkt an, und er merkte, dass er sie von irgendwoher kannte, sie schon einmal gesehen hatte. Zumindest ihr Gesicht, das hochgeschlossene Kleid, das sie trug, den majestätischen Gesichtsausdruck ... natürlich, aus dem Kino. In irgendeinem chinesischen Film. Sie war ein Filmstar. Yu Yongfus Vorzeigefrau? Wer auch immer sie war, sie sah ihm direkt in die Augen, scheinbar ohne von der Pistole Notiz zu nehmen.

»Sie sind der amerikanische Spion.« Ihr Englisch war tadellos, und es war eine Feststellung, keine Frage.

»Wie kommen Sie darauf?«

»Mein Mann hat mir von Ihnen erzählt.«

»Ist Yu Yongfu hier?«

Sie wandte den Blick ab, starre wieder in die Ferne.
»Mein Mann ist tot.«

»Tot? Wie ist er gestorben? Wann?«

Die Frau wandte sich wieder Smith zu, und dann tat sie

etwas Seltsames. Sie sah auf die Uhr. »Vielleicht vor zehn, fünfzehn Minuten. Wie? Das hat er mir nicht gesagt. Wahrscheinlich mit einer Pistole wie der, die Sie in der Hand halten. Sind alle Männer Waffennarren?«

Ihre sachliche, emotionslose Stimme und ihre morbide Ruhe ließen Smith erschauern. Wie unter einem beißenden Wind, der über einen Gletscher weht.

»Und alles nur Ihretwegen«, fuhr sie fort. »Ihretwegen haben sie Panik bekommen. Ihr Auftauchen hat sie nervös gemacht. Es hätte Fragen aufgeworfen, denen sie sich auf keinen Fall stellen wollten.«

»Wer sind sie?«

Sie trank auch das nächste Glas wieder in einem Zug aus. »Die Leute, die von meinem Mann verlangt haben, dass er sich umbringt. Für mich und die Kinder, wie sie es ausgedrückt haben. Für die *Familie*.« Sie lachte. Es geschah abrupt, wie eine Explosion. Ein makabrer Laut, mehr wie ein Bellen als wie ein richtiges Lachen. Es war kein Humor darin, nur Bitterkeit. »Sie haben ihm das Leben genommen, um sich zu retten. Nicht vor einer konkreten Gefahr, wohlgeremkt. Nur vor einer *möglicherweise* drohenden Gefahr.« Ihr für Smith bestimmtes Lächeln war spöttisch. »Und da sind Sie nun, nicht wahr? Auf der Suche nach meinem Mann. Genau, wie sie gesagt haben. Sie wissen immer sehr genau Bescheid, wenn sie ihre Interessen bedroht sehen.«

Smith knüpfte an ihren beißenden Spott an. »Wenn Sie Ihren Mann rächen wollen, helfen Sie mir, ihre Machenschaften aufzudecken. Ich brauche ein Dokument, das sich im Besitz Ihres Mannes befand. Es wird sie als die Verbrecher entlarven, die sie sind.«

Sie dachte nach. Ihr Blick bekam etwas Forschendes. Sie studierte Smiths Gesicht, als hielte sie darin nach Spuren von Falschheit Ausschau. Dann hob sie die Schultern, griff nach der Flasche Remy Martin, schenkte das Glas fast voll und wandte sich ab.

»Oben«, sagte sie hölzern. »Im Safe in unserem Schlafzimmer.«

Sie sah ihn nicht wieder an. Stattdessen trank sie von ihrem Cognac und starrte in die Luft, als sähe sie Fragen und Antworten, die sie nicht ganz entziffern konnte.

Smith überlegte kurz. War das alles nur Theater? Vielleicht, um ihn nach oben zu locken, wo sie ihm eine Falle gestellt hatten?

Letzten Endes spielte das keine Rolle. Er brauchte das Dokument im Safe. Zu viel stand auf dem Spiel. Um sowohl Wohnzimmer wie Eingangshalle abzudecken, schwenkte er die Beretta von Seite zu Seite, als er sich aus dem feudal eingerichteten Raum zurückzog. Aber im Haus blieb es so still wie in einem Grab.

Er huschte nach oben, wo das Dunkel intensiver war, weil es dort keine Fenster gab, die das Mondlicht hereinließen. Auch im Obergeschoss rührte sich nichts. Weder roch es nach Pulverdampf, noch lagen Leichen herum. Das einzige Geräusch kam von unten – das Klinnen der gegen das Glas stoßenden Flasche, als sich die um ihren toten Mann trauernde Frau im hallenden Wohnzimmer den nächsten Cognac einschenkte.

Das Schlafzimmer befand sich am Ende des Flurs. Es war so groß wie zwei normale Schlafzimmer und chinesisch eingerichtet mit einem mit Vorhängen versehenen Himmelbett aus der späten Ming-Dynastie, zwei Ming-Liegen,

verschiedenen Qing-Kommoden und einem Schminktisch sowie Stühlen und niedrigen Tischen aus allen möglichen anderen Epochen. Alle Einrichtungsgegenstände waren reich verziert und in bester chinesischer Manier verarbeitet. Bett und Wände waren mit Seide und Brokatstoffen verhängt. Jede Ecke zierte ein Wandschirm.

Der Wandsafe befand sich hinter einer Bildrolle mit einer historischen Schlachtendarstellung, die vermutlich aus Kublai Khans Yuan-Dynastie stammte. Smith holte seine Einbruchwerkzeuge heraus, legte sie auf eine Kommode in der Nähe des Safes und sah sich das Kombinationsschloss an.

Er griff nach dem Drehknopf – und die Safetür bewegte sich. Nichts Gutes ahnend, zog er daran. Im selben Moment, in dem ihm die Tür entgegenschwang, sprang vor dem Haus ein starker Automotor an.

Smith konnte gerade noch rechtzeitig an das Fenster stürzen, das sich auf Garage und Einfahrt öffnete, um die Hecklichter des Jaguar in Richtung Straße verschwinden zu sehen; *Verdammt*.

Er stürmte aus dem Schlafzimmer ins Wohnzimmer hinunter. Cognacschwenker und Flasche standen noch auf dem Tisch neben dem Eames-Sessel, nur die Frau war weg. War alles inszeniert gewesen? Eine Falle? Die erschütternde Geschichte von dem erzwungenen Selbstmord nur ein Ablenkungsmanöver der Frau?

Er lauschte angespannt, aber er hörte nichts, was darauf hindeutete, dass irgendwelche Fahrzeuge die Einfahrt heraufkamen.

Er rannte wieder nach oben, aber diesmal, um einen anderen Blickwinkel auf die Umgebung des Hauses zu

bekommen, in ein Zimmer auf der Vorderseite. Es war das Zimmer eines Jungen. Smith schaute über den Garten und die Bäume zur Umfassungsmauer. Draußen auf der Straße war inzwischen nichts mehr zu hören. Auch im Garten sah er nichts, was sich bewegte.

Vielleicht täuschte er sich. Vielleicht war sie wirklich untröstlich und halb betrunken und flüchtete wegen ihrer schrecklichen Erlebnisse in ein nur ihr bekanntes Versteck. Oder sie folgte ihrem Mann in den Tod.

Er durfte kein Risiko eingehen. Er lief ins Schlafzimmer und leerte den Inhalt des Safes auf eine der Liegen. Es waren Schmuckstücke, Briefe, Dokumente. Aber kein Geld und kein Ladeverzeichnis. Wütend und tief enttäuscht, schüttelte er den Kopf. Und obwohl er die Briefe und Dokumente leise fluchend noch zwei weitere Male durchsah, das Verzeichnis war eindeutig nicht darunter.

Aber einen interessanten Fund machte er – eine maschinenschriftliche Nachricht auf dem Briefpapier einer belgischen Firma: Donk & LaPierre, S. A., Antwerpen und Hongkong. Auf Französisch verfasst, war sie an Yu Yong-fu bei Flying Dragon Enterprises adressiert und versicherte dem Empfänger, die Ladung könne am 24. August in Shanghai eintreffen, sodass sich die Abfahrt der *Dowager Empress* auf keinen Fall verzögern werde. Außerdem äußerte sich der Absender hinsichtlich des Ausgangs »unseres Joint Venture« außerordentlich optimistisch. Das Schreiben war mit Jan Donk unterzeichnet und mit einer Hongkonger Telefonnummer versehen.

Erleichtert, vielleicht doch etwas Brauchbares gefunden zu haben, stopfte Smith den Brief in seinen Rucksack

und eilte aus dem Schlafzimmer. Er hatte gerade die Treppe erreicht, als er eine Reihe von Schatten vor den mondbeschienenen Fenstern zu beiden Seiten der Eingangstür vorbeihuschen sah. Sein Puls beschleunigte sich, während er reglos stehen blieb, um zu lauschen. Draußen in der Nacht waren entlang des Hauses Schritte zu hören.

Angespornt von einem mächtigen Adrenalinstoß, rannte er ins Elternschlafzimmer zurück und spähte durch die rückwärtigen Fenster in den Garten hinab. Es war niemand zu sehen, aber da es dort keine Bäume gab, blieb ihm keine andere Wahl, als zu springen.

Er huschte zu den Fenstern auf der anderen, der Einfahrt und Garage abgewandten Seite des Raums. Im Mondlicht nahm der Rasen die Farbe von mattem Kupfer an. Hier gab es zwar mehrere Bäume, aber keiner stand nahe genug am Haus, um ihn von einem der Fenster aus erreichen zu können. Es gab jedoch ein Abflussrohr, das von der Dachrinne auf den Rasen hinabführte.

Während er sich das Rohr genauer ansah, kamen zwei Gestalten um die Ecke der Villa gerannt. Sie hantierten an den Fenstern, ob sich vielleicht eines von ihnen öffnen ließ.

Wenn ihm auch bei seinem Eintreffen niemand bewusst eine Falle hatte stellen wollen, so entpuppte sich das Haus inzwischen dennoch als eine solche. Falls es den Eindringlingen nicht ohnehin schon aufgefallen war, würden sie zumindest in Kürze merken, dass man die Eingangstür nicht abgeschlossen hatte. Ihm blieben nur noch Sekunden, um das Haus zu verlassen, bevor sie ihn darin entdeckten.

Er wartete, bis die Gestalten hinter dem Haus ver-

schwanden. Dann öffnete er das Fenster, setzte sich mit baumelnden Beinen auf das Fensterbrett und beugte sich zu dem Abflussrohr aus Blech hinüber, das fest an der Wand befestigt zu sein schien. Sobald er es zu fassen bekommen hatte, schwang er sich vom Fenster fort. Das Rohr ächzte zwar, aber es hielt. Die Schuhspitzen mit aller Kraft gegen den rauen Putz stemmend, ging er buchstäblich die Hauswand hinunter. Sobald seine Sohlen festen Boden berührten, rannte er über den mondbeschiene-nen Rasen zu der Baumgruppe, unter der er bei seiner Ankunft Deckung gefunden hatte.

Aus den Fenstern des Schlafzimmers drangen wütende chinesische Rufe in die Nacht hinaus. Sie hatten den offenen Safe gefunden und seine Flucht entdeckt.

Sobald er die Bäume erreicht hatte, begann er, den dunklen Büschen ausweichend, in wildem Zickzack davonzurennen. In einem Abstand folgten ihm heisere Ru-fe, und dann ertönte eine tiefe, sonore Stimme, die Befeh-le erteilte wie ein Feldwebel, der seine Männer zum Durchhalten aufforderte. Smith hatte diese Stimme schon einmal gehört – sie war die des Anführers des Killerkom-mandos auf der Insel Liuchiu. Der große rothaarige Chi-nese, der laut Aussagen des Finanzchefs von Flying Dra-gon Feng Dun hieß.

Plötzlich ominöse Stille. Smith vermutete, seine Ver-folger hatten Befehl erhalten, auszuschwärmten und ihn systematisch auf die entlang der Straße laufende Mauer zuzutreiben, wo Feng Dun sicher noch mehr seiner Leute postiert hatte. Es war die gleiche Zangenbewegung, die er bei seinem Angriff auf der Insel Liuchiu eingesetzt hat-te. Militärs griffen häufig auf eine bestimmte Lieblings-

taktik zurück – wie Stonewall Jackson auf seine Nachtmärsche zur Umgehung des Feindes.

Smith machte kehrt und lief leise zur rückwärtigen Mauer. Während er durch das Dunkel huschte, holte er sein Walkie-Talkie aus der Tasche. »Andy? Andy, kommen.«

»Scheiße, Colonel. Bei Ihnen alles okay?«

»Haben Sie sie gesehen?«

»Klar. Drei Autos. Ich habe mich schnellstens verdrückt.«

»Wo sind Sie jetzt?«

»Vor dem Eingangstor, wie Sie gesagt haben. Ich habe den Wagen versteckt und bin zu Fuß zurückgekommen. Die drei Autos stehen gleich hier auf der Straße, ein bisschen nah für meinen Geschmack.«

»Haben sie bei den Autos auch ein paar Männer zurückgelassen?«

»Klar.«

»Wie viele?«

»Zu viele, wenn Sie mich fragen. Drei Fahrer. Und weitere fünf sind gerade aus dem Garten auf die Straße herausgekommen.«

»Dann wollen wir sie mal lieber nicht bei ihrer Wiedersehensfeier stören. Gehen Sie zum Auto zurück und holen Sie mich damit in der Seitenstraße an der hinteren Ecke der Mauer ab. Haben Sie verstanden?«

»Seitenstraße, hintere Ecke.«

»Dann mal los.«

Smith schaltete das Funkgerät aus und rannte los. Er begann schon zu denken, seine Verfolger überlistet zu haben, als er ein Geräusch hörte, das ihn Schlimmes be-

fürchten ließ. Mit der Beretta in der Hand warf er sich flach auf den Boden. Da war es noch einmal – der harte Klang von Metall, das gegen Holz schlug. Dann ertönte ein tiefer, brummiger Fluch.

Weiterhin flach auf den Boden gedrückt, sah sich Smith nach allen Seiten um, ob sich irgendwo etwas bewegte. Unter den Bäumen war es plötzlich still geworden – das Einzige, was sich bewegte, waren die Blätter und Zweige, durch die leise raschelnd der Wind strich.

Rechts von ihm, nicht weit von der Mauer, befand sich dichtes Gestrüpp. Alle Sinne aufs Äußerste angespannt, kroch er darauf zu. Unter zwei Büschen, die ihm von oben Deckung boten, blieb er liegen und zwang sich, langsam und flach zu atmen. Er wartete.

Er sah die große Gestalt nur deshalb vorbeigehen, weil der Wind vorübergehend eine Öffnung in das Laubdach hoch über ihm blies. Im Mondlicht, das nach unten fiel, entdeckte er einen Mann, der mit einer AK-47 im Anschlag geduckt vorbeischlich.

Wütend auf sich selbst, merkte Smith, dass er sich verkalkuliert hatte. Feng Dun hatte vorhergesehen, dass Smith mit einer zweiten Zangenbewegung rechnen würde. Deshalb hatte er die meisten seiner Leute an der Straße zurückgelassen und war in der Hoffnung, Smith zu überrumpeln, in die andere Richtung gegangen. Aber er war bestimmt nicht allein, sondern hatte vermutlich ein paar seiner Leute so postiert, dass sie ihn abfangen konnten.

Als Smith unter den Büschen hervorkroch, zerkratzten ihm die dornigen Zweige Gesicht und Hände, aber er merkte es kaum. Sobald er sich aufrichten konnte, wandte er sich nach links, wo die Mauer an die Seitenstraße

grenzte. Es gab zwar nirgendwo einen Baum, aber auch ein hoher Haufen aus abgebrochenen Ästen und anderen Abfällen erfüllte den gewünschten Zweck. Zum Glück war Yu Yongfu nur am schönen Schein gelegen – seinen Baumbestand auch dort zu pflegen, wo er nicht zu sehen war, interessierte ihn nicht, beziehungsweise *war* nicht interessant für ihr gewesen, wenn stimmte, was seine Frau gesagt hatte.

Smith nahm Anlauf, sprang auf den Haufen und schnellte in die Höhe. Er bekam den Rand der Mauer zu fassen, zog sich nach oben und setzte sich rittlings auf die Mauerkrone, um sich kurz umzusehen. An der Ecke stand Andy Ans Jetta.

Smith schaltete sein Walkie-Talkie ein. »Andy?«, flüsterte er. »Sie haben sich über das ganze Grundstück verteilt. Deshalb kann ich nicht an die Ecke kommen. Wenden Sie und fahren Sie an der Mauer entlang. Etwa in der Mitte werden Sie langsamer und lassen mich einsteigen. Aber dann nichts wie weg.«

Er wartete. Keine Antwort. Hatte Andy das Funkgerät nicht eingeschaltet?

»Andy? Sind Sie da?«

Stille.

»Andy?«

Sein Magen krampfte sich zusammen. Ihm wurde eiskalt. Er fischte sein Nachtklasse aus dem Rucksack und richtete es auf den Jetta. Am Steuer saß Andy und starrte durch die Windschutzscheibe reglos auf die Straße. Sonst war niemand in dem kleinen Auto.

Stirnrunzelnd beobachtete Smith den Wagen und die grüne Nacht um ihn herum. Andy hatte sich immer noch

nicht bewegt. Smith beobachtete ihn zwei weitere endlos lange Minuten. Aber nichts veränderte sich. Andy bewegte sich nicht. Kein Muskelzucken. Kein Wimpernschlag.

Smith seufzte schwer. Andy war tot. Sie hatten ihn liquidiert.

Er steckte das Fernglas weg, sprang auf die Straße hinunter, rannte auf die andere Seite, wo mehrere kleinere Häuser standen und preschte durch deren Gärten davon. Diesmal hörte er keine Rufe hinter sich. Wahrscheinlich konzentrierten sie sich ganz auf den Jetta, wo er, dachten sie, zu Andy stoßen würde.

Wütend und erschöpft verringerte er schließlich sein Tempo und ging zügig weiter. Verstohlen eilte er verlassene Straßen entlang, vorbei an den Gärten, Zäunen und Mauern von Villen, erbaut für Geschäftsleute, die ins Ausland gegangen waren und mittlerweile mehr und mehr in die Volksrepublik zurückströmten, um sich mit ihren Milliarden ein schönes Leben zu machen. Endlich erreichte er eine größere Straße. Schweißdurchnässt winkte er einem Taxi.

Beijing

Im Wohnzimmer des Haupthauses von Niu Jianxings altmodischem Domizil am Rand von Xicheng, einem der ältesten Stadtviertel Beijings, klingelte das Telefon. Die Eule betrachtete sich gern als einen Mann des Volkes. Er hatte sich geweigert, es den zahlreichen Mitgliedern des Zentralkomitees gleichzutun, die sich weit draußen in Chaoyang luxuriöse Villen hatten bauen lassen. Sein Zu-

hause, obwohl durchaus geräumig und komfortabel, war alles andere als mondän.

Niu, der sich mit seiner Frau und seinem Sohn auf Video einen amerikanischen Gerichtsthriller angesehen hatte, war verärgert über die Störung. Zum Teil, weil sie während einer Zeit erfolgte, die eigentlich seiner Familie vorbehalten war und ihm umso wichtiger wurde, je weniger er seit seiner Aufnahme in den Ständigen Ausschuss in ihren Genuss kam. Aber sogar noch mehr ärgerte ihn, dass ihn der Anruf bei seiner leidenschaftlichen Beschäftigung mit amerikanischen Vorstellungen von Verbrechen, Recht, Gesellschaft und Individualleben störte.

Trotzdem würde es niemand wagen, ihn so spät noch anzurufen, wenn es sich nicht um eine äußerst dringende Angelegenheit handelte. Er entschuldigte sich, ging ins Arbeitszimmer und schloss die Tür, um die Fernseheräusche und die gut gelaunten Kommentare seiner Frau und seines Sohnes zu dämpfen.

»Ja?«, fragte er, nachdem er den Hörer abgenommen hatte.

General Chu Kuairong vergeudete keine Zeit mit einleitenden Worten. »Unser Wissenschaftlerfreund Dr. Liang meldet, dass Jon Smith seiner Einladung zum Abendessen nicht nachgekommen ist. Stattdessen hat er dem Doktor nur eine Nachricht auf Band hinterlassen. Darauf fuhr dieser in der Hoffnung, Smith umstimmen zu können, zu dessen Hotel, um ihn auf seinem Zimmer aufzusuchen. Als Smith sich nicht meldete, ließ er den Geschäftsführer die Zimmertür öffnen, um sich zu vergewissern, dass Smith nichts zugestoßen war. Das Zimmer war leer. Smiths Sachen waren noch da. Aber er selbst war weg.«

Das gefiel Niu ganz und gar nicht. »Was sagt Major Pan dazu?«

»Sein Observierungsteam hat Oberst Smith das Hotel nicht verlassen sehen.«

Niu wusste, dass der Chef der öffentlichen Sicherheit sich über Pans peinlichen Fehler freute. Aber darum ging es jetzt nicht. »Smith muss gehahnt haben, dass Dr. Liang Verdacht schöpfen würde und dass man ihn observierte. Deshalb hat er eine Möglichkeit gefunden, sich unberichtet aus dem Hotel zu entfernen.«

»Offensichtlich.« Das war hart am Rand von Sarkasmus.

Niu schluckte seinen Ärger hinunter. »War Smith vorher schon einmal in Shanghai?«

»Unseres Wissens nicht.«

»Spricht er Chinesisch? Hat er hier Freunde oder Bekannte?«

»Seine Militärunterlagen und seine Personalakte enthalten keine derartigen Hinweise.«

»Wie schafft er das dann nur?«, fragte sich Niu und beantwortete seine Frage gleich selbst: »Er muss jemand haben, der ihm hilft.«

Der General hatte seinen Spaß gehabt; jetzt wurde er ernst. »Einen Chinesen. Einen Einheimischen, der Englisch spricht oder eine andere Sprache, die Smith beherrscht. Er müsste ein Auto haben und sich sehr gut in der Stadt auskennen. Wir stehen vor allem deshalb vor einem Rätsel, weil Smith ein vollkommen unbeschriebenes Blatt für uns ist. Und trotzdem erhält er eindeutig mitten unter uns Hilfe, vielleicht von jemandem, der schon vor Jahren angeworben wurde, um gegen uns zu spionieren.«

Niu dachte an seine eigenen Privatspione. Ohne sie wäre er fast blind und taub in der byzantinischen Welt der chinesischen Politik. »Wie dem auch sei, wir müssen diesen Colonel Smith festnehmen und verhören. Beauftragen Sie Major Pan, die nötigen Schritte umgehend zu veranlassen.«

»Pan lässt seine Leute bereits nach ihm suchen.«

»Verständigen Sie mich umgehend, sobald Sie Smith gefunden haben. Ich möchte persönlich mit ihm sprechen.« Mit finsterer Miene legte Niu auf. Die Freude an seinem Familienabend und dem amerikanischen Film war ihm gründlich verdorben.

Warum entsandten die Amerikaner ausgerechnet jetzt, in einer politisch so prekären Phase, einen solchen Agenten und warum gestatteten sie ihm, weiter zu operieren, obwohl er doch sicher wusste, dass er entdeckt worden war? Warum setzten sie selbst das Zustandekommen des Abkommens aufs Spiel?

Er ließ sich in seinen Schreibtischsessel fallen, lehnte sich zurück und schloss die Augen, damit sich sein Geist an jenen stillen Ort zurückziehen konnte, an dem er das Gefühl hatte, zu schweben. Dort waren sein Körper, seine Gedanken frei von allen Einschränkungen ...

Minuten vergingen. Eine Stunde. Geduld war vonnöten. Endlich, in einem hochfliegenden Ausbruch von Klarheit, kam ihm die Lösung: Das alles war nur möglich, wenn es auch in der amerikanischen Regierung eine Splittergruppe gab, die sich gegen das Abkommen stellte.

Washington, D.C.

Im Konferenzsaal neben dem Oval Office knisterte die Luft vor gespannter Erwartung. Die Stühle um den langen Tisch waren ebenso vollständig besetzt wie die Stühle an den Wänden, wo Assistenten, Berater und Rechercheure im Sitzen oder Stehen darauf warteten, welche Entscheidungen getroffen wurden, damit sie sich schon daranmachen konnten, Antworten auf die Fragen ihrer Chefs zu finden. Die stark besuchte Sitzung war nur eine Vorbesprechung; es ging um das jährliche Waffenbudget in Milliardenhöhe. Einberufen hatte sie der neue Verteidigungsminister Henry Stanton, der rechts neben dem Präsidenten saß.

Stanton war ein Mann von mittlerer Größe und hitzigem Temperament. Von seinem kahlen Kopf bis zu seinen ruhelosen Händen strahlte er Energie und Charme aus. Seine scharfen Gesichtszüge waren mit dem Alter weicher geworden und ließen ihn fast onkelhaft erscheinen. Mitte fünfzig, machte er sich diesen Vertrauen erweckenden Eindruck bei Pressekonferenzen sehr geschickt zu Nutze. Aber jetzt, wo er sich nicht im Visier der Medien befand, war er die Sachlichkeit in Person.

Er begann in seiner schnörkellosen Art: »Mr. President, meine Herren, meine Dame.« Er neigte den Kopf der einzigen Frau an dem langen Tisch zu, der ehemaligen Brigadiere General Emily Powell-Hill, inzwischen nationale Sicherheitsberaterin des Präsidenten. »Betrachten Sie unser Militär als einen Alkoholiker. Wie ein Alkoho-

liker muss es, wenn es selbst – und unsere Nation – überleben will, mit der Vergangenheit brechen.«

Die Verärgerung auf der anderen Seite des Tisches wurde in den angespannten Backenmuskeln der hochrangigen Militärs und mittels eines tiefen Raunens deutlich. *Alkoholiker? Alkoholiker! Was bildet sich der Kerl eigentlich ein!* Sogar Präsident Castilla zog eine Augenbraue hoch.

Emily Powell-Hill sprang ein, die gekränkten Militärs zu besänftigen. »Der Minister bittet selbstverständlich alle von Ihnen, ebenso wie die zahlreichen Experten und unsere Verbündeten, um Vorschläge.«

»*Bitten*«, knurrte Stanton, »tut der Minister um gar nichts. Er *sagt* Ihnen, wie die Dinge liegen. Das ist ein neuer Tag und eine neue Welt. Wie es so schön heißt: Wir müssen aufhören, uns für den Krieg vom vergangenen Jahr zu rüsten!«

»Die Äußerungen und Vergleiche des Ministers mögen sich vielleicht in den Schlagzeilen gut machen, auf die er zu schielen scheint«, knurrte Admiral Stevens Brose, Vorsitzender der Vereinigten Stabschefs, von seinem Platz direkt gegenüber dem Präsidenten und Stanton, »aber auf einem Schlachtfeld sind seine Schreibtischsesselansichten keinen rostigen Heller wert.« Sein grauer Bürstenschnitt schien vor Verachtung noch aufrechter zu stehen. Er saß angespannt da, die Beine übereinander geschlagen, das mächtige Kinn vorgereckt.

Verteidigungsminister Stanton konterte auf der Stelle. »Ich verbitte mir diese Unterstellung, Admiral, und ...«

»Das war keine Unterstellung, Herr Minister«, entgegnete Brose trocken. »Das war eine Tatsache.«

Die zwei starrten sich finster an.

Stanton, der Neue in dieser Runde, senkte den Blick auf seine Notizen. Wenige hatten den unerbittlichen Vorsitzenden der Vereinigten Stabschefs bisher niedergestarrt, und Stanton würde sich an diesem Tag nicht unter sie einreihen.

Trotzdem gab Stanton keinen Fingerbreit Boden preis. Er schaute auf. »Na schön. Wenn Sie unbedingt auf Konfrontation aus sind ...«

Der Admiral lächelte.

Stanton errötete. Als ehemaliger, maßgeblich am Aufstieg des Unternehmens beteiligter Vorstandsvorsitzender von General Electric war Stanton weit davon entfernt, seine Ansichten in Zweifel zu ziehen. »Belassen wir es einfach dabei, dass ich Ihrer Aufmerksamkeit gewiss sein kann, Admiral. Das ist es, was zählt.«

»Da sind Sie allerdings etwas spät dran«, grummelte Brose. »Dafür hat bereits die weltpolitische Lage gesorgt. Wie ein Schuss vor den Bug.«

Der Präsident hob eine Hand. »Schluss jetzt, meine Herren. Ich plädiere für einen Waffenstillstand. Harry, klären Sie uns unwissende Laien auf. Erläutern Sie uns genauer, was Sie meinen.«

Stanton, der es gewohnt war, Firmenvorstände so weit einzuschüchtern, dass sie jede Marotte von ihm absegneten, machte eine Kunstpause. Sein durchdringender Blick strich über die versammelten Generäle und Minister. »Seit mehr als einem halben Jahrhundert rüstet sich Amerika für einen kurzen, extrem konzentrierten Krieg in Europa oder auf dem Boden der ehemaligen Sowjetunion, der von großen, festen Stützpunkten aus geführt werden sollte, die sich in relativ günstiger Lage zum jeweiligen

Kriegsschauplatz befanden. Die Ziele lagen in Reichweite trägergestützter Kampfflugzeuge und Bomber, und zusätzlich waren da noch die großen Langstreckenbomber, die von Amerika aus eingesetzt werden konnten. Zur Prävention von Kriegen stützten wir uns auf massive Abschreckung oder darauf, einen möglichen Gegner in Schach zu halten. Das alles muss sich von Grund auf ändern. Und zwar jetzt.«

Admiral Brose nickte. »Wenn Sie für ein schlankeres Militär plädieren, gehe ich vollkommen mit Ihnen konform. Es muss in der Lage sein, rasch zu reagieren sowie jederzeit und überall aufzumarschieren, und es muss zu diesem Zweck mit leichteren, kleineren, unauffälligeren und besser austauschbaren Waffen ausgerüstet werden. Die Navy zum Beispiel hat ihr ›Streetfighter‹-Konzept bereits umgesetzt. Es stützt sich auf kleine Flugzeugträger, Lenkwaffenschiffe und U-Boote für den Einsatz in beengten Küstengewässern, in denen wir, steht zu erwarten, künftig mehr und mehr operieren müssen.«

Air-Force-General Bruce Kelly saß neben Brose. Er hielt sich kerzengerade aufrecht, sein aristokratisches Gesicht war von gesunder Farbe, seine Uniform makellos, sein Blick klar und berechnend. Seine Feinde warfen ihm vor, eine seelenlose Maschine zu sein, während seine Unterstützer damit prahlten, er sei einer der klügsten Köpfe, die das Militär je hervorgebracht habe. »Ich nehme einmal an, der Minister schlägt nicht vor, unser Abschreckungspotenzial aufzugeben«, erklärte er in mildem Ton. »Unsere Atomwaffen – ob mit langer oder kurzer Reichweite – sind unverzichtbar.«

»Vollkommen richtig.« Nachdem er und Kelly sich grundsätzlich einig waren, setzte Stanton sein gewinnendes Lächeln wieder auf. »Aber wir sollten in Betracht ziehen, die Arsenale zu verringern und die Forschungsausgaben für größere und ›bessere‹ Bomben und für die gigantischen Marschflugkörper, die sie befördern können, zu kürzen. Wahrscheinlich ist es auch unklug, mehr Flugzeugträger und U-Boote zu bauen als nötig sind, um den augenblicklichen Bestand zu ersetzen.«

Emily Powell-Hill schaltete sich ein. »Kommen Sie auf den Punkt, Henry. In diesem Meeting geht es um Zuteilungen. Was genau sollten wir Ihrer Meinung nach bauen beziehungsweise nicht bauen?«

»Wie bereits gesagt, Emily, mache ich keine Vorschläge. Ich sage Ihnen nur, was wir tun müssen, um unsere militärische Überlegenheit beizubehalten. Wir müssen unsere Gelder von riesigen Flugzeugträgern, großen Panzern und Kampfflugzeugen mit gewaltiger Kampfkraft auf leichte, kleine, fast unsichtbare Waffen umschichten.«

Der Stabschef der Army, Lt. General Tomas Guerrero, saß rechts von Admiral Brose. Seine großen, dickfingri gen Hände verknoteten sich auf dem Tisch. »Ich lasse mir von niemandem erzählen, dass wir keine Panzer, keine schwere Artillerie und keine großen Streitkräfte mehr brauchen werden, um große Kriege zu führen. Russland und China gibt es noch sehr wohl, Herr Verteidigungs minister. Sie lassen das völlig außer Acht. Diese Nationen haben große Armeen, enorme Landflächen und ein enormes Nuklearwaffenpotenzial. Dann sind da auch noch Indien, Pakistan und ein vereintes Europa. Wirtschaftlich ist Europa bereits unser Gegner.«

Stanton war nicht bereit nachzugeben. »Genau das sage ich doch, General.«

Sicherheitsberaterin Powell-Hill flocht ein: »Ich nehme nicht an, dass irgendjemand glaubt – oder möchte –, dass unsere gegenwärtige militärische Stärke beschnitten wird, Mr. Stanton. Wenn ich Sie richtig verstehe, vertreten Sie die Ansicht, dass wir intensiver kleinere Waffen und militärische Potenziale entwickeln müssen.«

»Ich ...«, setzte Stanton an.

Bevor der Verteidigungsminister fortfahren konnte, verschaffte sich Admiral Brose mit seiner Respekt gebietenden Ausstrahlung und Stimme Gehör. »Niemand unter den Anwesenden hat etwas am Konzept eines schlanken, schlagkräftigeren Militärs auszusetzen. Ich meine, darauf zielen wir doch schon seit dem Golfkrieg ab. Wir tun es nur noch nicht mit dem hundertprozentigen Nachdruck, den Sie fordern.«

Vom Ende des Tisches meldete sich Lt. General Oda, der Befehlshaber des Marine Corps, zu Wort. »Da kann ich Ihnen nur zustimmen. Leicht und schnell – genau das ist es, was die Marines wollen.«

Überall im Raum zustimmendes Nicken. Nur Präsident Castilla, der sich normalerweise an jeder Diskussion über wichtige militärische Fragen intensivst beteiligte, blieb still. Er schien nachzudenken, darauf zu warten, dass etwas anderes gesagt würde.

Verteidigungsminister Stanton sah ihn an und spürte die Unsicherheit. Forsch fuhr er fort: »Soweit bin ich also froh, dass Sie mit meiner Analyse übereinstimmen. Allerdings kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass Sie erst morgen mit Aktivitäten beginnen möchten. Das

reicht nicht aus. Wir müssen heute anfangen. Jetzt. Im Moment haben wir Waffen in verschiedenen Entwicklungsstadien – den F-22 Kurzstrecken-Kampfjet der Air Force, das neue DD-21 -Schlachtschiff und Flugzeugträger der Navy und das gepanzerte Langstrecken-Artilleriesystem Protector der Army. Diese Waffensysteme sind alle zu schwerfällig. Und zwar jedes von ihnen. Sie gleichen Elefanten, wo wir doch Jaguare brauchen, und sie werden sich für die Art von Auseinandersetzungen, wie sie in Zukunft aller Wahrscheinlichkeit nach auf uns zukommen werden, als vollkommen ungeeignet erweisen.«

Bevor der Chor wütender Proteste richtig an Lautstärke gewinnen konnte, hob Admiral Brose abrupt die Hand. Als sich das Stimmengewirr zu besorgtem Gemurmel legte, sagte er: »Also gut. Befassen wir uns der Reihe nach mit jedem Einzelnen von ihnen. Bruce, würden Sie den Sachverhalt im Fall der F-22 darlegen?«

»Das wird nicht viel Zeit in Anspruch nehmen«, erklärte General Kelly. »Die F-16 veraltet mehr und mehr. Die F-22 gewährleistet über jedem Schlachtfeld die absolute Kontrolle des Luftraums. Dieses völlig neuartige Kampfflugzeug garantiert erste Sichtung, ersten Schuss und sofortige Vernichtung. Es ist schneller, wendiger und kampfstärker, und dazu ist es praktisch nicht mehr zu entdecken.«

»Besser könnte man es kaum auf den Punkt bringen, General«, bemerkte Stanton anerkennend. »Ich werde mich bemühen, es Ihnen gleichzutun. Keine andere Nation baut Luftwaffenpotenzial, das sich mit unserer Air Force messen kann. Was sie allerdings bauen, sind relativ billige, leistungsfähige und genaue Lenkwaffensysteme.

Das Problem ist, viele dieser Lenkwaffensysteme werden in den Händen von Terroristen landen. Gleichzeitig bleibt die F-22 ungeachtet ihrer Supercruise-Fähigkeiten ein Kurzstrecken-Kampfflugzeug. Das heißt, sie benötigt Stützpunkte in der Nähe des Kampfgeschehens. Aber was passiert, wenn der Feind diese Stützpunkte mit Raketen unbrauchbar macht? *Unsere neuen und teuren Kampfflugzeuge werden nutzlos sein.*«

»Für die Navy werde ich sprechen«, sagte Brose. »Wir überdenken bereits unsere Flugzeugträger und andere Überwasserschiffstypen. In beengten oder küstennahen Gewässern geben sie für Raketen ein hervorragendes Ziel ab. Im Fall eines Krieges tief im Innern eines Kontinents können ohnehin keine Schiffe oder Kurzstreckenflugzeuge zum Schlachtfeld vordringen.«

»Damit bleibt nur die Army und das Protector-Artillerie-System«, verkündete Jasper Kott, der für die Army zuständige Staatssekretär. Er war ein eleganter Mann mit tadellosen Manieren. Glatt rasiert, mit einem ruhigen Gesicht und ausdrucksstarken Augen, war er auch unter widrigsten Umständen nicht aus der Fassung zu bringen. »Ich greife Minister Stanton vor, indem ich ihm dahingehend Recht gebe, dass wir die rasch einsatzbereite Armee brauchen, die ihm vorschwebt. Wäre im Kosovo ein Bodenkrieg ausgebrochen, hätten unsere Panzer Monate gebraucht, um dort einzutreffen, und wenn sie schließlich eingetroffen wären, hätte das enorme Gewicht der siebzig Tonnen schweren Abrams-Panzer zehn von zwölf Brücken zwischen dem Hafen und dem Schlachtfeld zum Einsturz gebracht. Aus diesem Grund bilden wir inzwischen ›Interim‹-Brigaden aus. Sie werden mit einem völ-

lig neuartigen Panzerfahrzeug ausgerüstet, das wesentlich kleiner ist als der Abrams und auf dem Luftweg befördert werden kann.«

»Dann brauchen wir das Protector-System also gar nicht, Staatssekretär Kott?«, fragte Stanton bewusst provokativ.

Kotts Stimme blieb höflich, fast neutral. »Tatsache ist, dass wir es sehr wohl brauchen. Wir brauchen es sogar dringendst. Wie General Guerrero gesagt hat, haben wir ernst zu nehmende potenzielle Feinde – China, Russland, Serbien, Indien, Pakistan, und – nicht zu vergessen – Iran und Irak. Unsere Langstreckenbomber haben eine enorme Kampfkraft, aber ihre Zielgenauigkeit lässt manchmal zu wünschen übrig. Ohne Artillerie ist nach wie vor keine größere Schlacht zu gewinnen. Wir befürworten Protector, weil es unserem gegenwärtigen Paladin-System deutlich überlegen ist. Es hilft uns zu der Überlegenheit, die militärisch starke Gegner abschreckt. Im Übrigen lässt sich Protector auch mühelos auf dem Luftweg befördern.«

»Es lässt sich nur dann mühelos in entlegene Gebiete befördern, wenn es bei den zweiundvierzig Tonnen bleibt, auf die Sie es abgespeckt haben. Sie haben viel von der Panzerung weggelassen, die Sie eigentlich wollten. Alle wissen, Sie werden sie wieder anbringen, sobald Sie können. Dann wird das Ganze zu schwer sein, um es irgendwohin zu fliegen.«

»Es wird auf dem Luftweg beförderbar bleiben«, entgegnete General Guerrero.

»Das bezweifle ich, General. Die Army steht auf schwere Panzerung. Sie werden eine Möglichkeit finden,

dieses Gewicht wieder zuzulegen, sobald Sie von der Regierung die Zusage haben, Protector zu bauen. Denken Sie nur mal daran, was die Deutschen im Zweiten Weltkrieg in Russland und in den Ardennen erfahren mussten: Schlechte Straßen, alte Brücken, schmale Tunnels und unwegsames Gelände können jeden Vorteil zunichte machen, den schwere Panzer und Artillerie haben. Lassen Sie noch schlechtes Wetter dazukommen, und Sie schaufeln sich am besten gleich Ihr eigenes Grab.«

»Andererseits unterliegen leichte Kräfte jedes Mal gegen schwere Waffen und große Truppenstärken«, machte Staatssekretär Kott geltend. »Das lässt sich einfach nicht verleugnen. Was Sie wollen, Stanton, führt unweigerlich in die Katastrophe.«

Als die Männer um den Tisch sich in Positur warfen und die Diskussion erneut zu entgleisen drohte, erhob Admiral Brose seine Stimme. »Ich glaube, wir haben unsere Standpunkte hinreichend deutlich gemacht. Die Geldmittel für Waffen sind nicht unbegrenzt, oder, Emily?«

Die nationale Sicherheitsberaterin nickte ernst. »Leider.«

»Deshalb neige ich in diesem Punkt eher zu der Auffassung des Verteidigungsministers«, erklärte Brose. »Oberste Priorität muss für uns der Aufbau von extrem flexiblen Streitkräften haben, die wir, wie uns die Erfahrung seit Somalia gelehrt hat, dringend benötigen. Außerdem müssen wir, was unseren augenblicklichen Bestand angeht, Maß halten und ein wachsames Auge auf die militärische Entwicklung potenzieller Feinde werfen.« Er blickte über den Tisch zum Präsidenten. »Was meinen Sie, Sir?«

Auch wenn Präsident Castilla während der ausführli-

chen Diskussion seltsam still geblieben war, galt er als Befürworter eines schlankeren Militärs. Er nickte fast gedankenverloren. »Jeder von Ihnen hat zwingende Argumente vorgebracht, die berücksichtigt werden müssen. Es besteht kein Zweifel an der Notwendigkeit einer schnellen Eingreiftruppe, die groß und kampfstark genug ist, um bei jedem weltpolitischen Buschbrand und jedem drohenden Ausbruch eines Dritten Weltkrieges einzuschreiten oder unsere Bürger und Interessen in Entwicklungsländern zu schützen. Auf keinen Fall darf es zu einem zweiten Somalia kommen. Zugleich können wir uns nicht darauf verlassen, dass andere Nationen nichts tun werden, wenn Amerika massive Truppenkontingente an ihren Grenzen aufmarschieren lässt, wie uns das etwa Saddam Hussein während des Golfkriegs gestattet hat.«

Der Präsident nickte Admiral Brose und Minister Stanton zu. »Andererseits halten uns die Generäle und Staatssekretär Kott vor Augen, dass wir auch auf bewaffnete Konflikte monumentalen Ausmaßes gefasst sein müssen, und zwar gegen ernst zu nehmende Opponenten mit Nuklearwaffen. Wir werden möglicherweise auf Territorien gewaltiger Ausdehnung kämpfen müssen, wo leichte Truppen überfordert sind.« Er schien wieder ins Brüten zu geraten. Schließlich erklärte er: »Unter Umständen müssen wir über ein Verteidigungsbudget nachdenken, das deutlich höher ist, als wir erwartet haben.«

Erstaunt sahen sich die Anwesenden gegenseitig an, um sich dann wieder dem Präsidenten zuzuwenden. Er schwankte, was bei einem so entscheidungsfreudigen Mann wie ihm selten vorkam. Nur Admiral Brose konnte

sich denken, was diesem atypischen Zögern zu Grunde lag – die *Dowager Empress* und Chinas strategische Interessen an ihr.

Der Präsident stand auf. »Wir werden bald wieder zusammentreffen, um weiter über diesen Punkt zu sprechen. Emily, mit Ihnen und Charlie muss ich mich noch über eine andere Sache unterhalten.«

Die versammelten Generäle, Kabinettsmitglieder und Assistenten tauschten auf dem Weg nach draußen stirnrunzelnde Blicke und kryptische Kommentare über die Sitzung aus, die in ihren Augen eindeutig unbefriedigend verlaufen war. Präsident Castilla beobachtete mit ernster Miene, wie sie den Saal verließen.

Shanghai

Im Taxi schlüpfte Smith in den Anzug, den er sich von Andy hatte zurückgeben lassen. Alle paar Minuten sah er sich nach den drängelnden Scheinwerfern auf der Straße hinter ihm um. Er wurde das Gefühl nicht los, dass ihm jemand folgte. Gleichzeitig gingen ihm die Gesichter von Andy An und Avery Mondragon nicht mehr aus dem Kopf. Gab es etwas, was er hätte tun können – tun sollen –, um ihr Leben zu retten?

In Gedanken ging er die Ereignisse der letzten zwei Tage noch einmal durch. Gab es irgendetwas, was er übersehen hatte? Eine Maßnahme, die alles geändert hätte? Wieder stieg Wut in ihm auf. Seine Muskeln verkrampten sich. Seine Brust brannte vor Ärger. Wer waren diese Leute, die so leichtfertig töteten?

Schließlich wischte er dies alles zur Seite. Zu viel blinde Wut vernebelte den Verstand. Und es war notwendig, einen klaren Kopf zu behalten, denn er musste das Ladeverzeichnis unbedingt finden.

Als er fertig umgezogen war, stopfte er seine schwarze Arbeitskleidung in den Rucksack. Er hatte eine Mission. Eine Mission, die durch Mondragons und Andys Tod noch größere Bedeutung bekommen hatte.

Auf dem Bund ließ er den Taxifahrer halten und mischte sich unter die Menschen, die am Fluss einen Abendspaziergang machten. Als er die Ecke gegenüber dem Friedenshotel erreichte, bog er in die Nanjing Dong Lu. Hier hatte sich die berühmte Einkaufsmeile wieder in die enge, stinkende, von Menschen wimmelnde Straße zurückverwandelt, die sie vor dem Aufstieg zum Einkaufsparadies gewesen war. Die Gehsteige waren so voll, dass die meisten Passanten auf der Straße gingen.

Gegenüber der Drehtür des Hotels zog sich Smith in eine Seitenstraße zurück. In der Hoffnung, das rot-weiße Haar Feng Duns zu entdecken, fasste er den Hoteleingang ins Auge. Ein Verkäufer gefälschter Rolex-Uhren, der jeden ansprach, der das Hotel betrat oder verließ, hätte einer der Männer sein können, die er in Yu Yongfus Villa gesehen hatte. Auf einen Teigtaschenverkäufer, der seinen dampfenden Topf auf dem Gehsteig aufgebaut hatte, traf dies eindeutig zu – er war tatsächlich einer der zwei Männer, die unter dem Schlafzimmerfenster vorbeigeschlichen waren.

Sie spielten ihre Rollen überzeugend, aber sie zeigten auch die verräterischen Erkennungsmerkmale von Männern, die eine Observierung vornehmen: Sie waren an

dem, was sie verkauften, nicht interessiert, sahen niemand richtig an, der stehen blieb, um sich ihr Warenangebot anzusehen, und verzichteten darauf, ihre Ware lauthals anzupreisen. Stattdessen beobachteten sie jeden, der durch die Tür des Hotels ging, sehr genau. Es hatte keinen Sinn, es bei den anderen Eingängen zu versuchen: Sicher waren sie ähnlich scharf bewacht. Diese Leute waren hervorragend organisiert und verstanden etwas von ihrem Geschäft.

Er musste sie entweder weglocken oder sonst irgendwie von hier wegschaffen. Sich selbst als Köder zu zeigen, war zu riskant. Das war ihre Stadt, nicht seine, und er sprach kein Chinesisch. Schließlich reihte er sich wieder in die Menschenmassen ein, die zum Bund zurückströmten. Nachdem er eine Telefonzelle entdeckt hatte, steckte er die Telefonkarte, die Dr. Liang ihm gegeben hatte, in den dafür vorgesehenen Schlitz und wählte die Nummer des Hotels.

Der Portier meldete sich auf Chinesisch, schaltete aber schnell auf Englisch um, sobald Smith seinen Namen nannte.

»Ja, Sir. Was können wir für Sie tun?«

»Es ist mir ein wenig peinlich, aber ich habe da ein kleines Problem. Ich hatte heute schon eine unerfreuliche Begegnung mit zwei Straßenverkäufern. Leider sind sie zurückgekommen und beobachten den Eingang des Hotels. Das gibt mir doch etwas zu denken. Ich meine, was wollen diese Männer dort?«

»Ich werde mich darum kümmern. Können Sie sie mir beschreiben? Es gibt so viele von ihnen in diesem Teil der Nanjing Dong Lu.«

»Einer verkauft gefälschte Rolex-Uhren, der andere Teigtaschen.«

»Das dürfte genügen, Dr. Smith.«

»Danke. Jetzt ist mir doch deutlich wohler.« Er hängte auf und schlängelte sich durch das Menschengewimmel zum Hoteleingang zurück, wo er sich neben einer großen Topfpflanze auf die Lauer legte.

Keine zwei Minuten später drängte sich ein Polizeiauto hupend durch die Menschenmenge und hielt vor dem Hotel an. Zwei Polizisten in dunkelblauen Hosen und hellblauen Hemden sprangen heraus, und dann machten die zwei falschen Straßenverkäufer einen Fehler. Sie zeigten keine Reaktion auf das Erscheinen der Polizei, was diese Verdacht schöpfen ließ. Überall auf der Welt wurden Straßenverkäufer sofort misstrauisch, wenn Polizei auftauchte. Wenige Sekunden später war zwischen den Polizisten und den Verkäufern eine lautstarke Diskussion entbrannt.

Smith wartete. Schon nach kurzem öffnete sich die Tür einer großen schwarzen Limousine, die auf der anderen Straßenseite geparkt hatte, und zwei Männer in Zivilkleidung stiegen aus. Alle Umstehenden wichen unverzüglich zurück und machten ihnen Platz, als sie sich durch die Menge zwängten. Die öffentliche Sicherheit. Sie blieben bei den Polizisten stehen. Einer sagte ein paar scharfe Worte. Sofort begannen die Polizisten und die Straßenverkäufer auf die Beamten der öffentlichen Sicherheit einzuschreien, um ihren Standpunkt klar zu machen. Die Verkäufer wedelten mit ihren Genehmigungen, die Polizisten deuteten auf das Hotel. Die Männer von der öffentlichen Sicherheit brüllten zurück.

Als vor dem Hoteleingang ein schwarzer Lincoln hielt, aus dem drei europäische Geschäftsleute und drei junge Chinesinnen in geschlitzten Kleidern stiegen, schloss sich Smith ihrer gut gelaunten Gesellschaft an und schlenderte lachend mit ihnen ins Foyer, während die streitenden Polizisten und Straßenverkäufer von einer immer größeren Menschenmenge umringt wurden.

Als Smith beim Betreten seines Zimmers das Handy heraus holte, blieb er wie angewurzelt stehen. Der dünne, durchsichtige Plastikstreifen auf dem Teppich war weg. Er steckte das Handy wieder ein, zog seine Beretta und inspizierte den Fußboden. Er musste nicht lange suchen. Der Plastikstreifen lag etwa einen Meter von der Tür entfernt an der Bodenleiste. Jemand war hereingekommen, war auf das Plastik getreten und hatte es, ohne zu ahnen, was es bedeutete, beiseite geschoben.

Er kehrte auf den Gang zurück, entfernte das NICHT STÖREN-Schild und untersuchte das Türschloss. Es schien unangetastet. Wieder zurück in seinem Zimmer, schloss er die Tür wieder ab und untersuchte seinen Koffer. Die Fäden waren intakt. Jemand mit einem Schlüssel war ins Zimmer gekommen und dabei auf ein unsichtbares Stück Plastik getreten, aber für den Koffer hatte er sich nicht interessiert. Das sah nicht nach öffentlicher Sicherheit, Polizei oder Dieben aus. Es schien mehr auf das Hotelpersonal hinzudeuten.

Smith runzelte die Stirn. Immerhin hatte das NICHT STÖREN-Schild am Türgriff gehangen. Hatte einfach irgendjemand anders – nicht unbedingt jemand vom Hotel – nachgesehen, ob er da war?

Er durfte kein Risiko eingehen. Nachdenklich machte er den Fernseher an, stellte ihn lauter, ging ins Bad und drehte die Wasserhähne der Badewanne voll auf. Mit diesen Störgeräuschen im Hintergrund setzte er sich auf die Kloschüssel, holte sein Handy wieder hervor und wählte die Nummer von Fred Kleins abhörsicherem Covert-One-Anschluss.

»Wo sind Sie denn?«, fragte Klein. »Was ist das für ein Lärm?«

»Das ist nur, damit niemand mithören kann. Es ist nicht auszuschließen, dass mein Hotelzimmer verwanzt ist.«

»Na toll. Haben Sie gute Nachrichten für mich, Colonel?«

Smith legte den Kopf nach hinten, reckte den Hals. »Schön wär's. Bisher habe ich nur herausgefunden, wem die *Empress* gehört – einer chinesischen Firma namens Flying Dragon Enterprises. Ein Shanghaier Geschäftsmann, Yu Yongfu, ist – beziehungsweise war – Chef der Firma, aber das echte Ladeverzeichnis war in keinem von Yus Safes.« Er erzählte dem Leiter von Covert-One von Zhao Yanji, dem Finanzchef der Firma, und was ihm dieser berichtet hatte. »Natürlich bin ich zu Yus Villa gefahren.« Er schilderte seine Begegnung mit Yus Frau. »Sie könnte mir was vorgemacht haben, aber vielleicht auch nicht. Sie ist Schauspielerin, und so viel ich in Erinnerung habe, eine ziemlich gute. Trotzdem hatte ich den Eindruck, dass ihre Geschichte und ihre Verbitterung echt waren. Irgendjemand hat Yu Yongfu gezwungen, Selbstmord zu begehen, und dieser Jemand hat das Verzeichnis.«

Er konnte Klein heftig an seiner Pfeife saugen hören,

bevor er sagte: »Sie waren uns von Anfang an einen Schritt voraus.«

»Es kommt noch schlimmer. Auch Andy – An Jingshe – wurde umgebracht.«

»Ich nehme an, Sie meinen den Dolmetscher, den ich Ihnen geschickt habe. Ich kannte ihn zwar nicht, was aber nicht heißt, dass es mir deswegen weniger Leid um ihn täte. An dieses ständige Sterben gewöhnt man sich nie, Colonel.«

»Weiß Gott, nein«, sagte Smith.

Nach kurzem Schweigen fuhr Klein fort: »Schildern Sie noch genauer den Überfall auf Yus Villa. Warum glauben Sie nicht, dass es eine Falle war?«

»Weil ich einfach nicht das Gefühl hatte. Ich glaube, sie hatten mich beobachtet, und als die Frau wegfuhrt, beschlossen sie, zuzuschlagen. Ihrem Vorgehen nach zu schließen, rechneten sie ganz offensichtlich nicht damit, dass die Eingangstür offen sein könnte.«

»Das Ministerium für öffentliche Sicherheit?«

»Dafür sind sie zu direkt und plump vorgegangen. Ich würde eher sagen, es waren private Killer.«

»Die Killer, die Yu zwangen, Selbstmord zu begehen, und die das Verzeichnis an sich brachten?«

»Wenn dem so ist, warum sind sie dann noch einmal in die Villa zurückgekommen? Sagt Ihnen der Name Feng Dun etwas?«

Als Klein das verneinte, beschrieb ihm Smith seine Begegnungen mit ihm.

»Ich werde ihn von meinen Leuten identifizieren lassen.«

Klein sagte eine Weile nichts, und Smith konnte ihn in

Gedanken sehen, wie er in seinem Büro in dem Jachtclub am Anacostia saß und mit finsterem Gesicht nachdachte.

Schließlich brummte Klein: »Demnach ist also unser Hauptgewährsmann tot, und das Dokument, das wir brauchen, ist verschwunden. Was bleibt uns jetzt noch zu tun, Colonel? Ich könnte Sie zurückberufen und es mit neuen Leuten auf einem anderem Weg versuchen.«

»Versuchen Sie es auf jedem nur erdenklichen Weg, aber ich bin noch nicht bereit, aufzugeben. Vielleicht kann ich die Spur der Angreifer aufnehmen. Außerdem ist da noch der Mann, der behauptet, der Vater des Präsidenten zu sein. Ich werde versuchen, etwas über ihn herauszufinden.«

»Was haben Sie sonst noch in Erfahrung gebracht?«

»Etwas sehr Wichtiges ... Flying Dragon ist nicht allein in die Empress-Gescbichte verwickelt. Einen Teil, wenn nicht die ganze Fracht, hat eine belgische Firma namens Donk & LaPierre, S. A., geliefert. Donk & LaPierre haben eine Niederlassung in Hongkong. Es ist anzunehmen, dass auch sie eine Kopie des richtigen Verzeichnisses haben.«

»Gute Idee. Sehen Sie zu, dass Sie möglichst schnell nach Hongkong kommen. Ich werde außerdem jemanden die Firma in Belgien unter die Lupe nehmen lassen. Wo war der Hauptsitz gleich wieder?«

»In Antwerpen. Dann sind unsere Leute in Bagdad wohl nicht fündig geworden?«

»Leider nein. Ich habe gerade einen zuverlässigeren Agenten damit beauftragt, der Sache in Basra weiter nachzugehen.«

»Gut. Ich werde mir für Dr. Liang irgendeine Ausrede

ausdenken und den ersten Flug nach Hongkong nehmen, den ich kriegen kann.«

»Und ...«

Wegen des Fernsehers und des einlaufenden Wassers hörte er das Klopfen an der Zimmertür kaum. »Einen Augenblick.« Smith zog seine Beretta und ging zur Tür. »Wer ist da?«

»Zimmerservice, Sir.«

»Ich habe nichts bestellt.«

»Sie sind doch Doktor Jon Smith? Eine Portion Wollhandkrabben? Ein Bass-Ale? Aus dem Dragon-Phoenix-Restaurant.«

Wollhandkrabben war eine Shanghaier Spezialität, und das Dragon Phoenix Teil des Hotels. Aber das änderte nichts an der Tatsache, dass Smith nichts zu essen bestellt hatte. Er sagte Klein, er würde sich gleich wieder bei ihm melden.

»Was ist?«, wollte Klein wissen. »Stimmt irgendetwas nicht?«

»Berichten Sie Potus, was ich Ihnen erzählt habe. Vielleicht brauche ich diesen Zahnarzttermin doch noch.« Er unterbrach die Verbindung, steckte das Handy ein und packte die Beretta fester. Dann öffnete er die Tür einen Spalt breit.

Neben einem mit weißem Leinen gedeckten Servierwagen stand ein Mann in einer Kellnerjacke. Von den bedeckten Tellern stieg Smith scharfer Krabbengeruch in die Nase. Er hatte den Mann noch nie gesehen. Er war klein und sehr schmal, aber er hatte Muskeln unter seiner Kellnerkleidung, und die Sehnen an seinem Hals waren dick wie Seile. Man konnte die geballte Kraft einer ge-

spannten Feder ahnen. Seine Haut war für einen Han-Chinesen zu dunkel und erinnerte an gegerbtes Leder. Das langes Gesicht mit den hohen Backenknochen war faltig und tief zerfurcht, obwohl er nicht älter als vierzig, eher jünger war. Der Schnurrbart verlieh ihm etwas Distinguiertes. Wer auch immer der Mann war, dachte Smith, er war kein normaler Chinese.

Bevor die Tür noch ganz offen war, schob der Kellner bereits den Servierwagen ins Zimmer. »Guten Abend, Sir«, sagte er auf Englisch, aber mit starkem kantonesischem Akzent. Draußen auf dem Gang schlenderte ein Händchen haltendes Paar vorbei.

»Wer sind Sie?«, fragte Smith.

Der Kellner registrierte Smiths Beretta, schien aber in keiner Weise beunruhigt. Mit dem Absatz drückte er die Tür hinter sich zu.

»Bitte keine unnötigen Schwierigkeiten, Colonel«, sagte der Mann mit einem kurzen Aufleuchten seiner schwarzen Augen. Verschwunden war der kantonesische Akzent, und an seine Stelle war ein astreiner britischer Upper-Class-Akzent getreten. »Wenn Sie so freundlich wären ...« Er fasste unter seinen Servierwagen und warf Smith ein Bündel Kleider zu. »Ziehen Sie das an. Schnell. Unten sind ein paar Herren, die nach Ihnen suchen. Für lange Erklärungen ist jetzt keine Zeit.«

Smith fing das Bündel mit der linken Hand auf, mit der rechten richtete er weiter die Beretta auf seinen Besucher.

»Wer sind Sie, und wer sind diese Herren?«

»Diese Herren sind vom Ministerium für öffentliche Sicherheit, und ich bin Asgar Mahmout, alias Xing Bao in der Volksrepublik.« Er nahm noch immer keine Notiz

von Smiths Beretta. »Ich bin der ›Informant‹, der Mondragon auf den alten Mann in dem chinesischen Lager aufmerksam gemacht hat.«

10

Washington, D.C.

Staatssekretär Jasper Kott und General Tomas Guerrero hatten ihre Büros im Pentagon erreicht und verabschiedeten sich. Sie hatten über mögliche Strategien gesprochen, wie sie, unter anderem auch durch entsprechende Publicity zur Information der breiten Öffentlichkeit, sowohl von der Regierung wie vom Militär mehr Unterstützung für ihre Pläne erhalten könnten. Kott ging zu seinem Büro weiter, bis General Guerrero verschwunden war.

Dann änderte der Minister die Richtung und verdrückte sich auf die Toilette. Nachdem er sich vergewissert hatte, dass sie leer war, schlüpfte er in ein Abteil, schloss die Tür ab und setzte sich. Er wählte auf seinem Handy eine Nummer und wartete, bis der Anruf durch ein elektronisches Labyrinth von Schaltungen weitergeleitet wurde.

Die energische Stimme, die sich schließlich meldete, fragte: »Und?«

»Ich glaube, es hat hingehauen. Der Präsident ist am Schwanken.«

»Das hört sich aber gar nicht nach unserem Leitham-mel an. Was genau tut er?«

»Du weißt doch, wie stur er ist. Also, er hat sich so gut wie gar nicht in die Diskussion eingeschaltet. Stanton hat sich mächtig ins Zeug gelegt, aber er stand ziemlich allein auf weiter Flur. Mit Ausnahme von Brose und Oda natürlich. Aber damit haben wir gerechnet.«

»Einzelheiten.«

Kott schilderte die entscheidenden Punkte der Budgetbesprechung. »Niemand wusste, warum der Präsident so schlecht gelaunt, abwesend und unentschieden war. Außer Brose vielleicht. Ich habe gesehen, wie sie ab und zu Blicke austauschten.«

Aus dem Hörer kam ein bitteres Lachen. »Das kann ich mir denken. Darüber müssen wir uns noch ausführlicher unterhalten.«

»Jederzeit, gern. Wir telefonieren später noch mal.«

»Nein. Wir müssen uns treffen. Nur wir zwei. Es gibt zu vieles zu besprechen, und es ist zu wichtig.«

Kott überlegte. »Ich muss sowieso unsere Stützpunkte in Asien besuchen.«

»Gut. Ich erwarte dich.« Die Verbindung wurde unterbrochen.

Kott steckte das Handy ein, betätigte die Spülung und verließ die Toilette.

Präsident Castilla hatte oft den Eindruck, dass Fred Klein in permanenter Mitternacht lebte. Schwere Vorhänge schirmten in dem im ANACOSTIA SEAGOING YACHT CLUB versteckten Covert-One-Büro die Fenster gegen das spätmorgendliche Sonnenlicht, den Lärm des Jachthafens und die Geräusche der Boote und Tiere auf dem Fluss ab. Der Präsident saß Klein an seinem Schreibtisch

gegenüber. Der Leiter von Covert-One hatte sich so weit zurückgelehnt, dass sich zwar seine Hände noch im Lichtschein der Lampe befanden, nicht mehr jedoch sein Kopf.

Klein wiederholte, was er gerade von Jon Smith erfahren hatte. »Und unter Umständen müssen wir ihn rasch aus China rausholen.« Klein schilderte das abrupt beendete Telefonat aus Shanghai, in dem die Codewörter Potus – Präsident – Zahnarzttermin – Herausholen – gefallen waren.

»Wir dürfen auf keinen Fall auch noch Smith verlieren.« Der Präsident schüttelte besorgt den Kopf. »Leider haben wir das Ladeverzeichnis noch immer nicht. Und wir wissen nicht, wer es hat oder wo es ist.«

»Smith meint, die belgische Firma könnte ein Exemplar haben.«

»Könnte?«

»In China habe ich bereits mehrere Leute darauf angesetzt, herauszufinden, wer Smith angegriffen hat, und im Irak lasse ich nach der zweiten Ausfertigung des Dokuments suchen. In Antwerpen leite ich umgehend die nötigen Schritte ein, um herauszufinden, ob sich dort ein drittes Exemplar befindet. Wenn wir allerdings in Shanghai, Basra und Antwerpen nicht fündig werden, bleibt nur noch Hongkong.«

Der Präsident nickte. »Also gut. Ich verlasse mich auf dein Urteil. Wir haben noch ein paar Tage Galgenfrist, bevor der Frachter im Irak eintrifft.« Er überlegte, dann verzog er das Gesicht. »Ich sollte mir besser jetzt schon Gedanken machen, was wir unternehmen, wenn wir das Verzeichnis nicht beschaffen können. Auf keinen Fall

darf ich zulassen, dass die Ladung dieses Schiffs in den Irak gelangt. Angesichts der Umstände bleibt uns keine Wahl, als den Transport aufzuhalten, und das heißt, ich muss mir über die möglichen Konsequenzen klar werden und mich entsprechend darauf vorbereiten.«

»Ein militärischer Konflikt mit China?«

»Ein solcher Konflikt ist eine sehr reale – und sehr beängstigende – Möglichkeit.«

»Würden wir uns auch allein auf einen solchen Konflikt einlassen, ohne unsere Verbündeten?«

»Wenn nötig, ja. Sie werden konkrete Beweise verlangen, wenn wir sie um Unterstützung bitten. Und wenn wir ihnen die entsprechenden Dokumente nicht vorlegen können ...«

»Ich weiß, was du meinst. Wir müssen das Verzeichnis unbedingt beschaffen.«

»Ich möchte lieber gar nicht daran denken, was wir unter Umständen tun müssen, wenn die Chinesen dumm genug sind, es auf einen militärischen Konflikt ankommen zu lassen.« Castillas breites Gesicht war von unausgesprochenen Bedenken verdüstert, als er den Kopf schüttelte. »Stell dir mal vor ... ich wollte diesen Job unbedingt haben. Ich habe mich richtig darum gerissen, ihn zu bekommen.« Dann beugte er sich vor und fragte leise: »Was geschieht eigentlich bezüglich David Thayer?«

»Sobald wir den genauen Standort des Lagers wissen, schicke ich einen Agenten hin, um Kontakt mit ihm aufzunehmen und die Glaubwürdigkeit seiner Behauptung zu überprüfen.«

Der Präsident nickte. »Ich ziehe inzwischen schon die Möglichkeit in Betracht, dass das Menschenrechtsab-

kommen nicht zu Stande kommt – was ich zutiefst bedauerlich fände.«

»Wenn das tatsächlich der Fall sein sollte, müssten wir uns über eine Befreiungsaktion Gedanken machen.«

»Was für eine Art von Befreiungsaktion?«

»Eine kleine Einheit. Wie groß genau, mit wie viel Mann und Ausrüstung, hängt von den Sicherheitsvorkehrungen und der Umgebung des Lagers ab.«

»Du bekommst jedenfalls alles, was du dafür benötigst.«

Klein beobachtete seinen alten Freund aus dem Dunkeln heraus. »Habe ich dich eben richtig verstanden, dass du für so eine Mission bereits grünes Licht erteilst?«

»Sagen wir mal, ich halte mir alle Möglichkeiten offen.« Als der Präsident kurz die Augen schloss, schien sich tiefe Wehmut über sein Gesicht zu legen. Sie war rasch verflogen. Er stand auf. »Wir bleiben in Verbindung. Tag und Nacht.«

»Sobald ich etwas Neues erfahre.«

»Gut.« Castillas breite Schultern wirkten kantig, und er ging aufrecht, als er die Tür öffnete und den Raum verließ, worauf er sofort von drei Agenten des Secret Service umringt wurde, die ihn zum Ausgang des Gebäudes begleiteten.

Fred Klein hörte, wie der Motor des Lincoln ansprang und die Reifen der schweren Limousine knirschend über den Kies rollten. Er stand auf und ging zu einem großen Bildschirm an der Wand des Büros. Ihm schossen unzählige Ideen und Bedenken durch den Kopf, als er auf einen Knopf drückte. Der Bildschirm leuchtete auf. Eine detaillierte Landkarte von China erschien. Klein verschränkte die Hände im Rücken und studierte sie aufmerksam.

Shanghai

In seinem Hotelzimmer hielt Smith die Beretta weiter auf den als Kellner getarnten Mann gerichtet. »Wer ist ›Mondragon‹ und was ist mit diesem alten Mann?«

»Jetzt lassen Sie doch endlich dieses Getue, Colonel. Dafür ist jetzt nicht die Zeit.« Er schlüpfte aus seiner weißen Kellnerjacke und der weiten Hose. Darunter trug er die typische Garderobe junger Shanghaier: weißes Hemd, bügelfreie dunkelblaue Hose, dunkelblaues Sakko. »Wir haben Mondragon einen unserer Leute hinterhergeschickt, um sicherzugehen, dass er die Information auch an euch Amis weitergibt. Wissen Sie noch? Die Geschichte auf der Insel Liuchiu? Der Hinterhalt? Wie es Mondragon erwischt hat? Sie sind danach nach Kaohsiung zurückgekehrt, und wir haben Sie seitdem nicht aus den Augen gelassen. Jetzt zufrieden?«

Dennoch blieb Smiths Waffe weiter auf den Mann gerichtet. »Was sollte die öffentliche Sicherheit für ein Interesse an mir haben?«

»Jetzt lassen Sie doch endlich diesen Quatsch! David Thayer könnte *die* Chance für uns werden, die Weltöffentlichkeit darauf hinzuweisen, was in China tatsächlich geschieht. Die öffentliche Sicherheit wird schon ihre Gründe haben, weshalb sie hinter Ihnen her ist, aber das sind sicher andere als unsere.«

»Waren Sie das in dem Land Rover?«

Asgar Mahmout seufzte übertrieben. »Queen Elizabeth war es jedenfalls nicht. Und jetzt ziehen Sie endlich diese Sachen da an, bevor sie uns noch beide kriegen.«

Asgar Mahmout war kein chinesischer Name, und mit

seinen runden Augen und seiner dunklen Haut sah er auch nicht aus wie ein Chinese. Er sprach von »wir«. *Wir haben Mondragon einen unserer Leute hinterhergeschickt.* Gehörte er irgendeiner im Untergrund operierenden Dissidentengruppe an? Jedenfalls leuchtete Smith ein, was der Mann sagte: Falls seine Leute ihn tatsächlich observiert hatten, seit er sich auf Liuchiu mit Avery Mondragon getroffen hatte, könnten sie ihn auf diesem Weg ausfindig gemacht haben. Und das hieß, dass die Geheimpolizei des Ministeriums für öffentliche Sicherheit wahrscheinlich wirklich unten war und ihm auflauerte.

Smith legte die Beretta auf den Couchtisch, zog seinen Anzug aus und schlüpfte rasch in die Sachen, die Mahmout ihm gegeben hatte – dunkelblauer Mao-Anzug, VBA-Mütze, hellblaues Hemd mit schmutzigem Kragen und chinesische Sandalen.

»Nehmen Sie nur das Allernötigste mit.« Mahmout hatte den Servierwagen in Richtung Tür herumgedreht und öffnete sie.

Smith griff sich seinen Rucksack, steckte die Beretta ein und folgte ihm auf den Hotelflur hinaus. Es war niemand zu sehen. Mahmout rannte mit dem Wagen von den Liften fort nach rechts und um die Ecke zu einem Lastenaufzug.

Die Tür stand offen. »Das nenne ich Glück«, sagte er zufrieden und schob den Servierwagen hinein. Smith folgte ihm. Als sich die Tür schloss, hörten sie einen Gästelift auf ihrer Etage anhalten. Die Tür ging zischend auf, und Schritte stürmten den Flur hinunter. Begleitet von wütendem, ungeduldigem Klopfen und scharfen chinesischen Befehlen, die so laut waren, dass

sie durch die Wände drangen, fuhr der Lastenaufzug nach unten.

»Hört sich so an, als wären sie vor Ihrem Zimmer«, sagte Mahmout.

Smith nickte. Gleichzeitig fragte er sich, wie lang es dauern würde, bis die Geheimpolizei merkte, was passiert war und wohin sie verschwunden waren.

Im Erdgeschoss schob Mahmout den Wagen ins Foyer hinaus.

»Man kommt auch durch die Küche nach draußen«, sagte Smith.

»Ich weiß. Diesen Ausgang haben Sie heute schon mal benutzt. Mit diesem jungen Han-Chinesen. Wer war das? Wo ist er jetzt?«

»Ein Dolmetscher. Inzwischen ist auch er tot.«

Mahmout schüttelte den Kopf. »Sie sind ja ein wahrer Glücksbringer, Colonel. Da sollte ich besser nicht nur auf Sie aufpassen, sondern auch auf mich. Wer hat ihn auf dem Gewissen?«

»Ich vermute, ein gewisser Feng Dun und seine Leute.«

»Nie gehört.« Zusammen mit Smith eilte Mahmout durch die von Essensdüften erfüllten Gänge hinter der Küche zum Ausgang für die Hotelangestellten. Sie ließen den Servierwagen stehen und traten vorsichtig nach draußen, wo ihnen sofort lauter Großstadtlärm entgegenschlug. Die dunkle Seitenstraße führte links zur Nanjing Dong Lu und ihren Menschenmassen, rechts zu der hinter dem Hotel verlaufenden Straße.

»Haben Sie den Land Rover dabei?«, fragte Smith.

»Sind Sie verrückt? Hier doch nicht.«

Die Rufe kamen weder von links noch von rechts, son-

dern von hinten, aus dem Hotel. Die Beamten der Geheimpolizei hatten sogar noch schneller geschaltet, als Smith befürchtet hatte.

»Los!« Wie ein Windhund schoss Mahmout nach rechts davon.

Smith rannte neben ihm her. Hinter ihnen rückte das Babel der Nanjing Dong Lu in immer weitere Ferne. An der Ecke ertönten hektische Rufe, und laute, rasche Schritte kamen hinter ihnen her. Sie bogen wieder nach links, fort von Bund und Fluss, und rannten, immer wieder besorgte Blicke nach hinten werfend, über die schmale Seitenstraße in eine kleine Gasse und dann noch einmal in eine andere.

Mahmout hatte inzwischen einen anstrengenden, weit ausholenden Laufschritt eingeschlagen. Smith, schweißüberströmt und vollkommen orientierungslos, hatte keine Ahnung mehr, wo sie waren oder wohin sie liefen. Mahmout führte ihn durch ein verwirrendes Labyrinth von Gassen und schmalen Seitenstraßen, auf denen sie sich ohne Verschnaufpause Haken schlagend, ausweichend, springend, fintend vorbei an schimpfenden Fußgängern, Fahrradparkplätzen, Baustellen, herumliegenden Trümmern, Straßenverkäufern, auf dem Gehsteig geparkten Autos und rote Ampeln überfahrenden Fahrzeugen – von rechts wie von links – einen Weg bahnten.

Von unzähligen stinkenden Gerüchen und durchdringenden Geräuschen attackiert, hetzten sie keuchend dahin, duckten sich unter aufgehängerter Wäsche hindurch, sprangen über Kochfeuer, umrundeten Müllhaufen und wichen kaum den zwischen Straße, Gasse und Gehsteig nicht unterscheidenden Fahrrädern und Motorrädern aus. Und die

ganze Zeit wurden sie weiter von aufgeregten Rufen und lautem Fußgetrappel verfolgt, manchmal näher, manchmal weiter weg, aber immer da, wie ein böser Traum.

Zweimal wich Mahmout abrupt zur Seite aus, wenn plötzlich neue Verfolger vor ihnen auftauchten und ihnen den Weg zu versperren versuchten. Einmal hielt nur wenige Meter vor ihnen unter lautem Reifenquietschen ein Auto, worauf sie auf gut Glück in das nächste Gebäude stürmten und auf der Rückseite in einer anderen Seitenstraße herauskamen.

Die Verfolger waren ihnen so dicht auf den Fersen, dass ihnen keine Zeit blieb, um ein paar Worte zu wechseln oder Fragen zu stellen. Keine Zeit, um auszuruhen. Keine Verschnaufpause, egal, in welcher Hinsicht.

Smith war sicher, kilometerweit gelaufen zu sein. Er hatte jedes Orientierungsgefühl verloren. Seine Muskeln schmerzten, seine Lungen brannten. Inzwischen mussten sie im alten Shanghai oder in der Französischen Konzession sein. Doch dann tauchten sie wieder in die Menschenmassen auf der Nanjing Dong Lu ein, wo es nur so wimmelte von Schaufensterbummlern, Kneipengängern, Touristen, Kleinkriminellen, Taschendieben und Männern auf der Suche nach der Sorte Frauen, die wie auf ein geheimes Zeichen hin wieder in der Stadt aufgetaucht waren, als »freie« Marktwirtschaft zum neuen Ziel des Sozialismus erkoren wurde.

»Die U-Bahn! Los. Kommen Sie!« Mahmout stürmte die Treppe hinunter, durchquerte mit einer Dauerkarte die Sperre und steckte sie dann Smith zu.

Der folgte ihm auf einen hell beleuchteten Bahnsteig. So spät am Abend warteten nur noch wenige Menschen

auf die U-Bahn. Nervös behielten Smith und Mahmout die Zugänge scharf im Auge, als sie schweißüberströmt den Bahnsteig entlanggingen. Als endlich eine U-Bahn einfuhr, stiegen sie rasch ein.

Smith holte tief Luft, als der Zug losfuhr und der Bahnsteig hinter ihnen verschwand. »Gut gemacht«, sagte er in dem fast leeren Waggon zu Mahmout. »Aber einen guten Fremdenführer werden Sie wohl nie abgeben. Sie lassen einem nicht genügend Zeit, sich die Sehenswürdigkeiten anzusehen.«

Mahmouts Gesicht glänzte von Schweiß, sein Mienenspiel schwankte wie immer zwischen finster und neutral. Aber plötzlich grinste er verschmitzt. Die Haut um seine schwarzen Augen bildete tiefe Lachfalten. »Sie sehen einiges offensichtlich völlig falsch, Colonel.« Smith musste sich erst noch an den britischen Akzent dieses seltsamen Vogels gewöhnen, der aussah, als könnte er Chinese sein, obwohl er es wahrscheinlich nicht war. »Ich brauche eben ganz spezielle Touristen, Leute, denen mehr an einer guten Kondition liegt als an spektakulären Fotos. Abgesehen davon, braucht man dafür eine Genehmigung, und die werde ich hier bestimmt nicht kriegen.«

»Nicht?«

»Jedenfalls nicht, wenn dabei die Polizei ein Wörtchen mitzureden hat. Irgendwie scheinen sie mich auf dem Kieker zu haben.«

»Passiert Ihnen so was öfter?«

»Warum, glauben Sie wohl, bin ich so ein Prachtexemplar? Ich mag vielleicht in China leben, aber was Partei, Regierung oder Minderheiten angeht, nehme ich trotzdem kein Blatt vor den Mund. Ich bin alles andere

als beliebt bei den Handlangern dieser Gauner, die sich als politische Führung des Landes bezeichnen.«

Der U-Bahnwaggon war sauber und bequem. Als sie an der nächsten Station hielten, stieg Mahmout aus und sah den Bahnsteig hinauf und hinunter. Dann stieg er kopfschüttelnd wieder ein.

»Probleme?«

»Die Ausgänge sind von Polizei bewacht. Das kann nur heißen, die öffentliche Sicherheit weiß, dass wir die U-Bahn genommen haben.«

»Aber woher wissen sie, in welcher Richtung?«

»Das wissen sie ja nicht. Sonst hätten sie Geheimpolizei auf den Bahnsteigen postiert, keine normalen Polizisten. Die Geheimpolizei wartet darauf, dass wir entdeckt werden.«

»Das gefällt mir gar nicht.«

»Mir schon«, sagte Mahmout. »Es verschafft uns einen kleinen Vorteil. Die Polizei wird uns nicht festnehmen, sondern warten, bis die Geheimpolizei eintrifft.«

Die U-Bahn fuhr wieder an. Zwei Stationen später sagte Mahmout: »An der nächsten Haltestelle, am Jing-An-Tempel, steigen wir aus. Mein Gesicht haben sie nie richtig zu sehen bekommen, und in diesen Kleidern könnte ich jeder x-beliebige Chinese sein. Und was Sie angeht, kann ich mir eigentlich nicht vorstellen, dass man Sie in der Station anhalten wird. Aber sicher bin ich mir natürlich nicht. Ich werde Ihnen sagen, welchen Ausgang Sie nehmen sollen, und dann gehen Sie einfach mit den anderen Fahrgästen nach draußen. Ich bleibe ein Stück hinter Ihnen – für den Fall, dass Sie angehalten werden. Dann gehen wir gemeinsam auf sie los.«

»Und was dann?«

»Dann laufen wir wieder.«

»Klasse. Ich kann's kaum erwarten.«

Unter Mahmouts Schnurrbart kamen weiße, ebenmäßige Zähne zum Vorschein, als er breit grinste. Die U-Bahn schoss in die hell erleuchtete Station, und als sie anhielt, spähte er aus den Fenstern. »Steigen Sie mit allen anderen aus. Gehen Sie nach links in Richtung Bahnsteigende. Sie werden an drei Ausgängen vorbeikommen. Nehmen Sie den vorletzten.«

In diesem Moment öffneten sich auch schon die Türen.

»Okay.« Smith stieg mit einer Gruppe Fahrgäste aus. Er folgte denen, die sich nach links wandten. Weniger als ein Viertel von ihnen nahmen den vorletzten Ausgang. Er blieb bei ihnen, wagte aber nicht, sich umzusehen, ob Mahmout in der Nähe war.

Am Ausgang nahmen zwei Polizisten die Fahrgäste genau in Augenschein. Die Aufmerksamkeit des ersten glitt einfach an Smith ab, aber der Blick des zweiten zuckte nach einer ersten oberflächlichen Begutachtung wieder zurück und heftete sich auf sein Gesicht.

Smith ging schneller und sah kurz zurück. Der Polizist sprach leicht vornübergebeugt in sein Funkgerät.

Smith war schon an der Treppe, als hinter ihm ein lauter Ruf ertönte, zuerst auf Chinesisch, dann auf Englisch: »Halt! Großer Europäer, stehen bleiben!«

Eine Hand stieß ihn in den Rücken. »Los, Kamerad. Ab die Post!«

Smith stürmte die Treppe hinauf und auf eine dunkle Straße hinaus.

Mahmout überholte ihn. »Mir nach!«

Rufe drangen durch die Nacht und den Verkehrslärm.
»Halt! Sie, *Colonel Smith*. Stehen bleiben, oder wir schießen!«

Inzwischen war die Geheimpolizei eingetroffen. Autoscheinwerfer flammten auf, Motoren heulten.

»Haltet sie auf, ihr Trottel!« Ein Befehl in bestem Englisch.

Smith raste hinter Mahmout her, beide im grellen Scheinwerferlicht gefangen wie Antilopen, die über die afrikanische Savanne flohen. Es gab nichts, wohinter sie sich hätten verstecken können. Die Straße war offen und gerade.

»Wir können sie unmöglich abhängen!«, stieß Smith atemlos hervor.

»Müssen wir auch nicht.« Mahmout bog in eine dunkle Seitenstraße.

Sie kamen an einem europäischen Herrschaftshaus aus dem frühen 19. Jahrhundert vorbei, und Smith wurde klar, dass sie die alte Französische Konzession erreicht hatten.

Die Scheinwerfer kamen näher. Mahmout bog in eine noch schmalere und dunklere Seitenstraße. Sie rannten an Reihenhäusern entlang, deren Umfassungsmauer vom Stil her nicht zu den Häusern passte. Bevor die Scheinwerfer der Polizeiautos um die Ecke bogen, riss Mahmout eine Tür in der Mauer auf.

Er schlüpfte durch die Öffnung und verschloss die Tür wieder, sobald Smith ihm gefolgt war. Als draußen auf der Straße die ersten Scheinwerfer aufleuchteten, rannten die zwei Männer an der Innenseite der Mauer entlang weiter und bogen schließlich in ein Labyrinth von immer schmäler werdenden Gassen, von denen auf beiden Sei-

ten Türen abgingen. Zwischen den Fenstern war in der warmen Nacht bis zu drei Stockwerke hoch Wäsche zum Trocknen aufgehängt. Ramponierte Fahrräder lehnten an unverputzten Mauern. Aus Fenstern ragten wie viereckige Tumore rostige Heizöfen hervor. Die Luft war durchdrungen von fettigen Küchengerüchen.

»Ist die Tür, durch die wir gekommen sind, der einzige Ausgang?«, fragte Smith.

»Eigentlich schon«, antwortete Mahmout. »Kommen Sie. Hier rein.«

Er verschwand in einem der Häuser, das an der schmalsten Gasse lag, die Smith jemals gesehen hatte. Smith folgte ihm durch kleine Zimmer, in denen Männer mit langen, dunklen Gesichtern ähnlich dem Mahmouts, alle mit weißen oder gemusterten Scheitelkäppchen, auf Sesseln saßen oder auf Teppichen und Kissen lagen. Die meisten schliefen, einige betrachteten ihn neugierig, aber ohne Angst.

Um möglichst wenig Lärm zu machen, eilte er auf Zehenspitzen auf ein Loch in der Wand zu. Er schlüpfte hindurch. »Los, Beeilung, Colonel. Stehen Sie hier nicht rum.«

»Wo sind wir denn?«, fragte Smith skeptisch, als er ihm folgte.

»In Sicherheit.«

Sie kamen in ein weiteres Zimmer, das mit Betten, Stühlen, kleinen Tischen und Stehlampen eingerichtet war. Niemand war dort zu sehen.

»Wir sind in der Französischen Konzession, aber wo?«, sagte Smith. Sein Herz klopfte von dem langen Marathon immer noch heftig, und er war in Schweiß gebadet.

Mahmouts Gesicht war nicht nur schweißüberströmt, sondern vor Anstrengung knallrot. »In den *longtangs*.« Er fuhr mit dem Arm über seine Stirn.

»Was ist das?«

»Ziegelhäuser, die Ende des siebzehnten Jahrhunderts im europäischen Stil erbaut wurden. Sie sind meistens nach chinesischer Manier um einen Innenhof gruppiert und werden von einer ebenfalls im chinesischen Stil erbauten Mauer umgeben. Außerdem sind die meisten durch Gänge verbunden.«

»Sie meinen, durch Gassen?«

»In diesem Fall, ja – wie Sie selbst gesehen haben. Die Europäer merkten, dass es mit finanziellen Einbußen verbunden war, die Chinesen nicht in die Konzessionen zu lassen. Deshalb bauten sie die *longtangs* und vermieteten sie vor allem an reiche Chinesen. Früher lebten alle einheimischen Shanghaier in ihnen. Zirka vierzig Prozent tun das immer noch. Die in der Französischen Konzession sind noch die komfortabelsten. Manchmal teilen sich ganze Familien, Gruppen von Freunden oder Leute aus einem bestimmten Dorf einen Hof.«

Smith hörte ein Geräusch. Als er sich nach ihm umdrehte, sah er gerade noch, wie ein Stück Ziegelmauer, das genau die Form des Lochs in der Wand hatte, in die Öffnung eingepasst wurde.

»Von der anderen Seite ist der Durchbruch jetzt praktisch nicht mehr zu sehen«, sagte Mahmout.

Smith staunte. »Was ist das hier eigentlich wirklich?«

»Ein konspiratives Haus. Hungrig?«

»Ich könnte den ganzen Kaiserpalast verdrücken.«

»Ich trauere immer noch diesen Krabben nach, die wir

im Hotel stehen lassen mussten.« Mahmout öffnete eine Tür, und sie betraten ein anderes Zimmer. In diesem standen ein langer Tisch, ein Herd und ein Kühlschrank. Mahmout wollte gerade den Kühlschrank öffnen, aber plötzlich hielt er mitten in der Bewegung inne.

Auch Smith hörte es.

Durch die Rückwand des Zimmers drang das Geräusch trampelnder Schritte und aufgeregter Männerstimmen, die sich ganz nach Geheimpolizei anhörten.

Mahmout hob die Schultern. »Sie werden das Loch in der Wand nicht finden, Colonel. Hier haben Sie nichts zu befürchten. Wir sind nicht mal im gleichen *longtang* wie sie. Das Loch, durch das wir geschlüpft sind, hat in den nächsten geführt und jetzt ...«

Er hielt erneut inne, und sein Kopf zuckte herum. Smith riss erschrocken die Augen auf. Es wurden erneut barsche Stimmen hörbar, aber nicht hinter der Schlafzimmerwand, sondern außerhalb des Gebäudes.

»Was ...!«, stieß Smith aufgeregt hervor.

Keine fünf Meter von dort, wo sie standen, klopfte jemand laut an eine Tür.

Mahmout öffnete leise lachend den Kühlschrank. »Setzen Sie sich ruhig schon mal an den Tisch, Colonel. Sie werden uns nicht finden.«

Smith war sich dessen keineswegs so sicher. Das Geräusch schwerer Schritte auf einem Holzboden und die Stimmen hörten sich inzwischen sogar noch näher an, so, als kämen sie aus dem angrenzenden Zimmer.

Aber Mahmout konnte das alles nicht aus der Ruhe bringen. »Das Loch ist die einzige Möglichkeit, uns zu fassen. Aber niemand wird es entdecken.« Er wusste, wo

ihre Verfolger waren, und hatte volles Vertrauen in ihre Sicherheitsvorkehrungen. Ruhig holte er Essen aus dem Kühlschrank, stellte es in zwei Mikrowellengeräte und schaltete sie ein. Dann holte er zwei Flaschen Bier und setzte sich an den Tisch.

Er deutete auf den zweiten Stuhl. »Vertrauen Sie mir, Colonel.«

Die Stimmen und Schritte waren noch immer zu hören, aber niemand erschien, und Smith hatte Hunger. Er setzte sich Mahmout gegenüber, der zwei Flaschen Newcastle Brown Ale öffnete und zwei original englische Pubgläser mit eingravierter Krone und allem einschenkte.

»Cheers und gute Reise.« Mahmout hob sein Glas und legte den Kopf auf die Seite, als amüsierte ihn Smiths Nervosität.

Schließlich griff auch Smith achselzuckend nach seinem Glas. Seine Kehle war vom vielen Laufen wie ausgedörrt. »Was soll's? Prost!« Er nahm einen kräftigen Schluck.

11

Mahmout stellte sein Glas ab und wischte sich Schaum aus dem Schnurrbart. »Sie sollten uns mehr zutrauen, Colonel. Dieses konspirative Haus ist mindestens genauso sicher wie jedes, das Ihr CIA unterhält.«

»Wer sind *wir*, und warum haben Sie zwei Namen? Einen chinesischen und einen ganz anderen?«

»Weil die Chinesen darauf bestehen, dass das Land

meines Volkes zu China gehört, und deshalb muss ich Chinese sein und einen Han-Namen tragen. *Wir* sind die Uiguren. Ich stamme aus Xinjiang. Eigentlich bin ich nur halb Uigure, aber das ist eine reine Formsache, die nur für meine Eltern Bedeutung hat. Mein richtiger Name ist Asgar Mahmout. In der U-Bahn wurden Sie Colonel Smith genannt, und offensichtlich haben Sie eine militärische Ausbildung. Gibt's auch noch einen anderen Namen?«

»Jon. Jon Smith. Ich bin Arzt und Wissenschaftler und zufällig auch noch Offizier. Und was bitte ist ein Uigure?«

Mahmout nahm einen weiteren Schluck Bier und grinste verschmitzt. »Ach, ihr Amerikaner. Ihr wisst so wenig über eure Welt, so wenig über Geschichte, manchmal leider sogar über ihre eigene. Sympathisch, dynamisch und borniert – das sind die Amerikaner. Gestatten Sie mir, Sie aufzuklären.«

Nun war es an Smith, zu grinsen. Er nahm einen Schluck Bier. »Ich bin ganz Ohr, wie man bei uns so schön sagt.«

»Wie nobel.« Mit stolzgeschwellter Brust fuhr Mahmout fort: »Die Uiguren sind ein altes Turkvolk. Wir haben schon lange vor Ihrem Christus in den Wüsten, Bergen und Steppen des östlichen Zentralasiens gelebt. Auch lange vor der Zeit, bevor die Chinesen sich dazu aufraffen konnten, ihre Flussläler im Osten zu verlassen. Wir sind entfernte Verwandte der Mongolen und nähere Verwandte von Türken, Usbeken, Kirgisen und Kasachen. Einst besaßen wir große Königtümer – Reiche, wie sie die Amerikaner jetzt gern hätten.« Er schwang seine Hand theatralisch über dem Kopf, als hielte er einen Sä-

bel darin. »Wir ritten mit dem großen Dschingis Khan und dem legendären Tamerlan. Wir herrschten in Kaschgar und kontrollierten die berühmte Seidenstraße, von der Marco Polo bei seinem Besuch beim Enkel des Dschingis Khan schwärzte – dem Mann, der die großspurigen Han geschlagen und China unter seine Herrschaft gebracht hatte.«

Er leerte sein Glas. Dann fuhr er finster fort: »Jetzt sind *wir* die Sklaven, wenn nicht sogar noch Schlimmeres. Die Chinesen zwingen uns, Han-Namen anzunehmen, Han-Chinesisch zu sprechen und uns wie Han zu verhalten. Sie schließen unsere Schulen und weigern sich, uns in etwas anderem zu unterrichten als in Han-Chinesisch. Sie schicken Millionen ihrer Leute, damit sie in unseren Städten wohnen; sie zerstören unsere Kultur und vertreiben uns und die Kasachen von unserem Land, sodass uns nur die Wüste oder hochgelegene Steppengebiete als Lebensraum bleiben, wenn wir als Volk überdauern wollen. Sie lassen uns nicht zu Allah beten und reißen unsere historischen Moscheen nieder. Sie löschen unsere Sprache, unser Brauchtum, unsere Literatur aus. Mein Vater war Han. Er blendete meine Mutter mit seinem Geld, seiner Stellung, seiner Bildung. Aber als sie sich weigerte, dem Islam abzuschwören, mich und meine Schwester wie Han zu erziehen und aus Kaschgar in die Pestilzen des Jangtsetales oder die Sümpfe von Guangzhou zu ziehen, verließ er uns.«

»Muss schlimm gewesen sein für Sie.«

»Grauenhaft sogar.« Er ging zum Kühlschrank, um sich noch ein Bier zu holen, wobei er in Richtung Smith gestikulierte, ob er auch noch eines wollte.

Smith nickte. »Und Ihr britischer Akzent?«

»Ich ging in England zur Schule.« Er brachte das Bier zum Tisch und schenkte ein. »Der Vater meiner Mutter fand, ein westlich erzogener Mann könnte von großem Nutzen sein. Mein Volk wird untröstlich sein, wenn ich verhaftet werde.« Er hob die Schultern.

»Sie haben in London studiert?«

»Am Ende ja. Nach dem Besuch verschiedener Privatschulen ging ich schließlich auf die London School of Economics. Mag sein, dass meine Ausbildung hier ziemlich überflüssig erscheint.« Die Mikrowelle klingelte. Das Essen war fertig. Er trug die dampfenden Teller und Schüsseln auf und setzte sich wieder.

»Man will, dass Sie eine politische Führungsrolle übernehmen, falls China jemals demokratisch werden sollte. Ich nehme an, Sie sind nicht der Einzige, der ins Ausland geschickt wurde.«

»Natürlich nicht. Es waren im Lauf der Jahre ein paar Dutzende von uns, darunter auch meine Schwester.«

»Ist denn die Weltöffentlichkeit über das Los der Uiguren informiert? Was ist mit den Vereinten Nationen?«

Mahmout häufte geschmorte Hammelwürfel, Zwiebeln, Paprika, Ingwerstücke, Karotten, Rüben und Tomaten auf seinen Teller, und Jon folgte seinem Beispiel. Aus der großen Schüssel löffelten sie gebratenen Reis mit noch mehr Karotten und Zwiebeln. Dann tunkte Mahmout die Hammelwürfel in eine kleine Schüssel mit einer dunklen Flüssigkeit und aß dazu einen knusprigen Fladen, den er wie eine Scheibe Brot in der Hand hielt.

Smith, der ihm alles nachmachte, fand das Essen würzig und köstlich.

»Die UNO?«, sagte Mahmout zwischen zwei Bissen.
»Natürlich weiß sie über uns Bescheid. Aber wir haben keine Lobby, und für China ist das Ganze nur ein lästiges Ärgernis. Wir wollen unser Land, um darauf Getreide und Gemüse anzubauen und unsere Herden zu weiden. China dagegen will es, weil es reich an Bodenschätzen ist. Öl. Gas. Mineralien. Schmeckt Ihnen der Hammel?«

»Ganz hervorragend. Wie nennen Sie diese Fladen?«

»*Nang*.«

»Und den Reis?«

Mahmout schmunzelte. Für jemanden, der mit solcher Bitterkeit sprach, lachte er ziemlich viel. »Wir nennen ihn ›Reis, der mit den Händen gegessen wird‹.« Er hob die Schultern. »Es ist immer das Gleiche mit den Völkern Zentralasiens. Wir zogen nach Westen, weil wir arm waren und besseres Land und bessere Lebensbedingungen wollten. Wir waren wild, und wir hatten große Führer. Aber nach und nach ging unsere große Zeit zu Ende – zu viel kleinliches Gezänk, zu viele kleine Führer mit kleinen Königreichen, regiert von immer kleineren Geistern. Im neunzehnten Jahrhundert ging es dann vollends bergab mit uns, wie das bei jedem Volk früher oder später der Fall ist.« Er sah Smith über sein Glas hinweg an. »Schreiben Sie sich das hinter die Ohren, Amerikaner.«

Smith nickte, ohne sich damit auf etwas festzulegen.

Mahmout trank nachdenklich von seinem Bier. »Zuerst kamen die Russen, die ein Auge auf Indien geworfen hatten und sich auf dem Weg dorthin ganz nebenbei auch uns unter den Nagel rissen. Ihnen folgten die Chinesen, weil sie unser Land als das ihre betrachteten. Zum Schluss kamen die Briten, die ›ihr‹ Indien schützen wollten. Sie

nannten es das Große Spiel. Der einzige Unterschied für uns und den Rest der Welt besteht darin, dass es jetzt die Amis sind, nicht die Engländer.«

»Und die Uiguren? Was machen die?«

»Ah, jetzt wären wir bei der entscheidenden Frage. Wir wollen natürlich unser Land zurück. Beziehungsweise, weil wir nie ein ›Land‹ im europäischen Sinn des Wortes besaßen, sondern nur ein Volk waren, wollen wir eigenen Grund und Boden haben.«

»Ist das Ihre Untergrundbewegung?«

»So könnte man es nennen. Im Moment sind wir zwar nicht viele, aber wir werden immer mehr in Xinjiang, hinter der Grenze in Kasachstan und in anderen Gebieten. Leider sind wir nur eine Widerstandsbewegung, ein Ärgernis. Nur ein Haufen Unruhestifter, Saboteure und Banditen. Wir versetzen den Han kleine Stiche. Die Han behaupten, es gibt nur sieben oder acht Millionen von uns. Wir sagen, wir sind dreißig Millionen. Aber selbst dreißig Millionen auf Pferden und Pick-ups können gegen eine Milliarde mit Panzern wenig ausrichten. Trotzdem müssen wir Widerstand leisten. Das liegt uns, wenn sonst schon nichts, im Blut. Es hatte zur Folge, dass wir eine ›autonome Region‹ geworden sind. Grundsätzlich ist das natürlich nichts als Augenwischerei, insbesondere in Anbetracht der Tatsache, dass Ürümqi bereits eine han-chinesische Stadt ist. Aber es zeigt, dass wir den Chinesen immerhin so viel Ärger gemacht haben, dass sie uns zu bestechen versuchen.«

Smith füllte seinen Teller nach. »Und deshalb haben Sie Mondragon von dem alten Mann erzählt, der behauptet, der Vater unseres Präsidenten zu sein, stimmt's?«

Mahmout nickte. »Wer kann schon sagen, ob er es ist? Auf jeden Fall ist der Mann Amerikaner, und die Chinesen halten ihn schon fast sechzig Jahre fest. Wir erhoffen uns, dass dadurch wieder verstärkte Aufmerksamkeit auf Chinas Missachtung der Menschenrechte und auf die systematische Vernichtung seiner Minderheiten gelenkt wird, insbesondere derjenigen von uns, die ganz und gar nicht-chinesisch sind. Rein geografisch ist für uns Kabul oder New Delhi wesentlich näher als Beijing.«

»Das dürften Sie damit auf jeden Fall erreichen – vor allem, wenn es sich wirklich um den Vater des Präsidenten handelt.«

»Dann ganz besonders.« Mahmouts weiße Zähne blitzten, als er lächelte.

Schließlich schob Smith seinen leeren Teller beiseite und griff nach seinem Bierglas. »Was wissen Sie über diesen alten Mann? Wo ist er?«

»In einem Lager bei Dazu. Das liegt etwa hundert Kilometer nordöstlich von Chongqing.«

»Was ist das für eine Art Lager?«

»Eigentlich mehr ein großer landwirtschaftlicher Betrieb, in dem hauptsächlich politische Gefangene zur ›Umerziehung‹ untergebracht sind, außerdem Kleinkriminelle und alte Männer, bei denen das Fluchtrisiko gering ist.«

»Also keine strengen Sicherheitsvorkehrungen?«

»Für chinesische Verhältnisse nicht. Das Gelände ist eingezäunt und wird bewacht, aber die Häftlinge sind in Baracken untergebracht, nicht in Zellen. Sie haben kaum Kontakt zur Außenwelt und erhalten selten Besuch. Der alte Herr, der behauptet, David Thayer zu sein, genießt

gewisse Privilegien; zum Beispiel hat er ein eigenes Zimmer in den Baracken, das er sich nur mit einem Häftling teilen muss; außerdem erhält er Bücher, Zeitungen und spezielles Essen. Aber das ist schon so ziemlich alles.«

»Wie haben Sie von ihm erfahren?«

»Wie bereits gesagt, sind die meisten Lagerinsassen politische Gefangene, darunter einige Uiguren. Wir haben im Lager ein Aktivisten-Netzwerk, über das wir auch Informationen nach draußen schaffen. Thayer wusste, dass unsere Leute gegen die Chinesen sind und Verbindungen nach draußen haben, und als er von dem Menschenrechtsabkommen erfuhr, hat er ihnen erzählt, wer er ist.«

Smith nickte. »Was für Informationen haben Sie über seine Vergangenheit?«

»Nicht viel. Unsere Leute sagen, er lebt sehr zurückgezogen und redet nicht viel, vor allem nicht über seine Vergangenheit. Wahrscheinlich bekäme er ziemlichen Ärger, wenn er es täte. Aber dem nach zu schließen, was er erzählt hat, saß er die ganze Zeit in allen möglichen Gefängnissen, und zwar je nach den jeweiligen internen Machtverhältnissen in Beijing und den gerade favorisierten ideologischen Richtungen. Für mich hört sich das Ganze so an, als hätten sie ihn immer wieder verlegt, um ihn möglichst isoliert und versteckt zu halten.«

Das hörte sich für Smith durchaus einleuchtend an und reichte auf jeden Fall aus, um Fred Klein darüber zu informieren, sobald es ihm gelang, außer Landes zu gelangen. Da er jedoch kein Chinesisch sprach, waren seine Möglichkeiten äußerst begrenzt. Ohne fremde Hilfe war er im Wesentlichen auf die üblichen Wege für Ausländer angewiesen, in China ein- oder auszureisen: internationa-

le Flughäfen, ein paar Passagierschiffe und noch weniger Züge. Wenn allerdings die öffentliche Sicherheit und diese mysteriöse Organisation, deren Killer ihn auf der Insel gejagt hatten, nach ihm suchten, kamen diese Fluchtmöglichkeiten nicht infrage.

Mahmout hatte Smith die ganze Zeit aufmerksam beobachtet. »Was wird die amerikanische Regierung Ihrer Meinung nach wegen David Thayer unternehmen?«

»Das hängt vom Präsidenten ab. Wenn ich raten müsste, würde ich sagen, im Moment, so kurz vor der Unterzeichnung des Abkommens, nichts. Er wird wahrscheinlich warten, bis das Abkommen zu Stande gekommen ist, und dann Chinas Führer auf David Thayer aufmerksam machen.«

»Oder es vielleicht an die Presse durchdringen lassen, um Druck auf Beijing auszuüben?«

»Möglicherweise.« Smith sah Mahmout forschend an. »Das ist doch, was Sie wollen – Publicity?«

»Natürlich. Wir wollen mit allen anderen auf der Weltbühne stehen. Und wenn das Abkommen nicht unterzeichnet wird?«

»Wie kommen Sie darauf, es könnte nicht zu Stande kommen?«

»Na, überlegen Sie doch mal. Mondragon ist schließlich nicht heimlich nach Liuchiu gefahren, um Ihren Leuten von David Thayer zu erzählen. Nein, er wollte Ihnen etwas übergeben, stimmt's? Und Sie sollten es weiterleiten. Er wurde getötet, Sie konnten entkommen – und tauchen kurz darauf prompt in Shanghai auf. Das kann nur heißen, die andere Seite konnte das, was Mondragon hatte, in ihren Besitz bringen, und jetzt versuchen Sie, es

wieder zurückzubekommen. Irgendetwas ist an der ganzen Geschichte faul, und wenn dabei auch noch das Abkommen mit hereinspielt, stinkt sie bis zum Himmel. Immerhin ist es im Moment der wichtigste Verhandlungspunkt zwischen den USA und China.«

»Sagen wir mal, dass Sie zum Teil Recht haben. Wenn dem so wäre ... wenn sich der Präsident hundertprozentig sicher wäre, dass aus dem Abkommen nichts wird, könnte er Thayer unter Umständen von einem Sonderkommando rausholen lassen.«

»Das würde weiß Gott für Schlagzeilen sorgen. Wutschnaubende Chinesen *und* Amerikaner.«

»Wenn ich allerdings meinen Leuten keine genaueren Angaben über Thayers Aufenthaltsort machen kann, wird nichts aus der Sache. Dann ist Ihnen oder Ihrem Volk nicht geholfen. Kann ich hier mein Handy benutzen?«

»Das würde ich an Ihrer Stelle lieber sein lassen. Inzwischen hat die Geheimpolizei sicher Vorkehrungen getroffen, um alle von hier abgehenden Funktelefongespräche zu orten. In den *longtangs* gibt es so wenig Handys, dass es ihnen durchaus lohnend erscheinen könnte, die Herkunft jedes hier geführten Gesprächs zu bestimmen, und das vor allem, wo sie so scharf auf Sie sind.«

Smith überlegte. »Ein Münztelefon würde es auch tun, wenn eines in der Gegend wäre. Ich werde nichts sagen, was uns verraten könnte.«

»Für den Fall, dass ich Sie zu einem Telefon bringe – haben Sie denn schon einen Plan?«

»Unsere Siebte Flotte ist nie weit von China entfernt. Das heißt, Sie müssten mir helfen, an die Küste zu kommen, damit man mich abholen kann.«

Mahmout blickte eine Weile nachdenklich vor sich hin, dann stand er auf, ohne etwas zu sagen. Er sammelte das schmutzige Geschirr ein und trug es zur Spüle.

Smith nahm den Rest und folgte ihm.

Schließlich fragte Mahmout: »Ist Ihre Regierung bereit zu garantieren, dass David Thayers Geschichte auf dem einen oder anderen Weg publik gemacht wird?«

»Das kann ich mir nicht vorstellen. Ich rechne damit, dass sie tun werden, was im nationalen Interesse der Vereinigten Staaten liegt.«

»Es ist im *internationalen* Interesse, zu zeigen, wozu China im Stande ist ... und was das für Hongkong und Taiwan und genauso auch für Ürümqi und Kashgar bedeutet.«

»Wenn dem so ist, werden die USA bestimmt dafür sorgen, dass es die ganze Welt erfährt, aber sie werden vorher keine Garantien geben. Wenn ich andererseits nicht an meinen Chef weiterleiten kann, was ich erfahren habe, kommt überhaupt nichts bei der Sache heraus.«

Mahmout starrte weiter vor sich hin. Seine Augen glichen harten schwarzen Murmeln. »Das glaube ich nicht. So wichtig sind Sie nicht. Das kann ein einzelner Agent nie sein, oder? Aber vielleicht sind Sie zumindest so wichtig, dass Ihre Auftraggeber, wenn Sie sich nicht mehr bei Ihrem Chef melden, aufgehalten werden, weil sie nach Ihnen suchen müssen. Das wäre nicht gerade in unserem Interesse.«

Smith sah ihm in die Augen. »Das wäre allerdings schlecht für Sie.«

Der Uigure sah Smith weiterhin durchdringend an, als versuchte er herauszufinden, aus welchem Holz der Amerikaner geschnitten war. Schließlich ging er zur Spüle,

spritzte etwas Spülmittel – Palmolive – hinein und drehte das heiße Wasser auf. Während er zusah, wie der Seifenschaum stieg, fuhr er fort: »Einfach wird es jedenfalls nicht, Colonel. China ist ein dicht besiedeltes Land mit sehr homogener Bevölkerung, vor allem hier im Osten. Auf dem Land ist es noch wesentlich schlimmer. Dort bekommt man äußerst selten Fremde, Uiguren oder auch nur Privatautos zu sehen. Schon ein Land Rover würde dort ziemliches Aufsehen erregen.«

»Aber Sie scheinen sich doch recht frei bewegen zu können.«

»Nur hier in Shanghai. Shanghai ist nicht wie der Rest Chinas. Es ist nicht mal wie Beijing. Shanghai ist wesentlich stärker verwestlicht, ist es immer schon gewesen. Um hier Aufsehen zu erregen, ist einiges nötig. Aber auf dem Land würde ein Auto voller Uiguren niemandem entgehen. Oder gar ein Auto, in dem Uiguren und ein Amerikaner unterwegs sind. Davon würde die Polizei auf jeden Fall erfahren. Es würde sie möglicherweise sogar neugierig genug machen, um die öffentliche Sicherheit zu verständigen.«

»Was sollen wir dann tun?«

Mahmout überlegte. »Wir machen einen Uiguren aus Ihnen.«

»Dafür bin ich zu groß. Außerdem stimmen meine Augenfarbe und -form nicht.«

»Wenn sie mal erwachsen sind, haben die meisten Uiguren kaum mehr ostasiatische Züge. Wir sind ein Turkvolk.« Er studierte Smiths Gesicht und Statur aufmerksam. »Groß sind Sie auf jeden Fall. Das liegt an der gesunden amerikanischen Ernährung. Aber Ihre Haut kön-

nen wir dunkler machen und ihr Falten hinzufügen. Sie werden die Augen zusammenknüpfen müssen. Dann ziehen wir Ihnen uigurische Tracht an, setzen Sie zwischen einige unserer Leute und machen Sie ein bisschen kleiner. Solange niemand zu genau hinsieht, gehen Sie als einer von uns durch.«

»Wollen wir mal hoffen. Wo genau wollen Sie mich an der Küste absetzen?«

»Irgendwo im Süden, nicht allzu weit von hier.«

»Ich brauche die Koordinaten, damit man mich abholen kann.«

»Verstehe. Aber zuerst rede ich mit meinen Leuten. Wir müssen entscheiden, wie viele von uns wir brauchen, welche Fahrzeuge wir verwenden, was der sicherste Treffpunkt ist und wie wir am besten an die Küste kommen.«

»Wann fahren wir?«

»Heute Nacht. Je früher, desto besser. Solange die Chinesen noch an höherer Stelle bei den zuständigen Leuten anfragen müssen und sich über ihr weiteres Vorgehen klar zu werden versuchen.«

»Meinetwegen kann es losgehen.«

»Nicht sofort. Erst werden die Frauen noch einen Uiguren aus Ihnen machen. In der Zwischenzeit kann ich mit den anderen Pläne schmieden. Warten Sie hier, Jon. Ich bin gleich wieder zurück.«

Nachdem Mahmout gegangen war, sah sich Smith in dem aus vier Zimmern bestehenden Versteck um. Es gab zwölf Pritschen, ein Bad, zwei weitere Kühlschränke und vier Mikrowellen. Groß, gut eingerichtet, komfortabel. Während er seine Umgebung inspizierte, wurde ihm bewusst, dass von den Stimmen und Schritten, die vor we-

niger als einer Stunde noch so nahe gewesen waren, nichts mehr zu hören war. Die Geheimpolizei war abgezogen, zumindest vorerst. Inzwischen herrschte tiefe Stille ... überall Stille, außerhalb und innerhalb der fensterlosen Zimmer.

Das gefiel ihm nicht. Die Geheimpolizei hatte ein bisschen zu schnell, ein bisschen zu leicht aufgegeben. Warum? Entweder hatten sie Anweisung erhalten, seine Anwesenheit in China alsbrisante Angelegenheit mit potenziellen internationalen Verwerfungen zu betrachten, und das hätte bedeutet, dass sie zwar argwöhnisch waren, aber nicht sicher, ob er tatsächlich mehr war als nur ein gewöhnlicher Wissenschaftler auf Besuch in China. Oder sie lagen inzwischen außerhalb der *longtangs* auf der Lauer und hofften, dass er von allein wieder nach draußen käme. Oder ... das Ganze war nur Theater gewesen, und sie hatten nie die Absicht gehabt, ihn festzunehmen, weil sie ihn bereits hatten – weil Asgar Mahmout und seine Uiguren in Wirklichkeit mit dem Ministerium für öffentliche Sicherheit unter einer Decke steckten. Das hätte zum Beispiel Mahmouts beiläufige Fragen nach dem Menschenrechtsabkommen erklärt.

Würden sie ihn, sollte tatsächlich Letzteres der Fall sein, in diesen hermetisch abgeriegelten Räumen festhalten, oder würden sie ihn an der langen Leine weiter gewähren lassen, um auf diese Weise herauszufinden, was er wirklich vorhatte? Nach längerem Nachdenken gelangte er schließlich zu der Überzeugung, dass es für sie das Klügste wäre, so zu tun, als wollten sie ihm helfen. Denn solange sie nicht beweisen konnten, was er vorhatte, würde sich seine Verhaftung zu einer internationalen Affäre

ausweiten. Wenn es sich dabei um ein geschickt eingefädeltes Katz-und-Maus-Spiel handelte, bot es ihm allerdings auch eine Chance.

12

Freitag, 15. September

In seinem engen Büro in der Polizeidirektion in der Hankou Lu 210, nicht weit vom Bund, blickte Major Pan Aitu durch seine Hornbrille finster auf die Akte, die auf seinem Schreibtisch lag. Es war nichts Besonderes oder Ungewöhnliches an der Akte des Kleinganoven, gegen den er später an diesem Tag aussagen würde; es lag einfach daran, dass Pans Miene immer finster war, wenn er allein war. Die freundliche Stimme und das nette Lächeln waren nur Fassade, genauso wie die Harmlosigkeit signalisierenden Anzüge und die fröhlichen Fliegen. Das alles diente nur dem Zweck, die vor ihm sitzende Maus zu hypnotisieren. Auch seine rundliche Jovialität war nur aufgesetzt. Da waren Muskeln unter dem Fett – harte, durchtrainierte Muskeln.

In seiner schwarzen Lederjacke, dem braunen Safarihemd und der schwarzen Jeans hatte er etwas von einem bedrohlichen Zwerg an sich, der aus den Tiefen der Erde emporgeholt worden war. Er war immer noch mit Aktenstudium beschäftigt, als ein einmaliges Klopfen das Erscheinen seines Vorgesetzten, General Chu Kuairong, ankündigte.

»Haben Sie den amerikanischen Wissenschaftler aufgespürt?«

»Und wieder aus den Augen verloren«, sagte der Geheimdienstoffizier verärgert. »Wir haben eindeutig versagt. Wir benötigen bessere Leute, General. Die Teams, die ich damit beauftragt hatte, beobachteten nur den Haupteingang seines Hotels. Weil er fremd ist in unserem Land und mit der Stadt nicht vertraut, haben sie ihn auf strafliche Weise unterschätzt. Aber ganz offensichtlich hat er das Hotel auf einem anderen Weg verlassen und wieder betreten.«

»Heißt das, er ist doch nicht zum ersten Mal in Shanghai?«, fragte Chu Kuairong aufgebracht. »In seiner Akte, und in unseren Unterlagen, finden sich aber keine derartigen Hinweise.«

Der Major schüttelte den Kopf. »Er muss Hilfe erhalten haben.«

»Hilfe? Von einem *unserer* Leute? Ausgeschlossen.«

»Eine andere Erklärung gibt es nicht«, konstatierte Pan nüchtern. »Jemand, den Sie umgedreht haben, höchstwahrscheinlich. Nachdem wir Anweisung erhalten hatten, ihn festzunehmen, haben sich diese Trottel unter meinen Mitarbeitern endlich doch noch auf ihren gesunden Menschenverstand besonnen und sämtliche Zugänge beobachtet. Trotzdem haben sie ihn nicht ins Hotel zurückkehren sehen. Aber zum Glück hatten sie im Hotel selbst einen als Hausmeister getarnten Mann postiert. Er hat Smith schließlich entdeckt.«

Der General seufzte frustriert. Wie schon viele Male zuvor dachte er, dass sein Budget für die Rekrutierung und Ausbildung brauchbarer Agenten viel zu niedrig war.

Lauernd wie ein riesiger Raubvogel beugte er sich auf seinem Stuhl nach vorn. Sein kahler Schädel glänzte unter dem grellen Neonlicht, und seine kleinen, tief sitzenden Augen schienen sich in den Major zu bohren.

»Und dann haben sie Smith wieder aus den Augen verloren?«, knurrte er.

Major Pan berichtete ihm alles, was von dem Zeitpunkt an passiert war, als seine Agenten in Smiths Hotelzimmer eingedrungen waren, festgestellt hatten, dass er dort alles, seine Kleider eingeschlossen, zurückgelassen hatte, und ihn in der U-Bahn bis zu den *longtangs* der Französischen Konzession verfolgt hatten.

General Chu hörte aufmerksam zu. Als der Major endete, dachte er kurz nach. »Sie haben noch immer keine Ahnung, aus welchem Grund dieser vermeintliche Wissenschaftler nach Shanghai gekommen ist?«

»Seine wissenschaftliche Qualifikation steht vollkommen außer Frage. Er ist, was er zu sein behauptet. Die Frage ist nur, was er sonst noch sein könnte. Wir wissen zwar nicht, warum er hier ist, aber es beginnen sich bereits ein paar mögliche Antworten auf diese Frage abzuzeichnen.«

»Was für Antworten?«

»Eine Reihe von Vorfällen, die – zumindest nach meinem Dafürhalten – in eine bestimmte Richtung zeigen.« Major Pan zählte die Punkte an seinen kurzen, dicken Fingern ab. »Erstens, ein gewisser Avery Mondragon, ein bekannter amerikanischer Sinologe, der in Shanghai schon seit Jahren als Generalrepräsentant zahlreicher amerikanischer Wirtschaftsprojekte tätig ist, ist verschwunden. Seinen Kollegen zufolge wird er seit Mittwochmorgen vermisst.«

Chu beugte sich noch weiter zu Pan vor. »Einen Tag, bevor Colonel Smith in Shanghai eingetroffen ist?«

Pan legte den Kopf auf die Seite. »Ein interessanter Zufall, würden Sie nicht auch sagen? Zweitens, in einem Bürogebäude in der Innenstadt hat eine Putzfrau einen Toten entdeckt, und zwar im Büro eines gewissen Yu Yongfu, Präsident und Vorstandsvorsitzender von Flying Dragon Enterprises, einer internationalen Reederei mit Niederlassungen in Hongkong und Antwerpen. Drittens, auch besagter Yu Yongfu und seine Frau scheinen verschwunden zu sein. Zumindest war in seiner Villa niemand anzutreffen, und in der Garage stand kein einziges Auto..«

»Was wissen wir über ihn?«

Der Major deutete auf ein Dossier, das aufgeschlagen auf seinem Schreibtisch lag. »Das ist seine Akte. Er ist ein junger Mann, der es sehr schnell sehr weit gebracht hat und jetzt reich ist. Dass er der Schwiegersohn von Li Aorong ist, mag das vielleicht erklären helfen. Nachdem Li eine wichtige Rolle im politischen Leben Shanghais spielt und ...«

Chus Interesse war geweckt. »Ich kenne Li und seine Tochter persönlich. Er ist ein altes und verdientes Parteimitglied. Sicher ...«

»Trotzdem scheinen seine Tochter und sein Schwiegersohn verschwunden zu sein, und der Leiter der Finanzabteilung der Firma seines Schwiegersohns ist tot. Erschossen, um genau zu sein. Ein weiterer Zufall?«

Chu setzte sich auf. »Der Tote in Yu Yongfus Büro war der Leiter der Finanzabteilung? Aha. Das ist natürlich hochinteressant. Suchen wir nach Yu und seiner Frau?«

»Selbstverständlich.«

»Und ihrem Vater?«

»Li Aorong wird am Morgen vernommen.«

Chu nickte. »Sonst noch etwas?«

»Eine weitere Leiche wurde in einem Auto am Hongqiao Airport gefunden. Ein junger Mann, der als Dolmetscher und Fahrer für Touristen gearbeitet hat. Interessanterweise hat er mehrere Jahre in den Vereinigten Staaten studiert.«

»Wollen Sie damit andeuten, er könnte derjenige gewesen sein, der unserem Colonel Smith geholfen hat?«

»Angestellte des Friedenshotels haben ihn auf einem Foto wiedererkannt. Sie hatten ihn nach Colonel Smiths Eintreffen im Foyer des Hotels gesehen. Ich fasse zusammen: Ein in Shanghai ansässiger Amerikaner verschwindet. Einen Tag später taucht Colonel Smith auf, der Leiter der Finanzabteilung einer Reederei wird ermordet, der Präsident dieser Firma und seine Frau verschwinden, und ein in Amerika ausgebildeter Dolmetscher und Fahrer aus Shanghai wird in derselben Nacht am Flughafen ermordet aufgefunden.«

»Haben Sie eine Theorie?«

»Nur ein mögliches Szenario«, erklärte der Major vorsichtig. »Mondragon fand über Yu Yongfus Firma etwas heraus, von dem er annahm, es könnte für die Amerikaner von Interesse sein. Smith wurde nach Shanghai geschickt, um zu überprüfen, was Mondragon entdeckt hatte, und es an sich zu bringen. Irgendetwas ging schief. Aus irgendinem Grund wurde der Dolmetscher damit beauftragt, sich Smith als Führer zur Verfügung zu stellen.«

»Falls Sie Recht haben ... es gibt also Leute in diesem

Land, die nicht wollen, dass den Amerikanern in die Hände fällt, was Mondragon entdeckt hat.«

Der Major nickte. »So ist es.«

Der General fasste in eine Innentasche des Mao-Anzugs, den er an diesem Abend trug, und holte eine lange, schlanke Zigarre heraus. Er biss ein Stück von der Spitze ab, drehte sie zum Anzünden um und paffte einen seiner Rauchringe in die Luft.

»Hat Colonel Smith bekommen, weswegen er hergekommen ist?«, fragte er schließlich.

»Das wissen wir nicht.«

»Das ist es aber, was wir wissen müssen.«

»Ganz meiner Meinung.«

Chu produzierte einen weiteren Ring. »Wenn es Smith in seinen Besitz gebracht *hat*, wird er versuchen, außer Landes zu kommen.«

»Ich habe bereits angeordnet, alle infrage kommenden Ausreisemöglichkeiten zu überwachen.«

»Das kann nicht funktionieren. Wir haben eine lange Küste, Major.«

»Er ist nicht an der Küste.«

»Dann wissen Sie, was Sie zu tun haben.« Ein weiterer Rauchring, dieser flüchtiger. »Und wenn er nicht hat, was er wollte?«

»Wird er in Shanghai bleiben, bis er es bekommt.«

Chu Kuairong dachte nach. »Nein. Auch in diesem Fall wird er versuchen, das Land zu verlassen. Seine Tarnung ist aufgeflogen; er kann nichts mehr erreichen, wenn er bleibt. Allem Anschein nach ist er zu klug, um öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen. Eher ist ihm zuzutrauen, dass er sich jemanden sucht, der ihn ans Meer bringt. Alles,

was wir jetzt tun müssen, ist: ihn aufspüren, alle amerikanischen Agenten oder Informanten beschatten, die ihm helfen könnten, ihn am Ziel seiner Flucht festnehmen und – mit einem bisschen Glück – auch seine Retter zu ergreifen.« Der General paffte an seiner Zigarre und lächelte zum ersten Mal: »Ja, das wäre höchst erfreulich. Ich überlasse es Ihnen, Pan, alles Nötige in die Wege zu leiten.«

Ein Stück der Wand bewegte sich. Smith, inzwischen wieder in schwarzem Pullover, schwarzen Jeans und weichen schwarzen Schuhen, hatte sich mit dem Rucksack über der Schulter so postiert, dass er den geheimen Zugang zu seinem Versteck genau im Blick hatte. Er hielt die Beretta hinter seinem Rücken und wartete.

Asgar Mahmout kam durch die Öffnung und blieb stehen, um den drei ernst dreinblickenden Frauen zu helfen, die ihm folgten. Sie trugen westliche Kleidung – Hosen, Blusen, Pullover, Sweatshirts – und hatten zwei Schminkkoffer und ein Bündel Kleider dabei. Alle waren relativ groß und schlank und hatten volles schwarzes Haar. Die Frau, die das Bündel mit den Kleidern trug, war größer als die anderen und ihr Gesicht war schmäler. Ihr schwarzes Haar war im Nacken zu einem Knoten gebunden. Sie hatte ein Grübchen im Kinn, den Anflug eines Lächelns auf den Lippen und ausgeprägte hohe Wangenknochen. Eigentlich war sie eine Schönheit, die sich dessen bewusst war und sich über ihren Auftritt insgeheim zu amüsieren schien.

Hinter den Frauen kamen auch noch zwei Männer geduckt durch das Loch.

Mahmout warf ihnen einen kurzen Blick zu und nickte

dann Smith zu. »Wie ich sehe, haben Sie wieder Ihre Arbeitskleidung an.«

»Ich dachte, das könnte nicht schaden.«

Die große, gutaussehende Frau trug Jeans und einen Blazer über ihrem Sweatshirt. Sie taxierte Smith von oben bis unten. »Ist das in Washington die neueste Mode?«, fragte sie in gut verständlichem Englisch mit amerikanischem Akzent. Das verhaltene Lächeln wurde breiter.

»Nur für Agenten in geheimer Mission.« Er lächelte zurück.

Einer der Männer sagte zu Mahmout etwas in einer Sprache, die sich etwa so anhörte, wie Smith in Afghanistan die Usbeken der Nordallianz hatte sprechen hören.

Mahmout antwortete und übersetzte für Smith. »Toktufan wollte wissen, wo Sie Ihre Waffen versteckt haben. Ich sagte ihm, Ihre Pistole haben Sie wahrscheinlich am Rücken im Gürtel stecken und Ihr Messer an der Wade.«

»Fast.«

Mahmout lächelte. »Der andere Bursche da ist Mierkanmilia, und die große Frau, die wie eine Amerikanerin spricht, ist meine Schwester Alani. Sie und ihre Freundinnen werden aus Ihrem Gesicht das eines Uiguren machen, wenn es irgendwie geht. Außerdem haben sie uigurische Kleidung für Sie dabei.«

»Was werden Sie in der Zwischenzeit tun?«

»Mir mit meinen Freunden Gedanken machen, wo wir Sie an der Küste am besten hinbringen; dann müssen wir uns um eine Fahrgelegenheit kümmern und auch selbst wieder Uiguren werden.« Er deutete auf die zwei anderen Männer. »Jetzt überlassen wir Sie Alani.« Die drei schlüpften durch das Loch in der Wand und brachten das

fehlende Stück von außen wieder an.

Die Frauen berieten sich auf Uigurisch. Beziehungsweise überhäuften die zwei, die namenlos geblieben waren, Alani mit einer Flut von Fragen.

Schließlich wandte sich Alani Smith zu. »Setzen Sie sich dorthin, Colonel Smith.« Sie deutete auf einen Stuhl. »Ziehen Sie Ihren Sweater aus.«

Smith schlüpfte aus dem schwarzen Sweater, unter dem ein schwarzes T-Shirt zum Vorschein kam.

Alani gab ein schnaubendes Geräusch von sich. »Sie sind aber dick angezogen. Muss ich Ihnen etwa zur Hand gehen?«

Smith lachte. Zu seiner Überraschung musste auch sie lachen, und ihm wurde klar, dass sie diesen schulmeisterlichen Ton ganz bewusst angeschlagen hatte. Ein kleiner Scherz also. In Anbetracht der Umstände war das erstaunlich, denn sie riskierte ihr Leben für ihn. Smith zog das T-Shirt aus und bemerkte in ihren Augen ein interessiertes Aufblitzen, als sie seine nackte Brust betrachtete.

Er lächelte sie an. »Sie und Ihr Bruder sind anders als die anderen.«

Über ihre vollen Lippen drang ein leises Lachen, und sie winkte ihre beiden Begleiterinnen zu sich. Sie hatten gekichert und getuschelt, als Smith sich ausgezogen hatte, aber jetzt kamen sie auf ihn zugeeilt und machten sich an die Arbeit. Um seine Haut dunkler zu machen, trugen sie zunächst eine hellbraune Grundierung auf sein Gesicht auf.

»Warum? Erscheinen wir Ihnen nur deshalb anders, weil wir Englisch sprechen?« Alani machte einen Schritt zurück und begutachtete ihn kritisch.

»Das und dass Sie im Ausland zur Schule gegangen sind. Das deutet auf eine Geschichte und einen Plan hin.«

»Wissen Sie, dass unser Vater Han-Chinese war?«

»Ja. Aber das scheint für Sie beide keine besondere Bedeutung zu haben.«

»Nein, hat es nicht. Aber es bringt Vorteile mit sich, die andere Uiguren nicht haben, Nachteile natürlich auch. Es besteht zum Beispiel immer die Möglichkeit, dass wir die Seiten wechseln. Das werden wir zwar sicher nie tun, und die Uiguren würden es auch nie laut aussprechen, aber es spukt doch in ihren Köpfen herum.«

Die zwei Make-up-Expertinnen, die sich inzwischen mit langen Pinseln bewaffnet hatten, waren in eine hitzige Diskussion vertieft und deuteten immer wieder auf Smiths Augen und Brauen. Die Pinselstriche auf seiner Haut fühlten sich zart, fast kitzlig an.

Alani wies sie scharf zurecht. Sie erwiderten etwas, ignorierten sie und wandten sich wieder ihren kosmetischen Auseinandersetzungen zu. Alani schüttelte entnervt den Kopf und sah auf die Uhr.

»Was bringt es für Vorteile mit sich?«, wollte Smith wissen.

Alani beobachtete weiter die zwei streitenden Uigurinnen, und zunächst schien es, als hätte sie ihn nicht gehört. »Unsere Mutter ist die Tochter eines wichtigen Mitglieds unserer Exilregierung in Kasachstan. Das macht sie, und damit auch uns, für die Uiguren zu einer wichtigen Persönlichkeit. Es war unser Großvater, der dafür gesorgt hat, dass wir zum Studium ins Ausland kamen.«

Sie fauchte die Frauen an, die endlich begonnen hatten, sich an Smiths Augen zu schaffen zu machen, und

deutete dabei auf ihre Uhr. »Aufgrund dessen, und weil unser Vater Han-Chinese ist, denkt Beijing, wir wären als politische Führer von besonderem Nutzen. Vielleicht meint er, wir könnten unser Volk dazu überreden, sich damit abzufinden, ein Teil Chinas zu sein. Und es dazu überreden, unser Erbe aufzugeben und uns anzupassen. Solange wir also den Anschein erwecken, mit ihnen zu kooperieren, gelangen wir in den Genuss gewisser Privilegien. Es ist eine gute Tarnung und unter anderem bekommen wir deshalb auch eine Aufenthaltsgenehmigung, die es uns erlaubt, uns freier zu bewegen und uns längere Zeit im Han-Territorium aufzuhalten. Natürlich beobachten sie uns, aber solange wir uns nicht erwischen lassen, kommen wir fast überall hin, wohin wir wollen.«

»Asgar scheint allerdings ein ziemlich gefährliches Spiel zu treiben.«

Sie nickte wissend. »Wegen Asgar machen wir uns wirklich Sorgen. Er ist ein guter Mann, aber bisher ist er noch nie ernsthaft in Schwierigkeiten geraten. Wir halten ihm Daumen.«

»Ich versuche gerade, Ihren Akzent einzurordnen. Wo haben Sie in den Staaten studiert?«

»Ich habe bei einer Familie in New Jersey gelebt und dort verschiedene Privatschulen besucht. Studiert habe ich dann an der University of Nebraska in Omaha. Ich bin eine Mischung aus Ostküste und Mittelwesten, genau die richtige Kombination, um Politologie und Landwirtschaft zu studieren.«

Und optimale Voraussetzungen für einen Führungspos-
ten in einem in erster Linie landwirtschaftlich ausgerich-
teten Land mitzubringen. Ihr Großvater war sehr voraus-

schauend gewesen. »Mit Guerillataktiken im Nebenfach?«

Sie lächelte. »Wieder Asgar. Zur Zeit der Sowjets in Afghanistan war Ihr CIA ganz versessen darauf, jeden zentralasiatischen Moslem auszubilden, der gegen die Sowjets kämpfen wollte. Deshalb schloss er sich der Nordallianz an. Anscheinend konnten sie uns überhaupt nicht voneinander unterscheiden, nicht einmal die Tadschiken.«

Als die zwei Make-up-Autoritäten endlich fertig waren, traten sie zurück, um ihr Werk gackernd zu bewundern. Dann sahen sie Alani strahlend an. Sie nickte und sagte etwas, was die zwei Frauen offensichtlich als Kompliment auffassten, da ihr Lächeln nicht verflog. Die zwei packten ihre Tuben, Töpfe, Fläschchen und Pinsel zusammen und sahen sich auch dann noch immer wieder nach Smiths Gesicht um, als eine von ihnen mit dem Griff eines Dolchs, den sie unter ihren Kleidern hervorgeholt hatte, gegen die Wand klopfte.

Alani hielt Smith einen Handspiegel hin. »Sehen Sie mal.«

Smith war beeindruckt von der Wirkung seiner neuen, klebrigen und sehr unbequemen Maske. Seine Augen hatten einen asiatischen Schnitt bekommen, seine Haut war sehr braun und wie von Wind und Sonne von tiefen Falten zerfurcht. Kniff er die Augen zusammen, ging er im Dunkeln vermutlich problemlos als Uigure durch.

»Wenn Sie unter uns sind, dürften Sie eigentlich nicht auffallen«, befand Alani.

»Hoffen wir, dass wir nicht angehalten werden.«

»Angehalten werden wir auf jeden Fall, da können Sie

sicher sein. Aber mit meinen Papieren – und den gefälschten der anderen –, und wenn auch noch Asgar dabei ist, dürften sie uns nicht zu streng kontrollieren. Wir sollten nur hoffen, dass wir nicht aufgefordert werden, aus dem Auto zu steigen.« Sie sah wieder auf die Uhr. »Die anderen müssten jeden Moment zurückkommen. Ziehen Sie schon mal die Sachen an, die ich Ihnen mitgebracht habe..«

In ihre Stimme hatte sich leichte Hektik eingeschlichen, so, als verginge die Zeit zu rasch und als brauchten die Männer zu lange.

Ihre Nervosität steckte Smith an. Beim Anziehen fragte er sie: »Was machen Sie eigentlich in Shanghai? Offiziell, meine ich.«

»Wir studieren, um Lehrer auszubilden. Das heißt, Asgar und ich haben bereits eine abgeschlossene Ausbildung. Einige von den anderen werden zu Dorfvorstehern oder Funktionären ausgebildet. Der Rest gehört unserer Untergrundorganisation an.«

Er zog eine weite Cordhose über seine schwarze Jeans. »Das ist ein verdammt gefährliches Spiel, Alani. Für alle von Ihnen.«

»Wir kennen die Risiken. Sie haben bereits Tausende von uns verhaftet und an die hundert hingerichtet.« Sie sah ihm in die Augen. »Für Sie und die CIA ist es vielleicht nur ein Spiel, Colonel. Für uns nicht.«

Das abgenutzte, ungebügelte weiße Hemd passte kaum über seinen Pullover, aber das Flanellhemd ließ sich leicht überziehen. »Ich bin nicht von der CIA«, sagte Smith. »Und es war auch nie ein Spiel für mich.«

Sie sah ihn prüfend an. »Ja, das sieht man.«

»Niemand hat mich gefragt, warum ich hier bin und weswegen ich hergekommen bin, und ich habe auch nicht die Absicht, es Ihnen zu sagen.«

»Was wir nicht wissen, können Sie auch nicht aus uns herausbekommen. Jedenfalls sind Sie gegen die Chinesen und versuchen das Scheitern des Menschenrechtsabkommens zu verhindern. Das genügt uns.«

Das raue Scharren von Ziegeln auf Ziegeln unterbrach ihr Gespräch. Noch bevor das Loch ganz offen war, schlüpfte Asgar Mahmout durch. Er trug derbe Bauernkleidung und dazu die Reitstiefel eines Schafhirten. Auf dem Kopf hatte er ein verziertes weißes Scheitelkäppchen und einen Sonnenhut aus Stroh.

Er betrachtete Smith aus der Ferne und dann aus der Nähe. »Bei schlechtem Licht gehen Sie als einer von uns durch.« Er nickte Alani zu. »Wir wären so weit.«

»Wohin fahren wir?«, fragte Smith.

Mahmout deutete auf den Küchentisch, an dem sie gegessen hatten. Er breitete eine Karte von Shanghai und Umgebung darauf aus und deutete auf eine Stelle im Süden der Stadt. »Im entfernteren Teil der Bucht von Hangzhou, zwischen Jinshan und Zhapu, steht auf einem Hügel am Meer eine verlassene Pagode. Die Küste dort ist ziemlich felsig, aber es gibt auch ein paar leichter zugängliche Strände. Kies, aber ganz passabel. Vor allem ein Strand, der etwas größer ist, eignet sich sehr gut.«

»Wie tief ist dort das Wasser?«

»Das wissen wir nicht, Jon. Aber Toktufan meint, ein kleines Boot kann ziemlich weit an den Strand heranfahren. Er hat mal in der Gegend dort unten gearbeitet.«

»Okay.« Smith holte eine Plastikmappe aus seinem

Rucksack und nahm eine auf ein Satellitenfoto projizierte topografische Karte der Region Shanghai heraus. Nachdem er sich darauf von Mahmout die genaue Lage der Pagode und des Strands hatte zeigen lassen, las er die Wassertiefen ab und notierte sich in seinem kleinen wasserdichten Notizbuch Längen- und Breitengrade. Nachdem sie fertig waren, rollte er die Landkarte zusammen.

»Vergessen Sie Ihre Kopfbedeckungen nicht«, erinnerte ihn Alani.

Smith setzte das uigurische Käppchen und dann den Strohhut auf. Die Frauen gingen zu der Wandöffnung. Smith folgte ihnen.

Mahmout hielt ihn zurück. »Wir nehmen einen anderen Ausgang.«

Nachdem die anderen verschwunden waren und man das Wandstück wieder eingefügt hatte, führte ihn Mahmout ins hinterste Schlafzimmer. Dort schob er ein Kastenbett beiseite, hob ein Stück des Linoleumbodens hoch und deutete auf das Loch, das darunter zum Vorschein kam.

»Wir gehen hier raus.«

Smith sah ihn skeptisch an. »Passe ich da überhaupt durch?«

»Unten wird es gleich weiter. Hoffentlich leiden Sie nicht an Platzangst.«

»Nein.«

»Ich gehe voraus. Und nur keine Aufregung. Das schaffen wir mit links.« Mahmout setzte sich und hängte die Beine in das Loch. Er warf einen kurzen Blick nach unten und ließ sich fallen.

Smith folgte ihm, aber er musste sich durch die Öff-

nung im Boden zwängen. Grabgeruch von Erde und Gestein drang in seine Nase. Er schürfte sich auf dem Weg zu dem dunklen, feuchten, mit Holzbalken gestützten Gang die Schultern auf. Ein Stück vor ihm, wo der unterirdische Gang enger wurde, sah er im Schein einer Taschenlampe Mahmouts Füße und Beine.

Mahmouts Stimme war gedämpft. »Hier sind auch schon korpulentere Männer als Sie durchgekommen. Halten Sie den Blick einfach immer auf meine Füße und das Licht gerichtet. Es sind etwa fünfundzwanzig Meter.«

Dann bewegte sich das Licht, und die Füße verschwanden im staubigen Dunkel vor ihm. Smith kroch los und spürte zum ersten Mal in seinem Leben, was Platzangst ist – zu atmen zu versuchen, wenn man das Gefühl hat, keine Luft zum Atmen zu bekommen und im nächsten Moment lebendig begraben zu werden. Seine Lungen zogen sich zusammen, und seine Schläfen begannen heftig zu pochen.

Die Zeit schien still zu stehen, während er sich einschärfte, einfach tief einzuatmen und weiterzukriechen. Einatmen. Kriechen. Immer den Füßen hinterher. Und das alles, während der dunkle Schacht ihn zu verschlingen schien.

Endlich veränderte sich die Luft. Sie stank faulig und stickig. Wie ein sterbender Fisch schnappte Smith nach Luft.

»Los, Beeilung«, drängte Mahmout, der sich aufrichtete.

Smith folgte ihm rasch. Sie befanden sich in einem Abwasserkanal. Smith konnte sich im Moment nichts Schöneres vorstellen.

Mahmout trabte los, und Smith torkelte ihm, immer

noch schwer atmend, hinterher, bis sie durch ein offenes Eisentor auf eine Straße hinaustraten, wo zwei Land Rover am Randstein warteten. Smith wurde in das zweite Fahrzeug gezogen und nach hinten verfrachtet, wo die Sitze entfernt worden waren. Er saß zwischen drei Männern und zwei Frauen eingekleilt, unter denen er Toktufan, Mierkanmilia und die zwei Make-up-Spezialistinnen erkannte. Die anderen waren ihm fremd, aber alle trugen traditionelle uigurische Tracht. Alani saß auf dem Beifahrersitz, Mahmout fuhr.

»Warum zwei Land Rover?«, fragte Smith flüsternd.

»Der zweite dient als Lockvogel. Falls uns die Polizei beobachtet.«

Der erste Land Rover, der ähnlich dicht besetzt war, setzte sich in Bewegung.

Sie warteten. Dann, fünf Minuten später, fuhren auch sie los. Nachdem sie eine Weile durch dunkle Seitenstraßen gekurvt waren, erreichten sie eine beleuchtete Durchgangsstraße, auf der auch in den frühen Morgenstunden schwacher Verkehr herrschte.

Mahmout blickte nach hinten. »Wir nehmen die Huhang-Schnellstraße nach Hangzhou. Natürlich werden wir auffallen: Acht Landeier aus Xinjiang auf dem Weg in den Süden nach Hangzhou. Allerdings werden wir aussen wie Witzfiguren, nicht wie Untergrundkämpfer – das hoffen wir jedenfalls. Wenn uns die Geheimpolizei nicht schon auf den Fersen ist, weil sie nicht auf den Lockvogel hereingefallen sind, müssten wir es eigentlich schaffen.«

Muhang Schnellstrane, China

Unter dem schwarzen Nachthimmel verlieh das Geflecht aus Schatten und Nebelfetzen der ländlichen Szenerie etwas Gespenstisches. Von einem Münzfernspieler in Gubei New Town im Bezirk Changning rief Smith eine Nummer in Hongkong an und verhandelte auf Französisch über ein Geschäft, das für den Fall, dass das Ganze überprüft wurde, tatsächlich existierte. Gleichzeitig gab er dabei neben dem Code für seine Bergung verschlüsselt den Zeitpunkt und die Koordinaten durch. Sobald er aufgelegt hatte, würde die Kontaktperson die Daten an Fred Klein weiterleiten.

»Die Verbindung war sehr gut, keine Anzeichen, dass das Gespräch abgehört wurde«, sagte Smith zu Mahmout, als der Land Rover seine strapaziöse Fahrt durch felsiges Hügelland fortsetzte.

»Sie haben mitgehört«, versicherte ihm Mahmout. »Alle Ferngespräche werden abgehört, vor allem die nach Hongkong. Das Gute ist allerdings, dass das Abhören die untersten Dienstgrade übernehmen. Für die ist das reine Routine. Wenn sich jemand nicht gerade besonders blöd anstellt, erwischen sie eigentlich so gut wie nie jemanden. In diesem Fall wissen sie allerdings, dass Sie hier sind. Deshalb wurden sie bestimmt zu erhöhter Wachsamkeit angehalten. Aber wenn Ihr Kontakt eine solide, langfristige Tarnadresse ist, dürften Sie nichts zu befürchten haben.«

Smith schnitt ein Gesicht. »Danke.«

Bis sie die Stadtgrenze Shanghais hinter sich hatten,

waren sie an zwei Kontrollpunkten angehalten worden, wo sie bei den Polizisten für einige Erheiterung gesorgt hatten. Aber sie waren anstandslos durchgelassen worden. Langsam begann die Anspannung von Smith abzufallen. Dreißig Minuten später waren sie auf der Schnellstraße, auf der sie so spät Nachts gut vorankamen, und hatten bereits über die Hälfte der Strecke nach Hangzhou zurückgelegt. Ein paar Kilometer weiter bogen sie bei Jiaxing auf eine zweispurige Landstraße und fuhren in südöstlicher Richtung zur Küste des Ostchinesischen Meeres weiter.

Selbst in den besonders dunklen Stunden vor Sonnenaufgang begegneten ihnen ständig Fahrzeuge – nur wenige Pkws zwar, aber immer wieder lange Kolonnen von Pickups, ausnahmslos mit Bauern am Steuer und gefährlich hoch mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen beladen. Wirtschaftlich nicht ganz so potente Unternehmer waren auf Fahrrädern mit zweirädrigen Anhängern unterwegs, beladen mit Spezialitäten, die für den Verkauf in Shanghai bestimmt waren.

Mahmout fuhr zügig, aber, um keine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, nie zu schnell. »Wenn uns die Geheimpolizei im Visier hat, werden sie warten, bis wir ans Meer kommen und die Operation beginnt. Natürlich möchten sie auch das Team schnappen, das sie aus China rausholt. Aber nachdem wir ausreichend Zeit haben, bringt es nichts, unnötige Risiken einzugehen und zu schnell zu fahren. Mit ein bisschen Glück folgen sie uns sowieso nicht.«

Smith war derselben Meinung. Er machte es sich, so gut es ging, bequem und schloss die Augen. Alle außer Mahmout dösten vor sich hin und wurden nur gelegent-

lich von der sauberen Meeresluft oder dem sauren Geruch des Watts wach.

In Zhipu fuhren sie in nordwestlicher Richtung nach Jinshan weiter. Auf der Küstenstraße dort waren die Pick-ups und Fahrräder in beiden Richtungen unterwegs – in nördlicher nach Shanghai, in südlicher nach Hangzhou. Hin und wieder kam auch ein Polizeiauto vorbei, aber die Polizisten schenkten ihnen entweder gar keine Beachtung oder grinsten beim Anblick der Bauerntölpel bloß.

Endlich hielt der Land Rover an, sodass Mahmout und Alani nachsehen konnten, wo sie waren. Im Schein einer kleinen Taschenlampe studierten sie die Straßenkarte. Alani drehte sich zu den anderen um und sagte etwas auf Uigurisch; darauf kletterte Toktufan von hinten auf den Vordersitz. Es entbrannte eine hitzige auf Uigurisch geführte Diskussion, bei der Toktufan immer wieder auf die Karte und dann nach vorn deutete, während Alani offensichtlich versuchte, ihn auf eine definitive Aussage hinsichtlich ihres Standorts festzunageln.

Sie hielt ihm einen Stift hin, damit er die Stelle auf der Karte einzeichnen sollte. Aber er wies den Stift achselzuckend zurück und deutete weiter mit Nachdruck nach vorn.

Ganz offensichtlich war Toktufan derjenige, der wusste, wohin sie fahren mussten, aber obwohl es noch vollkommen dunkel war, stützte er sich bei der Orientierung ausschließlich auf landschaftliche Merkmale und auf sein Gefühl. Smith fühlte sich nicht besonders wohl bei der Sache, und, wie es schien, auch Alani und Mahmout nicht.

Leise fluchend fuhr Mahmout wieder los, während Toktufan in die Dunkelheit hinauspähte.

»Sind Sie auch sicher, dass wir diesen Strand finden?«, fragte Smith.

»Er findet ihn«, antwortete Alani. »Die Frage ist nur, wann.«

»In wenigen Stunden wird es Tag.«

Sie drehte sich nach hinten und lächelte ihr leicht spöttisches Lächeln. »Sie sehnen sich doch hoffentlich nicht ausgerechnet jetzt nach einem ereignislosen Leben, Colonel? Spannung und Abenteuer. Nur deshalb sind Sie doch Agent geworden. Übrigens, wenn Sie nicht von der CIA sind, für wen arbeiten Sie dann?«

Smith hätte sich in den Hintern treten können, dass er so etwas gesagt hatte. Das war wirklich dumm gewesen. »Für das State Department, das Außenministerium.«

»Tatsächlich?« Sie schien ihn zu studieren, als wüsste sie, wie ein Agent des Außenministeriums aussah. Vielleicht wusste sie es ja tatsächlich.

In diesem Moment platzte Mahmout heraus: »Da vorn!«

Smith sah die Uniformen. Ein Polizeiauto sperrte eine Straßenhälfte ab. Eine Kontrolle.

»Toktufan, setz dich wieder nach hinten!«, befahl Mahmout.

Toktufan kletterte vom Vordersitz des langsam fahrenden Land Rover nach hinten und quetschte sich zwischen die anderen. Mühsam schlängelte sich der Land Rover an Pickups, alten Pkws und Fahrrädern vorbei. An der Spitze der Schlange hielten Auto- und Radfahrer ihre Papiere hoch. Der Einsatzleiter stand gähnend an sein Auto gelehnt. Nur ab und zu brüllte er einen Befehl.

Die Polizisten jedoch waren eifrig bei der Sache. Sie

überprüften Papiere und lüpften Planen, egal, ob die Ladung darunter groß oder klein war. Als der Land Rover an die Reihe kam, traute der verschlafene Einsatzleiter erst seinen Augen nicht. Er straffte sich in den Schultern und erteilte einen barschen Befehl.

Zwei Polizisten glotzten zu den acht Uiguren im Land Rover hinein. Während einer von ihnen amüsiert grinste, kontrollierte der andere die Papiere, die ihm Alani und Mahmout nach draußen reichten. Ihr Vorgesetzter knurrte wieder etwas, bevor er nach vorn kam und die Papiere an sich nahm. Er studierte sie und sah dann Mahmout und Alani an. Alani lächelte. Diesmal war es ein einnehmendes, fast flirtendes Lächeln. Der Einsatzleiter blinzelte und setzte eine finstere Miene auf.

Smith machte sich möglichst klein, und die anderen drückten sich fester an ihn. Ein Polizist leuchtete mit seiner Taschenlampe in ihre Gesichter und sagte etwas auf Chinesisch, zu dem auch das Wort Uiguren gehörte.

Der Einsatzleiter, der immer noch Alani anstarrte, nickte und erteilte einen weiteren barschen Befehl. Die Polizisten wandten sich den zwei Radfahrern hinter ihnen in der Schlange zu. Ihr Vorgesetzter lächelte, nickte Alani zu und winkte sie durch.

Als Mahmout losfuhr, widerstand Smith nur mit Mühe der Versuchung, sich nach hinten umzublicken. Alle atmeten erleichtert auf. Die Nacht umhüllte den Land Rover, nahm ihn in Schutz, und sie begannen grinsend zu tuscheln.

Aber Smith war nicht nach Grinsen oder Tuscheln zumute. »Sind solche Kontrollen an der Tagesordnung?«, fragte er Alani.

»In der Stadt schon, aber auf dem Land eigentlich nicht.«

»Sie wurden vom Ministerium für öffentliche Sicherheit beauftragt, nach jemandem zu suchen.«

Mahmout nickte. »Aber nicht nach einem Uiguren.«

»Sondern nach einem Amerikaner wie mir«, sagte Smith.

»Das heißtt, sie wissen nicht, wo Sie sind, mit wem Sie zusammen sind oder was Sie als Nächstes vorhaben. Andernfalls würden sie hier schon längst die ganze Küste absuchen.«

»Aber offenkundig rechnen sie damit, dass ich versuchen könnte, das Land zu verlassen. Sonst hätten sie nicht so weit von Shanghai entfernt die Polizei alarmiert.«

»Das täten sie bei jedem Agenten, dessen Tarnung aufgeflogen ist.«

Smith gefiel das gar nicht. Bei der öffentlichen Sicherheit gab es jemanden, der vermutete, dass er Hilfe anfordern könnte und der deshalb die Polizei der Küstenregionen um Shanghai alarmiert hatte. Vielleicht hatten sie auch schon Patrouillenboote und Aufklärungsflugzeuge angefordert. Die Patrouillenboote bereiteten ihm kein Kopfzerbrechen. Flugzeuge dagegen schon.

Aber schon bald sollte etwas anderes seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Toktufan beugte sich vor, sagte etwas auf Uigurisch und deutete aufgeregt nach links, weg vom Meer. Durch das Gewirr aus Körpern und Köpfen hindurch erhaschte Smith einen Blick auf ein hohes, auf einem Hügel stehendes Gebäude, dessen Dach wie bei einer Pagode nach oben gekrümmmt war. Im In-

nern des Land Rover machte sich spürbare Erregung breit.

Mahmout riss das Steuer herum und fuhr in Richtung Meer. Sie holpern ein ausgetrocknetes Bachbett entlang, das von der Straße nicht einzusehen war. Unter einer Weide hielt Mahmout an. Einen Augenblick lang saßen in der plötzlichen Stille alle nur erleichtert da, bevor sie, nach der langen Fahrt kräftig durchgeschüttelt, steif aus dem Land Rover kletterten und sich um Mahmout und Toktufan im Kreis auf den Boden hockten. Bäume und Büsche umgaben sie.

Mahmout erteilte auf Uigurisch Anweisungen, Toktufan flocht hin und wieder etwas ein und deutete im schwindenden Mondlicht in verschiedene Richtungen. Als sie geendet hatten, stand eine der Frauen auf und entfernte sich durch das Gebüsch in Richtung Straße.

Alani wandte sich Smith zu. »Asgar hat Fatima mit einer Laterne zur Pagode hochgeschickt. Sie wird sie irgendwo ganz oben in eine Nische stellen und das Licht so abdecken, dass es nur vom Meer aus zu sehen ist.« Sie deutete mit dem Kopf in die entgegengesetzte Richtung, aufs Wasser hinaus. »Der Strand ist etwa fünfhundert Meter Luftlinie von der Pagode entfernt. Normalerweise hält sich hier niemand auf, vor allem nicht um diese Zeit, aber es gibt immer jemand, der nachts Fische oder Krabben fangen geht. Es ist auch nicht auszuschließen, dass die Polizei den Strand mit Nachtsichtgeräten überwacht.«

»Dann sollten wir uns so lang wie möglich vom Strand fern halten.«

Alani nickte. »Wir sind bewaffnet. Wir kommen mit Ihnen, sobald wir das Licht in der Pagode sehen.«

Eng zusammengekauert machte sich die Gruppe im

dichten Unterholz ans Warten. Über ihnen bildeten die Kronen hoher Bäume ein imaginäres Gewölbe. Die Sekunden erschienen wie Minuten, die Minuten wie Stunden. Das leise Flüstern der Uiguren war verhalten, klang besorgt und todernst. Mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, kauerte Alani stumm neben Smith nieder.

Plötzlich erschien in der Ferne ein Lichtpunkt am Himmel. Mahmout sagte ein paar rasche Worte auf Uigurisch, dann wandte er sich Smith zu. »Es kann losgehen, Jon. Ich bin zwar nicht ganz sicher, aber ich bilde mir ein, in der Nähe der Straße Schritte gehört zu haben. Sehen konnte ich allerdings nichts, deshalb hoffe ich, mich getäuscht zu haben. Trotzdem dürfen wir kein Risiko eingehen. Wir wissen nicht, wie weit Ihre Leute vom Strand entfernt sind oder ob sie überhaupt da sind. Jedenfalls sollten wir uns lieber beeilen.«

»Es ist der verabredete Zeitpunkt«, erklärte Smith.
»Also sind sie auch hier.«

Toktufan, der die Führung übernahm, glitt wie ein Geist durch die Bäume und das Unterholz. Der Rest der Uiguren, alle bewaffnet, folgten ihm dichtauf. Auch Smith hatte seine Beretta gezogen. Mahmout und Alani bildeten die Nachhut. Die lautlose Prozession schien durch das hohe Gras zu schweben, schemenhaft, nicht greifbarer als der Nebel.

Endlich hörte Smith das Spritzen sich brechender Wellen. Salziger Wind brannte auf seinem Gesicht. Die Bäume endeten an einem mit Grasbüscheln bewachsenen Streifen, der etwa einen Meter zu einem schmalen, steinigen Strand abfiel. Smith und die Uiguren kauerten unter den Bäumen nieder, um zu warten. Der Mond stand dicht

über dem Horizont und breitete einen silbernen Teppich über das schwarze Meer. Hohe Bäume schwankten, Laub raschelte gespenstisch.

Draußen auf dem Meer blitzte ein Licht auf. Einmal. Zweimal. Dreimal.

Dann wieder Dunkelheit – und ein abruptes Geräusch. Ein Stolpern. Ein Ächzen. Ein wütender Fluch.

»In Deckung!«, zischte Smith und rollte die flache Böschung zum Strand hinab.

Gleichzeitig rief Alani etwas auf Uigurisch.

Kaum waren sie hinter dem grasbewachsenen Streifen, der zum Strand hinunterführte, in Deckung gegangen, brach aus den Bäumen hinter ihnen heftiges Gewehrfeuer los. Die Kugeln schlugen in den Sand und peitschten in die Brandung.

»Wartet, bis ihr sie sehen könnt!«, brüllte Smith den anderen zu.

Mahmout wiederholte es für die Uiguren. Niemand geriet in Panik. Sie warteten mit dem Rücken zum Meer, vollkommen ruhig, mit einem Gefühl kalter Unausweichlichkeit.

Eine zweite Salve krachte, und Smith sah, wie sich unter den Bäumen etwas bewegte. Er feuerte. Ein ferner Aufschrei. Wer immer sie waren, er hatte einen von ihnen getroffen. Ein anderer feuerte, dann fiel ein dritter Schuss. Es folgten keine Schreie, kein Knacken, kein Rascheln im Unterholz.

Mahmout fluchte auf Uigurisch und schrie wütend.

Aus dem Wald kam eine dritte Salve, diesmal allerdings schwächer, nicht so massiert, und Smith sah links von sich schemenhafte Gestalten unter den Bäumen her-

vorstürmen und auf den Grasstreifen vor dem Strand zu rennen.

»Sie versuchen uns von der Seite anzugreifen!«

Alani wiederholte seine Warnung, und Smith fragte sich: Waren das dieselben Leute, die ihn und Mondragon auf der Insel Liuchiu und dann in Yu Yongfus Villa angegriffen hatten? Wieder Feng Dun mit seiner Standardtaktik?

Er hatte keine Zeit, sich länger mit dieser Frage zu befassen. Egal, um wen es sich bei den Angreifern handelte, sie waren den Uiguren zahlenmäßig überlegen, und sie kamen näher. Smith konnte sie inzwischen deutlicher sehen, sie hielten sich nicht mehr so tief im Wald. Auch die Uiguren konnten sie jetzt unter den Bäumen erkennen, denn sie eröffneten gezielt das Feuer und zwangen die Angreifer, sich zu Boden zu werfen.

Mahmout kauerte neben Smith nieder. Sein heißer Atem streifte Smiths Ohr, als er besorgt zischte: »Eine Weile können wir sie aufhalten, aber wenn auch die anderen weiter oben am Strand nachkommen, sitzen wir in der Falle. Wir müssen uns bald aus dem Staub machen.«

»Allerdings«, pflichtete ihm Smith bei. »Sie haben viel für mich getan. Und Sie wissen, dafür bin ich Ihnen sehr dankbar. Deshalb, wenn Sie gehen müssen, gehen Sie.«

»Und Sie?«

»Sie wollen nur mich – wer immer ›sie‹ sind.«

»Glauben Sie nicht, es ist die Geheimpolizei?«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht. Es spielt keine Rolle.«

»Für uns aber schon.«

Smith begriff. »Wenn es die Geheimpolizei ist, versuche ich, sie aufzuhalten, bis Sie ...«

Von links kam eine neue Salve. Die Uiguren waren inzwischen auf dem Strand und erwidernten das Feuer, aber jetzt hatten sie von vorn keine Deckung mehr. Dunkle Gestalten stürmten unter den Bäumen hervor auf den Sand. Die Uiguren saßen fest.

»Schnell weg!«, zischte Smith Mahmout zu. »Ich ergebe mich.«

Mahmout zögerte.

Alani kam dazu. »Wir dürfen ihn nicht im Stich lassen!«

»Kommen Sie mit uns!«, drängte Mahmout.

Bevor Smith zu einer Entscheidung kommen konnte, fetzte erneut ein vernichtender Kugelhagel durch die Nacht, und Geschosse mähten den Grasstreifen zwischen Bäumen und Strand nieder. Vom dunklen Meer ertönten furchteinflößende Rufe.

Als Smith und Mahmout in diese Richtung herumwirbelten, sahen sie, wie sich an der Brandungslinie wie auf ein stummes Kommando hin acht schwarze Gestalten erhoben und weiter über ihre Köpfe hinweg auf die Angreifer feuerten.

Smith grinste. »Was sage ich denn? Unsere Navy. Die Besten der Besten – SEALs.«

Es sprach sich schnell herum. Die Uiguren nahmen wieder die seitlichen Angreifer unter Beschuss, worauf diese zurückwichen. Unter lautem Schreien trat auch die Gruppe, die aus dem Wald auf den Strand vorgedrungen war, den Rückzug an.

Aus dem Wasser rannte ein SEAL auf Smith zu und kauerte neben ihm nieder. »Orchidee.« Er war breitschultrig und muskulös. Sein Gesicht war schwarz angestrichen.

»Schön, dass Sie kommen.«

»Lieutenant Gordon Whelan, Sir. Gut, dass wir es noch rechtzeitig geschafft haben. Aber jetzt sollten wir besser schleunigst verschwinden. Da draußen nähern sich mehrere Patrouillenboote. Die Chinesen haben Lunte ge-rochen. Kommen Ihre Begleiter allein von hier weg?«

Mahmout nickte. »Wenn Sie uns noch ein paar Minuten Feuerschutz geben.«

»Roger. Los!«

Leise rief Mahmout den anderen Uiguren etwas zu. Sie nahmen sich nicht mehr die Zeit, um lange Abschied zu nehmen. Tief geduckt huschten sie nach rechts den Strand hinunter und verschwanden in der Dunkelheit. Die SEALs gaben ihnen Feuerschutz und beschäftigten die Angreifer so nachhaltig, dass sie von den Flüchtenden nichts mitbekamen.

»Schnell zum Schlauchboot, Sir«, drängte der Lieutenant. »Wir müssen schleunigst hier weg.«

Smith rannte die kurze Strecke zu einem Schlauchboot, das man auf den Strand gezogen hatte. Es wurde von weißem Schaum umspült, und er kletterte hinein. Vier der SEALs feuerten ein letztes Mal, bevor sie das Boot ins Wasser schoben, hineinsprangen und rasch aufs Meer hinauspaddelten.

Am Strand schossen die restlichen vier, unter ihnen Lieutenant Whelan, weiter auf die Angreifer. Dann wurde es still. Als Smith vom Schlauchboot zurückblickte, konnte er dort eine Gruppe dunkler Gestalten erkennen, die ihre Waffen hatten sinken lassen und machtlos aufs Meer hinausspähten.

Smiths Herz, adrenalindurchflutet, hämmerte immer

noch, als er dem Plätschern der Wellen an den Seiten des schaukelnden Schlauchboots lauschte, das sich immer weiter vom Strand entfernte. Die SEALs sagten nichts. Er wusste, sie waren in Gedanken bei den vier Kameraden, die sie zurückgelassen hatten. Sie machten sich Sorgen um sie. Smith ebenfalls.

Endlich, schon fast fünfhundert Meter vom Strand entfernt, schossen plötzlich vier Gestalten neben ihnen aus dem Wasser. Helfende Hände wurden über die Seiten des Boots gestreckt. Die Männer im Wasser ergriffen sie und kletterten, einer nach dem anderen, an Bord.

Lieutenant Whelan war als Letzter an der Reihe. Er zählte ab und nickte. »Vollzählig. Gute Arbeit, Leute.«

Mehr wurde nicht gesprochen. Als sie weiter aufs Meer hinausgepaddelt waren, glitt plötzlich der scharfe Strahl eines Suchscheinwerfers über das dunkle Wasser. Er streifte aus mehr als zwei Meilen Entfernung über das Meer, kam aber rasch näher.

»Gleich haben sie uns entdeckt«, sagte der Lieutenant. »Starten Sie schon mal den Motor, Chief.«

Einer der SEALs warf den Außenbordmotor an, und das Schlauchboot schoss, wie ein Spielzeug über die Wellen hüpfend, davon. Smith hielt sich fest und genoss die kalte Gischt in seinem verschwitzten Gesicht. Gleichzeitig beobachtete er besorgt das chinesische Patrouillenboot. Es kam im Dunkeln auf sie zu, näher und näher, und auf der Suche nach einem Ziel pfiffen Kugeln durch die Nacht. Noch hatte sie der Suchscheinwerfer nicht erfasst, aber wenn es dazu kam ...

Im selben Moment sah er eine dunkle Silhouette wie ein riesiges Seeungeheuer vor ihnen auftauchen. Ein U-Boot.

Gott sei Dank ein amerikanisches. Im selben Moment, in dem das Schlauchboot seine stählerne Außenhaut berührte, erfasste sie der Scheinwerfer des Patrouillenboots. Kugeln zerfetzten das Plastik, als die SEALs an Deck sprangen und Smith und das zerschossene Schlauchboot hinter sich herzogen.

Von der Brücke dröhnte eine Stimme: »Unter Deck! Schnell!«

Das Patrouillenboot erfasste das U-Boot im Strahl seines Suchscheinwerfers, sein Signalhorn blökte sie an. Das U-Boot begann bereits zu tauchen, als Smith, die SEALs und die Deckmannschaft durch die offenen Luken kletterten und sie hinter sich gegen das anschwappende Wasser zuschlügen. Das Patrouillenboot nahm sie mit einem schweren Maschinengewehr unter Beschuss, aber die Geschosse prallten wirkungslos vom Stahl des U-Boots ab. Als der Kommandoturm unter der Wasseroberfläche verschwand, begann das Patrouillenboot sinnlos im Kreis zu fahren.

Smith wurde in eine winzige Kabine gebracht, um sich dort zu waschen und auszuruhen. Er war inzwischen zu der Überzeugung gelangt, dass die Männer, die sie am Strand angegriffen hatten, nicht von der öffentlichen Sicherheit gewesen sein konnten. Sonst hätten sie mehr als nur ein Patrouillenboot geschickt. Nein, um wen auch immer es sich bei diesen Männern handelte, sie gehörten einer privaten Organisation an.

Beijing

Wie es einem der älteren Mitglieder des Ständigen Ausschusses zustand, befand sich Wei Gaofans von einer Mauer umgebene Residenz in bevorzugter Lage, nicht weit vom lotusüberwucherten Nanhai, dem Südlichen See. In seinem Garten stand eine Weide, deren jadegrüne Zweige im Morgenwind über den dichten Rasen streiften. Blühende Bäume und gepflegte Blumenbeete zierten die gepflasterten Wege, die zu den vier kleinen, um einen Innenhof gruppierten Gebäuden führten. Von anmutigen Pagodendächern gekrönt, waren ihre Säulen mit Drachen-, Wolken- und Kranichdarstellungen verziert, Symbole für Glück und langes Leben. Das größte Gebäude bewohnte er selbst mit seiner Frau, das Haus gegenüber hatte seine Tochter mit ihrem Kind und einem Kindermädchen bezogen. Das dritte Gebäude diente ihm als Büro, das vierte als Gästehaus.

Die Sonne war schon mehr als eine Stunde aufgegangen, als Feng Dun schließlich in Weis Büro Einlass fand, das mit kleinen Kostbarkeiten aus allen chinesischen Dynastien seit den großen Han ausgestattet war. Wei, ein großer Teekenner, saß am Tisch und trank Longjing, dessen feines Blüteneraroma den Raum erfüllte. Im Gegensatz zu Wein, der gealtert am besten war, war Tee am aromatischsten – und teuersten –, wenn er im Jahr seiner Ernte getrunken wurde. Dieser Tee war kaum sechs Monate alt. In Hangzhou angebauter Longjing galt als der beste und hochwertigste chinesische Tee.

Wei hielt es nicht für nötig, Feng Dun etwas davon anzubieten, noch hielt er es für nötig, seinen Ärger zu ver-

bergen. »Der amerikanische Colonel ist Ihnen also wieder entwischt.«

»Er ist auch dem Ministerium für öffentliche Sicherheit entkommen.« In Ermangelung einer Aufforderung, Platz zu nehmen, blieb Feng Dun stehen und blickte auf Wei hinab, der eine Glatze und eng stehende Augen, einen breiten Rumpf und dünne Beine aufwies.

Wei sah ihn scharf an. »Zu Ihrem Glück.«

»Zu unser beider Glück.« Feng hielt dem finsternen Blick des enorm mächtigen Mitglieds des Ständigen Ausschusses ohne das geringste Wimpernzucken stand.

Wei trank von seinem Tee. »Aber General Chu und Major Pan ahnen etwas.«

»Vielleicht ahnen sie etwas, aber sie wissen nichts und werden auch nie etwas wissen.«

Wieder machte Wei ein finsternes Gesicht. »Dann ist da noch Yu Yongfus Frau. Wie ich höre, ist sie spurlos verschwunden.«

Feng hob die Schultern. »Sie kann nichts tun. Ihr Vater wäre ruiniert, und um das zu riskieren, ist sie viel zu intelligent. Ihre Gunst kann ihm, ihr und ihren Kindern zu einem äußerst angenehmen Leben verhelfen.«

»Das stimmt.« Aber Weis Augen blickten immer noch zweifelnd. »Und, war dieser amerikanische Agent wirklich so raffiniert? Wie ist er entkommen?«

»Er ist gut, aber nicht gut genug, um das Ladeverzeichnis in seinen Besitz zu bringen. Was seine anderen Eskapaden angeht, hatte er Glück – und Hilfe.«

»Wessen Hilfe?«

»Zunächst von einem Dolmetscher und Informanten der CIA, der inzwischen tot ist. Und später von einer ui-

gurischen Untergrundzelle. Sie haben ihn zum Abholungsort gebracht. Diese Trottel von der Polizei haben nichts gemerkt. Sie lachten über die Uiguren, und dann haben sie sie durchgelassen. Diese Schwachköpfe.«

»Können Sie die Uiguren identifizieren?«

»Dafür sind wir nicht nahe genug an sie herangekommen. Aber sie kannten sich sowohl in der Stadt wie im Umland bestens aus. Dann tauchten amerikanische SEALs auf und ermöglichten ihnen die Flucht.«

Wei Gaofan nickte. »Ein U-Boot. Das heißt, die Amerikaner möchten es auf keinen Fall zu einem Zwischenfall kommen lassen. Wir sind auf dem richtigen Weg. Sie haben Ihre Sache gut gemacht.«

Feng Dun neigte angesichts des Lobes den Kopf, aber er war auch verärgert, dass Wei ihm keinen Tee angeboten hatte. Nun, er würde seinen Lohn schon noch erhalten, sobald Wei Gaofan im weiteren Verlauf der Entwicklung Chinas eine noch wichtigere Stellung einnehmen würde.

»Das Verzeichnis ist vernichtet?«, fragte Wei Gaofan.

»Verbrannt.«

»Wirklich?«

»Ich war dabei, als Yu Yongfu es verbrannte, bevor er seine Pistole holte und wegfuhr«, sagte Feng. »Natürlich bin ich ihm gefolgt.«

»Die Polizei hat keine Leiche gefunden?«

»Sie wird sie nie finden.«

»Sie haben selbst gesehen, wie er sich umgebracht hat? Mit eigenen Augen?«

»Darum bin ich ihm gefolgt. Danach fiel er in den Jangtse. So wollte er es.«

Wieder lächelte Gaofan. »Es gibt nichts, weswegen wir besorgt sein müssten. Dagegen können sich die Amerikaner auf einiges gefasst machen. Hätten Sie gern eine Tasse Tee, Feng?«

Teil 2

Indischer Ozean

Auf dem grauen Meer glitt die Lenkwaffenfregatte USS *John Crowe* auf die ihr zugewiesene Position. Das Wasser war ruhig, mit schwacher Südwestdünung bei achterlicher See. Tief über dem Himmel in achtern erglühte der Morgen, während im Westen noch, dunkel und unergründlich, Nacht herrschte. Vor einer Stunde hatte das Radar der *Crowe* die *Dowager Empress*, ihre Beute, aufgespürt, aber in der Dunkelheit vor ihnen war das verdächtige Schiff noch nicht zu sehen.

Auf der Brücke der *Crowe* richtete Commander James S. Chervenko sein Fernglas auf den schwarzen Horizont und sah nichts. Er wirkte gedrungen und muskulös, mit einem kantigen Gesicht, und seine Augen waren vom jahrelangen Dienst auf See ständig leicht zusammengekniffen.

Er wandte sich an seinen Ersten Offizier, Lt. Commander Frank Bienas: »Irgendwelche Anzeichen, dass sie nicht allein unterwegs ist?«

»Auf Radar und Sonar war nichts zu erkennen«, meldete Bienas. Bienas hatte die geschmeidige Eleganz eines Boxers. Jung, flott und gut aussehend, war er ein richtiger Frauentyt.

»Okay. Wenn es so hell ist, dass wir den Frachter sehen können, lassen wir uns zurückfallen und folgen ihm nur mit Radar. Ich bin in der Kajüte.«

»Jawohl, Sir.«

Der Kommandant verließ die Brücke und ging nach unten. Admiral Brose hatte ihn mit allem Nachdruck auf

die Tragweite seiner Mission hingewiesen, aber das hätte er sich sparen können, Admiral hin oder her. Er war über die *Yinhe*-Krise sehr genau im Bild. Inzwischen, mit einem stärkeren, stabileren und weltpolitisch einflussreicherem China, war die Situation nur noch prekärer. Umgekehrt ging es auch nicht an, dass der Irak sein Arsenal an biologischen und chemischen Waffen weiter aufstockte.

In seiner Kajüte öffnete Commander Chervenko wie befohlen die direkte Verbindung zu Admiral Brose und umging damit den Weg über die Einsatzkommando- und Flottenhauptquartiere.

»Commander Chervenko meldet: USS *Crowe* in Position, Sir.«

»Gut, Commander.« Der Admiral hörte sich an, als sei er in Washington, wo es noch Donnerstagabend war, vom Abendessen weggeholt worden. »Wie sieht es aus?«

»Bisher reine Routine. Auf dem Radar sind keine anderen Schiffe zu orten, weder über noch unter Wasser, und ihr Funk gibt keinen Pieps von sich. Sobald es hell wird, lassen wir uns zurückfallen und belassen es bei Radarkontakt.«

»Überwachen Sie weiter ihren Funkverkehr. Haben Sie einen Chinesischdolmetscher an Bord?«

»Jawohl, Sir.«

»Gut, Commander ... Jim, nicht wahr?«

»Jawohl, Sir. Jim.«

»Halten Sie mich über alles, was sich bei Ihnen tut, auf dem Laufenden, sobald es sich tut – selbstverständlich ohne die Mission Ihres Schiffes zu gefährden. Über *alles*, haben Sie verstanden?«

»Aye-aye, Sir.«

»Schön, dass wir Sie bei dieser Geschichte dabeihaben, Jim.«

»Danke, Sir.«

Nach Beendigung der Verbindung ließ sich Commander Chervenko, den Blick an die Decke geheftet, in seinen Schreibtischsessel zurück sinken. Das war nicht die Art von Mission, wie sie normalerweise dem Kommandanten einer Fregatte zufiel. Er sah da einiges auf sich zu kommen, schlimmstenfalls sogar ein Gefecht, das ihn sein Schiff kosten konnte. Er sah aber auch das darin steckende Potenzial. Bei der Navy war der Einsatz nie höher, als wenn das Schiff eines Kommandanten in einem Segefecht aufs Spiel gesetzt wurde. Und ein Erfolg bei einem so hohen Einsatz war etwas, was eine Karriere enorm fördern konnte. Oder ruinieren.

Ostchinesisches Meer

Die stampfende Kraft der riesigen Maschinen des Flugzeugträgers übertrug sich über den bebenden Rumpf bis in Jon Smiths Knochen. Die damit verbundenen Geräusche und körperlichen Empfindungen hatten etwas Beruhigendes, als er in seiner Unterkunft darauf wartete, dass der Funkkontakt mit Fred Klein im Jachtclub in Washington hergestellt wurde. Er kannte Kleins Gewohnheiten. Das Abendessen – falls Klein an diesem Abend nicht zu essen vergessen hatte – fand normalerweise, trotz der späten Stunde, in seinem Büro statt.

Das U-Boot hatte ihn zu dem Flugzeugträger gebracht, der, umringt von Geleitschiffen, nördlich von Taiwan un-

terwegs war. Smith konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass es der Kapitän und der Flottenadmiral für Zeitverschwendung hielten, dass ihr riesiges Schiff für die Bergung eines einzigen Geheimagenten eingesetzt wurde. Nach einer Tasse Kaffee mit dem Ersten Offizier, der zu seiner Begrüßung geschickt worden war, wurde er in seine provisorische Unterkunft gebracht. Er duschte, rasierte sich und bat darum, telefonieren zu dürfen.

Während er wartete, dachte er an die Uiguren, vor allem an Alani. Er hoffte, sie waren mit heiler Haut davongekommen.

Als das Telefon klingelte, griff er hastig danach.

»Hat man Sie heil herausgeholt, Colonel?« Fred Kleins aller Emotionen bare Stimme hatte etwas Tröstliches.

»Dank Ihnen, der US Navy und einiger einheimischer Helfer.« Er schilderte kurz die Einzelheiten seiner Flucht, von dem Moment an, als er im Friedenshotel sein Telefon Gespräch mit Klein beendet hatte. »Die Uiguren wollen die Unabhängigkeit, aber sie scheinen sich keinen Illusionen hinzugeben, dass daraus so schnell etwas wird. Sie wären schon zufrieden, sich ihre Identität und Kultur bewahren zu können. In dieser Hinsicht erwarten sie sich einiges von Präsident Castillas Menschenrechtsabkommen. Oder zumindest, dass es ihnen irgendwann dabei hilft.«

»Ein Grund mehr, sich verstärkt darum zu bemühen, dass dieses Abkommen endlich zu Stande kommt«, sagte Klein. »Dann war also Mondragons Informant dieser Asgar Mahmout?«

»Ich dachte, das könnte Sie interessieren.«

»Allerdings. Irgendetwas Neues, was das Ladeverzeichnis angeht?«

»Wenn sie schlau sind, haben sie es inzwischen wahrscheinlich vernichtet. Zumindest dieses Exemplar.«

»Das sehe ich auch so.« Smith konnte Klein in dem fernen Büro an seiner Pfeife saugen hören. »Trotzdem glauben Sie, sie sind Ihnen und den Uiguren zu diesem Strand gefolgt. Welches Interesse sollten sie daran haben, auch Sie zu eliminieren, wenn sie das Dokument bereits vernichten konnten? Das scheint mir etwas übertrieben. Auf jeden Fall ein unnötiges Risiko. Sind Sie sicher, dass diese Leute weder von der Polizei noch von der öffentlichen Sicherheit waren?«

»Hundertprozentig.«

Aufgeregtes Paffen. »Dann hat hier noch jemand anderes seine Finger mit im Spiel. Sie wollen nicht, dass das Dokument in unsere Hände gerät, so viel steht fest. Aber eigentlich hatten sie jede Menge Zeit, um dafür zu sorgen, dass es *niemandem* in die Hände fiel. Trotzdem haben sie versucht, Sie umzubringen, und das sogar auf eigene Faust. Ohne Polizei.«

Smiths Puls ging schneller. Er begriff, worauf Klein abzielte. »Sie wollen verhindern, dass die chinesische Regierung erfährt, dass es ein Manifest *gab* und dass ein amerikanischer Agent danach gesucht hat. Die öffentliche Sicherheit wusste bereits, dass ich in China war und dass mein Interesse nicht nur mikrobiologischen Fragen galt. Aber was ich genau wollte, konnten sie sich nicht erklären. Wer auch immer Yu Yongfu zum Selbstmord gezwungen hat, möchte verhindern, dass der Geheimdienst es herausfindet.« Er dachte angestrengt nach. »Glauben Sie, dahinter steckt irgendein interner Machtkampf in Beijing?«

»Vielleicht auch ein zwielichtiger Coup eines einflussreichen Shanghaier Wirtschaftsbosses.«

»Ist das im Neuen China nicht dasselbe?«

Das Pfeifenpaffen am anderen Ende der Leitung verstummte. So etwas wie ein Vakuum entstand. Mit hörbarem Erstaunen in der Stimme sagte Klein: »Die chinesische Regierung weiß nicht, was die *Dowager Empress* geladen hat. Das muss es sein!«

»Wie ist das möglich? In *China*? Dort geht doch alles erst mal durch zig Ausschüsse. Die gehen doch nicht mal allein auf die Toilette.«

»Es ist die einzige logische Erklärung, Colonel. Irgendjemand, vermutlich jemand in sehr hoher Position, versucht Zwietracht zwischen unseren Ländern zu säen. Es ist ein interner Machtkampf, aber er wird auf internationaler Ebene ausgetragen.«

Smith fluchte. »China verfügt über enorm leistungsfähige Atomwaffen. Erheblich stärkere, als der Weltöffentlichkeit bewusst ist.«

Das Schweigen am anderen Ende der Leitung verhieß nichts Gutes. »Jon, demnach ist die Lage wesentlichbrisanter, als wir dachten. Wenn wir Recht haben, braucht der Präsident *unbedingt* einen Beleg für die Fracht der *Empress*, bevor er irgendwelche Maßnahmen anordnen kann. Ich lasse Sie von der Navy umgehend nach Taipeh fliegen. Von dort nehmen Sie den ersten Flug nach Hongkong.«

»Unter welchem Vorwand?«

»Wir haben diese Firma, Donk & LaPierre, etwas näher unter die Lupe genommen. Dabei handelt es sich um einen Konzern mit Beteiligung an internationalen Reede-

reien und Elektronikunternehmen. Was Ihnen sehr zupass kommen dürfte, ist, dass sie auch auf dem Biotechnologiesektor aktiv sind.«

»Ich kann aber nicht mehr mit meiner eigenen Identität auftreten.«

»Nein, das geht auf keinen Fall. Aber ich habe bereits alles Nötige veranlasst, dass Sie sich als einer Ihrer Kollegen bei USAMRIID ausgeben können, als Major Kenneth St. Germain.«

»Wir sehen uns entfernt ähnlich, aber was ist, wenn sie Nachforschungen anstellen und feststellen, dass er noch im Institut ist und arbeitet?«

»Wird er nicht. Er hat angeboten bekommen, zum Bergsteigen nach Chile zu fahren.«

Smith nickte. »So ein Angebot würde Ken nie ausschlagen. Gute Arbeit. Dann können Sie jetzt auch gleich veranlassen, dass Ihr Stab einen Termin mit dem Leiter der Hongkonger Niederlassung von Donk & LaPierre für mich – beziehungsweise Ken St. Germain – vereinbart. Ich würde gern über ihre Arbeit mit Viren mit ihnen sprechen.«

»Können Sie bereits als erledigt betrachten.«

»Haben Sie etwas über den Killer in Erfahrung gebracht, von dem ich Ihnen erzählt habe – Feng Dun?«

»Noch nicht. Wir recherchieren noch. Jedenfalls sehen Sie jetzt zu, dass Sie schleunigst nach Taipei kommen, und ich setze hier den Präsidenten über alles in Kenntnis. Er wird nicht gerade begeistert sein.«

»Bei dieser Gelegenheit sollten Sie ihm vielleicht auch noch gleich mitteilen, was es Neues über diesen alten Häftling gibt, der behauptet, David Thayer zu sein.«

»Haben Sie darüber zusätzliche Informationen?«

Smith wiederholte, was ihm Asgar Mahmout erzählt hatte. »Das Lager befindet sich in der Nähe von Dazu, etwa hundert Kilometer nordöstlich von Chongqing. Die Sicherheitsvorkehrungen sind offensichtlich nicht sehr streng, zumindest nicht für chinesische Verhältnisse.«

»Gut. Das ist schon mal etwas, falls wir ihn dort tatsächlich rausholen müssen. Ein simpler Zaun wird uns nicht aufhalten, ebenso wenig wie gewöhnliche Gefangniswärter. Von Vorteil ist auch, dass er gewisse Privilegien genießt und nur einen Zellengenossen hat. Wenn wir auch ein paar von den politischen Gefangenen rausholen, bedeutet das sowohl für Thayer wie die Operation eine gewisse Tarnung. Das Einzige, was mir nicht gefällt, ist der Standort des Lagers – es befindet sich in einem sehr dicht bevölkerten Gebiet. Ein weiteres Problem ist, dass sie ihn ständig verlegen. Da ist nicht auszuschließen, dass er gar nicht mehr da ist, wenn wir anrücken.«

»Laut Mahmout ist er schon eine ganze Weile in Dazu. Und offensichtlich deutet nichts darauf hin, dass er erneut verlegt werden soll.«

Smith hörte das gemächliche Paffen, ein Zeichen, dass Klein nachdachte. »Na schön, und das Lager könnte durchaus noch ungünstiger liegen. Wenigstens ist es nicht allzu weit von der Grenze zu Birma und Indien entfernt.«

»Na ja, aber besonders nahe auch nicht gerade.«

»Dann werden wir uns eben etwas stärker reinhängen müssen. Das müssen wir sowieso alle. Ich will dieses Dokument, Colonel.«

Indischer Ozean

In der Kommunikations- und Kommandozentrale der USS *John Crowe* beugte sich Lt. Commander Bienas über die Schulter des Radaroperators. Sein Blick war auf den Radarschirm geheftet. »Wie oft hat er schon den Kurs gewechselt?«

»Dieses Mal mitgezählt, dreimal, Sir.« Der Mann am Radar blickte auf.

»Wie sahen die Änderungen genau aus?«

»Zuerst drehte er fünfundvierzig Grad nach Süden, dann ...«

»Wie lang? Und wie weit?«

»Ungefähr eine Stunde. Zirka zwanzig Meilen.«

»Okay, weiter.«

»Dann ging er knapp eine Stunde lang wieder auf seinen ursprünglichen Kurs, bevor er ungefähr noch einmal eine Stunde nach Norden fuhr und anschließend erneut auf seinen ursprünglichen Kurs wechselte.«

»Demnach befindet er sich wieder auf seinem ursprünglichen Kurs?«

»Jawohl, Sir. In etwa.«

»Und wir haben alle Kursänderungen mitgemacht?«

»Sicher. Ich habe die neuen Koordinaten weitergeleitet.«

»Okay, Billy, gut gemacht.«

Der Radaroperator grinste. »Ist doch selbstverständlich, Sir.«

Der Lieutenant Commander erwiderte das Grinsen nicht. Er verließ die Kommandozentrale und machte sich auf den Weg zur Kapitänskajüte. Dort klopfte er.

»Herein.«

Commander Chervenko saß an seinem Schreibtisch. Er blickte von seiner Arbeit auf und bemerkte die Besorgnis in Bienas' Miene sofort. »Was ist passiert, Frank?«

»Ich glaube, sie haben uns entdeckt, Sir.« Bienas berichtete alles, was ihm der Radaroperator berichtet hatte.

»Haben wir jede Kursänderung mitgemacht?«

»Leider. Auf der Brücke war Canfield. Er ist noch zu unerfahren.«

Chervenko nickte. »Ein bisschen später hätte nicht schaden können. Andererseits war von Anfang an klar, dass sie irgendwann auf uns aufmerksam werden würden. Irgendeine Zunahme des Funk ...?«

Die Sprechanlage quäkte los: »Kommunikationszentrale, Sir. Ich stelle gerade verstärkten Funkverkehr auf Chinesisch fest.«

»Wenn man vom Teufel spricht«, brummte Commander Chervenko. In die Sprechanlage sagte er: »Schicken Sie Ensign Wao zu mir.«

»Aye-aye, Sir.«

Chervenko blieb über seine Sprechanlage gebeugt. »Chief, bringen Sie die Kiste auf Touren. Ich brauche volle Kraft.« Er stand auf. »Gehen wir auf die Brücke.«

Bis der Kommandant und Bienas dort ankamen, war Ensign Wao bereits eingetroffen. »Sie haben gemerkt, dass wir hier sind, Sir, und haben deswegen ziemlich Panik gekriegt, wie aus ihrem hektischen Funkverkehr mit Beijing und Hongkong hervorgeht.«

»Panik?« Chervenko runzelte die Stirn.

»Jawohl, Sir. Das ist das Eigenartige. Sie wissen, wer wir sind. Ich meine, sie wissen, dass wir eine Fregatte der US Navy sind.«

»Demnach müssen sie einen Radarspezialisten vom Militär an Bord haben«, bemerkte Bienas erstaunt.

Commander Chervenko nickte besorgt. »Sagen Sie dem Maschinenraum, dass wir alles wollen, was sie haben. Sich zu verstecken hat jetzt keinen Sinn mehr. Schauen wir mal, wie es bei ihnen an Bord aussieht.« Er richtete sein Fernglas auf den Horizont. Es war ein klarer, sonniger Tag bei ruhiger See und fast unbegrenzter Sicht. Die *Crowe* dampfte mit achtundzwanzig Knoten los und hatte die *Empress* bald eingeholt.

Als sie auf Sichtweite herangekommen waren, griff auch Lt. Commander Bienas zum Fernglas.

»Sehen Sie auch, was ich sehe, Frank?«

Bienas nickte. Auf den Decks des Frachters wimmelte es von Besatzungsmitgliedern, von denen jeder nach achtern deutete und mit den Armen fuchtelte. Am Geländer des Aufbaus stand ein Offizier und brüllte auf sie ein, aber die Besatzungsmitglieder wuselten weiter aufgeregt herum.

»Sie sind verdammt nervös, Jim«, sagte Bienas.

»Das würde ich auch sagen«, pflichtete ihm Chervenko bei. »Niemand hat ihnen gesagt, dass wir hinter ihnen her sind. Es kam völlig überraschend für sie. Aber irgendjemand an Bord muss mit uns oder jemandem wie uns gerechnet haben.«

»Sonst hätten sie nicht diesen Radarspezialisten an Bord.«

»Allerdings«, erwiderte Chervenko. »Die Brücke gehört Ihnen, Frank. Behalten Sie sie scharf im Auge. Jetzt wird es spannend.«

»Was, glauben Sie, werden die Chinesen tun?«

Chervenko wandte sich ab, um nach unten zu gehen und Admiral Brose Meldung zu erstatten. »Keine Ahnung«, sagte er über seine Schulter. »Aber ich schätze mal, das ist eine Frage, über die sich schon sehr bald auch in Washington eine Menge Leute die Köpfe zerbrechen werden.«

15

**Donnerstag, 14. September
Washington, D.C.**

Präsident Castilla saß im Schlafzimmer des Weißen Hauses in seinem Zero-Gravity-Sessel und versuchte zu lesen, während er sich über China und das Menschenrechtsabkommen Gedanken machte ... und an den Vater dachte, den er nie kennen gelernt hatte, und an das Leid, das er durchgemacht haben musste ... und Sehnsucht nach der First Lady hatte.

Seine Gedanken schweiften ab, und die Sätze verschwammen. Er legte das Buch in seinen Schoß und rieb sich die Augen. Ihm fehlten die Pokerpartien mit Cassie, die sie in Nächten spielten, in denen einer von ihnen nicht schlafen konnte, selbst wenn acht von zehn Spielen sie gewann. Aber sie war zurzeit in Mittelamerika in humanitärer Mission unterwegs, wo sie, begleitet von einem Schwarm Journalisten, nebenbei neue Freunde gewann. Er wünschte, sie wäre zu Hause, bei ihm. Und ließe ihn in den Genuss ihres einnehmenden Wesens kommen.

Er war in Gedanken gerade bei der Frage, wie ihr Leben nach seinem Ausscheiden aus dem Amt aussehen würde, als Jeremy leise klopfte.

»Was ist jetzt schon wieder?«, knurrte er, zu spät um Beherrschung ringend.

»Mr. Klein, Sir.«

Castilla war sofort hellwach. »Schicken Sie ihn rein, Jeremy. Und Entschuldigung, mir fehlt einfach meine Frau.«

»Wie uns allen, Mr. President.«

Spielte da der Anflug eines Lächelns über Jeremys Züge, als er jeden Hinweis auf eine spezielle Auslegung der Tatsache verhinderte, warum sie Castilla fehlte? Der Präsident verbarg sein eigenes Grinsen mit einem Stirnrunzeln.

Jeremy wartete, bis Fred Klein das Schlafzimmer betreten hatte. Dann schloss er die Tür.

Mit einem Mal hatte Castilla ein ganz bestimmtes Bild von Klein vor sich, wie er wie Nebel durch die Welt trieb, lautlos und unergründlich. Was hatte Carl Sandburg gleich wieder geschrieben ...? Ja: *Der Nebel kam auf kleinen Katzenpfoten herein* Kleins Füße waren dafür viel zu groß.

»Setz dich, Fred.«

Klein ließ sich halb auf der Lehne eines Sessels nieder. Die Hände des Covert-One-Chefs flatterten, als suchten sie nach einem verloren gegangenen Schmuckstück.

»Kau meinetwegen schon auf deinem blöden Ding da rum«, brummte Castilla, »bevor du mich noch so weit bringst, dass ich zur Flasche greife.«

Klein machte ein betretenes Gesicht, holte seine malt-

rätierte Pfeife heraus und steckte sie sich erleichtert zwischen die Zähne. »Danke.«

»Ich kann nur hoffen, die verdammte Qualmerei bringt dich nicht um, bevor ich aus dem Amt scheide«, knurrte Castilla. »Also gut, was für schlechte Nachrichten hast du diesmal?«

»Ich bin nicht sicher, ob sie gut oder schlecht sind. Vermutlich hängt das davon ab, wie sich diese *Empress*-Geschichte weiterentwickelt.«

»Klingt nicht gerade beruhigend.«

»Leider nein.« Klein schilderte kurz Smiths jüngste Erlebnisse. »Wir sind ziemlich sicher, dass das Originalverzeichnis vernichtet wurde. Und im Irak haben meine Leute bisher noch nichts gefunden. Colonel Smith ist inzwischen auf dem Weg nach Hongkong, wo wir das zweite Exemplar bei Donk & LaPierre vermuten.«

Der Präsident schüttelte den Kopf. »Manchmal wünsche ich mir, man hätte das Aufkommen dieser ganzen multinationalen Konzerne und Holdinggesellschaften im Keim erstickt.«

»Da geht es dir nicht anders als den meisten Regierungen.«

»Was gibt es von unseren anderen Agenten in China?«

»Nichts. Sie haben von keinem ihrer Kontakte in der chinesischen Regierung oder in Parteikreisen irgendwelche Hinweise auf die *Empress* und ihre tatsächliche Ladung erhalten.«

Castilla nahm seine Nase zwischen Daumen und Zeigefinger und kniff die Augen zusammen. »Das ist doch eigenartig, oder nicht? In Beijing wimmelt es doch sonst von Gerüchten und Spekulationen.«

»Colonel Smith und ich sind zu dem Schluss gelangt, dass Beijing möglicherweise nichts von der illegalen Fracht weiß.«

Die Augenbrauen des Präsidenten wanderten nach oben. »Willst du damit sagen ... es ist ein *privates* Geschäft? Jemand, der sich damit eine goldene Nase verdient?«

»Mit einer Komplikation. Wir glauben, es könnte ein hoher Regierungsbeamter dahinterstecken, möglicherweise sogar jemand aus dem Politbüro.«

Der Präsident überlegte kurz. »Korruption? Wie damals diese Geschichte mit Chen Xitong?«

»Möglicherweise. Es könnte aber auch ein Machtkampf innerhalb des Politbüros ausgebrochen sein. Und das ...«

»Ist nicht unbedingt von Vorteil für uns.«

»Nein, sicher nicht.«

Der Präsident verstummte, in sich gekehrt. Klein fummelte an seiner Pfeife herum und holte abwesend den Tabaksbeutel heraus, bis er irgendwann merkte, was seine Hände machten. Hastig steckte er den aromatischen Tabak in seine Tasche zurück.

Schließlich hievte sich der Präsident aus seinem bequemen Sessel hoch und begann mit flappenden Pantoffeln auf und ab zu gehen. »Ich glaube nicht, dass es einen großen Unterschied macht, ob Beijing davon weiß oder nicht. An ihrer Reaktion wird das nichts ändern. Sie werden für das Recht ihrer Schiffe eintreten, sich in internationalen Gewässern mit jeder beliebigen Fracht zu bewegen, wohin sie wollen – und zwar unabhängig davon, ob sie diese spezielle Fracht gutheißen oder nicht. Wir haben nur eine Möglichkeit, zu verhindern, dass diese Chemikalien in den Irak gelangen, ohne dass es zu einer

direkten Konfrontation kommt, mit den daraus möglicherweise erwachsenden Konsequenzen.«

»Ich weiß. Wir brauchen das Ladeverzeichnis, um der Welt – und China – zu beweisen, dass wir diesmal den Finger nicht zu schnell am Abzug haben. Wenn allerdings Beijing *nichts* damit zu tun hat und nicht weiß, was die *Empress* an Bord hat, müssten wir an sich auf ihre rasche Kooperation zählen können – falls wir beweisen, um was für eine Fracht es sich hier handelt. Dann besteht für sie kein Anlass mehr, es zu vertuschen. Im Gegenteil, sie werden sogar versuchen, sich so verantwortungsvoll und dem Weltfrieden verpflichtet darzustellen wie alle anderen auch. Oder zumindest können wir darauf hoffen.« Klein beobachtete den Präsidenten, der immer noch in seinem Schlafzimmer auf und ab schritt, als wäre er in einem unsichtbaren Spinnennetz gefangen. »Ist das der richtige Zeitpunkt, um dich in puncto David Thayer auf den neuesten Stand zu bringen?«

Der Präsident blieb stehen und sah Klein an. »Ja, natürlich ist das der richtige Zeitpunkt. Was hast du noch herausgefunden?«

»Ein Covert-One-Informant in China hat gemeldet, dass das Straflager nicht so streng bewacht wird, wie normalerweise zu erwarten wäre. Es scheint durchaus machbar, einen meiner Leute einzuschleusen, um Kontakt mit ihm aufzunehmen und herauszufinden, wie Thayers Zustand ist und was er will.«

»Gut«, sagte der Präsident vorsichtig. Er begann nicht, wieder auf und ab zu gehen.

Klein spürte ein gewisses Zögern. »Ziehst du immer noch eine Befreiungsaktion in Erwägung?«

»Wie du selbst gesagt hast: Falls Beijing wirklich nichts mit der Chemikalienlieferung an den Irak zu tun hat, müssten sie eher zur Kooperation bereit sein, sobald ihnen unwiderlegbare Beweise vorliegen. Aber ein heimliches Eindringen unsererseits wird sie auf jeden Fall gegen uns aufbringen, vor allem wenn es etwas zum Ziel hat, das sie, unabhängig vom Erfolg des Unternehmens, vor der Weltöffentlichkeit anprangert.«

Klein konnte dem Präsidenten nur Recht geben. »Das stimmt.«

»Ich darf die Sicherheit unserer Nation oder das Abkommen nicht aufs Spiel setzen.«

»Vielleicht musst du das ja auch gar nicht«, sagte Klein. »Wir könnten nicht-staatliche, nicht-militärische Kräfte damit beauftragen. Reine Freiwillige. Beim ersten Anzeichen, dass sie entdeckt werden, blasen sie das Ganze einfach ab. So wäre es dir möglich, jede Beteiligung zu leugnen.«

»Könntest du so viel Freiwillige mit der erforderlichen Ausbildung auftreiben?«

»So viel, wie ich will.«

Castilla ließ sich schwer in seinen Sessel plumpsen. Er schlug die Beine übereinander und rieb sich das breite Kinn. »Ich weiß nicht. Die Geschichte meint es nicht gut mit privaten Streifzügen auf feindlichem Territorium.«

»Es ist zugegebenermaßen mit Risiken verbunden. Aber nicht annähernd in dem Maß wie eine offizielle Operation.«

Das schien dem Präsidenten einzuleuchten. Er überlegte. »Der erste Schritt wäre also, jemanden nach China zu schicken, um mit Thayer Kontakt aufzunehmen? Heraus-

finden, ob er überhaupt befreit werden will oder lieber warten möchte, bis er im Zuge des Abkommens freigelassen wird?«

»Zum einen. Zugleich soll der Betreffende militärische Situation, Terrain, bauliche Gegebenheiten und so weiter auskundschaften ... die ganzen Einzelheiten eben, die wir benötigen, falls du uns grünes Licht gibst.«

»Gut. Tu das. Aber unternimm keine weiteren Schritte, bevor du sie nicht mit mir abgeklärt hast.«

»Das versteht sich von selbst..«

»Schön.« Der Präsident sah Klein mit ernster Miene an. »Wahrscheinlich hat er sich schon vor Jahren damit abgefunden, nie mehr nach Hause zu kommen. Seine Heimat nie wieder zu sehen. Mir würde es sehr viel bedeuten, ihn da rauszuholen. Stell dir nur vor, ihm hier in der Heimat noch zu ein paar schönen letzten Lebensjahren zu verhelfen.« Er blickte an Klein vorbei auf die Wand des Weißen Hauses. »Es wäre gut, endlich meinen Vater kennen zu lernen.«

»Ich weiß, Sam.«

Sie tauschten einen Blick aus, der die Jahre überspannte. Der Präsident seufzte und rieb sich wieder die Augen. Klein stand auf und verließ leise das Schlafzimmer.

Freitag, 15. September Hongkong

Die asiatische Zentrale von Donk & LaPierre, S. A., nahm drei Etagen eines neuen 42-stöckigen Gebäudes im Herzen von Central ein, dem wichtigsten Bankenviertel auf

der Insel Hongkong. Die zwei anderen Downtown-Viertel waren Admiralty und Wanchai, der ehemalige Rotlichtbezirk östlich von Central, der sich inzwischen zu Hongkongs drittem Finanzviertel gemausert hatte. In den vergangenen Jahren waren die meisten Wolkenkratzer in Central und Admiralty gebaut worden, während westlich von Central umfangreiche gewerbliche Sanierungsmaßnahmen durchgeführt wurden. Auf der anderen Seite der schmalsten Stelle des Victoria Harbor gab es einen vierten Stadtbezirk, in dem sich viel tat – Kowloon auf dem Festland.

Am Freitag ging bei Donk & LaPierrepunkt zwölf Uhr mittags ein Anruf ein, der an der Telefonzentrale vorbei direkt in das Büro eines Mr. Claude Marichal durchgestellt wurde. Es klingelte jedoch nicht das Telefon auf Marichals Schreibtisch und auch nicht der zweite Apparat, der an der Sitzgruppe auf einem Beistelltisch für wichtige Besucher bereitstand, sondern ein Telefon, das für firmeninterne Gespräche zu dienen schien – keine Tasten oder sonstigen Knöpfe. Es stand auf einem Bücherregal unter den Fenstern hinter Marichals Schreibtisch.

Erschrocken ließ Marichal seinen Füller fallen. Dann schwang er fluchend – auf seine Unterlagen war Tinte gespritzt – auf seinem Schreibtischsessel herum und nahm den Hörer ab. »Ja? Kann ich etwas für Sie tun?«

»Ja, wenn Sie Mr. Jan Donk sind.«

Marichal fiel fast der Hörer aus der Hand. Dann stieß er hastig hervor: »Was? Ach so. Ja, natürlich.« Um seine Fassung wiederzufinden, holte er tief Luft. »Einen Augenblick, bitte. Ich hole ihn.« Er legte den Hörer auf das Bücherregal ... und hob ihn wieder hoch. »Das kann al-

lerdings ein paar Minuten dauern. Bleiben Sie also bitte dran.«

»Ich bleibe so lang dran, wie ich kann.«

Marichal legte den Anrufer auf die Warteschleife, drehte sich hektisch zu dem Apparat auf seinem Schreibtisch herum und wählte die Nummer eines Nebenan schlusses. »Sir? Auf dem privaten Donk-Anschluss ist gerade ein Anruf reingekommen. Der Anrufer hat ihn zu sprechen verlangt.«

»Er hat nach ihm verlangt?«

»Ja, Sir.«

»Und es ist nicht Yu Yongfu oder Mr. McDermid?«

»Nein.«

»Sehen Sie zu, dass er nicht auflegt.«

»Ich werde es versuchen.« Marichal unterbrach die Verbindung und drehte sich wieder zu dem anderen Apparat herum. »Bedaure, Sir. Wir können Mr. Donk gerade nicht finden.« Er versuchte zuversichtlich, eifrig und hilfsbereit zu klingen. »Vielleicht kann ich Ihnen weiterhelfen. Wenn Sie so freundlich wären, mir zu sagen, weshalb Sie Jan ...?«

»Dann eben nicht. Haben Sie trotzdem vielen Dank.«

Ein Mann kam auf Zehenspitzen in Marichals Büro. Er hatte den Zeigefinger an die Lippen gelegt und fragend die Augenbrauen hochgezogen. Marichal nickte mit Nachdruck, während er fieberhaft überlegte, wie er den Anrufer noch eine Weile hinhalten könnte. »Möglicherweise ist er schon zum Mittagessen gegangen. Mr. Donk, meine ich. Außer Haus. Aber wenn Sie eine Nachricht hinterlassen wollen – und vielleicht auch Ihren Namen und Ihre Telefonnummer –, wird er Sie sicher umgehend

zurückrufen, sobald er zurückkommt. Ich weiß, er würde nur äußerst ungern ... hallo? Hallo? Sir? *Hallo?*«

»Was ist passiert?«

Marichal legte den Hörer auf die Gabel zurück und blickte auf. »Er hat aufgelegt. Ich glaube, er hat es gemerkt, Mr. Cruyff.«

Der andere Mann, Charles-Marie Cruyff, nickte. Er nahm den Hörer von Marichals Schreibtischapparat ab und sagte:

»Hat es für eine Fangschaltung gereicht?«

»Er hat von einer Telefonzelle in Kowloon angerufen.«

»Geben Sie mir Nummer und Standort.« Er schrieb beides auf.

Kowloon

Er hatte einen Fehler gemacht. Das wurde Smith im selben Moment klar, in dem er das Telefon auf die Basisstation knallte. Entweder hatte es sich dabei um eine spezielle Geheimnummer gehandelt, oder Jan Donk existierte gar nicht. Oder beides. Jetzt war der Mann, der am Telefon gewesen war, vorgewarnt, dass jemand, der akzentfreies amerikanisches Englisch sprach, die Nummer hatte, obwohl er sie eigentlich nicht hätte haben dürfen. Fraglich blieb, ob es ihnen gelungen war, festzustellen, von wo er angerufen hatte. Es war eine Frage, auf die es nur eine Antwort gab: Er musste davon ausgehen, dass dies der Fall war.

Zwei Stunden zuvor war er als Major Kenneth St. Germain, Ph. D., auf dem Hongkong International Air-

port auf der Insel Lantau angekommen. Im Hinblick auf die langen Haare des renommierten Mikrobiologen und Althippies hatte er eine dunkelblonde Perücke getragen. Passkontrolle und Zollabfertigung brachte er hinter sich und fuhr dann mit dem Airport Express zum Kowloon Shangri-la Hotel. Er blieb nicht lange auf seinem Zimmer. Nachdem er auf dem Stadtplan nachgesehen hatte, wo Donk & LaPierre lag, steckte er die blonde Perücke ein, schlüpfte in einen neuen, dem tropischen Klima angepassten Anzug und verließ das Hotel.

Die Stadt lag unter einer drückenden Decke aus Hitze und hoher Luftfeuchtigkeit, was für Mitte September ungewöhnlich war. Auf die Straße hinauszutreten war, als liefe man gegen eine Wand aus Autoabgasen und Salzwasserluft an, gewürzt mit dem Gestank von gebratenem Fleisch und Fisch. Er war umgeben von brandenden Menschenmassen, Autos und Bussen, die, wenn überhaupt möglich, noch zahlreicher waren als in Shanghai. Mühsam schob, zwängte und drängelte er sich zur Anlegestelle der Star Ferry durch, wo er das Münztelefon gefunden hatte.

Jetzt entfernte er sich rasch davon und mischte sich unter die Menschenmassen auf der Hafenpromenade. Er sah sich nach einer geeigneten Imbissbude um, von der aus er den Münzapparat beobachten konnte. Einen Vorteil hatte er hier – als großer Mann in westlicher Kleidung war er auf den Straßen Hongkongs nur einer unter Tausenden, die Tag für Tag unterwegs waren und für die Chinesen alle ziemlich gleich aussehen mussten.

Er hatte erst drei Krabben gegessen, als die zwei schwarzen Limousinen angefahren kamen. Soweit er aus der Ferne erkennen konnte, waren es zwei Mercedes.

Sechs Chinesen in Anzügen stiegen aus und verteilten sich. Sie fassten jeden scharf ins Auge, als sie sich dem Münztelefon unauffällig von verschiedenen Seiten näherten. Zwar schienen sie unbewaffnet, aber Smith entgingen die verräterischen Wölbungen in ihren zugeknöpften Anzugjacken nicht. Alle strahlten unterschwellige Hektik und Aggressivität aus.

Sie waren nicht von der Polizei, weder geheim noch offiziell. Sie waren etwas anderes.

Bisher hatte keiner zu dem Imbissstand herübergeschaut, aber Smith wollte sein Glück nicht zu sehr auf die Probe stellen. Außerdem hatte er alles erfahren, was es zu erfahren gab. Er warf den Rest der fettigen Krabben in einen Abfalleimer und entfernte sich in Richtung Fähre. Die nächste nach Hongkong Island ging in drei Minuten. Er kaufte eine Fahrkarte.

An Bord der Fähre ging er nach vorn zum Bug und prägte sich die Gesichter der sechs Männer ein, damit er sie wiedererkennen würde. Gehörten auch sie zu Feng Dun?

Während er über diese Möglichkeit nachdachte, hob er den Kopf und schaute, um seiner Rolle als Tourist gerecht zu werden, über das Wasser nach vorn. Die Aussicht war umwerfend, egal, wie oft man das Panorama auf Fotos gesehen oder davon gehört hatte. Das Bild vor ihm hatte solche Dimensionen, dass man unmöglich alles gleichzeitig aufnehmen konnte. Zuerst kamen die Schiffe, Lastkähne, Hochseejachten, grünen Sampans und Fähren, die das aquamarinblaue Wasser durchfurchten. Dann die Hafenanlagen, die Schiffe und Hafengebäude, die die Insel von Hongkong umgaben. Dahinter erhoben sich

Wolkenkratzer jeder Höhe, dicht gedrängt wie Titanen, bereit zum Angriff, mit gigantischen Leuchtreklamen als Wappen. Über ihnen ragten schließlich wolkenbekränzte Berge auf, majestatisch und zeitlos. Im Osten stiegen wie Pyramiden Inseln aus dem Wasser. Alles in allem war der Blick so beeindruckend und atemberaubend wie der auf New York.

Es war unmöglich, sich seiner Wirkung zu entziehen, während die Fähre ablegte und sich das alles auf einen zu bewegte. Mit angehaltenem Atem wandte Smith sich ab – und sah zwei der sechs Männer. Ihre Hände glitten unter ihre Anzugjacken, als wollten sie sich vergewissern, dass ihre Waffen jederzeit griffbereit waren. Sie bahnten sich einen Weg durch die Menge. Direkt auf ihn zu.

16

Manila, Philippinen

Unter glasig blauem Himmel und sengender Sonne landete die umgebauten C-130 um 14 Uhr auf dem Ninoy Aquino International Airport. Sie rollte zu einem abgelegenen Hangar, in dem ein Army-Kommandowagen mit Tarnanstrich und ein bewaffneter Humvee standen.

Sobald sich das Hangartor hinter dem Frachtjet geschlossen hatte, ging dessen Tür auf, und eine Gangway wurde ausgeklappt. Der uniformierte Fahrer des Autos sprang heraus, rannte auf die andere, dem Flugzeug zugewandte Seite und öffnete die hintere Tür.

Im Schutz des Hangars stieg Army-Staatssekretär Jasper Kott, gefolgt von vier Adjutanten, die Treppe herab. Sein glattes Gesicht war hinter einer schwarzen Pilotenbrille versteckt. Als er auf den Kommandowagen zog, nahm der Fahrer Habachtstellung ein. Elegant wie immer, in einem maßgeschneiderten dreiteiligen Anzug, nickte Kott ihm zu und nahm auf dem Rücksitz Platz. Seine Begleiter stiegen in den Humvee.

Im Kommandowagen saß bereits ein Fahrgast – ein Mann in Uniform, der den silbernen Stern eines Brigadier General auf seinen Schultern trug. Er zog an einer dicken Zigarre und blies aromatischen Rauch in die Luft. »Stört Sie die Zigarre, Herr Staatssekretär?«, fragte Brigadier General Emmanuel (»Manny«) Rose.

»Nicht, wenn Sie sie zum Denken unbedingt brauchen, General.« Kott öffnete das Fenster, als der Wagen losfuhr. Der Humvee folgte.

In dem dunklen Hangar rollte ein Tor mit den Dimensionen eines zu groß geratenen Garagentors hoch, und die zwei Fahrzeuge fuhren in den heißen philippinischen Tag hinaus.

»Hier brauche ich sie eigentlich, um nicht die Geduld zu verlieren.« Rose blies eine weitere Rauchwolke in die Luft, während die Reifen über den Asphalt rollten. »Sie werden es nicht glauben. Aber die Leute hier sind manchmal wirklich nicht in den Griff zu bekommen.«

»Da bin ich auch einiges gewöhnt. Ich arbeite schließlich in Washington.« Staatssekretär Kott blickte auf die Palmen und die tropische Vegetation hinaus. Die Hitze machte ihm nichts aus. In der Ferne drängten sich Mangobäume. Von den Zweigen von Hibiskussträuchern und

Bottlebrush-Bäumen flogen Vögel in knalligen Farben auf. Vor ihnen flimmerte eine Luftspiegelung über dem Asphalt. Hier war es wahrscheinlich zehn Grad wärmer als in Washington – heiß, feucht und furchtbar schwürend.

»Da haben Sie wahrscheinlich Recht.«

»Glauben Sie, dieser al-Sayed-Gefangene ist wirklich, was er zu sein scheint? Einer der führenden Köpfe der islamischen Guerilla auf Mindanao?«

»Ganz so sieht es jedenfalls aus.«

»Warum? Weil sie ihn nicht rausrücken und die Lorbeerne allein ernten wollen?«

»Jedenfalls trifft das auf diejenigen zu, die nicht vorhanden, ihn an die Wand zu nageln und bei lebendigem Leib zu häuten, und diejenigen, die keinen schnellen Deal machen und ihn laufen lassen wollen, damit er nicht erzählt, was sie alles getan haben.«

»Haben Sie darauf bestanden, dass wir bei allen Verhören anwesend sind?«, wollte der Staatssekretär wissen.

General Roses Hängebacken zitterten, er schien am Rand eines Wutausbruchs, als er nickte. »Allerdings. Wenn Sie unseren Forderungen nicht nachkommen, kriegen sie keine Militärhilfe und keine technische Ausbildung mehr von uns. Sicherheitshalber habe ich auch den Wachmannschaften einige meiner Leute zugewiesen.«

»Gut.«

Der General machte eine Pause, um zu rauchen und die Straße zu beobachten. Er schien nichts zu sehen, was ihn beunruhigte, und wandte sich wieder an den Staatssekretär. »Haben Sie ein paar Leute dabei?«

»Einen CIA-Verhörspezialisten und einen Captain der Air Force, der Moro spricht.« Dass er auch seinen Koch

dabeihatte, erwähnte Kott nicht. »Sie sind mit meinem Adjutanten im Humvee. Morgen knöpfen wir uns den Kerl vor.«

»Schon möglich. Wenn Sie die Filipinos bei dem Essen heute Abend überreden können, uns das tun zu lassen.«

Kott lächelte siegesgewiss. »Machen Sie sich da mal keine Sorgen.«

Wenig später erreichten die beiden Fahrzeuge das weitflächige Landgut, das der amerikanischen Militärdelegation von der Regierung in Manila als vorläufiges Hauptquartier zur Verfügung gestellt worden war. Für den Fall, dass sie abgehört wurden, erging sich General Rose in belanglosem Smalltalk, als er Staatssekretär Kott in seine klimatisierte Unterkunft begleitete, damit er sich dort vor dem entscheidenden Dinner mit den philippinischen Politikern und Militärs noch etwas ausruhen und frisch machen konnte.

»Dann also bis heute Abend, General.« Kott reichte Rose die Hand.

Ohne seinen Zigarrenstummel aus dem Mund zu nehmen, brummte der General: »Ich bin jedenfalls bereit. Ruhen Sie sich gut aus. Sie werden es brauchen.«

Das Pfeifen der Klimaanlage in der Ecke seiner Suite nicht beachtend, schloss Kott die Tür und wartete fünf Minuten. Dann öffnete er sie wieder und spähte in beiden Richtungen den Gang hinunter. Es war niemand zu sehen.

Draußen, unter einem Fenster des Holzbaus, kauerte eine schlanke Frau in der Uniform eines Captain der US Air Force und drückte ein Kontaktmikrofon an die Wand. Sie

war zusammen mit Staatssekretär Kott in der Frachtmaschine nach Manila gekommen.

In der Suite waren Kotts zielstrebige Schritte zu hören. Es folgten ein mehrmaliges Tastenklicken und das Geräusch eines abgehobenen Telefonhörers.

»Ich bin hier«, sagte der Staatssekretär. »Ja. Ich muss bis achtzehn Uhr zurück sein. In zwei Stunden? Gut. Wo? Im Corregidor Club? Geht in Ordnung. Ich komme hin.«

Der Hörer wurde aufgelegt, ein Holzstuhl knarrte, Schritte entfernten sich und schließlich fielen Schuhe auf den Boden. Bettfedern seufzten. Kott ruhte sich aus, bevor er sich mit der Person traf, mit der er telefoniert hatte. Wahrscheinlich lag er hellwach auf dem Bett und starre an die Decke, wo alle möglichen seltsamen Insekten darauf warteten, sich auf das Moskitonetz fallen zu lassen.

Der weibliche Air Force-Captain war auch Staatssekretär Kotts Moro-Dolmetscherin. Auf ihrem Namensschild stand Captain Vanessa Lim. Sie zog sich vom Fenster zurück. Allerdings hatte sie nicht vor, sich auszuruhen, und sie hieß auch nicht Vanessa Lim.

Hongkong

Das Schwierigste für einen Undercover-Agenten ist, nichts zu tun. Jon Smith stand im Bug der Fähre und tat so, als weidete er sich am Anblick des kaleidoskopartigen Stadtpanoramas, das die ganze Breite des Horizonts einnahm. Obwohl die Haut in seinem Nacken prickelte, wandte er nicht noch einmal den Kopf, um nach den

zwei Männern zu sehen, die sich durch das Gewimmel der Passagiere schoben und dabei Kleidung, Gesichter und Verhalten derer, an denen sie vorbeikamen, genauestens studierten. Sie konnten unmöglich wissen, wie der Mann aussah, der bei Donk & LaPierre angerufen hatte. Sogar die Chance, dass Feng Dun oder sonst jemand in China wusste, dass sich Lt. Col. Jon Smith in Hongkong aufhielt, war minimal.

Aber auch eine minimale Chance war eine Chance. Möglich, aber nicht wahrscheinlich. Wie Damon Runyan einmal gesagt hatte: »Das Rennen gewinnt nicht immer der Schnelle, die Schlacht nicht immer der Starke. Aber so ist es nun mal beim Wetten.« Eine Frage der Wahrscheinlichkeiten.

Smith blieb scheinbar seelenruhig im Bug der Fähre stehen und gab durch nichts zu erkennen, dass er sich bewusst war, dass in seiner Umgebung irgendetwas Ungewöhnliches vor sich ging. Er schien wie hypnotisiert von den exotischen Sehenswürdigkeiten und Geräuschen, als sich die Fähre der Anlegestelle auf Hongkong Island näherte.

Das Schiff schrappte am Pfahlwerk entlang; Hafenarbeiter in blauen Overalls zogen es an die Hafenmauer. Die Menge bewegte sich vorwärts, um sofort an Land zu trampeln, sobald die Fähre zum Stillstand kam und die Klappe sich öffnete. Smith schwamm mit dem Strom. Über ihnen kreisten kreischende Möwen, als eine Welle der Ungeduld durch die wartende Menge ging. Endlich hob sich die Klappe. Die Menschenflut schwemmte Smith die hölzerne Rampe hinab und eine aus Beton hinauf. Als er sich umschaute, waren die zwei Jäger verschwunden.

Manila

Staatssekretär Jasper Kott hatte sich umgezogen: weites blaues Hemd, Leinensakko, braune Hose, beige Slipper. Er hatte es sich bequem gemacht und genoss den kühlen Luftstrom aus der Klimaanlage, während er einen Special-Forces-Bericht über eine Guerillaorganisation las, die einen Blitzangriff auf eine philippinische Garnison im Norden Mindanaos unternommen hatte.

Als es klopfte, merkte er die Stelle an, legte den Bericht auf den Tisch neben seinem Sessel und ging an die Tür.

Der Special-Forces-Sergeant, der ihn ins Hauptquartier gefahren hatte, kam herein. »Guten Abend, Sir.«

»Ist die Luft rein, Sergeant?«

»Jawohl, Sir. Die meisten ihrer Leute machen Siesta. Die unseren sind mit der Antiterror-Ausbildung beschäftigt. Ihr Wagen steht am Seiteneingang. Der einzige Wachposten ist einer meiner Leute.«

»Vielen Dank für Ihre Hilfe. Sehr diskret. Danke.«

Sergeant Reno lächelte. »Ab und zu brauchen wir alle ein bisschen Abwechslung und Entspannung, Sir.«

Kott erwiderte das Lächeln, von Mann zu Mann.
»Dann wollen wir mal.«

Als er den stillen Flur hinunterschritt, folgte ihm der Sergeant in respektvollen drei Schritten Abstand. Im Freien wartete der Kommandowagen mit laufendem Motor. Der Staatssekretär nickte anerkennend: Ein leise laufender Motor erregte wesentlich weniger Aufmerksamkeit als ein plötzlich anspringender.

Er stieg hinten ein. Der Sergeant schloss die Tür, setzte

sich ans Steuer und fuhr los. Gelangweilt von den Elends-szenen Groß-Manilas, machte es sich Jasper Kott auf dem Rücksitz bequem, verschränkte die Arme und überlegte, wie er die nachmittäglichen Aufgaben angehen sollte. Ehemals ein extrem erfolgreicher Industriemanager, war seine letzte Stellung Vorstandsvorsitzender von Kowalski und Kott – K & K, Inc. – gewesen, Großlieferant von Artilleriemunition an Waffenhersteller in aller Welt. Er war wohlhabend und einflussreich geworden, wesentlich wohlhabender und einflussreicher, als die meisten seiner Konkurrenten ahnten. Dennoch taugten Zahlen immer nur dazu, den Spielstand anzuzeigen, nicht, das Maß der damit verbundenen Befriedigung zu messen.

Kott war durch und durch korrekt, von seiner Kleidung bis zu seinen Angewohnheiten, von seinen privaten Beziehungen bis zu seinen geschäftlichen. Er hatte seine Korrektheit dazu benutzt, Konkurrenten zu entwaffnen. So jemand war im rauen Geschäftsklima von heute einfach nicht mehr zeitgemäß. Wer hätte daher etwas von seinem brennenden Ehrgeiz geahnt? Wer hätte ihm die messerscharfe Kälte zugetraut, die es ihm ermöglichte, seine Verluste zu akzeptieren, ohne auch nur mit einer Wimper zu zucken? Während viele ihn für pedantisch hielten und ihm deshalb nichts zutrauten, stieg er immer weiter auf. Bis seinen Konkurrenten endlich ein Licht aufging, waren sie schon zu weit abgeschlagen, um ihm noch etwas anhaben oder ihn aufhalten zu können.

Eine geschäftliche Chance vom Potenzial dieses Deals hatte sich ihm noch nie geboten. Genüsslich malte er sich aus, was ihr erfolgreicher Abschluss mit sich brächte, unvergleichlicher Reichtum und unvorstellbare Macht ...

eine Zukunft mit der Garantie für weitere Geschäfte, jedes größer als das vorangegangene ...

Von einer stillen Straße in einem der reicheren Viertel Manilas bog der Sergeant in die Einfahrt einer prächtigen Villa, die von einer hohen Hecke umgeben war. Auf dem sanft gewellten Rasen reckten sich Palmen in den Himmel, gegen die weiß gekalkten Mauern zeichneten sich tropische Blüten in allen Farben des Regenbogens ab. Es war eine Hazienda aus der Zeit der Spanier, hochherrschaftlich und abgeschieden.

Kott beugte sich vor. »Es dürfte ein paar Stunden dauern, Sergeant. Haben Sie Ihr Handy dabei?«

»Hier, Sir.« Der Sergeant klopfte auf die Brusttasche seines Uniformhemds. »Lassen Sie sich ruhig Zeit.«

Über Terrakottafliesen marschierte Staatssekretär Kott auf die lange Veranda zu. Die Eingangstür war aus massivem Mahagoni, die Beschläge, einschließlich eines herrlichen Türklopfers in Form einer eingerollten Schlange, aus Messing. Er klopfte und spürte mehr, als dass er es sah, wie ein Spion sich öffnete und wieder schloss. Die Tür ging auf, und eine winzige Filipina verneigte sich. Sie war höchstens sechzehn und splitternackt, bis auf hochhackige violette Schuhe und einen violetten Strumpfgürtel aus Spitze, der so hoch über ihre Hüften gezogen war wie nur irgend möglich. Kott verzog keine Miene.

Das Mädchen winkte ihn nach drinnen in einen pompös eingerichteten Raum, in dem etwa zwanzig weitere Frauen in unterschiedlichen Stadien der Entkleidung standen, saßen und halb lagen. Eine Wand nahm eine gut bestückte Bar ein. Als Kott der Halbwüchsigen durch den Raum folgte, taxierten ihn zwanzig Augenpaare. Sie stie-

gen eine elegant geschwungene Freitreppe hinauf, die sich in einem Madrider Adelspalast hätte befinden können. Im Obergeschoss führte ihn das Mädchen einen mit dunkelbraunem Teppich ausgelegten Flur entlang zur hintersten Tür. Sie öffnete sie, lächelte und trat zur Seite.

Kott betrat ein geräumiges Zimmer mit goldgesprenkelter brauner Tapete, vergoldeten Holzarbeiten, bequemer Sitzgruppe, kleiner Bar und riesigem Himmelbett. Immer noch ohne jedes Wort, schloss das Mädchen die Tür und entfernte sich mit langsam leiser werdenden Schritten.

»Hat dir deine Begleiterin gefallen, Jasper?«, fragte Ralph McDermid von seinem Lehnsessel. Er grinste breit, die Jovialität in Person. Sein runder Körper und sein rundes Gesicht wirkten vollkommen entspannt.

»Sie ist etwa so alt wie meine Tochter, Herrgott noch mal, Ralph«, schimpfte Kott. »Mussten wir uns unbedingt an so einem Ort treffen?«

»Eine hervorragende Tarnung.« Der Vorstandsvorsitzende der Altman Group blieb ungerührt. »Hier kennen sie mich. Sie decken mich. Außerdem gefallen mir die Gesellschaft, die Ware und die Dienstleistungen.«

»Jeder nach seiner Fasson«, brummte Kott.

»Wie tolerant und egalitär von dir, Jasper«, spöttelte McDermid. »Setz dich. Setz dich, verdammt noch mal, und trink was. Entspann dich. Wir beide wissen, dass du keineswegs der alte Opa bist, als der du von allen gesehen werden möchtest. Was kannst du mir über Jon Smith erzählen?«

»Ober wen?«

»Über Dr. Lieutenant Colonel Jon Smith.« McDermid

drückte auf einen Knopf auf dem Tisch neben dem Sessel, in dem er saß, worauf hinter der Bar ein Filipino in einer weißen Jacke erschien.

»Ein Offizier der Army?« Kott schüttelte den Kopf. »Nie von ihm gehört. Warum? Was ist mit ihm?« Er rief dem Barmann zu: »Einen Wodka-Martini, pur mit Schuss.«

»Gefährlich ist er, das ist es, was mit ihm ist. Und warum er wichtig ist ...« McDermid berichtete Kott von den Ereignissen zwischen Mondragons Ermordung und dem Moment, an dem Smith aus China herausgeholt worden war.

»Er hat eine Aufstellung der tatsächlichen Ladung des Schiffes? Das ist doch ...«

»Nein«, unterbrach ihn McDermid. »Fast hätte er eine solche Aufstellung in seinen Besitz gebracht, aber wir haben sie ihm wieder abgejagt. Ob er sie zu sehen bekommen und, wenn ja, verstanden hat, weiß ich nicht. Mondragon jedenfalls schon, aber nachdem der Mistkerl tot ist, braucht uns das nicht mehr zu kümmern. Allerdings haben wir es hier mit einer gefährlichen Gratwanderung zu tun: Sie sollen zwar wissen, was die *Dowager Empress* geladen hat, aber sie sollen es auf keinen Fall beweisen können.«

Der Barmann brachte Kotts Martini auf einem silbernen Tablett. Kott nippte anerkennend daran. »Dann gibt es also keine Probleme. Kann es jetzt losgehen?«

»Und ob es jetzt losgehen kann, obwohl ich nicht sagen würde, dass es keine Probleme gibt.« McDermid hielt sein leeres Glas hoch und neigte es in Richtung Barkeeper, der sich unverzüglich daranmachte, es zu ersetzen.

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass Smith, beziehungsweise seine Auftraggeber, schon aufgegeben haben.«

»Was meinst du damit, *seine Auftraggeber*? Er ist sicher von der CIA. Sie greifen manchmal auf Leute vom Militär zurück.«

»Ich habe genau das gemeint, was ich gesagt habe. Soweit meine Leute – und anscheinend auch die chinesische Geheimpolizei – das feststellen können, gehört er weder der CIA noch irgendeinem anderen unserer Geheimdienste an.«

Kott runzelte die Stirn. »Du sagst, er arbeitet für USAMRIID und hat das als Vorwand für seine Einreise in China benutzt. Dann ist er wahrscheinlich ein Einmal-Informant der CIA. Aber er konnte seine Mission nicht erfolgreich zum Abschluss bringen. Deshalb ist er inzwischen wieder raus aus China und braucht daher wahrscheinlich auch uns nicht mehr zu interessieren.«

»Vielleicht. Aber meine Leute sagen, er ist sehr gut und macht gar nicht den Eindruck eines Einmal-Informanten.«

Kott nahm einen kräftigeren Schluck. »Will dir vielleicht einer deiner Konkurrenten schaden?«

»Das wäre jedenfalls eine Möglichkeit. Ein abtrünniger Agent. Das FBI vielleicht, wenn man berücksichtigt, wo die heute überall ihre Finger drin haben. Aber egal, für wen er arbeitet, wir sollten alle extrem vorsichtig sein ... aus einer Vielzahl von Gründen.«

»Selbstverständlich.« Kott trank den Martini aus und stellte das Glas ab. »Aber vorerst sind wir auf Kurs?«

McDermid nickte. »Die Fregatte *Crowe* beschattet im Indischen Ozean bereits die *Empress*.«

»Sehr gut.«

»Irgendetwas Neues, was militärische Investitionen angeht?«

Kott schilderte die Sitzung im Kabinettzimmer in allen Einzelheiten. »Wie ich vorhergesagt habe, waren Brosse und Oda die Einzigen, die bereit waren, sich voll hinter den Verteidigungsminister zu stellen, wobei Oda unwichtig ist. Alle anderen verteidigen ein in der Entwicklung befindliches Waffensystem, das sie nicht gestrichen bekommen wollen. Die Stimmung war ziemlich gespannt.«

»Und der Präsident?«

»Er macht sich Sorgen, weswegen, wissen wir ja: Die Empress und die Möglichkeit eines militärischen Konflikts mit China. Wenn es dazu kommt, muss er alles auffahren, was er hat, und zwar egal, ob es schon in unseren Arsenalen ist oder nur auf dem Reißbrett existiert. Wenn wir die Waffen für einen großen Krieg in einem großen Gebiet haben, kriegen die Chinesen gewaltiges Muffensausen.« Kott setzte sich lächelnd zurück. »Ich würde sagen, unser Plan funktioniert bestens.«

»Trotzdem müssen wir vorsichtig sein. Sollten die Tauben in Zhongnanhai Wind von der Sache bekommen und sich mit Präsident Castilla kurzschießen, sind wir geliefert. Das echte Ladeverzeichnis darf niemandem in die Hände fallen.«

Kott wurde ungeduldig. »Dann vernichte es doch und die Kopien natürlich auch.«

»So einfach ist das nicht. Das in Shanghai, das bei Flying Dragon war, ist verschwunden. Aber es gibt auch in Basra noch eines. Die Iraker halten ihre Sicherheitsvor-

kehrungen für unüberwindlich und weigern sich deshalb, es zu vernichten. Sie fürchten nämlich, dass wir nicht mehr liefern, wenn sie das tun. Im Übrigen zeigen sie sich absolut zuversichtlich, dass die *Empress* durchkommt. Ein drittes Exemplar befand sich in Hongkong, aber das habe ich bereits vernichten lassen.«

»Weiter als bis zur Straße von Hormuz wird die *Empress* auf keinen Fall kommen. Was macht dir also wirklich Sorgen?«

»Yu Yongfu – der Präsident von Flying Dragon. Er war eitel, ehrgeizig, unberechenbar, nervös – sobald er etwas unter Druck geraten wäre, hätte er ihm sicher nicht standgehalten. Du kennst diese Sorte ja. Anwandlungen von Größenwahn und keinerlei Rückgrat.«

»Er *war* eitel?«, fragte Kott.

»Er ist tot. Als er erfuhr, dass dieser Smith in Shanghai war, verlor er die Nerven. Wir haben ihn unter Druck gesetzt. Er hat Selbstmord begangen.«

»Bist du wahnsinnig geworden, Ralph!«, explodierte Kott. »Das sind noch einmal zwei Tote! So kann man kein Geheimnis bewahren. Jeder Mord macht alles nur noch komplizierter!«

McDermid hob die Schultern. »Wir hatten keine andere Wahl. Und jetzt bleibt uns auch bei Smith keine andere Wahl.« Er grinste und hob sein Glas. »Genießen wir lieber die Annehmlichkeiten des Hauses. Zeit dafür ist ja.«

»jetzt hör aber auf, Ralph, sie könnten alle meine Töchter sein! Hast du denn keinen Funken Anstand im Leib?« Kott schauderte.

McDermid lachte laut. »Jedenfalls keinen Funken von

dem, was du unter Anstand verstehst. Ich habe auch zwei Töchter in ihrem Alter. Und ich kann nur hoffen, sie machen sich ein genauso schönes Leben, wie ich das vor habe.«

Kott stand auf. »Du hast deine Töchter schon mindestens zehn Jahre nicht mehr gesehen. Ich habe noch eine Stunde Zeit, bis ich meinen Fahrer anrufen kann. Beschaff mir hier irgendwo ein Büro mit einem Telefon. Ich werde so lange arbeiten.«

McDermid drückte auf den Knopf an der Seite des Tisches, der den Kellner rief. Er schaute zu Kott hoch, der aufgestanden war, um zu gehen. Auf den Lippen des Altman-Gründers lag ein breites Grinsen, aber seine Augen waren kalt. »Ganz wie du meinst.«

17

Hongkong

Aus Stahl, Glas und Schiefer erbaut, war das Gebäude, in dem sich das Büro von Donk & LaPierre befand, ein himmelragendes Aushängeschild der Modernität. Den anspruchsvollen architektonischen Details und dem internationalen Renommee seines Architekten nach zu schließen, dessen Namen man neben dem Eingang in schwarzes Glas graviert hatte, waren die Büros darin horrend teuer und die Adresse sehr begehrt.

Smith, der wieder die dunkelblonde Perücke trug, blieb vor dem Eingang stehen, um sich auf der von Menschen

wimmelnden Straße umzublicken. Er war in seiner Tarnung als Major Kenneth St. Germain unterwegs. Nachdem er sich vergewissert hatte, dass ihm niemand gefolgt war, trat er in die Drehtür, die ihn ins Foyer beförderte. Auf edlem Schieferboden ging er auf die Edelstahlaufzüge zu. Die Luft im Innern des Gebäudes war so oft gefiltert worden, dass sie virenfrei roch; der ganze Bau sah antiseptisch aus.

Der Gedanke an Viren erinnerte ihn an das letzte Projekt des Mannes, den er als Tarnung benutzte, und er begann sich in Ken St. Germain hineinzuversetzen. Als einer der herausragendsten Wissenschaftler bei USAMRIID befasste sich Dr. Ken St. Germain zurzeit mit einem Virus, das vor kurzem im Norden Zimbabwes entdeckt worden war. Das noch namenlose Virus ähnelte der Machupo-Art, die von einem anderen Kontinent kam – Südamerika. Mithilfe von Feldmäusen versuchte Ken seine Theorie zu beweisen, dass das neue Virus eine Form des Machupo war, obwohl die beiden Orte ihres Auftretens durch Tausende von Kilometern und einen Ozean getrennt waren.

Als er den Lift verlassen und die Glastür von Donk & LaPierre erreicht hatte, konnte es Smith kaum mehr erwarten, Charles-Marie Cruyff, den Direktor der asiatischen Niederlassung von Donk & LaPierre, um Unterstützung bei seinen Forschungen zu bitten. Dann war da natürlich noch sein tatsächliches Motiv ...

»Major Kenneth St. Germain«, stellte er sich an der Rezeption der Empfangsdame vor, die eher wie ein Model aussah. »Ich habe einen Termin bei Monsieur Cruyff.«

»Aber natürlich, Major St. Germain. Monsieur Cruyff

erwartet Sie bereits.« Sie trug ein strahlendes Lächeln zur Schau, perfekte goldbraune Haut und nur einen Hauch von Make-up, das ihre beachtlichen natürlichen Vorzüge noch besser zur Geltung brachte.

Die Sekretärin – oder Assistentin –, die ihn darauf abholen kam, gehörte in eine gänzlich andere Kategorie. Finstere Miene, das weißblonde Haar zu einem strengen Knoten gebunden, die Kleidung weit und vogelscheuenartig ... durch und durch Donk und keine Spur La-Pierre.

»Wenn Sie mir bitte folgen würden, Major.« Ihre Stimme war Bariton, ihr Englisch wagnerianisch. Sie führte ihn über einen Teppich in Delfter Blau zu einer Ebenholztür, an der sie klopfte und die sie öffnete. »Major St. Germain aus Amerika, Monsieur Cruyff«, kündigte sie den Besucher an.

Der Mann, der solche Unterwürfigkeit erwartete, erwies sich als klein, breit und muskulös, mit den mächtigen Oberschenkeln eines Radrennfahrers. Er wand sich in seinem teuren beigen Anzug hinter seinem Schreibtisch hervor, als könnte er kaum die Knie beugen.

Lächelnd streckte er eine kleine Hand aus. »Ah, Dr. St. Germain, es ist mir eine Freude, Sir. Wie ich höre, sind Sie bei USAMRIID. Meine Leute halten viel von Ihrer Arbeit.« Das hieß, er hatte sich, kein Wunder, über Ken St. Germain informiert.

Sie schüttelten sich die Hände.

»Zu viel der Ehre, Monsieur Cruyff«, wehrte Smith bescheiden ab.

»Nehmen Sie doch Platz. Machen Sie es sich bequem.«

»Danke.«

Smith entschied sich für eine ultramoderne Couch mit Chrombeinen und losen Polstern. Als er sich ihr zuwandte, fischte er sein Taschenmesser aus der Hosentasche und verbarg es in seiner rechten Hand. Er ließ sich auf die Couch nieder, seine rechte Hüfte an einer Stelle, wo zwei Polster aneinander stießen. Dann schaute er auf. Cruyff war an seinen Schreibtisch zurückgekehrt. Er konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass ihn Cruyff keine Sekunde aus den Augen gelassen hatte. Seine Hand spannte sich um sein verborgenes Taschenmesser.

»Wie Sie vielleicht wissen, bin ich selbst kein Wissenschaftler.« Cruyff ließ sich in seinen Schreibtischsessel sinken. »Hoffentlich fassen Sie es nicht als Beleidigung auf, wenn ich Ihnen ganz ehrlich sagen muss, dass ich heute sehr wenig Zeit habe.« Er deutete mit einer ausholenden Armbewegung auf sein Büro, das voll war mit den Oberflächlichkeiten des Geschäftslebens – Fotos mit bedeutenden Persönlichkeiten, Plaketten von Wohltätigkeitsorganisationen, Preise seiner Firma –, und dann auf seinen Schreibtisch, auf dem sich die Aktenordner türmten. »Ich bin mit meiner Arbeit in Verzug, aber vielleicht kann ich ja auch in kurzer Zeit etwas für Sie tun.« Er fasste die Hände vor der Brust, lehnte sich zurück und sah Smith abwartend an.

Smith musste das Messer zwischen die Polster stecken, aber das konnte er erst, wenn er Cruyff dazu bekam, wegzusehen. »Kein Problem, Monsieur. Dafür habe ich volles Verständnis. Ich weiß jede Minute zu schätzen, die Sie für mich erübrigen können.« Er schilderte Major St. Germain's jüngste Forschungen an dem neuen Virus. »Aller-

dings komme ich bei USAMRIID nur langsam voran. Viel zu langsam. Inzwischen sterben in Zimbabwe Menschen. Wer kann bei der heutigen Mobilität zwischen Ländern und Kontinenten noch sagen, wo das Virus als Nächstes zuschlagen wird? Vielleicht sogar hier in Hongkong.«

»Hmm. Ja. Das könnte katastrophale Folgen haben ... in einer Stadt mit so extremer Bevölkerungsdichte. Aber ich wüsste nicht, wie ich Ihnen helfen könnte.« Der durchdringende Blick wischte keinen Zentimeter von Smith.

Dieser beugte sich mit tief besorgter Miene vor. »Ihre pharmazeutische Tochtergesellschaft befasst sich mit Hantaan-Viren, und ich ...«

Cruyff verlor die Geduld und unterbrach ihn: »Biomed et Cie befindet sich in Belgien, Major. Tausende von Kilometern von hier entfernt. Hier in Hongkong befassen wir uns, zumindest in diesem Büro, vorwiegend mit Marketing. Deshalb kann ich Ihnen leider nicht ...«

Jetzt war es an Smith, Cruyff zu unterbrechen: »Ich weiß von dieser Tochter. Aber Donk & LaPierre hat auch ein Forschungsteam in einem mikrobiologischen Institut in der Volksrepublik. Das sind die Wissenschaftler, die mich interessieren. Wenn ich richtig informiert bin, machen sie mit den Hantaan-Viren, die dort in der Nähe aufgetreten sind, gute Fortschritte. Meine Studien über unser neues Virus haben mich zu der Auffassung geführt, dass es durch Mäuseausscheidungen übertragen werden könnte, die trocknen und zu Staub zerfallen und sich dann über die Luft verbreiten und Menschen infizieren, genau wie das beim Machupo-Virus in Bolivien und anderen Regionen Südamerikas der Fall ist. Hantaan-Viren wie die, mit denen sich Ihre Leute befassen, werden auf die-

selbe Weise übertragen wie Machupo. Diese Studien sind Ihnen doch sicher bekannt.« Er bedachte Cruyff mit einem aufrichtigen Lächeln.

»Selbstverständlich«, erklärte Cruyff. Auf diese Weise erweckte er weder den Eindruck, keine Ahnung zu haben, noch etwas verbergen zu wollen. »Was genau möchten Sie wissen? Vorausgesetzt natürlich, es handelt sich um nichts Vertrauliches.«

»Natürlich«, wiederholte Smith. »Nachdem Donk & LaPierre ein privates Wirtschaftsunternehmen ist, arbeiten Ihre Forscher vielleicht an Vakzinen gegen die Hantaan-Viren. Wenn dem so ist, könnten mich ihre Erkenntnisse bei meinen Forschungen ganz entscheidend weiterbringen.«

»Kein Vakzin, Dr. St. Germain. Zumindest nicht, so weit ich informiert bin. Andererseits würde die Wissenschaftler die Unternehmensführung in der Anfangsphase und eigentlich auch in fortgeschritteneren Phasen erst dann über irgendwelche Forschungsergebnisse unterrichten, wenn sie sicher wären, dass sie ein hohes kommerzielles Potenzial bergen. Auch wenn nicht auszuschließen ist, dass sie der Sache in einem rein experimentellen Rahmen nachgehen, kann ich mir nicht vorstellen, dass sie an einem Impfstoff für Ihre spezielle Art von Virus arbeiten.«

»Tatsächlich? Warum nicht?«

Cruyff lächelte nachsichtig. »Zu nennenswerten Ausbrüchen hämorrhagischer Viren kommt es nur in armen Ländern. Forschung und Entwicklung sind ungeheuer kostspielig, vor allem heutzutage. Die Dritte Welt hat einfach nicht das Geld, um für die Forschungs- und Ent-

wicklungskosten aufzukommen, geschweige denn für die Impfstoffe.«

»Das mag ja sein. Trotzdem ...«

»Wie sollte sich also eine solche Investition amortisieren? Was würde mit unserer Aktie passieren, wenn wir derart idealistische Projekte unterstützen wollten? Wir sind unseren Aktionären treuhänderisch verantwortlich.«

»So ist das also. Vakzine sind nicht mehr gefragt.« Er ließ Enttäuschung durchklingen. Dann hellte sich seine Miene wieder auf. »Trotzdem haben Sie dort sehr gute Wissenschaftler. Vielleicht machen sie etwas völlig Neuartiges und Interessantes mit Hantaan-Viren. Da ich selten Gelegenheit finde, nach Asien zu fliegen, möchte ich Sie jetzt in der Hoffnung, Sie nicht zu verärgern, einfach rundheraus fragen, ob ich das Forschungsinstitut vielleicht trotzdem besuchen könnte. Wenn Sie so freundlich wären, dafür Ihre Genehmigung zu erteilen ... Schließlich lernen wir Wissenschaftler immer gegenseitig von einander, wissen Sie. Vielleicht kann ja auch ich etwas beisteuern, das *ihnen* weiterhilft.«

Cruyff zog die Augenbrauen hoch. »Ich wüsste nicht, was dagegen spräche. Natürlich müssten Sie sich die erforderlichen Einreisepapiere selbst besorgen, aber ich lasse meine Assistentin gern ein Empfehlungsschreiben aufsetzen und Ihnen in Ihr Hotel schicken. Nennen Sie ihr einfach die Einzelheiten, bevor Sie gehen. Wenn Sie so ein Schreiben vorlegen, werden Ihnen die chinesischen Behörden vielleicht eine Reisegenehmigung erteilen.«

»Danke. So ein Schreiben würde die Sache sicher enorm erleichtern.«

Das Taschenmesser fühlte sich schwer an in seiner

Hand. Der Besuch neigte sich seinem Ende zu, und er hatte noch immer keine Gelegenheit gehabt, es zu verstecken. Trotz aller inneren Anspannung deutete er mit einem strahlenden Lächeln auf die zwei Schiffsmodelle auf Cruyffs Schreibtisch. Vier weitere befanden sich in Glasvitrinen an den Wänden.

Er sagte: »Ich bewundere schon die ganze Zeit Ihre Schiffe, Monsieur. Sehr schön. Haben Sie sie selbst gebaut? Ihr Hobby?«

Cruyff winkte lachend ab. »Nein, nein. Sie wurden von Profis angefertigt. Es sind Nachbildungen einiger unserer besonders erfolgreichen Schiffe. Donk & LaPierre ist nämlich in erster Linie eine Reederei, müssen Sie wissen.« Er beobachtete Smith weiter und hatte nicht einmal einen kurzen Blick auf die Schiffe geworfen.

»Arbeiten Sie hauptsächlich mit chinesischen Firmen zusammen?«, fragte Smith unschuldig.

Cruyff erschrak. »Mit chinesischen Firmen? Nein, natürlich nicht.«

»Oh, Entschuldigung. Ich dachte nur. Mir ist nämlich aufgefallen, dass einige Ihrer Schiffsmodelle ihren Namen sowohl in chinesischen Zeichen als auch in lateinischer Schrift tragen.«

Unwillkürlich warf Cruyff einen abrupten Blick nicht auf seine Schiffsmodelle, sondern auf einen Safe, der an der Wand links von seinem Schreibtisch deutlich zu sehen war.

Diese Ablenkung genügte Smith. Erleichtert öffnete er seine Hand und drückte das Taschenmesser mit dem Daumen in den Spalt zwischen den Polstern.

Cruyff heftete seinen Blick sofort wieder auf ihn.

»Nein, das liegt daran, dass alle in Hongkong registrierten Schiffe ihren Namen sowohl in chinesischer wie in unserer Schrift tragen müssen.«

»Natürlich.« Smith sprang auf. »Das hätte ich mir eigentlich gleich denken können. Na, dann will ich Sie nicht mehr länger aufhalten. Sehr freundlich von Ihnen, mich zu empfangen, und ganz besonders, mich Ihr biomodizinisches Institut besichtigen zu lassen.«

»Das ist doch nicht der Rede wert, Herr Doktor.«

Lächelnd und nickend verließ Smith rückwärts das Büro und schloss die Tür.

Im Vorzimmer machte er kurz Halt, um der grimmigen Walküre die Adresse des Shangri-la Hotels und seine Zimmernummer zu geben. Dann ging er zum Empfang, lächelte der umwerfenden Empfangsdame zu und trat durch die gläserne Eingangstür auf den Flur hinaus.

Sein Puls beschleunigte sich, als ein Bote auf ihn zu kam. Der Mann ging jedoch nicht zu Donk & LaPierre, sondern weiter den Flur hinunter. Sobald er verschwunden war, machte Smith einen kurzen Umweg auf die Herrentoilette. Nachdem er sich dort in einem Abteil eingeschlossen hatte, holte er ein winziges Abhörgerät aus seiner Jackentasche und steckte es in sein linkes Ohr. Es hatte etwa die Größe eines Bonbons und war eine dieser bemerkenswerten Errungenschaften geheimdienstlicher Forschungs- und Entwicklungsarbeit. Dann wartete er einen Moment, um sich für seinen großen Auftritt in Stimmung zu bringen.

Plötzlich vollkommen aufgelöst, eilte er aus der Toilette in das Büro von Donk & LaPierre zurück, stürmte an der exotischen Empfangsdame vorbei, als sei seine Rück-

kehr nicht nur geplant, sondern verlangt, und passierte – mit einem abwesenden Winken – auch die erschrockene Brunhilde.

»Muss mein Taschenmesser verloren haben!«, rief er, als er in Charles-Marie Cruyffs Büro platzte.

Cruyffs saß zurückgelehnt in seinem Chefsessel und sprach vertraulich ins Telefon. Überrascht sah er mitten im Satz auf.

»Moment!«, fuhr er Smith an.

Smith brummte gereizt: »So was Blödes. *Entschuldigung*. Ich muss mein Messer verloren haben. Warten Sie mal, ich habe hier gestanden, und dann ...« Er blieb vor dem Schreibtisch stehen und sah sich in dem luftigen Büro um, als versuchte er sich zu erinnern, was er beim Hereinkommen gemacht hatte.

Cruyff sah ihn finster an. »Ich führe gerade ein wichtiges Gespräch, Dr. St. Germain. Bitte machen Sie schnell.« Er hielt inne, um auf die Telefonstimme zu hören.

Das Richtmikrofon in Smiths Ohr empfing Cruyffs Worte, die er in den Hörer nuschelte, laut und deutlich.

Cruyff hatte die Hand um die Sprechmuschel gelegt und flüsterte: »... Ich glaube nicht. Nein, Sir, er hat sich lediglich nach dem Stand unserer Forschung mit Hantaan-Viren erkundigt. Vor allem wollte er wissen, ob wir an irgendwelchen Impfstoffen arbeiten. Er wollte eine Einladung haben, um unser Labor in der Volksrepublik besuchen zu können. Was? Nein, da ist nichts faul an der Sache. Er arbeitet tatsächlich bei USAMRIID, Sir, ja. Das muss ein Zufall sein. Was? Ähm, ja, eine eigenartige Frage hat er tatsächlich gestellt – ob wir hauptsächlich mit chinesischen Firmen zusammenarbeiten. Er sah meine Schiffsmodelle und ...«

Smiths Blick blieb auf der Couch ruhen. »Ah, hier muss es gewesen sein!« Er setzte sich und fasste zwischen die Polster.

»Ich bin sicher, da täuschen Sie sich, Sir.« Cruyff beobachtete seinen Besucher stirnrunzelnd weiter bei seiner Suche. »Ich würde sagen, etwas über eins achtzig, ja, und ...«

Smith hatte genug gehört. Besser, er verschwand, bevor Cruyff zu misstrauisch wurde. Mit einem erleichterten Grinsen zog er das Taschenmesser aus seinem Versteck und hielt es hoch. »Hier ist es. Muss mir aus der Tasche gefallen sein. Entschuldigen Sie bitte die Störung, und noch mal vielen Dank, Monsieur Cruyff.«

Als er zur Tür hinausschoss, rannte er fast die erboste Walküre um, die gerade nach dem Rechten sehen wollte.

Kurz darauf trabte Smith den Flur zu den Fahrstühlen hinunter. Die einzige offene Lifttür schloss sich gerade. Er spurtete los, konnte sich noch hindurchzwängen und drückte auf den Knopf.

Als der Lift losfuhr, lächelte er sich grimmig selbst zu: Offensichtlich gab es in der Firma jemanden, der höher gestellt war als der Leiter der asiatischen Niederlassung. Und zwar so viel höher, dass Cruyff ihn nicht hatte warten lassen wollen, während er, Smith, nach seinem Messer gesucht hatte. Und der Betreffende hatte herauzubekommen versucht, ob Major Kenneth St. Germain wirklich bei USAMRIID war ... ob er irgendwelche ungewöhnlichen und unerwarteten Fragen gestellt hatte ... und wie er ausgesehen hatte.

Und was für eine Bedeutung hatte Cruyffs erschrockener Blick zum Safe, als Smith sich erkundigte, ob Donk & LaPierre mit chinesischen Firmen zusammenarbeitete?

Manila

Ralph McDermid lag in dem hohen Raum, der einst spanische Granden beherbergt hatte, unter seidenen Laken auf dem Himmelbett und knurrte ins Telefon: »Was sonst noch?« Seine Lockerheit und seine gute Laune waren längst verflogen.

Charles-Marie Cruyff vervollständigte die Beschreibung des Mannes, der ihn aufgesucht hatte, um ihm Fragen zu stellen, die sich problemlos auch telefonisch oder per E-Mail hätten beantworten lassen, und der sich erkundigt hatte, ob Donk & LaPierre mit chinesischen Reedereien zusammenarbeitete.

»Er ist schätzungsweise Anfang vierzig«, sagte Cruyff. »Sportliche Figur. Sah aus, als würde er regelmäßig Sport treiben oder ins Fitnessstudio gehen.«

»Dunkles, nach hinten gekämmtes Haar?«

»Nein, Sir. Eher dunkelblond, würde ich sagen, und auf der Seite gescheitelt. Ich bin sicher ...«

»Okay. Im Shangri-la Hotel, sagen Sie? In Kowloon?«

»Dorthin soll ich ihm jedenfalls mein Empfehlungsschreiben schicken.«

»Warten Sie damit noch ein paar Stunden. Bis ich wieder in Hongkong zurück bin.«

»Wie Sie wünschen, Mr. McDermid. Aber ich bin sicher, er ist der Mann, als der er sich ausgegeben hat. Vergessen Sie nicht, der Termin wurde von USAMRIID über unsere Zentrale in Antwerpen vereinbart.«

»Vielleicht haben Sie Recht, Charles-Marie. Vielleicht will er wirklich bloß Ihre Forscher besuchen. Wir unterhalten uns ausführlicher, wenn ich in Hongkong

zurück bin. Bis dahin nehmen Sie sich dieser Angelegenheit an.«

»Selbstverständlich, Mr. McDermid.«

McDermid legte auf und ließ sich mit geschlossenen Augen auf das Bett zurücksinken. Seine gute Laune stellte sich ebenso wenig wieder ein wie seine Lockerheit. Als das Mädchen, parfümiert und schimmernd nackt aus dem Bad kam, schlug er die Augen auf und schickte sie mit einem kurzen Winken weg. Sobald sie gegangen war, griff er nach dem Telefon und wählte.

Am anderen Ende der Leitung meldete sich sofort eine glatte Stimme. »Ja?«

»Ich bin's. Das Problem in Shanghai ist möglicherweise doch noch nicht aus der Welt geschafft.« McDermid beschrieb den USAMRIID-Wissenschaftler und sein Auftauchen bei Donk & LaPierre. Der andere Mann hörte zu und stellte ruhige, kluge Fragen.

Je länger McDermid den Sachverhalt darlegte, desto ruhiger wurde er. Der Mann mit der glatten Stimme war der Schlüssel für seine Zukunft. Die Altman Group hatte es weit gebracht, aber jetzt, wo er den Schlüssel in der Tasche hatte, konnte sie es noch weiter bringen. Die Zukunft war unbegrenzt. Als sie das Gespräch beendeten, lächelte McDermid wieder.

Basra, Irak

Fast immer, wenn Ghassan einen Auftrag des Amerikaners annahm, dachte er an den Tag in Bagdad zurück, als er, bereits dem Tod geweiht, nicht dank Allahs Gnaden,

sondern dank der Eitelkeit der Republikanischen Garden verschont worden war. Er war damals nach seinem Versuch, Dr. Mahuk zu schützen, in seinem Laden festgesessen und hatte eigentlich keine Überlebenschance mehr gehabt. Doch dann waren auf der Jagd nach dem unbewaffneten Doktor plötzlich weitere Gardisten vorbeigestürmt. Sie hatten ihn nicht bemerkt, und die anderen vergaßen ihn, als sie ihnen folgten, um ebenfalls für sich in Anspruch nehmen zu können, an einer Festnahme beteiligt gewesen zu sein.

Ghassan hatte sich, eine Blutspur hinter sich herziehend, nach draußen geschleppt. Von da an hatte er nicht nur gehinkt, sondern auch alle Furcht abgelegt und sein Leben in den Dienst der Befreiung seines Landes gestellt. Über Dr. Mahuk hatte er wieder mit Colonel Smith Kontakt aufgenommen und begonnen, einer amerikanischen Stimme am Telefon zu helfen.

An diesem Abend war Ghassan wieder einmal in einer Mission für die Amerikaner unterwegs. Ganz in Schwarz gekleidet, kauerte er auf dem Dach des Gebäudes neben seinem Ziel – fünf Stockwerke Ziegel und Mörtel, zernarbt von den Geschossen der Amerikaner und der Republikanischen Garden. Jetzt beherbergte es die örtliche Niederlassung der Tigris Export-Import GmbH, Landwirtschaftliche Chemikalien, einer der wenigen Firmen, die mit dem Ausland Handel treiben durften. Ein Stück weiter ragten die hohen Bronzestatuen der 101 Märtyrer des Heiligen Krieges gegen den Iran in den Himmel. Sie befanden sich nur ein paar Straßen weiter, Silhouetten entlang der Kanal-Promenade. Nach Jahren der Untätigkeit wimmelte es jetzt auf dem Kanal wieder von Schiffen

und Fischerbooten, die den Schatt el-Arab hinauf und hinunter fuhren. Ihre Lichter blinkten beruhigend durch die Nacht.

Endlich hörte er unten am Eingang Geräusche. Er spähte über die Brüstung. Das Reinigungspersonal machte sich auf den Heimweg. Der Vorarbeiter schloss noch die Tür ab, um ihnen dann ebenfalls zu folgen. Es konnte losgehen. Ghassan klinkte ein dünnes Stahlseil an seinem Geschirr fest, holte tief Luft und seilte sich an der Fassade ab. An der ersten Fensterreihe entfernte er mit einem Saugnapf und einem Glasschneider ein Stück der Scheibe. Er fasste durch das Loch, öffnete das altmodische Fenster und kletterte nach drinnen. Sein Eindringen zu vertuschten, war nicht wichtig; bei der Ausführung seines Auftrags unentdeckt zu bleiben, allerdings schon.

Rasch und lautlos huschte er an mehreren Büros vorbei in das angrenzende Gebäude. Schließlich fand er das Büro des Zweigstellenleiters von Tigris Export-Import. Er knipste seine kleine Taschenlampe an und ging die einzelnen Aktenschränke durch, bis er den richtigen Schub und die richtige Akte fand – Flying Dragon Enterprises, Shanghai. Die Durchsicht der Dokumente ging langsam vonstatten, als ihm lieb war, da der gesamte Schriftverkehr mit China auf Englisch erfolgt war.

Da war es. Das fünfte Dokument von vorn – ein Verzeichnis. Sorgfältig verglich er die englische Frachtaufstellung auf dem Dokument mit der Liste, die ihm der stille Amerikaner diktiert hatte. Als er sich endlich vergewissert hatte, dass sie identisch waren, fiel ihm ein Stein vom Herzen. Das Dokument war das richtige. Nach einem kurzen Moment des Triumphs steckte er es in den

Plastikumschlag, den er unter seinem Hemd angeschnallt trug, stellte den Ordner in den Schrank zurück und eilte durch das Bürogebäude wieder zum Fenster. Dort klinkte er das Drahtseil fest, kletterte nach draußen und stand wenige Sekunden später auf dem Dach. Noch bevor er seine Ausrüstung in dem kleinen Hüftbeutel verstaut hatte, begann er bereits die Treppe hinunterzueilen. Auf der Straße zog er sich erst einmal in eine dunkle Nische zurück, um seine Umgebung zu beobachten.

Ein Patrouillenfahrzeug der Republikanischen Garden fuhr langsam vorbei.

Sobald es nicht mehr zu sehen war, sprintete Ghassan los. Noch zwei weitere Male musste er sich auf dem Heimweg verstecken, weil Patrouillen vorbeikamen. Doch dann, über dem Schatt el-Arab graute bereits der Morgen, erreichte er endlich sein winziges Zimmer. Immer noch aufgeputscht von Adrenalin, holte er sein Spezialhandy aus seinem Versteck unter den Bodenbrettern und wählte die Nummer des Amerikaners. Wo das Büro des Amerikaners war, wusste er nicht. Er hatte ihn nie gefragt, und der Amerikaner hatte es ihm von sich aus nie gesagt.

»So erhältst du also deine Befehle, Ghassan? Wie raffiniert von dem Amerikaner. Aber sie haben natürlich viele Hilfsmittel, die wir nicht haben.«

Ghassan wirbelte herum. Das Gesicht des Sprechers war im Dunkeln verborgen, aber die Pistole in seiner Hand reflektierte einen Strahl des Morgenlichts. »Gib mir das Telefon und das Dokument.«

Entdeckung war etwas, was Ghassan jeden Tag fürchtete, und er hatte alles getan, um darauf vorbereitet zu sein. Ohne sich viele Gedanken oder Bedauern zu gestat-

ten, biss er auf die Zyanidkapsel in seinem Zahn und ließ das Telefon zu Boden fallen, wo er es mit dem Fuß zertrat. Ein gewaltiger Schmerz schoss durch seinen Körper. Er hatte das Gefühl, in unendliche Finsternis zu fallen. Als er, sich vor Schmerzen krümmend, zusammenbrach, erfüllte ihn tiefe Verzweiflung: Der Tod war nichts. Versagen war alles. Und er hatte versagt.

18

Washington, D. C.

Der Stabschef des Präsidenten, Charles Ouray, ging im leeren Wohnzimmer der Präsidentenunterkunft im Weißen Haus auf und ab. Der Tag brach an, und durch die Fenster drang fahles Licht. Von Zeit zu Zeit griff Ouray, Anfang sechzig, nach dem imaginären Päckchen Zigaretten in seiner Hemdtasche, das er zum letzten Mal vor neunzehn Jahren, als er versprochen hatte mit dem Rauchen aufzuhören, dort hingesteckt hatte. Sein Gesicht, fast dreieckig, war finster, und seine Bewegungen waren vor Anspannung fahrig.

Alle fünf Minuten sah er auf die Uhr. Sobald er die Tür des Präsidentenschlafzimmers aufgehen hörte, drehte er sich um.

Fertig angezogen und wie aus dem Ei gepellt, erschien Sam Castilla. Sein mächtiger Körper wirkte in dem maßgeschneiderten Anzug geradezu grazil. »Wann kommt der Botschafter, Charlie?«

»In zwanzig Minuten, Sir. Er klang besorgt. *Sehr* besorgt. Er hat ausdrücklich betont, die Sache wäre äußerst ernst, und hinzugefügt, Sie wüssten, was er meint. Er wollte ein sofortiges Treffen. Man könnte sogar fast sagen, er hat eines *gefordert*.«

»Und? Hat er es gefordert oder nicht?«

Ouray ließ sich nicht ablenken. »Und Sie, Mr. President?«

»Was soll mit mir sein, Charlie?«

»Wissen Sie, wieso ihm der Arsch so auf Grundeis geht?«

»Ja«, sagte Castilla nur.

»Aber ich nicht.«

Der Präsident machte ein leicht betretenes Gesicht, sagte aber nichts.

Ouray sah Castilla unverwandt an. Dem Präsidenten eine Information zu entlocken, schien manchmal schwieriger, als in Fort Knox einzubrechen. Der Stabschef sagte nachdenklich: »Die undichten Stellen machen uns alle misstrauisch. Ich habe mich dabei ertappt, dass ich meinem Assistenten nichts über die Militärbudgetsitzung erzählen wollte. Clarence arbeitet jetzt schon zwanzig Jahre für mich. Ich weiß, ich kann ihm hundertprozentig vertrauen.«

Der Präsident seufzte schwer. »Sie haben Recht. Ich hätte es Ihnen sagen sollen.« Er zögerte, als wäre er immer noch unschlüssig. Dann verzog er das Gesicht und nickte. Er hatte einen Entschluss gefasst. »Es geht um einen chinesischen Frachter, die *Dowager Empress*. Sie ist Anfang des Monats von Shanghai in Richtung Basra in See gestochen. Uns liegt von einer zuverlässigen Quelle ein

unbestätigter Bericht vor, dass sie um die fünfzig Tonnen Thiodiglykol und Thionylchlorid an Bord hat.«

Ouray sah ihn fassungslos an. Seine Stimme stieg an.
»Hautkampfstoffe und Nervengas? Eine zweite *Yinhe*?«

»In einer vielschichtigeren, komplexeren und gefährlicheren weltpolitischen Situation als zu Zeiten des Kalten Krieges. Da fängt man direkt an, sich nach dieser fürchterlichen Zeit zurückzusehnern, als sich nur zwei behaarte, mit Knüppeln bewaffnete Riesen gegenüberstanden und auf eine Gelegenheit zum Zuschlagen lauerten. Keine schöne Welt, Charlie, aber sie war simpel gestrickt. Mittlerweile haben wir einen wirklich großen Riesen, einen kranken Riesen, einen schlafenden Riesen und tausend Wölfe, die an unseren Fesseln nagen und nur darauf warten, uns an die Kehle zu gehen.«

Ouray nickte. »Und was hat den Botschafter kopfscheu gemacht?«

»Wahrscheinlich haben sie gemerkt, dass wir ihren Frachter von einer Fregatte beschatteten lassen.« Der Präsident war sehr ernst. »Ich hatte gehofft, uns bliebe mehr Zeit.« Er hielt inne. »Allerdings habe ich Grund zu der Annahme, dass Beijing nichts über die Fracht weiß – oder wusste. Ein privates Geschäft. Aber das spielt letztlich keine Rolle, oder?«

»Solange wir es nicht beweisen können, nein.«

»Ganz genau.«

»Können wir es beweisen?« Ouray klang hoffnungsvoll.

»Noch nicht. Wir arbeiten daran.«

Eine Weile standen die zwei Männer schweigend da und blickten auf ihre polierten Schuhe hinab, während

sich der Präsident innerlich wappnete. Gleich würde er das Spiel spielen müssen, das ihm so zuwider war. Sich aufplustern, drohen, besänftigen, mit Worten fechten und schlichtweg lügen. Zeit schinden. Die gefährliche diplomatische Spiegelfechterei, die so schnell tödliche Dimensionen annehmen konnte.

Seufzend knöpfte der Präsident schließlich seine Anzugjacke auf und zog sich die Hose hoch. »Na schön, dann wollen wir mal mit Seiner Exzellenz reden.« Er rieb die Hände aneinander. »Auf in den Kampf.«

Im Oval Office hatten sich der Präsident und sein Stabschef höflich vor den Schreibtisch gestellt, als Botschafter Wu Bangtiao eintrat. Der Botschafter der Volksrepublik China war ein kleiner Mann mit dem raschen, agilen Schritt des international erfolgreichen Fußballers, der er einmal gewesen war. Er trug zwar betont provokativ einen dunkelblauen Mao-Anzug, aber das Lächeln auf seinen Lippen war, wenn auch verhalten, durchaus freundlich.

Der Präsident, dem die widersprüchliche Botschaft nicht entging, beobachtete Ouray aus dem Augenwinkel. Auch sein Stabschef hatte ein verhaltenes Lächeln aufgesetzt, dem der Präsident entnahm, dass sein langjähriger Verbündeter die Signale ebenfalls gedeutet hatte.

»Sehr freundlich von Ihnen, mich so kurzfristig zu empfangen, Mr. President«, begann Wu Bangtiao mit leichtem kantonesischem Akzent. Allerdings wusste der Präsident, dass er perfektes Oxbridge-Englisch sprechen konnte. Er hatte mehrere Jahre in Christ Church und an der University of London studiert. »Sie sind sich, bin ich

mir sicher, des Grundes meines überstürzten Besuches bewusst, Mr. President.« Trotz der positiven Signale streckte der Botschafter nicht die Hand aus.

Der Präsident deutete neben sich. »Sie kennen meinen Stabschef Charles Ouray, Herr Botschafter?«

»Wir hatten schon oft das Vergnügen«, entgegnete Wu Bangtiao mit einer gewissen Schärfe im Ton, um zu zeigen, dass er den Themawechsel bemerkte hatte.

»Dann nehmen wir doch erst einmal Platz«, sagte Castilla herzlich.

Er deutete auf einen der bequemen Ledersessel vor seinem Schreibtisch. Während der Botschafter Platz nahm, kehrte der Präsident zu seinem großen Schreibtischsessel zurück. Ouray setzte sich in einem Abstand auf einen Stuhl seitlich an der Wand. Botschafter Wus Füße berührten kaum den Boden, der Sessel war für wesentlich größer gewachsene Rancher aus New Mexico gedacht, was natürlich genau der Grund war, warum der Präsident ihn dort hatte Platz nehmen lassen.

Sich ein Grinsen verkneifend, lehnte sich der Präsident zurück und sagte freundlich: »Was den Grund Ihres Erscheinens angeht, Botschafter Wu, habe ich leider keinerlei Anhaltspunkte. Warum sagen Sie es mir nicht?«

Wus Augen und sein Lächeln wurden verkniffener. »Einer unserer Frachter meldet, dass er auf hoher See von einer Ihrer Fregatten, der USS *John Crowe*, beschattet wird.«

Charles Ouray sagte: »Sind Sie sicher? Ist die Fregatte nicht bloß auf demselben Kurs, Herr Botschafter?«

Wus Blick wurde eisig. Er richtete ihn auf Ouray. »Da Ihr Kriegsschiff wesentlich schneller ist als ein gewöhnlicher Frachter, aber schon mehrere Stunden seine Position

hinter ihm hält, lässt das nur einen Schluss zu: Die *Crowe* beschattet die *Empress*.«

»Ich würde nicht behaupten, dass das die einzige Erklärungsmöglichkeit ist«, entgegnete der Präsident ruhig.

»Darf ich fragen, wo genau Ihr Schiff sich befindet?«

»Im Indischen Ozean.« Er sah auf die Uhr. »Oder inzwischen vielleicht schon im Arabischen Meer.«

»Aha. Und sein Zielhafen ist ...?«

»Mit Verlaub, Mr. President ... das tut kaum etwas zur Sache. Das Schiff befindet sich auf hoher See, wo jeder souveränen Nation der Welt das Fahrtrecht zu jedem beliebigen Hafen zusteht.«

»Wir beide wissen, Herr Botschafter, dass das Gewäsch ist. Nationen wahren ihre Interessen. Das tut Ihre. Das tut meine.«

»Und welche Interessen wahren die Vereinigten Staaten, indem sie ein unbewaffnetes Handelsschiff in internationalen Gewässern behelligen, Sir?«

»Das versuche ich Ihnen doch die ganze Zeit zu erklären, Botschafter Wu. Da ich über die *Crowe* nicht informiert worden bin, weiß ich keine Einzelheiten, nicht einmal, dass sich Ihr Frachter in der Nähe unserer Fregatte befindet. Aber wenn zutrifft, was Sie sagen, nehme ich an, dass dieser Sachverhalt auf eine hinreichend bekannte Routineoperation unserer Navy zurückzuführen ist.«

»Amerika beschattet routinemäßig chinesische Schiffe?«

Der Präsident explodierte. »Das ist doch kompletter Unsinn, und das wissen Sie sehr genau! Egal, was der Grund für diese angebliche Beschattung ist, ich werde es herausfinden. Ist das alles, Herr Botschafter?«

Wu Bangtiao zuckte mit keiner Wimper. Er stand auf.
»Ja, Mr. President. Außer dass mir meine Regierung Anweisung erteilt hat, Sie darauf hinzuweisen, dass wir unser freies Fahrtrecht auf hoher See verteidigen werden. Auch gegen jegliche Einmischungen und Angriffe seitens der Vereinigten Staaten.«

Der Präsident stand noch schneller auf. »Bestellen Sie Ihrer Regierung, dass wir uns, falls Ihr Frachter gegen internationale Gesetze, Bestimmungen oder akzeptierte Beschränkungen verstößt, das Recht vorbehalten, einzuschreiten, um einen solchen Verstoß zu unterbinden.«

»Ich werde Ihre Ansicht meiner Regierung unterbreiten.« Wu verneigte sich vor Castilla, nickte Ouray zu, drehte sich elegant um und stolzierte aus dem Oval Office.

Der Präsident starrte auf die Tür, die sich hinter Wu Bangtiao geschlossen hatte, ohne sie wirklich zu sehen. Charlie Ouray ging es ähnlich.

Schließlich erklärte der Präsident: »Sie wissen nicht, was die *Empress* an Bord hat.«

»Nein. Aber ändert das etwas an der Sache?«

»Normalerweise würde ich sagen, nein.« Castilla rieb sich das Kinn. »Nur war diesmal die Zurückhaltung etwas stärker, als ich erwartet hätte. Finden Sie nicht auch?«

Ouray beugte sich stirnrunzelnd vor und verschränkte die Hände zwischen den Beinen. »Ich weiß nicht recht. Was er zum Schluss gesagt hat, hörte sich für mich eigentlich ganz nach der üblichen Standardwarnung an, dasselbe Blabla wie immer.«

»Pro forma. Wie nicht anders zu erwarten. Aber Wu ist ein wahrer Meister der Nuancierung, und ich hatte den Eindruck, dass sein Auftreten diesmal darauf hindeutete,

dass die Warnung tatsächlich pro forma erfolgte. Ich würde sogar sagen, er wollte es als Hinweis darauf verstanden haben, dass es *Getue war*.«

»Durchaus möglich. Aber er weiß, dass wir gelogen haben, was die *Crowe* angeht.«

»Natürlich weiß er das, aber andererseits hat er es mir durchgehen lassen. Er hat mich nicht zur Rede gestellt, und er sprach die formelle Warnung erst aus, als ich ihn entließ, womit ihm ja gar keine andere Wahl blieb, als sie auszusprechen, wenn er nicht mit leeren Händen wieder gehen wollte.«

»Er kam auch nicht gerade Feuer spuckend an, so viel steht fest. Aber er trug eindeutig die Mao-Rüstung.«

»Seine Präsentation war doppeldeutig«, fand der Präsident. »Ja, das war die Botschaft. Beijing, oder zumindest die Mehrzahl des Ständigen Ausschusses, tappt eindeutig im Dunkeln. Trotzdem können sie nicht zulassen, dass China vor aller Welt herumgeschubst wird, und zwar egal, was die Hintergründe sind. Andererseits habe ich herausgelesen, dass die Chinesen nicht auf eine Konfrontation aus sind. Sie werden die Sache nicht publik machen, zumindest nicht sofort. Sie lassen uns etwas Spielraum und etwas Zeit.«

»Schon, aber wie viel?«

»Mit etwas Glück zumindest so lange, bis sich die *Empress* Basra so weit genähert hat, dass wir etwas unternehmen müssen.« Der Präsident schüttelte bedrückt den Kopf. »Oder bis das Ganze an die Öffentlichkeit durchdringt, explodiert oder sich in Nichts auflöst.«

»Dann sollten wir es lieber verdammt gut unter Verchluss halten.«

»Und uns den Beweis beschaffen.«

»Allerdings«, sagte Ouray. »Ich hätte da einen Vorschlag.«

»Ja?«

Ouray blieb vornübergebeugt, als hätte er heftige Bauchschmerzen. Sein alterndes Gesicht wirkte zerbrechlich. »Nachdem ich Sie und Wu miteinander sprechen gehört habe, ist mir noch deutlicher bewusst geworden, dass diese Angelegenheit strengster Geheimhaltung unterliegen muss. Trotzdem ist es an der Zeit, Verteidigungsminister Stanton, Außenminister Padgett und Vizepräsident Erikson hinzuzuziehen, weil wir es mit der chinesischen Regierung zu tun kriegen werden. Das heißt, Stanton und Padgett müssen im Bilde sein. Und wenn – was Gott verhüten möge – Ihnen etwas zustoßen sollte, muss sich der Vizepräsident der Sache annehmen. Wir müssten ihn umgehend in vollem Umfang ins Bild setzen. Und dafür könnte die Zeit nicht reichen.«

Castilla überlegte. »Was ist mit den Vereinigten Stabschefs?«

»Vorerst reicht es wahrscheinlich aus, wenn Brose Bescheid weiß. Die anderen könnten zu schnell den Finger am Abzug haben und die Sache unnötig verkomplizieren.«

»In Ordnung, Charlie. Einverstanden. Arrangieren Sie ein Treffen. Holen Sie Brose dazu.«

»Jawohl, Sir. Danke, Sir.«

Nachdem Ouray gegangen war, drehte sich der Präsident zu den hohen Fenstern hinter seinem Schreibtisch um. Ein paar Sekunden lang sah er in Gedanken einen kleinen Jungen und lächelte still in sich hinein. Der Junge war genauso, wie er gewesen war, zu groß für sein Alter

und mit zerzaustem strohblondem Haar. Er reckte die Arme einem Mann entgegen. Der Mann bückte sich, um ihn hochzuheben. Aber das Gesicht des Mannes war verschwommen, unscharf. Das Kind konnte das Gesicht nicht sehen, konnte seinen Vater nicht sehen.

Hongkong

Smith schlängelte sich vor dem Gebäude, in dem sich Donk & LaPierre befand, durch die Menschenmassen und den Verkehr über die Stanley Street und betrat ein Dairy Farm-Eiscafe. Lautes Hupen und chinesische Flüche durchlöcherten die Luft. Er bestellte eine Tasse Kaffee und beobachtete den Eingang des Renommierbaus. Als keine Wachmänner in Uniform oder Zivil nach draußen gestürmt kamen, als suchten sie nach jemandem, trank er seinen Kaffee aus und nahm sich ein Taxi ins Hotel zurück.

Er war auch jetzt noch auf der Hut und behielt seine Umgebung scharf im Auge, als sich das Taxi durch den Stau kämpfte, in den Tunnel fuhr, der unter dem Hafen hindurch nach Kowloon führte, und schließlich vor dem Shangri-la hielt. In seinem Zimmer ließ er sich aufs Bett fallen und erstattete Fred Klein über sein abhörsicheres Handy Bericht. Wie üblich saß Klein an seinem Schreibtisch in der Anacostia-Marina.

»Gehen Sie eigentlich auch mal nach Hause, Fred?« Smith vergegenwärtigte sich das dunkle Büro mit den geschlossenen Läden und Vorhängen, die den Tag in ewige Nacht verwandelten.

Klein ging nicht auf die Frage ein. »Offensichtlich sind Sie wohlbehalten angekommen.«

»Bisher ja.« Er zögerte. In seinem Mund war ein saurer Geschmack. »Aber ich habe einen Fehler gemacht.«

»Wie schlimm?«

»Schwer zu sagen.« Er berichtete von dem Anruf bei Donk & LaPierre. »Anscheinend gibt es keinen Jan Donk, oder die Telefonnummer existiert offiziell nicht, oder beides. Vielleicht war es eine speziell für Yu Yongfu eingerichtete Nummer, die nur er kannte, und ich habe mich nicht gerade wie ein chinesischer Großunternehmer angehört.«

»Es könnte ein Anschluss sein, der eigens für den Empress-Deal eingerichtet wurde.«

»Wie dem auch sei, bei Donk & LaPierre wissen sie jetzt, dass diese Nummer jemand hat, der sie eigentlich nicht haben sollte, und dass sich der Betreffende in Hongkong aufhält und sich möglicherweise für die *Empress* interessiert. Sie waren immerhin so beunruhigt, dass sie ein paar bewaffnete Männer zu der Telefonzelle geschickt haben. Womit wir beim nächsten Problem wären.«

»Ich kann es kaum erwarten.« Kleins Stimme klang müde, gereizt. »Glauben Sie wirklich, dieser Sache gewachsen zu sein, Colonel?«

»Wenn Sie mich nach Hause holen wollen, gern, jederzeit«, brummte Smith.

Darauf trat überraschtes Schweigen ein. »Schon gut, schon gut, Jon. Entschuldigung. Wollte nur der Situation etwas von ihrem Ernst nehmen. Sie ist nämlich alles andere als erfreulich.«

»Gibt's bei Ihnen auch Ärger?«

»Die Chinesen haben unsere Fregatte entdeckt. Der Botschafter schlägt Wellen, wenn Sie mir die nautische Metapher verzeihen.«

»Ist die Kacke schon am Dampfen?«

»Der Präsident meint, noch nicht. Bisher scheinen sie es beim üblichen Geplänkel zu belassen. Aber ich brauche Ihnen wohl nicht eigens zu sagen, dass das nicht lange so bleiben wird. Deshalb würde ich mich über ein paar gute Nachrichten freuen, bevor Sie mich mit dem nächsten Problem deprimieren. Ist bei Ihrem Termin bei Donk & LaPierre etwas herausgekommen?«

»Drei Dinge. Direktor Cruyff hat etwas in seinem Safe, über das er sich Sorgen macht, und er hat es nicht gern, nach Beziehungen zu chinesischen Firmen gefragt zu werden.«

»Das sind erst zwei.«

»Das Dritte ist das Wichtigste. Hinter der Sache steckt jemand wesentlich Höheres – jemand, dem Cruyff unterstellt ist und der weiß, wie ich aussehe und dass ich in Shanghai war.« Er schilderte den Verlauf des Treffens und seine Rückkehr in das Büro, um das Telefonat abzuhören.

»Cruyffs Chef in Antwerpen zu identifizieren dürfte doch nicht allzu schwer sein.«

»Nachdem Cruyff Englisch mit ihm gesprochen hat – nicht Französisch oder Flämisch –, glaube ich nicht, dass er mit Antwerpen telefoniert hat. Nein, wer auch immer sein Boss ist, er hält sich hier in Hongkong auf. Meine blonde Perücke hat seine und Cruyffs Bedenken gerade so weit entschärft, dass sie sich etwas mehr Zeit lassen wer-

den, aber früher oder später schicken sie auf jeden Fall jemand in mein Hotel. Ich brauche Informationen über den Mann an der Spitze, damit ich mein weiteres Vorgehen besser abstimmen kann.«

»In Zeiten internationaler Großkonzerne und Holdinggesellschaften ist nicht auszuschließen, dass seine Bosse in Belgien keine Engländer oder Amerikaner sind. Aber trotzdem, ich werde der Sache nachgehen. Was werden Sie jetzt tun?«

»Essen. Zur Abwechslung mal etwas Gescheites. Und schlafen. Endlich wieder einmal ein ganze Nacht durchzuschlafen, könnte mir bestimmt nicht schaden.«

»Ich schlafe nicht, und der Präsident auch nicht.«

»Bei Ihnen ist es ja auch Morgen.«

»Das habe ich damit nicht gemeint. Nehmen Sie Ihr Handy mit und legen Sie es zusammen mit Ihrer Pistole unter Ihr Kopfkissen, wenn Sie schlafen. Sie hören von mir, Colonel. Träumen Sie was Schönes.«

In der Luft, auf dem Weg nach Hongkong

Ralph McDermid betrachtete den besten Firmenjet – eine im Retro-Look eingerichtete 757 mit Gourmetküche, kirschbaumvertäfeltem Besprechungszimmer und Schlafsuite – als sein persönliches Transportmittel. Seine kostenlose Benutzung war ihm sogar offiziell in seinem vierzigseitigen Beschäftigungsvertrag zugesichert worden, der neben den üblichen Aktienoptionen und monetären Anreizen selbstverständlich auch ein umfangreiches Abfindungspaket, Versicherungen, die Nutzung von Firmen-

fahrzeugen, Reinigungsdienstleistungen, Club-Mitgliedschaften sowie von Häusern und Wohnungen rund um den Globus enthielt.

Von den schnurrenden Düsentriebwerken fast in den Schlaf gelullt, saß er mit hochgelegten Füßen weit zurückgelehnt da, als das Telefon klingelte. Es war Feng Dun.

McDermid war sofort hellwach. »Wo haben Sie die ganze Zeit gesteckt?«, wollte er wissen. »Ich habe dreimal versucht, Sie zu erreichen!«

Fengs Stimme wurde eisig. »Ich habe mich umgesehen und telefoniert, Taipan.«

McDermid war sich nie ganz sicher, ob Fengs Verwendung des alten Ehrentitels beleidigend sein sollte. Aber er vermutete es. Im 19. Jahrhundert hatten die Chinesen mit dem Titel *taipan* europäische und amerikanische Glücksritter bezeichnet, die aus Hongkong und China riesige Vermögen herausgeholt und dafür wenig zurückgegeben hatten.

Allerdings war McDermid auf Feng angewiesen, weshalb er nur sagte: »Was haben Sie herausgefunden?«

»Li Kuonyi ist verschwunden., Sie war im Haus ihres Vaters, aber jetzt ist sie verschwunden. Niemand weiß, wohin. Weder ihr Personal noch jemand bei Flying Dragon.«

Das beunruhigte McDermid. Nach Yu Yongfus Selbstmord konnten ihnen vonseiten seiner Frau unvorhersehbare Schwierigkeiten erwachsen. Es würde vom Ausmaß ihres Kummers und ihrer Sorge um ihre Kinder abhängen.

»Weiß auch ihr Vater nicht, wo sie ist?«, fragte McDermid.

»Das behauptet er jedenfalls. Ihre Kinder sind bei ihm. Ich werde sie scharf im Auge behalten.«

»Nein. Überlassen Sie das Ihren besten Leuten. Es gibt da etwas anderes, das ich von Ihnen persönlich erledigt haben möchte.«

»Und das wäre ...?«

»Jon Smith. Möglicherweise ist er in Hongkong.«

Feng schnalzte interessiert mit der Zunge. »Dieser Mann ist wie die Schlange um Mitternacht. Ständig taucht er da auf, wo man am wenigsten mit ihm rechnet. Sie haben mich nicht gewarnt, dass er so raffiniert ist.«

McDermid verkniff sich eine Entgegnung. »Ich nehme an, er sucht das zweite Exemplar des Ladeverzeichnisses. Ich weiß, welche Tarnung er benutzt und wo er wohnt. Wie lange brauchen Sie, um nach Hongkong zu kommen und ihn zu töten?«

19

Samstag, 16. September Hongkong

Es war eine Stunde vor Sonnenuntergang, als der schlanke Chinese den Hauptschlüssel aus der Schürzentasche der Nacht-Hausmeisterin nahm und ihren leblosen Körper in die Bettzeugkammer des Hotels zog. Das schlaffe, weiche Fleisch hatte in seiner Trägheit etwas Abstoßendes, wie ein Sack Reis, dessen Inhalt zur Hälfte ausgelauft war. Er machte die Tür zu und schloss sie ab.

Cho war Anfang zwanzig, sah aber wesentlich jünger

aus. Sein Herz klopfte. Obwohl er erfahren war, ein Profi, ließ die Angst nie nach, aber sein jugendliches Äußeres ermöglichte ihm, an Orte zu kommen, zu denen sich ältere Männer keinen Zutritt verschaffen konnten. Das trug ihm viele gut bezahlte Aufträge ein, und er erledigte sie immer tadellos.

Cho rannte den Flur hinunter, bis er das Zimmer mit der entsprechenden Nummer fand. Er steckte den Schlüssel ins Schloss und drückte die Tür so weit auf, wie es die vorgelegte Kette zuließ. Dann lauschte er.

Als er nichts hörte und kein Licht angemacht wurde, zog er die Tür wieder ein Stück zu, schob ein dünnes, selbstgebautes Gerät durch den Spalt und löste damit geschickt die Kette. Nachdem er das Gerät in eine Spezialtasche seiner schwarzen Jeans zurückgesteckt hatte, schllich er in das dunkle Zimmer, schloss geräuschlos die Tür und huschte nach links.

Dort blieb er mit dem Rücken zur Wand eine Weile reglos stehen und wartete, bis sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Er konnte die warme Feuchtigkeit in der dunklen Luft fühlen – seine Beute war irgendwo im Zimmer, tief atmend, schlafend. Die gedämpften Geräusche des Nachtverkehrs tief unter ihm drangen durch die zugezogenen Vorhänge. Ansonsten war nichts zu hören, nichts rührte sich.

Der junge Killer schllich weiter. Auf dem dicken Teppich machten seine in weichen Slipern steckenden Füße kein Geräusch. Er fand das Bett. Der Mann lag rhythmisch atmend auf dem Rücken, nicht ahnend, dass sein Brustkorb in wenigen Sekunden aufhören würde, sich zu heben und zu senken.

Ein Problem gab es: Der Mann lag unter einem Laken und einer Decke. Cho zögerte. Sollte er durch die Decke zustechen, obwohl er sich der genauen Lage des Mannes nicht sicher war, oder sollte er die Decke über die nackte und verletzliche Brust herunterziehen?

Dann sah er die Hand unter der Decke hervorragen. Es war die rechte. Sie hing über die Bettkante. Und sie war so schlaff wie die der Leiche der Hausmeisterin. Während er die Hand beobachtete, zuckte sie. Er folgte der Bewegung unter der Decke den Arm hinauf, über die Schultern und den Brustkorb hinab. Lächelnd zog er den Dolch aus dem Bund seiner amerikanischen Jeans, fasste ihn mit nach unten zeigender Spitze fester und hob ihn.

Jon Smith beobachtete, wie Charles-Marie Cruyff, ein fieses Grinsen auf den Lippen und einen scharfen Dolch zwischen den Zähnen, durch dichten Nebel auf ihn zukam. Von hinten fuhr eine amerikanische Fregatte auf Cruyff zu, aber Smith konnte sehen, dass sie zu spät käme, um ihm zu helfen. Außer dem Piratendolch hatte der grinsende Cruyff auch ein rotes Tuch um den Kopf geschlungen und im Nacken verknotet. Er erreichte das Bett und ...

... Smith öffnete die Augen einen Spalt breit. Sonst bewegte er nichts, nur die Lider. Er hatte von Cruyff geträumt, aber die Gestalt an seinem Bett war nicht Cruyff. Und das war kein Traum. Der schwache Lichtschein, der unter der Tür durchdrang, zeigte die Umrisse einer schlanken Gestalt, die nur noch einen halben Meter von ihm entfernt war. Eine Hand hob sich. Smith sah ein Aufblitzen reflektierten Lichts. Ein Dolch. Sah ihn plötzlich niedersausen.

Seine rechte Hand schoss hoch und packte das Handgelenk. Es war so dünn, dass er dachte, es könnte in seinem Griff brechen. Dann spürte er die Kraft darin. Wie ein erschrockenes wildes Tier wich der Schatten zurück. Mit einer heftigen Zuckung versuchte sich der ganze an dem Handgelenk hängende Körper aus Smiths Zugriff zu befreien.

Smith packte fester zu und riss das Handgelenk zu sich heran, um den Dolch freizuschütteln.

Aber der Dolch fiel nicht. Die Hand ließ ihn nicht los. Als Smith hochschnellte, fiel der zurückweichende Schatten, Smith mit sich reißend, hintenüber und landete von seinem eigenen Schwung mitgenommen rücklings auf dem Boden.

Smith stürzte mit seinem ganzen Gewicht auf ihn, und schlagartig hörte der Mann auf, sich zu bewegen. Keuchend und bis auf seine Boxershorts nackt, spürte Smith plötzlich die Kälte des dunklen Zimmers. Er hörte die gedämpften Geräusche fernen Verkehrs. Der Mann, der ihn angegriffen hatte, rührte sich nicht mehr.

Ohne das Handgelenk des Mannes loszulassen, griff Smith mit der anderen Hand nach dem Messer. Da war kein Messer. Hastig tastete er um das Handgelenk herum den Teppich ab. Auch dort kein Messer. Aber er spürte etwas Heißes, Flüssiges auf seiner nackten Brust. Und da war der schwache metallische Geruch von frischem Blut. Sofort tastete er nach dem Puls am Handgelenk des Mannes. Nichts.

Er sprang auf, machte das Licht an und atmete scharf ein. Der Griff des Dolches ragte seitlich aus dem Brustkorb des Mannes. Er musste sich in seine Seite gebohrt

haben, als er sich im Fallen freizuwinden versucht hatte. Durch sein schwarzes Hemd sickerte Blut.

Smith holte tief Luft. Dann ging er zum Telefon ... und blieb stehen. Er konnte unmöglich die Hongkonger Polizei anrufen. Sie würden ihm Fragen stellen.

Er drehte sich nach der Leiche um und sah, dass das Blut noch nicht in den Teppich gesickert war. Er hob den schmalen Körper hoch – er war in seinen Armen so leicht wie der eines Babys –, trug den Toten ins Bad, legte ihn in die Wanne und trat einen Schritt zurück, um nachzudenken.

Das raue Summen seines Handy ließ ihn herumfahren. Er eilte aus dem Bad und zog das Telefon unter dem Bettzeug hervor.

»Fred? Ich ...«, begann er.

Voller Überschwang hinsichtlich seiner Neuigkeiten schnitt ihm Fred Klein das Wort ab: »Ich habe zwei mögliche Kandidaten für Ihren geheimnisvollen Unbekannten – den Mann, der bei Donk & LaPierre mehr zu sagen zu haben scheint als Charles-Marie Cruyff. Der eine reißt einen nicht gerade vom Hocker, aber der zweite – ich kann Ihnen sagen ...!«

Smith hörte ihm kaum zu. »Ich habe gerade einen Mann umgebracht. Er war so klein, er sah aus wie ein unterernährter Dreizehnjähriger. Hätte ich das Licht nicht angemacht, wäre ich nie auf die Idee gekommen, es könnte ein Erwachsener sein. Er ...«

Der Schock dauerte einen Sekundenbruchteil. Dann: »Warum? Wo?«

»Er sollte mich umbringen. Ein Chinese. Hier im Hotel.«

Kleins Schock wich Bestürzung. »Ist die Leiche noch da?«

»In der Badewanne. Kein Blut auf dem Teppich. Wir haben Glück gehabt, nicht wahr? Ich hatte Glück. Er hätte mich fast erwischt. Irgendein hungriger armer Teufel, der dringend auf ihr Geld angewiesen war, wer immer die Schweine sind, die hinter dem Ganzen stecken. Ich hatte Glück, er nicht.«

»Beruhigen Sie sich, Colonel«, zischte Klein. Dann, fast herzlich: »Das tut mir Leid, Jon.«

Smith holte tief Luft und riss sich zusammen. Einen Augenblick lang schämte er sich für seinen Wunsch nach einem »Abenteuer«, nach etwas Abwechslung von der Eintönigkeit des biomedizinischen Kongresses in Taiwan. »Okay, ich werde die Leiche fortschaffen. Hier werden sie jedenfalls keine Spur von ihr finden.«

Beim Sprechen gingen ihm plötzlich Kleins Worte durch den Kopf: *Ich habe zwei mögliche Kandidaten für Ihren geheimnisvollen Unbekannten – den Mann, der bei Donk & LaPierre mehr zu sagen zu haben scheint als Charles-Marie Cruyff. Der eine reißt einen nicht gerade vom Hocker, aber der Zweite – ich kann Ihnen sagen ...!*

Er spürte, wie sich irgendwo tief in seinem Innern alles zusammenzog. Ihn durchflutete eine Woge wilder Wut, gefolgt von dumpfer Hinnahme. Zum ersten Mal wurde ihm bewusst, wie wichtig es für ihn war, dass er daran glaubte, für eine gute Sache zu kämpfen. Wie hätte diesen Job sonst jemand machen können?

Er fragte forsch: »Wer wäre der nicht so spektakuläre Kandidat für Cruyffs Boss?«

»Louis LaPierre natürlich«, antwortete Fred Klein.

»Der Vorstandsvorsitzende und Direktor der belgischen Mutterfirma in Antwerpen. Er kann zwar bestimmt Englisch, aber er ist Belgier oder genauer Wallone. Seine Muttersprache ist also Französisch, seine zweite Flämisch. Von daher halte ich es für ziemlich unwahrscheinlich, dass er und Cruyff sich auf Englisch unterhalten hätten.«

»Andererseits spricht in Hongkong fast jeder Englisch. Es wäre auch möglich, dass Cruyff und LaPierre nicht wollten, dass jemand in Antwerpen ihr Gespräch mithören könnte.«

»An diese Möglichkeit habe ich auch schon gedacht.«

»Wer ist der zweite Kandidat?«, fragte Smith.

»Jetzt wird es interessant. Wie sich herausgestellt hat, sind meine Finanzexperten auf ein Gewirr von Scheinfirmen, Tochtergesellschaften und ausländischen Unternehmen gestoßen, die letztlich nur der Verschleierung der Tatsache dienen sollen, wem Donk & LaPierre eigentlich gehört. Schließlich konnten sie aber trotzdem eruieren, dass Donk & LaPierre – trotz seiner Größe – die Tochter eines noch wesentlich größeren Konzerns ist, der, wie sich herausstellt, meinem zweiten Kandidaten gehört: der Altman Group.«

»Nie davon gehört.«

»O doch, Sie haben den Namen bestimmt schon mal gehört«, versicherte ihm Klein, »Sie haben ihm bloß keine weitere Beachtung geschenkt. Das geht den meisten so. Die Altman Group zahlt ihre PR-Leute sehr gut dafür, dass sie den Konzern aus den Schlagzeilen halten. In Wirtschaftskreisen kennt die Altman Group jedoch jeder ... dort genießt sie fast legendären Ruf.«

»Na schön, ich höre.«

»Altman ist ein multinationaler Großkonzern ... zugleich ist es aber auch die größte Private Equity Firm der Welt. Das heißt, hier werden täglich riesige Vermögen verdient und verloren. Jetzt nehmen Sie noch hinzu, wer alles in den Vorständen und Aufsichtsräten von Altman sitzt – hochrangige Mitglieder der letzten vier Regierungsmannschaften, einschließlich eines ehemaligen Präsidenten, eines ehemaligen Verteidigungsministers und eines ehemaligen CIA-Chefs. Das ist aber noch nicht alles. Altman Europe wird von einem ehemaligen britischen Premierminister mit einem ehemaligen deutschen Finanzminister als Vize geleitet. An der Spitze von Altman Asia steht ein ehemaliger philippinischer Präsident.«

Smith stieß einen leisen Pfiff aus. »Repräsentativer geht's wohl nicht.«

»Ich habe noch nie von einem anderen Unternehmen gehört, in dessen Sold so viele ehemalige Spitzopolitiker stehen. Die Weltzentrale von Altman befindet sich in Washington, was nicht gerade ungewöhnlich ist. Aber die Adresse dort setzt dem Ganzen noch die Krone auf – in der Pennsylvania Avenue, zwischen Weißem Haus und Capitol. Beide zu Fuß nur fünfzehn Minuten entfernt.«

»Und einen Steinwurf vom Hoover Building«, ergänzte Smith, der diesen Teil der amerikanischen Bundeshauptstadt bestens kannte. »Also genau im Herzen des Washingtoner Establishments.«

»Richtig.«

»Wie ist es dann möglich, dass ich nichts von Altman wusste?«

»Wie gesagt, in puncto Publicity nehmen sie es bei Altman sehr genau.«

»Erstaunlich. Woher kommt der Konzern?«

»Was ich Ihnen jetzt erzähle, sind Informationen, die für jeden zugänglich sind. Aber da sie bei Altman alles daransetzen, bloß kein Aufsehen zu erregen, interessiert sich kaum jemand dafür. Das Unternehmen wurde 1987 gegründet, als ein ehrgeiziger Regierungsbeamter seinen Job kündigte, hunderttausend Dollar aufnahm und seinen ersten prominenten Politiker anheuerte – einen Senator im Ruhestand. Mit ihm als Aushängeschild begann der Aufstieg von Altman. Die Firma kaufte verschiedene Unternehmen auf, behielt einen Teil davon, während sie andere wieder verkaufte, immer mit ordentlichem Profit, teilweise sogar mit geradezu unanständigen Gewinnen. Gleichzeitig warb der Konzern immer größere und berühmtere Namen für seinen Briefkopf an. Heute verfügt die Altman Group, mal vorsichtig ausgedrückt, über weitreichende Beziehungen zu politischen Kreisen, und natürlich auch über den entsprechenden Einfluss. Sie ist ein Dreizehn-Milliarden-Imperium mit den unterschiedlichsten Beteiligungen in aller Welt. Würde mich nicht wundern, wenn sie sogar in der Antarktis etwas laufen hätten.«

»Was Sie damit sagen wollen, ist also, dass Altman im Prinzip eine riesige Finanz-Holdinggesellschaft ist.« Smith überlegte, wie das in seinen Auftrag passte. »Befindet sich die asiatische Zentrale hier in Hongkong?«

»Ja.«

»Spricht der philippinische Ex-Präsident nur Tagalog und Englisch?«

»Nein, er beherrscht mindestens sechs Sprachen fließend, darunter Französisch und Holländisch. Aber er hält sich zurzeit nicht in Hongkong auf. Schon seit Monaten

nicht mehr. Er befindet sich in einem Heilbad in Schweden. Wir haben das überprüft, und er hat schon seit Wochen keine Anrufe mehr aus Hongkong bekommen.«

»Wer ist dann der zweite Kandidat für den Posten von Cruyffs Boss?«

»Ralph McDermid, der Investment-Guru, der die Firma gegründet hat.«

»McDermid? Woher dann der Name ›Altman‹?«

»Es ist der Vorname seines Vaters«, erklärte Klein. »Altman McDermid. Er war ein gescheiterter Geschäftsmann – verlor während der Wirtschaftskrise seinen gerade eröffneten Drugstore, fing noch einmal von vorne an, um ihn dann in den sechziger Jahren ein zweites Mal zu verlieren, als in der Kleinstadt in Tennessee, in der sie lebten, ein großer Walgreen eröffnete. Danach hat er nicht mehr gearbeitet. Für den Unterhalt der Familie musste ab diesem Zeitpunkt seine Frau aufkommen. Sie arbeitete als Putzfrau.«

Smith nickte. »Könnte sein, dass Ralph McDermid wettzumachen versucht, was seinem Vater passiert ist. Oder er hat panische Angst, dass es ihm genauso ergehen könnte, und versucht deshalb, sich dagegen abzusichern, indem er immer mehr Reichtum anhäuft.«

»Oder er ist ein solches Finanzgenie, dass er einfach nicht anders kann.« Nach einer kurzen Pause fuhr Klein fort: »Ralph McDermid hält sich im Moment in Hongkong auf. Er ist Amerikaner, spricht nur Englisch.«

Smith dachte kurz nach. »Verstehe, aber welches Interesse könnte dieser McDermid an der *Empress* haben? Das ist doch nur ein einziges Schiff. Für einen Großunternehmer seines Kalibers sind das nur Peanuts.«

»Natürlich ist das richtig. Aber unsere Informationen sind absolut zuverlässig: Die *Empress* und ihre Fracht gehören Flying Dragon Enterprises in Shanghai und Donk & LaPierre, die wiederum der Altman Group eingegliedert sind. Was ich jetzt von Ihnen brauche – und zwar besser gestern als heute –, ist das dritte Exemplar des Ladeverzeichnisses. Nehmen Sie Ralph McDermid unter die Lupe. Sehen Sie zu, ob Sie ihn mit der *Empress* in Verbindung bringen können, und versuchen Sie herauszufinden, ob er das Dokument hat.«

Freitag, 15. September Washington, D.C.

Präsident Castilla hielt inne, um die passenden Worte zu finden, die sowohl den Ernst dessen zum Ausdruck brächten, was er bekannt zu geben im Begriff war, als auch rechtfertigen würden, warum er diese Information so lange zurückgehalten hatte. Er blickte sich im hermetisch abgeschirmten Situation Room im Untergeschoss des Weißen Hauses um, wo fünf Männer mit ihm am Konferenztisch saßen. Drei schauten etwas verwundert drein.

»Nachdem wir uns hier treffen«, begann er, »ist Ihnen dafür selbstverständlich bereits klar, dass es sich um eine ernste Angelegenheit handeln muss. Bevor ich Ihnen jedoch den Sachverhalt darlege, möchte ich mich bei drei von Ihnen entschuldigen, dass ich Sie nicht schon früher eingeweiht habe, und dann werde ich Ihnen erklären, warum ich mich dafür eigentlich nicht entschuldigen muss.«

»Wir stehen zu Ihrer Verfügung, Mr. President«, sagte Vizepräsident Brandon Erikson und fügte aufrichtig hinzu: »Wie immer.« Erikson, drahtig und muskulös, hatte schwarzes Haar, ebenmäßige Gesichtszüge und ein lockeres, an Kennedy erinnerndes Flair, das bei den Wählern sehr gut ankam. Mit seinen fast noch jugendlichen vierzig Jahren war er außerdem für seine Energie und Dynamik bekannt, auch wenn seine wahre Stärke seine messerscharfe Intelligenz war, hinter der sich ein politischer Weitblick verbarg, der in keinem Verhältnis zu seinen Lebensjahren und seiner Erfahrung stand.

»Was für einen Sachverhalt?«, wollte Verteidigungsminister Stanton mit einem Anflug von Argwohn in der Stimme wissen. Sein kahler Schädel glänzte im Schein der Deckenbeleuchtung, als er seinen Blick durch die Runde wandern ließ.

Außenminister Abner Padgett fragte: »Verstehe ich Sie richtig, dass Admiral Brose und Mr. Ouray bereits wissen, was Sie uns sagen wollen?« Seine Stimme war trügerisch ruhig, aber seine Augen blitzten angesichts des Affronts. Seine korpulente Gestalt wirkte wie in den Sessel eingegossen und brachte unbewusst sein natürliches Selbstbewusstsein zum Ausdruck, dasselbe Selbstbewusstsein, das sich Castilla immer wieder zunutze machte, wenn er seinen Außenminister zu den Krisenherden in aller Welt schickte, um harte Kompromisse auszuhandeln und harte Herzen zu erweichen. Padgett war der beste Mann für heikle diplomatische Missionen. Zu Hause reagierte er dagegen rasch gereizt.

»Admiral Brose musste es erfahren«, erklärte der Präsident schroff und sah sie finster an. »Charlie habe ich es

erst heute Morgen erzählt, damit er dieses Treffen arrangieren konnte. Ihre Reaktionen sind genau der Grund, warum ich mich nicht entschuldigen muss. In diesem Kabinett und dieser Regierung gibt es eindeutig zu viele aufgeblasene Egomanen und Leute, die ihr eigenes Süppchen kochen wollen. Schlimmer noch – und Sie alle wissen, das entspricht den Tatsachen –, einige Leute sprechen mit Personen, mit denen sie nicht sprechen sollten, über Dinge, über die sie nicht sprechen sollten. Habe ich mich verständlich genug ausgedrückt?«

Henry Stanton errötete. »Meinen Sie damit die undichten Stellen? Ich hoffe, Sie beziehen das nicht auf *mich*, Sir.«

»Ich beziehe mich auf die *Lecks*, und was ich sage, gilt für jeden.« Er heftete seinen Blick auf Stanton. »Ich habe entschieden, dass in dieser Situation nur Personen eingeweiht werden, bei denen es unbedingt erforderlich ist, und zwar für *mich* unbedingt erforderlich. Nicht für *Sie*. Oder für sonst irgendjemanden. Dazu stehe ich.« Sein Kinn war felsenfest, sein Mund finster entschlossen, sein Blick so steinern, als er über sie hinwegstreifte, dass sein Gesicht in diesem Moment aus den Felsen des Monument Valley hätte gemeißelt sein können.

Der Vizepräsident gab sich einlenkend. »Ich bin sicher, dafür haben alle von uns Verständnis, Mr. President. Derartige Entscheidungen sind schwierig, aber genau deswegen haben wir Sie gewählt. Wir wussten, dass wir Ihnen vertrauen können.« Er wandte sich Stanton und Padgett zu. »Meinen Sie nicht auch, meine Herren?«

Der Verteidigungsminister, zur Einsicht gebracht, räusperte sich. »Selbstverständlich, Mr. President.«

»Auf jeden Fall«, beeilte sich der Außenminister hinzuzufügen. »Nur dem Präsidenten liegen die Fakten vor.«

»Ja, Abner, das tun sie, so, wie sie sind. Und jetzt habe ich beschlossen, Sie einzuweihen.« Er beugte sich mit verschränkten Händen über den Tisch. »Wir haben es möglicherweise mit einer Wiederholung des *Yinhe*-Debakels zu tun.«

Während die Umsitzenden ihn gebannt anstarnten, schilderte er ihnen, was sich bisher zugetragen hatte, vermied dabei aber jeden Hinweis auf Covert-One sowie den Mann, der sein Vater zu sein behauptete. Noch während er sprach, konnte er sehen, wie sie bereits überlegten, wie sich die Situation auf ihre Ministerien und Verantwortlichkeiten auswirken könnte.

Als er geendet hatte, nickte er dem Vizepräsidenten zu. »Bei Ihnen muss ich mich entschuldigen, Brandon. Für den Fall, dass mir etwas zugestoßen wäre, hätte ich Sie früher einweihen sollen.«

»Das wäre besser gewesen, Sir. Aber ich kann Sie gut verstehen. Diese undichten Stellen haben uns alle argwöhnisch gemacht. Unter diesen Umständen, angesichts der Notwendigkeit so strikter Geheimhaltung, hätte ich mich wahrscheinlich ähnlich verhalten.«

Der Präsident nickte. »Danke. Sehr freundlich von Ihnen. Doch jetzt lassen Sie uns darüber sprechen, was jeder von uns tun muss, um hinreichend vorbereitet zu sein, falls sich die Lage weiter zuspitzt und wir gezwungen sind, Maßnahmen zu ergreifen und die *Empress* auf hoher See anzuhalten, ohne dass uns konkrete Beweise vorliegen.«

Admiral Brose meldete sich zu Wort. »Wir müssen ver-

suchen, abzuschätzen, wie China im Weiteren reagieren wird, nachdem sie inzwischen unsere Fregatte entdeckt haben. Außerdem sollten wir das Ausmaß eines solchen Konflikts in unsere künftigen Rüstungsprojekte einbeziehen.«

Außenminister Padgett war derselben Meinung. »Wir sollten nicht nur an einen Konflikt mit China denken, sondern auch daran, wie wir eine besonders abschreckend wirkende Haltung einnehmen können.«

»Der Kalte Krieg wieder von vorne?«, gab der Vizepräsident zu bedenken. »Das wäre eine Tragödie.« Er hob betrübt die Schultern. »Aber im Moment sehe ich keine andere Alternative.«

Charles Ouray sagte: »Diese Informationen müssen unbedingt unter uns bleiben. Ist das klar? Wenn diese *Empress-Geschichte* nach außen durchdringt, wissen wir, es war einer von uns.«

Nach einem ernsten Nicken von allen Seiten wurde die Diskussion fortgesetzt. Beim Zuhören begann der Präsident im Hinterkopf nachzurechnen – zwei, vier, eins, zwei, zwei und eins. Die sechs Anwesenden hatten zusammengekommen zwölf Kinder. Es überraschte ihn, dass er wusste, wie viele Kinder jeder hatte. Und es überraschte ihn auch, dass er sich, wenn er es sich genau überlegte, an ihre Namen erinnern konnte. Nur bei Abners Jüngstem musste er passen.

Andererseits konnte er sich an die Kinder der meisten Leute erinnern, mit denen er im Lauf der Jahre zusammengearbeitet hatte. Wusste in vielen Fällen auch ihre Namen. Nur einen Augenblick lang fragte er sich, was das bedeutete. Dann wurde es ihm klar ... In Gedanken

konnte er wieder diesen kleinen Jungen sehen, der die Hände zu einem gesichtslosen Fremden hochstreckte.

Es kam zu einer Unterbrechung in der Diskussion, und er merkte, dass die anderen darauf warteten, dass er etwas sagte. »Das Außenministerium muss sich darauf gefasst machen, alle diplomatischen Möglichkeiten auszuschöpfen. Im Verteidigungsministerium müssen sie sich Gedanken darüber machen, was wir zur Verfügung haben, um den Chinesen ordentlich Angst einzujagen. Die Navy soll Alternativen entwickeln, wie wir an Bord der *Empress* kommen und ihre Ladung inspizieren können.« Er klatschte mit den Händen auf den Tisch und stand auf. »Ende der Diskussion. Das war's, meine Herren. Danke, dass Sie gekommen sind.«

20

Samstag, 16. September Kowloon

In seinem Hotelzimmer zog Smith sich Handschuhe an, um die Taschen des jungen Mannes zu durchsuchen. Er fand einen Hauptschlüssel, ein paar Münzen und ein Päckchen Kaugummi. Nachdem er alles, einschließlich des Schlüssels, zurückgesteckt hatte, sah er auf den Flur hinaus. Kein Mensch zu sehen. Er trug die Leiche zur Feuertreppe. Das stille Treppenhaus führte weit nach oben und unten. Er stieg eine Etage höher und lehnte den Toten an die Wand.

Aus seiner schmalen Brust ragte immer noch der Dolch. Smith zog ihn heraus. Sobald die Wunde offen war, begann das Blut zu strömen wie der Jangtse. Seufzend legte er den Dolch neben den Toten und ging nach unten.

Wieder in seinem Zimmer, stellte er einen Stuhl unter die Türklinke, falls noch jemand mit einem Hauptschlüssel und einem Instrument zum Lösen der Türkette auf dumme Gedanken kommen sollte. Dann putzte er die Badewanne und suchte Boden und Möbel, einschließlich Bett, nach Blutspuren ab. Er fand keine, und es lag auch nichts herum, was der Killer fallen gelassen hatte.

Erleichtert ging er unter die Dusche. Im dampfenden Wasser schrubpte er sich, bis seine Haut glühte. Gleichzeitig versuchte er, seine Gedanken von dem Toten loszureißen und auf die Zukunft zu richten. Beim Abtrocknen begann er bereits Pläne zu schmieden.

Schließlich legte er sich wieder ins Bett. Er lag wach auf dem Rücken, und während er zur Ruhe zu kommen versuchte, lauschte er den nächtlichen Geräuschen des Hotels, dem Verkehrslärm und dem traurigen Tuten der Schiffe und Boote im Hafen; all den Geräuschen des Lebens in einer betriebsamen Stadt auf einem betriebsamen Planeten in einer betriebsamen Galaxis in einem betriebsamen Universum. Und in einem gleichgültigen Universum, einer gleichgültigen Galaxis, einem gleichgültigen Planeten und einer gleichgültigen Stadt.

Er lauschte dem Klopfen seines eigenen Herzens. Dem eingebildeten Rauschen des Bluts, das durch seine Venen und Arterien strömte. Geräuschen, die außer in seinem Kopf nirgendwo zu hören waren. Irgendwann vor Tagesanbruch schlief er ein.

Und schreckte wieder aus dem Schlaf hoch. Er setzte sich kerzengerade auf. Draußen auf dem Flur wurde auf den Rädern eines Zimmerservice-Wagens jemandem ein frühes Frühstück gebracht. Um die Ränder der Vorhänge machten sich die ersten Strahlen des Morgens bemerkbar, während die Großstadtgeräusche anschwollen und ihrem Höhepunkt entgegenstrebten. Er sprang aus dem Bett und zog sich an. Wenn sich der Killer nicht bei seinen Auftraggebern meldete, würden sie einen weiteren Killer losschicken, und zwar unabhängig davon, ob die Leiche entdeckt und die Polizei verständigt worden war.

Nachdem er sich angezogen hatte, denselben Anzug, aber mit frischem Hemd und neuer Krawatte, holte er verschiedenes aus seinem Koffer – Rucksack, graue Hose, knallbuntes Hawaiihemd, Seersucker-Sportsakko, Leinenturnschuhe, faltbarer Panamahut. Seine schwarze Arbeitskleidung war bereits im Rucksack. Er packte auch alles andere hinein, einschließlich seines Diplomatenkoffers.

Schließlich setzte er seine dunkelblonde Perücke auf und rückte sie im Spiegel zurecht. Er war wieder Major Kenneth St. Germain.

Nach einem letzten Rundgang durch das Zimmer streifte er den Rucksack über, nahm den Koffer in die Hand und ging nach draußen. Der Flur war immer noch leer, aber hinter den Zimmertüren liefen Fernseher, und man konnte Menschen herumgehen hören.

Smith fuhr mit dem Lift in den ersten Stock und nahm von dort die Treppe ins Foyer hinunter. An der Tür zum Treppenhaus ließ er den Blick von Osten nach Westen und von Norden nach Süden durch das Foyer wandern.

Er sah keine Polizei, niemanden, der sich wie ein Polizist verhielt, und keinen der Killer vom Vortag. Er entdeckte auch niemanden, den er aus Shanghai kannte. Dennoch waren diese Vorsichtsmaßnahmen keine Garantie, dass er nicht erwartet wurde.

Er blieb weitere zehn Minuten in seinem Versteck. Schließlich ging er an die Rezeption. Wenn er sich nicht auscheckte, verständigte das Hotel möglicherweise die Polizei, zumal es nur eine Frage der Zeit war, bis die Leiche im Treppenhaus entdeckt würde. Während er auf die Rechnung wartete, bat er den Hoteldiener, ihm für die Fahrt zum Flughafen ein Taxi mit einem Englisch sprechenden Fahrer zu besorgen.

Das Taxi war kaum losgefahren, als sich Smith vom Rücksitz nach vorn beugte. »Ich habe es mir anders überlegt. Bringen Sie mich in den Queensway achtundachtzig in Central. Das Conrad International Hotel.«

Dazu, China

Es war tausend Jahre her, dass Künstler religiöse Steinskulpturen in die Berge, Höhlen und Grotten um das Dorf Dazu gemeißelt und anschließend bemalt hatten. Inzwischen war aus dem Dorf von damals eine Großstadt mit mehr als achthunderttausend Einwohnern geworden, in der man sorgfältig gepflegte Reisfelder neben Hochhäusern finden konnte und kleine, unter Bäumen versteckte Bauernhäuser neben Villen inmitten kunstvoll angelegter Parks. Boden und Klima des grünen, sanft gewellten Landstrichs meinten es gut mit Stadtgärtnern und

Vorortbauern, die, meistens noch mit den Methoden ihrer Vorfahren, drei Ernten pro Jahr einbrachten.

Das abgeschieden liegende Lager war nur etwas mehr als fünf Kilometer von dem riesigen, in eine Felswand gemeißelten Schlafenden Buddha von Baodingshan entfernt. Das Gelände mit den Holzbaracken, in denen die Häftlinge untergebracht waren, umgab ein hoher Maschendrahtzaun, in dessen Ecken sich erhöhte Plattformen für die Wachen befanden. Auf der unbefestigten Straße, die zum Lager führte, waren weder Touristen noch Städter unterwegs. Tagsüber wurden die Lagerinsassen von bewaffneten Wärtern zur Arbeit auf die umliegenden Felder gebracht, die der Regierung im fernen Beijing gehörten. Sie hatten wenig Kontakt mit den Einheimischen. So lax die Haftbedingungen und Sicherheitsvorkehrungen auch erscheinen mochten, wurde in China den Menschen, die als Verbrecher abgestempelt waren, nichts geschenkt.

Der alte Mann war einer der wenigen Häftlinge, der von der Arbeit auf den Feldern und vom morgendlichen Marsch dorthin befreit war. Zu den Privilegien, die er darüber hinaus genoss, gehörte auch, dass er seine Zelle – fast ein normales Zimmer – nur mit einem anderen Mitgefangenen teilen musste. Sein Vergehen lag so lange zurück, dass weder die Wärter noch der Lagerleiter sich erinnern konnten, worin es bestanden hatte. Diese Unwissenheit gab ihnen nichts Spezielles in die Hand, dessentwegen sie ihn verdammen konnten, nichts, das dazu angetan war, Hass oder Furcht in ihnen zu wecken, nichts Langanhaltendes, dessentwegen sie ihn guten Gewissens bestrafen konnten. Aufgrund dieses Umstandes und we-

gen seines fortgeschrittenen Alters behandelten sie ihn oft wie einen Großvater. Er bekam zum Teil besseres Essen und eine eigene Kochplatte, Bücher und Zeitungen, Stifte und Papier. Lauter Dinge, die eigentlich verboten waren, aber von dem sonst sehr strengen Lagerkommandanten, einem ehemaligen VBA-Oberst, stillschweigend geduldet wurden.

Umso mehr hatte es in Anbetracht all dessen den Häftling beunruhigt, als sehr frühmorgens, noch vor dem Frühstück, sein chinesischer Zellengenosse abgeholt und an seiner Stelle ein jüngerer, europäisch aussehender Mann hereingebbracht worden war, der seitdem auf der anderen Pritsche lag. Der Mann hatte seine Augen die meiste Zeit geschlossen und schlug sie nur gelegentlich auf, um an die Decke der Baracke zu starren. Er sagte nichts.

Stirnrunzelnd zwar, aber ohne sich durch diese Veränderung von seinem üblichen Tagesablauf abbringen zu lassen, ging der alte Mann seinen morgendlichen Verrichtungen nach. Er war groß und langgliedrig, aber eindeutig zu mager. Sein kantiges Gesicht war einmal gut aussehend gewesen. Jetzt war es von scharfen Falten durchzogen, mit eingefallenen Wangen und tief in ihren Höhlen sitzenden Augen, die immer noch wach und intelligent waren, weshalb er sie niedergeschlagen hielt. Das war sicherer.

An diesem Morgen ging er wie gewohnt seiner Schreibtätigkeit im Büro des Lagerleiters nach und kehrte mittags in seine Zelle zurück. Er machte eine Dose mit Linsensuppe auf, erhitzte sie auf der Kochplatte und aß sie dann allein an seinem Brettertisch.

Der neue Häftling, der um die fünfzig war, hatte sich anscheinend nicht von seiner Pritsche fortbewegt. Seine Augen waren geschlossen. Trotzdem strahlte er keine Ruhe aus. Er hatte einen durchtrainierten, muskulösen Körper, der nie völlig entspannt zu sein schien.

Plötzlich sprang er geschmeidig auf und ging zur Tür. Die grauen Bartstoppeln in seinem Gesicht waren von derselbe Farbe wie sein stahlgraues Haar. Er öffnete die Tür und sah sich in der Baracke um. Sie war leer, denn die meisten Häftlinge aßen auf den Feldern. Er schloss die Tür und legte sie wieder auf seine Pritsche, als hätte er sich nie von der Stell gerührt.

Der alte Mann hatte ihn mit einer Mischung aus Neid, Bewunderung und Bedauern beobachtet, als wäre er einmal genauso sportlich gewesen und wüsste, dass er es nie mehr sei könnte.

»Ihr Sohn kann nicht glauben, dass Sie noch am Leben sind. Er möchte Sie sehen.«

Der langjährige Gefangene ließ den Löffel in seine Suppe fallen. Die Stimme des jüngeren Mannes war leise und tief gewesen, aber dennoch hatte er sie ganz deutlich verstanden. Der neue Mitgefahrene schaute ruhig an die Decke. Sein Lippen hatten sich nicht bewegt.

»Wa ... was?«

»Essen Sie weiter«, sagte der reglos daliegende Gefangene »Er möchte, dass Sie nach Hause kommen.«

David Thayer erinnerte sich an das, was er während seiner Ausbildung gelernt hatte. Er beugte sich über seine Suppe, führte den Löffel an seinen Mund und sagte mit gesenktem Kopf: »Wer sind Sie?«

»Ein Emissär.«

Er schluckte. »Und wieso soll ich Ihnen das glauben? Es wäre nicht das erste Mal, dass man mich hereinzulegen versucht. Das machen sie immer dann, wenn sie meine Haft verlängern wollen. Sie werden mich hier behalten, bis ich sterbe. Dann können sie so tun, als wäre nichts passiert ... als hätte ich nie existiert.«

»Das Letzte, was Sie ihm geschenkt haben, war ein Stoffhund mit Hängeohren, der Paddy hieß.«

Thayer spürte, wie ihm Tränen in die Augen traten. Aber das war schon so lange her, und sie hatten ihn so oft belogen. »Der Hund hatte auch einen Nachnamen.«

»Reilly«, sagte der Mann auf der Pritsche.

Thayer legte seinen verbeulten Suppenlöffel nieder. Fuhr sich mit dem Ärmel übers Gesicht. Saß einfach da.

Der Mann auf der Pritsche blieb still.

Um seine Lippen zu verbergen, falls jemand ihn beobachtete, senkte Thayer wieder den Kopf. »Wie sind Sie hier hereingekommen? Haben Sie einen Namen?«

»Geld wirkt Wunder. Ich bin Captain Dennis Chiaveli. Nennen Sie mich einfach Dennis.«

Er zwang sich weiterzuessen. »Möchten Sie etwas Suppe?«

»Bald. Schildern Sie mir die Lage. Wissen die Chinesen immer noch nicht, wer Sie sind?«

»Wie sollten sie? Ich wusste nicht, dass Marian wieder geheiratet hatte. Ich wusste nicht einmal, ob sie und Sam noch am Leben waren. Jetzt ist mir klar, dass sie tot ist. Wie schrecklich.«

»Wie haben Sie das erfahren?«

»Als Sam letztes Jahr in Beijing war. Ich kriege hier Zeitungen. Ich ...«

»Können Sie Mandarin lesen?«

»Washington hätte mich nicht nach China geschickt, wenn ich nicht fließend Chinesisch spräche.« Thayer lächelte verhalten. »Und die fast sechzig Jahre in China haben das Ihre dazugetan. Inzwischen beherrsche ich auch noch alle möglichen Dialekte, wie zum Beispiel Kantonesisch.«

»Entschuldigung, Dr. Thayer«, sagte Captain Chiavelli.

»Als ich von Sams Besuch in Beijing las, fiel mir sofort sein Name auf, weil Serge Castilla mein bester Freund im Außenministerium war. Ich wusste auch, dass er sich an der Suche nach mir beteiligt hatte. Deshalb fing ich an nachzurechnen. Präsident Castilla hatte genau das richtige Alter, und in der Zeitung stand, seine Eltern wären Serge und Marian. Er musste mein Sohn sein.«

Chiavelli schüttelte fast unmerklich den Kopf. »Nein, nicht unbedingt. Es hätte ein Zufall sein können.«

»Was hatte ich zu verlieren?«

Darüber dachte der Covert-One-Agent kurz nach. »Warum haben Sie dann bis jetzt nichts gesagt? Sie haben ein ganzes Jahr lang gewartet.«

»Für mich bestand keine Aussicht, jemals hier herauszukommen. Warum ihn also in Verlegenheit bringen? Und warum riskieren, dass Beijing davon erfährt und mich ganz verschwinden lässt?«

»Dann haben Sie vom Menschenrechtsabkommen gelesen.«

»Nein. Darüber wird man erst dann in den chinesischen Zeitungen berichten, wenn es unterzeichnet ist. Von dem Abkommen habe ich von den uigurischen politischen Gefangenen hier im Lager erfahren.« Thayer

schob die Suppenschale beiseite. »Das war der Punkt, an dem ich mir gestattete, etwas Hoffnung zu hegen. Vielleicht bestand eine Chance, dass ich im Zuge der Massenentlassungen politischer Häftlinge übersehen und ebenfalls freigelassen würde.« Er stand auf und ging zu seiner Kochplatte.

Chiavelli beobachtete ihn mit halb geschlossenen Augen. Trotz seines fortgeschrittenen Alters – Klein zufolge musste Thayer mindestens zweiundachtzig sein – war sein Gang energisch, sicher und fest. Seine Haltung war aufrecht, aber locker. Inzwischen war sogar etwas Federndes in seinem Schritt, als hätte er in den fünfzehn Minuten, die sie sich unterhalten hatten, Jahre abgestreift. Das alles war wichtig.

Die Alltagsroutine hatte Thayer geholfen, sich seine geistige Gesundheit zu erhalten. Er nahm einen abgesprungenen Emaillekessel, trug ihn zu dem abgenutzten Waschbecken, füllte ihn und stellte ihn auf die Kochplatte. Dann holte er zwei angeschlagene Tassen und eine Dose mit schwarzem Tee aus einem kleinen Schrank. Seine Art, Tee zu machen, war eine seltsame Kombination aus traditioneller englischer und chinesischer Zubereitungsmethode. Zunächst goss er etwas kochendes Wasser in die Kanne aus Ton und schüttete es weg, bevor er vier Teelöffel Tee hineingab. Dann goss er sofort frisches kochendes Wasser darauf und ließ den Tee weniger als eine Minute ziehen. Das Ergebnis war eine helle, goldbraune Flüssigkeit. Das Aroma erfüllte die Zelle.

»Wir trinken ihn ohne Milch oder Zucker.« Er gab Chiavelli eine Tasse.

Der Agent setzte sich auf, lehnte sich mit dem Rücken

gegen die Wand und umschloss die Tasse mit beiden Händen.

Thayer setzte sich mit seiner an den Tisch. Er seufzte. »Langsam fange ich an einzusehen, dass die Hoffnung, wegen des Abkommens freizukommen, nur der Wunschtraum eines alten Mannes ist, dessen Tage gezählt sind. Sie haben zu lange geheim gehalten, dass sie mich eingesperrt haben, um plötzlich zugeben zu können, dass ich überhaupt festgehalten wurde. Denn dann würden ihre Verstöße gegen die Menschenrechte noch krasser erscheinen.«

Chiavelli trank. Für seinen italienisch-amerikanischen Gaumen war der Tee leicht und mild, aber er war heiß, eine willkommene Annehmlichkeit in der ungeheizten Baracke. »Wie ist es dazu eigentlich gekommen, Dr. Thayer? Warum wurden Sie überhaupt festgenommen?«

Thayer setzte seine Tasse ab und blickte hinein, als könnte er darin die Vergangenheit sehen. Dann schaute er wieder auf. »Ich war als Verbindungsoffizier zu Chiang Kaisheks Leuten eingesetzt. Meine Hauptaufgabe bestand vor allem darin, auf eine Entspannung des Klimas zwischen seinen Nationalisten und Maos Kommunisten hinzuarbeiten. Deshalb dachte ich, dazu könnte ich am besten beitragen, wenn ich Mao persönlich aufsuchte und mit ihm verhandelte.« Sein Lächeln war mehr eine Grimasse. »Wie absurd. Wie *naiv*. Was ich natürlich nicht begriffen hatte, war, dass meine eigentliche Mission darin bestand, dafür zu sorgen, dass Chiang Kaishek an der Macht blieb. Ich sollte Abkommen schließen, Gespräche führen und Zeit gewinnen, bis Chiang Kaishek Mao und die Kommunisten endgültig schlagen könnte. Mao aufzu-

suchen war also die idealistische Idee eines blauäugigen Intellektuellen, der glaubte, Menschen könnten auch dann vernünftig miteinander reden, wenn Machtverhältnisse, Werte, Kulturen, Ideen, Klassen, Besitzende, Nicht-Besitzende und weltpolitische Einflusssphären in Konflikt miteinander standen.«

»Sie haben es also tatsächlich versucht? Sie haben Mao ganz allein aufgesucht?« Chiavelli klang gleichermaßen erstaunt wie bestürzt.

Thayer lächelte verhalten. »Ich habe es versucht. Kam aber nicht zu ihm durch. Seine Armee meinte, ich sei ein Agent des Westens oder Chiang Kaisheks oder beider. Natürlich verhafteten sie mich. Hätten Maos Politiker nicht wegen meines diplomatischen Status interveniert, hätten mich die Soldaten erschossen. Im Lauf der Jahre habe ich mir oft gewünscht, das hätten sie auf der Stelle getan.«

»Warum haben sie Sie für tot erklärt und dann die ganze Zeit festgehalten – so ähnlich, wie die Sowjets Wallenberg festgehalten haben?«

»Raoul Wallenberg? Soll das heißen, er befand sich *tatsächlich* in den Händen der Sowjets?«

»Sie leugneten es, ließen ihn nie frei und dementierten fünfzig Jahre lang hartnäckig, ihn jemals eingesperrt zu haben. Er starb schon sehr früh, in Haft.«

Thayer schien in sich zusammenzufallen. »Ich nehme mal an, er wurde das Opfer ganz ähnlicher Umstände wie ich. Sie konnten einfach nicht glauben, dass er tatsächlich nichts anderes war, als er zu sein schien. Das kommt dabei heraus, wenn Paranoia die Köpfe der Herrschenden regiert, wenn politische Verhältnisse herrschen, in denen

jeder, der offen seine Meinung sagt, mundtot gemacht wird. Zum Zeitpunkt meiner Festnahme fegte gerade die kommunistische Revolution über China hinweg. Es herrschte ein solches Chaos ... ständig wechselnde Kommandeure, ständig neue zivilrechtliche Bestimmungen, verwirrende Proklamationen und Bürokraten, die keine Ahnung hatten, was eigentlich vor sich ging. Und ich bin einfach unter die Räder dieser gigantischen Maschinerie geraten. Bis Zhongnanhai seine Macht gefestigt hatte, war es längst zu spät, mich nach Hause zu schicken, ohne dass es zu internationalen Spannungen gekommen wäre und China das Gesicht verloren hätte.« Er drehte die warme Tasse in seinen knotigen Fingern. »Und deshalb wollen sie mich auch weiterhin hier behalten. Bis ich sterbe.«

»Nein«, sagte Chiavelli bestimmt. »Was Wallenberg passiert ist, wird Ihnen nicht passieren. Sie werden nicht in Gefangenschaft sterben. Wenn das Abkommen unterzeichnet ist, wird China alle politischen Gefangenen freilassen. Der Präsident wird Niu Jianxing und die restlichen Mitglieder des Ständigen Ausschusses ausdrücklich auf Ihr Schicksal hinweisen. Ich habe gehört, Niu wird die Eule genannt, weil er sehr weise ist.«

David Thayer schüttelte den Kopf. »Nein, Captain Chiavelli. Wenn dieses Abkommen vom Generalsekretär und von meinem Sohn unterzeichnet wird, werde ich der Einfachheit halber erneut ›verloren‹ gehen. Macht mein Sohn dann zu viel Druck und bringt so spät noch einmal zur Sprache, was mit mir geschehen ist, werden die Chinesen erst recht dafür sorgen, dass ich in der Versenkung verschwinde. Es werden sich Hunderte alter Männer melden und behaupten, sie seien vor fünfzig Jahren Zeu-

ge meines Todes geworden. Sie werden alle möglichen Beweise vorlegen. Wahrscheinlich Bilder meines Grabes, das inzwischen leider an irgendeinem neuen Staudamm tief unter Wasser liegt.« Er hob resigniert die Schultern.

Chiavelli sah ihn forschend an. Der Covert-One-Agent war ein ehemaliger Captain der Special Forces, der in Somalia und im Sudan gedient hatte und vor kurzem in den Tälern, Höhlen und Bergen Ost- und Nordafghanistans zum Einsatz gekommen war. Sein jüngster Auftrag war David Thaye. Und seine erste Frage war gewesen, ob Thayer überhaupt herausgeschafft werden könnte.

Er hatte die unmittelbare Umgebung des Lagers studiert und war zu einer recht positiven Einschätzung der Lage gelangt. Das Gebiet, in dem es lag, war hinreichend ländlich und abgelegen, wenn auch nicht dünn besiedelt – keine Region Chinas außer Xinjiang, Gansu und der Mongolei war dünn besiedelt. Außerhalb Chongqings waren die Straßen schlecht, die militärischen Einrichtungen weit verstreut und die Flugplätze primitiv; zudem kam seinem Auftrag sehr entgegen, dass es außer in Dazu so gut wie keine gab.

Die Wachen des Lagers waren zwar gut bewaffnet, aber es fehlte ihnen an Disziplin. Bei einem schwer bewaffneten und gut geplanten Blitzüberfall war mit minimalem Widerstand zu rechnen. Mit einer gewissen Portion Glück und etwas Hilfe seitens einiger Lagerinsassen, deren er sich zu versichern vorhatte, konnte ein erfahrenes Spezialteam in zehn Minuten rein und wieder raus, in zwanzig Minuten in der Luft und auf halbem Weg zur Grenze sein, bevor eine ernst zu nehmende militärische Einsatztruppe zusammengestellt werden könnte.

Die entscheidende Frage war jetzt nur noch Thayers Belastbarkeit. Bisher hatte er einen recht guten Eindruck auf Chiavelli gemacht. Trotz seines Alters schien Thayer in passabler Verfassung zu sein.

»Wie ist Ihr allgemeiner Gesundheitszustand, Dr. Thayer?«

»Den Umständen entsprechend gut. Die üblichen Zipperlein, Schmerzen und Beschwerden. Bäume werde ich zwar keine mehr ausreißen und auch nicht mehr den Mount Everest besteigen, aber die Lagerleitung sorgt dafür, dass wir gut in Form sind. Schließlich gibt es hier Felder zu bestellen.«

»Gymnastik, Joggen, Walking, Hanteltraining?«

»Morgen- und Abendgymnastik und Joggen, wenn das Wetter gut ist. Falls nicht, etwas Gymnastik in den Baracken. Der Kommandant weiß schon dafür zu sorgen, dass alle beschäftigt sind, wenn wir nicht arbeiten. Ich mache natürlich nur Schreibarbeiten. Er will nicht, dass wir herumsitzen und Pläne schmieden oder in Streit geraten. Untätigkeit führt zu Nachdenklichkeit und Rastlosigkeit – bei Häftlingen eine gefährliche Mischung.« Thayer zögerte. Er straffte die Schultern und kniff seine fahlen Augen zusammen, als er sich Chiavelli zuwandte. »Machen Sie sich Gedanken, wie Sie mich hier irgendwie rausholen können?«

»Solche Überlegungen gibt es. Allerdings auch Bedenken. Nicht nur Ihr Gesundheitszustand, sondern auch wie mein Chef die Lage einschätzt und was der Präsident tun kann und was nicht. Verstehen Sie?«

»Ja. Das war mein Leben. Politik. Interessen. Diplomatie. Diese Kräfte sind immer am Werk, nicht wahr? Die-

selben ›Überlegungen‹, die das Außenministerium veranlassten, mich damals achtundvierzig in Unkenntnis darüber zu lassen, was wir tatsächlich machten. Das und meine Naivität haben mir diese Suppe eingebrockt.«

»Wenn es nach mir geht, werden die Chinesen Sie nicht mehr lange hier festhalten. Und ich glaube, ich kriege das schon hin.«

David Thayer nickte und stand auf. »Ich muss jetzt zur Arbeit. Vorerst lässt man Sie noch in Ruhe. Aber morgen müssen auch Sie auf die Felder.«

»Das haben mir meine netten Wärter schon gesagt.«

»Was werden Sie als Nächstes tun?«

»Meldung erstatten.«

Hongkong

In einer teuren Boutique im Conrad International Hotel kaufte sich Smith einen weißen Stetson. Die Kreditkarte, die er dafür benützte, war auf eine seiner Tarnidentitäten ausgestellt – einen Mr. Ross Sidor aus Tucson, Arizona. Er setzte den Hut auf, nahm sich ein Zimmer im Hotel und gab dem Hoteldiener ein üppiges Trinkgeld, damit er sich an Mr. Ross Sidor erinnern würde. Sobald er allein in seinem Zimmer war, machte er sich an die Arbeit: Er schlüpfte in die graue Hose und das knallige Hawaiihemd aus seinem Rucksack. Darüber zog er den Anzug an, den er am Tag zuvor bei Donk & LaPierre getragen hatte. Das war zwar eng, aber es ging. Zum Schluss setzte er wieder die blonde Perücke auf und steckte die Beretta am Rücken in seinen Gürtel.

Bevor er ging, packte er das blaue Seersucker-Sport-sakko, die Stoffturnschuhe, den zusammengefalteten Pa-namahut und den Rucksack in seinen schwarzen Diplo-matenkoffer. Dann verließ er damit das Zimmer.

Im Foyer entdeckte er niemand Verdächtigen. Drau-ßen auf dem Queensway machte er sich, fortgetragen von der Flut von Passanten, die ihr ganzes Leben auf den Straßen der Stadt zu verbringen schienen, auf den Weg zum Zentrum von Central. Eine Straße weiter entdeckte er drei der bewaffneten Männer, die am Vortag an der Telefonzelle in Kowloon nach ihm gesucht hatten. So-bald sie ihn entdeckt hatten, verteilten sie sich und folg-ten ihm. Aber sie machten keine Anstalten, ihn einzuhol-en; und er machte keine Anstalten, sie abzuschütteln.

Er versuchte auch nicht zu verhehlen, wohin er unter-wegs war. Wenn sie ihn als Major Kenneth St. Germain wiedererkannten, wären sie vielleicht überrascht und, so hoffte er, auch verwirrt, ihn in das Hochhaus zurückkeh-ren zu sehen, in dem sich das Büro von Donk & LaPierre befand.

Als er das Gebäude erreichte, drängte er sich durch die Menschenmassen auf seinen Eingang zu. Während er es betrat, bezogen seine drei Verfolger auf der gegenüber-liegenden Straßenseite Stellung. Einer sprach aufgeregt in ein Handy. Smith lächelte in sich hinein.

Die asiatische Niederlassung der Altman Group befand sich in den obersten zehn Etagen des Gebäudes. Leiter von Altman Asia war Ferdinand Aguinaldo, Ex-Präsident der Philippinen. Sein Büro lag sogar noch weiter oben – im Penthouse. Smith nahm den Lift.

Der Empfang war mit grünem Bambus, hohen, mit

Schnitzereien verzierten Tischen sowie Stühlen und Sofas eingerichtet.

Die Empfangsdame, eine Filipina, lächelte höflich.
»Was kann ich für Sie tun?«

»Dr. Kenneth St. Germain. Ich würde gern Mr. Aguinaldo sprechen.«

»Seine Exzellenz ist im Moment nicht in Hongkong, Sir. Dürfte ich fragen, weshalb Sie ihn sprechen möchten?«

»Ich bin im Auftrag des Surgeon General der Vereinigten Staaten hier, um der biomedizinischen Tochtergesellschaft von Donk & LaPierre in der Volksrepublik einen Besuch abzustatten und mich über ihre Forschungsarbeit mit Hantaan-Viren zu informieren.« Er zeigte seinen USAMRIID-Ausweis und ein gefälschtes Schreiben des Surgeon General. »Mr. Cruyff hat mich hier rauf zu Mr. Aguinaldo geschickt.«

Beeindruckt zog die Empfangsdame die Augenbrauen hoch. Sie studierte die Unterschrift des Surgeon General und blickte auf. »Tut mir Leid, aber Mr. Aguinaldo ist nicht hier und kann Sie deshalb nicht empfangen, Sir. Aber vielleicht kann Ihnen Mr. McDermid weiterhelfen. Er ist Präsident und Vorstandsvorsitzender der Altman Group und der Leiter des Konzerns. Vielleicht möchten Sie ja mit ihm sprechen?«

»McDermid ist hier?«, sagte Smith, als würde er ihn persönlich kennen.

»Er macht gerade seine jährliche Visite«, erklärte sie stolz.

»McDermid tut es auch. Ja, ich spreche auch mit ihm.«

Die Frau lächelte wieder und drückte auf einen Knopf der Sprechanlage.

Lawrence Wood betrat das elegante Penthouse-Büro von Ferdinand Aguinaldo, Leiter von Altman Asia.

»Was gibt's, Lawrence?« Ralph McDermid, der an dem riesigen Schreibtisch saß, reckte sich und gähnte.

»Die Empfangsdame sagt, ein gewisser Dr. Kenneth St. Germain mit einem Schreiben des US Surgeon General ist hier. Er möchte Aguinaldo sprechen. Er behauptet, Cruyff unten von Donk & LaPierre hat ihn hochgeschickt, und sie will wissen, ob Sie den Mann empfangen wollen, nachdem er so gute Empfehlungen hat.«

»Sagen Sie ihr, in fünfzehn Minuten«, sagte McDermid.

Wood zögerte. »Cruyff kann ihn unmöglich geschickt haben.«

»Ich weiß. Bestellen Sie es ihr einfach. Oder warten Sie – das mache ich selbst.«

»Wie Sie meinen.« Stirnrunzelnd kehrte Wood ins Vorzimmer zurück.

McDermid drückte auf den Knopf der Sprechanlage. Seine Laune besserte sich. Das unerwartete Auftauchen Jon Smiths ließ die Sache gleich ganz anders aussehen. »Es wäre mir eine Freude, Dr. St. Germain zu begrüßen«, sagte er der Empfangsdame. »Fragen Sie ihn, ob er sich noch fünfzehn Minuten gedulden kann. Dann komme ich runter.« Sie gab ihre übliche kesse Antwort, und er unterbrach die Verbindung und rief seinen Mann fürs Grobe an, Feng Dun. »Wo sind Sie, Feng?«

»Draußen vor dem Eingang.« Wieder einmal fluchte Feng über Cho, den Killer, den er vergangene Nacht auf Smith angesetzt hatte. Es war ihm nicht gelungen, den lästigen Amerikaner unschädlich zu machen, und seine Leiche war nicht früh genug entdeckt worden, um einen

Ersatzmann loszuschicken. »Meine Leute haben ihn rein gehen sehen. Ist er noch mal zu Donk & LaPierre rauf?«

»Nein. Er ist hier oben im Penthouse. Er will mich sprechen.«

»Sie?« Ein Moment der Bestürzung. »Woher weiß er überhaupt, dass Sie in Hongkong sind?«

»Das frage ich mich allerdings auch. Aber besser hätte es gar nicht kommen können. Ich glaube, wir sollten sogar von Glück reden, dass er Ihren Killern entkommen ist. Ich würde gern mehr über die Herkunft dieses seltsamen Herrn Doktor erfahren.«

21

Beijing

Major Pan Aitu fand das kleine Büro Niu Jianxings – der legendären Eule – reizvoll. Spartanisch wie eine Mönchszelle, wies es schmucklose Wände, mit Läden versehene Fenster, einen abgetretenen Holzfußboden ohne Teppiche, einen schlichten Studentenschreibtisch, einen Schreibtischstuhl für den hohen Herrn selbst und zwei Holzstühle für Besucher auf. Außerdem waren Schreibtisch und Fußboden übersät mit unordentlichen Akten- und Dokumentenstapeln, Aschenbechern voll stinkender Stummel der englischen Zigaretten, die Nius einziger Luxus waren, benutzten Teetassen, schmutzigen Papptellern und anderen Abfällen, die darauf hindeuteten, dass Nius Tage lang und arbeitsreich waren. Es war ein Wi-

derspruch, der das Wesen des Mannes selbst widerspiegelte.

Als langjähriger Geheimdienstagent war Major Pan ein versierter Deuter des verschlungenen Labyrinths individueller Psychen, und deshalb kam er voll auf seine Kosten, als Meister Niu mit dem Studium des Berichts fortfuhr, in den er bei Pans Ankunft vertieft gewesen war. Das einzige Geräusch kam von den Seiten, die Niu umblätterte.

Major Pan fand, das Büro spiegelte sowohl die Gelassenheit des einsamen Denkers wider als auch das verzettelte Chaos des Mannes der Tat, verschmolzen in einer einzigen Person. Ja, in der Eule schlugten wieder jene großen Männer durch, die die Revolution eingeleitet und angeführt hatten. Dichter und Lehrer, die Generäle geworden waren. Denker, die sich durch die Notwendigkeiten der Geschichte gezwungen gesehen hatten, Gewalt anzuwenden und zu töten. Pan hatte nur einen dieser Ehrwürdigen gekannt – Deng Xiaoping selbst, in extrem hohem Alter. Deng war in den idealistischen Jahren zwischen dem Massaker von Shanghai und dem Langen Marsch nur ein junger General gewesen. Major Pan mochte nicht viele Menschen. Er hielt das für Zeitverschwendungen. Aber Niu Jianxing hatte etwas an sich, das ihn ansprach.

Wie erwartet brach Niu das Schweigen, ohne aufzusehen, aber mit einem Anflug von Hast in der Stimme. »General Chu sagt, Sie haben einen Bericht, den Sie mir persönlich überbringen sollen.«

»Ja, Herr Niu. Angesichts Ihrer Bitte um Informationen über den Frachter hielten wir es so für das Beste.«

»Die *Dowager Empress*, ja.« Niu deutete mit einem Nicken auf seine Unterlagen. »Haben Sie, was ich will?«

»Möglicherweise zum Teil«, antwortete Pan bedacht. Er hatte gelernt, sehr vorsichtig zu sein, wenn es um Feststellungen oder Versprechungen gegenüber hochrangigen Regierungsmitgliedern ging, insbesondere solchen, die dem Ständigen Ausschuss angehörten.

Niu Jianxing blickte abrupt auf. Seine Augen, die eindeutig nichts Verschlafenes hatten, glichen wie zwei harten Kohlepunkten hinter der Schildpattbrille. Die feinen Gesichtszüge symbolisierten Missfallen. »Sie wissen nicht, ob Sie es haben, Major?«

Der Geheimdienstmann erlebte einen Moment der Leere. Dann: »Ich weiß es, Herr Niu.«

Die Eule setzte sich zurück. Er studierte den kleinen, pummeligen Major Pan, seine kleinen Hände, seine sanfte Stimme, sein freundliches Lächeln. Wie üblich trug Pan einen konservativen westlichen Anzug. Er war der perfekte Agent – aalglatt, anonym, klug und engagiert. Trotz allerdem war Pan auch ein Produkt der Kulturrevolution, des Tiananmen-Massakers und des starren Systems, das dem Individuum wenig Spielraum ließ. Dazu kam schließlich noch die fünftausendjährige Geschichte Chinas, die das Individuum nicht sehr hoch einschätzte. Falls Niu weiter auf Ja-oder-nein-Antworten bestand, würde der Major lieber nein sagen, als ein positives Statement abzugeben, das als Erfolgsmeldung ausgelegt werden konnte. Wenn er schon vor der Sitzung des Ständigen Ausschusses alles erfahren wollte, was er, Major Pan, über die *Empress* in Erfahrung gebracht hatte, dann müsste er es ihm zumindest so berichten lassen, wie es ihm passte.

Niu unterdrückte ein frustriertes Seufzen. »Erstatten Sie Meldung, Major.«

»Danke, Herr.« Pan begann mit Avery Mondragon und seinem Verschwinden am Tag vor Smiths Eintreffen in Shanghai.

»Sie meinen, dieser Mondragon ist – oder war – ein amerikanischer Geheimagent?«

Pan nickte. »Ja, aber kein gewöhnlicher. Irgendetwas ist ungewöhnlich an den in diesen Fall verwickelten Amerikanern. Sie verhalten sich zwar wie Spione, aber sie sind keine Spione. Zumindest gehören sie keinem der uns bekannten amerikanischen Geheimdienste an.«

»Trifft das auch auf Colonel Smith zu – den Arzt und Wissenschaftler?«

»Ich denke schon. Seine wissenschaftliche Tätigkeit ist keine Tarnung. Er ist tatsächlich Arzt und Wissenschaftler. Zugleich scheint er jedoch sein Fachwissen als Tarnung zu benutzen.«

»Interessant. Sind diese amerikanischen Agenten möglicherweise für eine Privatorganisation tätig? Für eine Firma zum Beispiel oder auch für eine Einzelperson?«

»Das ist zumindest nicht auszuschließen. Auf jeden Fall werde ich dieser Frage weiter nachgehen.«

Niu nickte. »Es könnte allerdings sein, dass es von wenig praktischem Nutzen ist. Wir werden sehen. Fahren Sie fort, Major.«

Pan kam langsam in Fahrt. »In Shanghai entdeckte eine Putzfrau im Büro des Präsidenten von Flying Dragon Enterprises die Leiche eines gewissen Zhao Yanji. Flying Dragon ist eine internationale Schifffahrtsgesellschaft mit Niederlassungen in Hongkong und Antwerpen.«

»Wer war Zhao?«

»Der Leiter der Finanzabteilung von Flying Dragon. Aber abgesehen davon, dass er tot ist, werden auch der Präsident der Firma und dessen Frau vermisst. Der Präsident der Firma heißt Yu Yongfu. Seine Frau ist Yi Kuo-nyi.«

»Die schöne Schauspielerin?«

»Ja, Herr.« Der Major schilderte, wie Yu Yongfu, vermutlich mit Unterstützung ihres Vaters, des einflussreichen Li Aorong, rasch zu Macht und Reichtum aufgestiegen war.

Die Eule kannte Li Aorong nicht persönlich, aber dem Namen nach. »Ja, natürlich. Li hat einen hohen Posten in der Shanghaier Stadtverwaltung.« Was er nicht sagte, war, dass Li auch der Protegé Wei Gaofans war, eines der Hardliner im Ständigen Ausschuss. Alles in allem betrachtet, war Wei der Mächtigste unter den Hardlinern, und Li Aorong vertrat die gleiche politische Linie wie Wei.

»Ja«, sagte Pan. »Wir haben mit Li gesprochen. Er hat keine Erklärung für die Ermordung Zhaos oder das Verschwinden seiner Tochter und ihres Mannes. Aber ...« Pan rutschte so weit nach vorn, dass er nur noch auf der Stuhlkante saß, als er auf einen An oder Andy Jingshe zu sprechen kam, einen jungen Dolmetscher, der in den Vereinigten Staaten studiert hatte und in Begleitung von Colonel Smith gesehen worden war. Kurze Zeit darauf war Andy erschossen in seinem Auto aufgefunden worden. »Das ist alles, was wir bisher wissen.«

Der Gesichtsausdruck der Eule war ernst hinter seiner großen Brille. »In Shanghai verschwindet ein Amerikaner.

Am nächsten Tag trifft Colonel Smith dort ein. Der Finanzchef einer Reederei wird ermordet. Der Präsident dieser Firma und seine Frau verschwinden. Und in derselben Nacht verschwindet ein in Amerika ausgebildeter Shanghaier Dolmetscher. Ist das der Inhalt Ihres Berichts?«

»Mit der Ergänzung, dass uns Colonel Smith, als wir ihn wieder aufspürten, erneut entkommen konnte und offensichtlich inzwischen China ganz verlassen hat.«

»Darüber können wir uns später unterhalten. Wann erscheint mein Ersuchen um Informationen über den Frachter, die *Dowager Empress*, in Ihrem Bericht?«

Zurechtgewiesen setzte sich Pan zurück. »Die *Empress* gehört Flying Dragon Enterprises.« Das hätte er früher sagen sollen.

»Aha.« Nius Brustkorb schnürte sich zusammen. Hierin bestand also der Zusammenhang. »Haben Sie sich bereits eine Meinung über diese Vorfälle gebildet?«

»Ich glaube, dass Yu Yongfus Finanzchef auf irgendetwas gestoßen ist, an dem ihm etwas faul erschien, etwas, das die Vereinigten Staaten betraf. Er erzählte Mondragon davon, und der leitete die Information an die Amerikaner weiter. Oder versuchte es zumindest. Irgendetwas ging dann schief. Höchstwahrscheinlich wurde Mondragon getötet, und die Information ging verloren. Smith wurde nach Shanghai geschickt, um sie wieder zu beschaffen. Außerdem sieht es so aus, als wäre Andy Jingshe ein Informant der Amerikaner gewesen, der Smith als Führer und Dolmetscher zugeteilt wurde.«

Der Minister spitzte nachdenklich die Lippen. »Das heißt also ... es gibt in unserem Land Leute – nicht unse-

re Sicherheitskräfte –, die vor nichts zurückschrecken, um ein bestimmtes Vorhaben der Amerikaner, über dessen Natur wir uns allerdings noch nicht im Klaren sind, zu vereiteln. Die Informationen, auf die der Finanzchef stieß, und Smiths Bemühungen, sie wieder zu beschaffen, führten zum Tod des Finanzchefs, zum Verschwinden von Yu Yongfu und seiner Frau und zur Ermordung des Dolmetschers..«

»Etwas in dieser Richtung, Herr. Ja.«

Nius böse Vorahnungen bestätigten sich mehr und mehr. »Worauf, glauben Sie, ist der Finanzchef von Flying Dragon gestoßen? Was war sobrisant, dass es zu diesen schwer wiegenden Zwischenfällen geführt hat?« Er griff nach einer Zigarette.

»Darüber habe ich mir erst Gedanken zu machen begonnen, als Sie um Informationen über die *Empress* batzen. Denn erst dann erfuhr ich, dass sie eins der Schiffe von Flying Dragon ist. Ich weiß zwar nicht, was Sie zu dieser Nachfrage veranlasst hat, aber der Zusammenhang mit dem Auftauchen Colonel Smiths kann kein Zufall sein.«

»Ich bat um Informationen über den Frachter, seinen Zielhafen und seine Ladung, weil das alles ist, was es über so ein Schiff zu wissen gibt.«

»Ja, Herr.«

Niu zündete seine Zigarette an und inhalierte angespannt. »Was haben Sie herausgefunden?«

»Der Zielhafen ist Basra. Der Frachter soll in ungefähr drei Tagen am Golf eintreffen.«

»Der Irak.« Niu schüttelte den Kopf. Das gefiel ihm gar nicht. »Und die Ladung?«

»Dem Ladeverzeichnis zufolge hat sie DVDs, Klei-

dung, verschiedene Industrieprodukte, landwirtschaftliches Gerät und Düngemittel an Bord – was eben üblicherweise an den Irak geliefert wird. Nichts Außergewöhnliches. Mit Sicherheit nichts, was die Amerikaner interessieren könnte.« Nachdem er geendet hatte, sah der Geheimdienstmann die Eule fragend an.

»Trotzdem interessieren sich die Amerikaner dafür. Sogar brennend.« Damit gab Niu die Frage an Pan zurück. Er hatte nicht vor, den Major über die Krise, die sich um den Frachter zusammenbraute, in Kenntnis zu setzen. Bisher wussten nur der Ständige Ausschuss und Botschafter Wu in Washington darüber Bescheid. Er hoffte, das Problem lösen zu können, bevor es zu einer Krise eskalierte. »Haben Sie eine Idee, was das sein könnte, Major Pan?«

»Wenn, wie ich vermute, die *Empress* etwas mit der Sache zu tun hat, kann es nur an ihrer Ladung liegen.«

»Deshalb denken Sie, das offizielle Ladeverzeichnis des Frachters ist gefälscht, und die Amerikaner wissen das.«

»Wäre denn eine andere Schlussfolgerung möglich?«

Niu nahm einen Zug von seiner Zigarette. Dann blies er den Rauch in die Luft. »Konnte Colonel Smith in seinen Besitz bringen, weswegen er hergekommen ist?«

»Das wissen wir nicht.«

»Das ist es aber, was ich *unbedingt* wissen muss, Major. Auf der Stelle.«

»Wir werden Yu Yongfu finden, seinen Schwiegervater vernehmen und gegen Flying Dragon ermitteln.«

Niu nickte. »Und jetzt erzählen Sie mir, wie Ihnen Colonel Smith ein zweites Mal entkommen konnte, obwohl

er weder unsere Sprache spricht noch vorher schon einmal in China war, und wie es ihm dann auch noch möglich war, außer Landes zu gelangen ... nachdem man seinen Dolmetscher ermordet hatte?«

»Wir glauben, dass er von einer Zelle des uigurischen Widerstands Unterstützung erhielt. Meine Leute suchen im Moment nach ihnen, aber sie halten sich in den alten *longtangs* versteckt, wo sie so schwer zu fassen sind wie Ratten in einem Kanal. Die Polizei nimmt sie nicht sonderlich ernst, hauptsächlich, weil sie so wenige sind. Folglich sind sie nicht unter Kontrolle zu bekommen. Ähnlich den Ratten sind sie klug, anpassungsfähig und zu allem entschlossen.«

»Anscheinend sind sie nicht so wenige, wie wir gern hätten«, sagte Niu. »Wie haben sie Smith geholfen?«

»Sie brachten ihn in die *longtangs* und versteckten ihn, und dann schafften sie es irgendwie, ihn wieder von dort wegzuschaffen. Über alles Weitere liegen uns nur vereinzelte Hinweise vor. Polizisten konnten sich erinnern, dass sie bei einer Straßensperre eine Gruppe Uiguren in einem Land Rover passieren ließen. Zwei der Uiguren hatten Daueraufenthaltsgenehmigungen für Shanghai, und jeder, der sich im Besitz solcher Papiere befindet, kann sich natürlich frei bewegen. Außerdem liegen uns Meldungen vor, dass später an einem Strand in der Bucht von Huangzhou, zwischen Jinshan und Zhapu, zahlreiche Schüsse fielen. Und heute Morgen meldete ein Patrouillenboot der Küstenwache, dass kurz nach besagtem Schusswechsel in unmittelbarer Küstennähe ein amerikanisches U-Boot aufgetaucht ist.«

Niu schwieg. Er rauchte. Schließlich nickte er. »Dan-

ke, Major Pan. Fahren Sie mit Ihren Ermittlungen fort. Die Sache hat oberste Priorität.«

Major Pan schien nur widerstrebend gehen zu wollen, gerade so, als wollte er diese vielen Fragen am liebsten hier und jetzt klären. Aber er war auch ein erfahrener Staatsdiener. Er hielt seinen runden Körper sehr aufrecht, als er sich erhob.

Dann zupfte er seinen europäischen Anzug zurecht.
»Jawohl, Herr.«

Niu drückte seine Zigarette aus, als der Agent die Tür hinter sich schloss, lehnte sich zurück und schaukelte auf den hinteren Beinen seines Stuhls. Er dachte darüber nach, was so wichtig sein könnte, dass die Amerikaner nicht nur riskierten, ein U-Boot bis auf wenige tausend Meter an die chinesische Küste zu schicken, sondern auch eine Lenkwaffenfregatte entsandten, um die *Empress* zu beschatten. Da stank etwas ganz gewaltig zum Himmel.

Mit einem besorgten Kopfschütteln dachte er über die Schüsse am Strand und den ehrgeizigen Li Aorong nach, der seinem Schwiegersohn anscheinend zu großem geschäftlichem Erfolg verholfen hatte. Dann führte er sich vor Augen, was er weder Major Pan noch General Chu Kuairong noch sonst jemandem in Regierung und Partei erzählen konnte: Dass er insgeheim jede nur erdenkliche Anstrengung unternahm, China für alle Möglichkeiten zu öffnen, die die Welt bot.

Voller Melancholie dachte er an seine Jugendzeit zurück, als der Vorsitzende Mao so wortgewandt von seiner Sehnsucht nach den offenen und einfachen Zeiten vor 1949 gesprochen hatte, als er nichts anderes hatte tun müssen, als Gedichte zu schreiben und die Feinde Chinas

zu bekämpfen. Danach hatte er sich immer mehr in die geheimen, dunklen und verschlungenen Machenschaften von Regierungsinteressen und Macht verstrickt.

Was Liu im Augenblick anstrebte – die Unterzeichnung des Menschenrechtsabkommens –, konnte für alle zu einer Verbesserung der Lebensbedingungen führen. Dennoch argwöhnte er, dass das Abkommen auf staatlicher Ebene erheblich mehr Gegner als Befürworter hatte, was natürlich daran lag, dass so viele hochrangige Regierungsvertreter dagegen waren ... offensichtlich auf beiden Seiten des Ozeans.

Hongkong

Mit einem höflichen Lächeln ließ sich Jon Smith auf einem der Stühle im Wartebereich des Penthouse-Büros der Altman Group nieder. Er hatte mitbekommen, dass Ralph McDermid der Empfangsdame gesagt hatte, er werde ihn empfangen. Während er wartete, öffnete er seinen Diplomatenkoffer, als wolle er sich seine Unterlagen ansehen.

Plötzlich schlug er den Deckel zu und sprang auf. »Verdammt! Entschuldigung – ich wollte nicht fluchen, Miss. Ich muss mein Notizbuch unten bei Donk & LaPierre vergessen haben.« Er sah auf seine Uhr und dann auf die Standuhr in der Ecke. »McDermid wollte in fünfzehn Minuten mit mir sprechen. In zehn bin ich wieder zurück.«

Bevor sie etwas einwenden konnte, rannte er mit dem Diplomatenkoffer zum Fahrstuhl, drückte auf den Knopf

und betrat die Kabine, die leer war. Als die Tür sich schloss, winkte er der verwirrten Frau lächelnd zu. Er hatte nicht viel Zeit und drängte den Lift insgeheim zur Eile. Zwei Etagen tiefer stieg er aus und lief den Korridor hinunter, bis er eine Toilette fand. Sobald er sich in einem Abteil eingeschlossen hatte, schlüpfte er aus dem Anzug und zog das blaue Sportsakko, die blauen Stoffturnschuhe und den faltbaren Panamahut aus seinem Aktenkoffer an. Mit der grauen Hose und dem Hawaiihemd wirkte er wie ein amerikanischer Tourist mit mehr Geld als Geschmack. Er packte den Anzug in den Diplomatenkoffer und den Diplomatenkoffer in seinen Rucksack. Nachdem er den Rucksack angelegt hatte, schlüpfte er nach draußen.

In Gedanken bei dem, was er zu finden vermutete, stieg er in einen anderen Lift und zog sich in den hinteren Teil der Kabine zurück, als Geschäftsleute zustiegen und auf dem Weg nach unten in den einzelnen Stockwerken wieder ausstiegen. Als der Lift schließlich im Zwischengeschoss anhielt, zwangte er sich zwischen den anderen Fahrgästen durch, die ins Foyer hinabfahren wollten.

Er stieg aus dem Lift. In der Rückwand des Zwischengeschosses befanden sich mehrere Glastüren, die in teure Boutiquen, Reisebüros und kleine Läden führten. Auf der offenen Seite der Galerie verlief eine hüfthohe Marmorbrüstung mit mächtigen Pfeilern, auf denen das Stockwerk darüber ruhte. Von dieser Brüstung sah man auf das riesige Foyer hinab. Smith stellte sich hinter eine Säule, von der er die Marmortreppe, die zum Zwischengeschoss heraufführte, die Lifte und den Haupteingang im Blick hatte.

Er wartete ungeduldig. Plötzlich war der Mann da, den er zu sehen gehofft hatte – der große Chinese, der Leiter des Angriffs in Shanghai gewesen war. *Feng Dun*. Gefolgt von drei Männern, die Smith ebenfalls kannte, kam er durch die gläserne Eingangstür ins Foyer. Es war das erste Mal, dass er Feng richtig zu sehen bekam: Der Mann war so blass, als wäre seine Haut vollkommen blutleer. Sein kurz geschnittenes Haar war hellrot mit knallweißen Strähnen. Er war kleiner, als er Smith im Dunkeln erschienen war. Für einen Han-Chinesen war er trotzdem groß, schätzungsweise knapp eins neunzig, und sehr muskulös – kein Gramm schwerer als neunzig Kilo. Unmittelbar am Eingang blieb der Mann stehen und sah sich im Foyer um, als suchte er etwas – oder jemanden.

Ralph McDermid setzte sein bewährtes freundliches Lächeln auf, als er aus dem privaten Penthouselift kam. Er blieb stehen, um sich im Empfangsbereich nach Dr. Kenneth St. Germain umzusehen.

Bis auf die Empfangsdame war der luxuriös eingerichtete Raum leer. Sie sah McDermid ehrfürchtig an.

Er runzelte die Stirn. »Wo ist er?«

»Ähm ... Mr. McDermid, es tut mir Leid, Sir, aber Dr. St Germain ist nach unten gefahren, um bei Donk & La-Pierre sein Notizbuch zu holen. Er müsste jeden Augenblick zurück, sein.« Sie sah auf die Uhr. »Oh. Er wollte eigentlich in zehn Minuten wieder hier sein, aber jetzt sind es schon fünfzehn. Soll ich anrufen, was mit ihm los ist?«

»Ja. Aber fragen Sie nur, ob er gerade bei ihnen ist oder bei ihnen war. Mehr nicht. Sprechen Sie nicht mit ihm

selbst und sagen Sie ihnen auch nicht, dass sie ihn heraufschicken sollen.« Möglicherweise war der Mann aus einem ganz bestimmten Grund zu Donk & LaPierre hinuntergefahren.

Die Empfangsdame rief an, stellte ihre Fragen und legte wieder auf. Dann sah sie McDermid verwirrt an. »Sie sagen, er ist und war auch nie bei ihnen. Auch nicht früher.«

Hinter McDermid ging die Lifttür auf. Als er sich umdrehte, erschien Feng Dun. Er hielt eine 9mm Glock, die in seiner großen Hand klein aussah.

Die Empfangsdame riss bei seinem Anblick erschrocken die Augen auf. Ihr Blick blieb auf der Pistole haften.

Mit seiner rauchigen Stimme fragte Feng: »Wo ist er?«

»Weg«, knurrte McDermid verärgert. »Er ist vor fünfzehn Minuten gegangen.«

»Er muss noch im Haus sein«, sagte Feng sachlich. »Wir beobachten alle Eingänge. Er kommt nicht raus. Er sitzt in der Falle.«

Smith stand unter Hochspannung. Seine Schultern waren gestrafft, die Muskeln einsatzbereit. Trotzdem blieb er in seinem Versteck hinter der Säule und beobachtete das Foyer unter ihm.

Nachdem Feng Dun seinen drei Begleitern Anweisungen erteilt hatte, stieg er in den Lift. Die Zahlen über der Tür zeigten an, dass er direkt zum Penthouse hochfuhr. Obwohl Smith es bereits vermutet hatte, war er dennoch geschockt: Immer mehr deutete darauf hin, dass Ralph McDermid ihn oben im Penthouse hingehalten hatte, um die Killer rufen zu können. Und das hieß: Der Vor-

standsvorsitzende der mächtigen Altman Group war nicht nur an der *Empress*-Affäre beteiligt, sondern auch an ihren blutigen Begleitumständen.

Unten im Foyer bezogen währenddessen die drei Killer unauffällig Stellung, sodass sie alle Ausgänge im Blick hatten. Als Feng Dun zurückkam, war es, als wäre er nicht aus dem Fahrstuhl gestiegen, sondern wie aus dem Nichts plötzlich mitten im Foyer erschienen. Er machte eine verstohlene Geste, worauf sich die vier in einer Ecke hinter ein paar Palmen trafen. Während sie sich dort berieten, beobachteten sie jeden, der an ihnen vorbeikam. Feng schaute einmal zur Galerie hinauf, und es schien, als heftete er den Blick genau auf die Stelle, wo Smith hinter der Säule stand.

Smith trat langsam ein paar Schritte zurück. Er inspierte seine Verkleidung, von seinem Hawaiihemd bis zu den blauen Leinenturnschuhen. Dann zog er den Panamahut tiefer in die Stirn und steckte die Beretta am Rücken unter dem Sakko in den Hosenbund. Als er schließlich auf die Treppe zusteuerte, ging er leicht in die Knie und drehte die Zehen nach innen, sodass sein Gang etwas Verklemmtes bekam.

Obwohl ihn die Killer scharf ins Auge fassten, sah er sie nicht an. Aber er fürchtete die ganze Zeit, einer von ihnen könnte auf die Idee kommen, ihn sicherheitshalber anzuhalten. Als er endlich an ihnen vorbei war und auf die gläserne Eingangstür zusteuerte, die auf die Straße und in Sicherheit führte, glaubte er spüren zu können, wie sich ihre Blicke in seinen Rücken bohrten. Immer noch darauf gefasst, jeden Moment angehalten zu werden, drückte er die Tür auf.

Als nichts geschah, überkam ihn zunächst Überraschung, dann tiefe Erleichterung. Das Tageslicht schien so hell und einladend wie nie, als er aus dem Gebäude trat und die Straße überquerte. Er zog sich in einen dunklen Hauseingang zurück und wartete.

22

Es war fast dunkel, als Ralph McDermid endlich durch einen Seiteneingang das Gebäude verließ. Feng Dun und seine Männer waren schon Stunden zuvor gegangen, jeder für sich, als hätte jeder einen anderen Auftrag zu erledigen. Da der Strom von Menschen in der abendlichen Rushhour noch stärker angeschwollen war, folgte Smith dem Altman-Boss in verhältnismäßig geringem Abstand. Im Lauf des Nachmittags hatte die Schwüle nachgelassen, und es war leichter geworden, sich durch die Fußgängermannschaften zu drängen.

Frustriert und besorgt hetzte Smith hinter McDermid her, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Der Altman-Boss ging zur Station Central der MTR, der U-Bahn. Smith wartete zwanzig Sekunden, dann kaufte er sich eine Fahrkarte und folgte ihm. Auf dem Bahnsteig waren nicht mehr so viele Menschen, und Smith ließ sich etwas zurückfallen, um sich erst zu vergewissern, dass niemand sonst McDermid observierte – entweder heimlich oder in Gestalt eines versteckten Bodyguards.

Als die U-Bahn kam, stieg McDermid ein. Smith folgte ihm in den Waggon, aber durch eine andere Tür. McDer-

mid bahnte sich einen Weg nach vorn, bis er auf einer der Stahlbänke einen Platz fand, der ihm zusagte. Er setzte sich und starre vor sich hin. Weder schenkte er einem der stummen und müden anderen Fahrgäste Beachtung noch den bunten Werbeplakaten, die ganz im Gegensatz zu der Zeit vor der Rückgabe Hongkongs an die Volksrepublik, als Reklamen immer auch englisch beschriftet waren, ausschließlich chinesische Schriftzeichen trugen.

Smith ging in die entgegengesetzte Richtung und hielt sich, halb abgekehrt, an einer Stange fest, sodass er McDermid im Fenster gespiegelt beobachten konnte. Ihn beschäftigte vor allem die Frage, wieso jemand wie McDermid die U-Bahn benutzte. Musste er nicht weit fahren? Wollte er im Reich eines anderen Mannes keinen Firmenwagen und kein Personal in Anspruch nehmen? Hatte er das Chaos und die Staus auf den Straßen satt? Wollte er Kosten sparen? Oder sollte, was wahrscheinlicher war, niemand, nicht einmal ein Chauffeur oder Taxifahrer, wissen, wohin er unterwegs war?

Die Fahrt verlief erstaunlich ruhig und erschütterungsfrei. McDermid hielt es nicht für nötig, sich umzuschauen. Offensichtlich schien er es für ausgeschlossen zu halten, dass jemand ihn beschatten könnte. Ein paar Haltestellen weiter stieg er an der Station Wanchai aus. Wieder zwängte sich Smith erst im letzten Moment, als McDermid schon gut zehn Meter entfernt war, durch die sich bereits schließende Tür nach draußen. Er eilte zur Hennessy Road hinauf, wo McDermid, anscheinend die Ruhe in Person, gemächlich dahinspazierte. Smith folgte ihm durch Wanchai, Hongkongs ehemaligen Rotlichtbezirk. Nach der Übergabe Hongkongs waren für das ehe-

dem wegen Sex und Drogen berüchtigte Viertel schwere Zeiten angebrochen. Das hatte zur Folge, dass das aufstrebende Finanzzentrum der Stadt den Sektor immer weiter vereinnahmte. Überall schossen neue Hochhäuser aus dem Boden, und die neuesten und besten Hotels verlangten und erhielten für ein Zimmer über dreitausend Dollar pro Nacht.

Die Hände in den Hosentaschen, schlenderte McDermid die neonerhellte Lockhart Road hinunter, wo sich die meisten der Sex-Etablissements befanden, die sich noch hatten halten können. Hier wurde Wanchai noch seinem grell ordinären Ruf gerecht. Wanchai-Mädchen lungerten an Bareingängen herum und bedachten jeden Mann, der aussah, als hätte er etwas Geld in der Tasche, mit einem versierten Pssst. Es gab marktschreierische Hostessen-Clubs, Oben-ohne-Bars, Diskos und laute englische und irische Pubs. Die Schilder und Schlepper, die Leuchtreklamen und Lockangebote waren immer noch laut und grell und schilderten den Ausgehungen und Einsamen die auf sie wartenden Freuden in den leuchtendsten Farben.

Aber irgendwie war die Luft trotzdem raus. Weder Smith noch McDermid bedachten die abgehälferten Vergnügungstempel mit mehr als einem flüchtigen Blick, wobei Smith sich wieder einmal fragte, wohin McDermid unterwegs war – und in welcher Absicht.

Schließlich bog der Altman-Boss in eine Nebenstraße und dann in ein altes Bürogebäude im Schatten eines funkelnagelneuen höheren blitzenden Büroturms aus Glas und Stahl. Die Straße war schmal. Straßenverkäufer packten ihre Sachen zusammen. Einige wenige Läden lockten

mit Peep-Shows und Porno, Tattoos und Sexspielzeug. Aus dem alten Ziegelbau kam ein steter Strom von Büroangestellten, die den Heimweg in die Hügel und Vorstädte antraten, Ausdruck der kulturellen Schizophrenie, zu der Wanchai geworden war.

Mit wachsender Neugier schlüpfte Smith unter dem Schutz der ins Freie strömenden Menschen in die marmorverkleidete Eingangshalle, wo er Ralph McDermid vor einer Reihe fein ziselieterer Fahrstühle stehen sah. Nachdem eine Kabine einen kleinen Strom von Menschen entladen hatte, stieg McDermid ein. Da alle nach Hause gingen, war er der einzige Fahrgast. Smith beobachtete die Stockwerkzahlen, die über der Lifttür aufleuchteten. McDermids Fahrstuhl hielt im zehnten an und kehrte dann wieder nach unten zurück.

Smith betrat eine andere Kabine und drückte auf den Knopf für den elften Stock. Als der Lift dort anhielt, stieg er aus und rannte eine Etage tiefer. Im zehnten Stock spähte er durch die Verbindungstür vom Treppenhaus aus auf den leeren, marmorverkleideten Flur. Wohin war McDermid verschwunden?

Als drei Chinesinnen aus einem der Büros kamen und munter schnatternd zu den Fahrstühlen gingen, zog sich Smith hastig ins Treppenhaus zurück. Während er dort, mit dem Rücken gegen die Wand gedrückt, ihrer Unterhaltung lauschte, bedauerte er wieder einmal, kein Chinesisch gelernt zu haben.

Bevor er wieder nach draußen schauen konnte, ertönten auf dem Gang erneut Schritte. Sie stoppten vor dem Lift, wo immer noch die drei Frauen standen und sich unterhielten. Weitere Türen gingen auf und zu, und auf dem

Flur wurde es wieder still ... bis auf ein Huschen, das direkt an seiner Tür vorbeikam.

Als Smith sie darauf einen Spaltbreit öffnete und nach draußen lugte, sah er eine Chinesin in der typischen schwarzen Arbeitskleidung und dem Strohhut einer Bäuerin durch eine Tür am Ende des Gangs verschwinden. *Aber wo war McDermid?* Er wollte gerade nachsehen gehen, als von rechts, irgendwo hinter den Liften, eine Stimme hörbar wurde, die er für die McDermids hielt. Grimmig lächelnd zog er seine Beretta und schlich auf den Flur hinaus.

Er lauschte an jeder Tür. Alle sahen gleich aus – billige Hohlkastentüren mit stählernen Briefschlitzten und den Schildern der jeweiligen Firmen, deren Spektrum von Rechnungsprüfern und Zahnärzten bis hin zu kleinen Internet-Firmen und Schreibtäschens reichte. Hinter einigen waren gedämpfte Stimmen zu hören, hinter einer lief ein Radio. Smith begann schon zu fürchten, McDermids Spur erneut verloren zu haben, als er ihn plötzlich wieder hörte.

Er ging langsamer. Die gedämpften Laute kamen hinter einer Tür hervor, auf der auf Chinesisch und Englisch stand: DR. JAMES CHOU, AKUPUNKTUR & SHIATSU. Anscheinend ließ sich Ralph McDermid mit Akupunktur oder Shiatsu oder beidem behandeln. Aber warum hatte er sich die Mühe gemacht, zuerst mit der U-Bahn hierher zu fahren und dann noch so ein weites Stück zu Fuß zu gehen? McDermid war nicht gerade der sportliche Typ. Oder war er aus einem anderen Grund hier? Vielleicht war das Ganze nur eine Tarnung für einen altmodischen ›Massagesalon‹?

Smith ging in die Knie und spähte durch den Brief-

schlitz. Das mit billigen Plastikstühlen und Tischen eingerichtete Wartezimmer machte nicht viel her. Rahmen und Lehnen der Polstercouch waren aus Rattanrohr. Auf den Tischen und der Couch lagen Zeitschriften in chinesischer und englischer Sprache. Das Wartezimmer war leer. Woher kam dann die Stimme? Hatte er sich getäuscht?

Mit gezogener Waffe drehte er am Türknauf und schlich in die Praxis. In diesem Moment sah er die zweite Tür, die vermutlich in ein Behandlungszimmer führte. Er konnte McDermid dahinter etwas sagen hören.

Noch während Smith zufrieden grinste, wurde es plötzlich vollkommen still. Die Unterhaltung hinter der Tür war verstummt. Irgendein Geräusch hätten zwei Personen – McDermid und der Arzt oder die Masseuse – doch machen müssen ...

Smith schnürte sich die Brust zusammen, als ihm eine weitere Erklärungsmöglichkeit einfiel. Es gab noch einen Grund, weshalb McDermid die U-Bahn genommen haben und zu Fuß gegangen sein könnte. Vielleicht hatte er damit gerechnet, dass er beschattet würde. Vielleicht hatte er mit Smith gerechnet. Die unangenehme Wahrheit war ... McDermid könnte ihn in einen Hinterhalt gelockt haben.

Smith wirbelte herum, warf sich zu Boden und robbte, die Beretta im Anschlag, hinter die Couch.

Im selben Moment flog die Tür zum Flur splitternd aus den Angeln und landete krachend auf dem Boden. Gleichzeitig stürmten zwei seiner ehemaligen Verfolger mit erhobenen Pistolen durch die Öffnung.

Smith feuerte zweimal. Einer der Männer stürzte

bäuchlings zu Boden und rutschte, eine Spur aus rotem Blut hinter sich herziehend, über das Linoleum. Der andere brachte sich mit einem blitzschnellen Satz auf den Flur hinaus in Sicherheit. Smith hatte ihn verfehlt.

Auf den Ellbogen robbte Smith hinter seiner Deckung hervor. Als der zweite Mann wieder in der Tür erschien, hatte er die Pistole auf die Couch gerichtet. Aber Smith war schon auf halber Strecke zur Tür, wo ihn der Mann nicht erwartet hatte, und feuerte erneut. Mit einem Fluch fiel der Mann laut stöhnend hintenüber.

Smith erreichte die aufgebrochene Tür und postierte sich so an der Öffnung, dass er den Gang zu den Aufzügen hinuntersehen konnte und dass jeder, der durch die andere Tür in das Wartezimmer gelangen wollte, es erst ganz betreten musste, bevor er ihn sehen und auf ihn schießen konnte. Ein Stück den Gang entlang waren zwei Männer über einen dritten gebeugt, der an die Wand gelehnt saß. Neben ihm breitete sich eine Blutlache aus. Wütend starnten sie zu der Praxis, wo Smith sich versteckt hielt und sie beobachtete.

Smith richtete sich auf, rannte zur Couch, kippte sie um und schob sie so vor die Tür, dass sie seine Flanke deckte. Dann legte er sich wieder flach auf den Boden.

Draußen auf dem Flur wurden inzwischen leise Schritte vernehmbar. Seine Verfolger schllichen näher. Er zwang sich, unten zu bleiben, und zählte langsam bis zehn. Dann richtete er sich auf und streckte einen der Angreifer mit einem gezielten Schuss nieder, als dieser geduckt durch die Tür gestürmt kam.

Sein Schmerzensschrei hallte noch von den marmorverkleideten Wänden wider, als die Tür zum Behand-

lungszimmer aufflog und mehrere Schüsse in Rattangestell und Polsterung der Couch schlugen. Smith warf sich flach auf den Boden und wartete. Das Herz schlug ihm bis zum Hals. Endlich sprang ein Mann mit einer kleinen Maschinenpistole in den Raum. Smith gab einen Schuss ab. Der Mann wurde nach hinten geschleudert und flog durch ein großes Panoramafenster. Sein Schrei wurde immer leiser, als er in die Tiefe stürzte.

Smith richtete sich auf, um über die Couch hinweg auf den Flur hinauszuspähen. Sie rückten wieder an – diesmal zu dritt. Er gab zwei Schüsse ab, und sie zogen sich zurück, aber wie lange? Auch vom Behandlungszimmer aus würden sie einen erneuten Angriff starten. Er hatte noch ein Magazin, aber irgendwann würden sie ihre Angriffe besser koordinieren und von beiden Seiten gleichzeitig zuschlagen. Dann war er geliefert. Man würde ihn erschießen oder gefangen nehmen. Ihm war nicht klar, was sie wollten.

Ihm brach Schweiß auf der Stirn aus. Auf ein Knie aufgestützt, wartete er auf den nächsten Angriff aus dem Behandlungszimmer. Ohne Vorwarnung kamen sie durch die Tür gestürzt. Jetzt waren sie zu zweit. Sie waren schneller und cleverer und hechteten jeder auf eine andere Seite, während Smith auch die andere Tür im Auge behalten musste, falls die Männer draußen auf dem Flur ebenfalls angriffen. Er schoss sein Magazin leer, in Stühle, Tische, Wände. Dann schob er sein letztes Magazin ein – und plötzlich waren sie weg.

Waren sie das auch wirklich? Unvermutet krachten weitere Schüsse und brachten die Wände zum Erzittern. Aber von wo kamen sie? Vom Flur oder aus dem Behand-

lungszimmer? Und auf welches Ziel waren sie gerichtet? Keine einzige Kugel schlug in die Couch, hinter der er kauerte, oder in die Wände des Wartezimmers. Sollte er sich auf den Boden werfen oder in der Hocke bleiben? Als wieder eine Salve krachte, merkte er, dass sie vom Flur kam. Seltsamerweise hatte sie nicht ihm gegolten.

Er richtete sich auf und spähte nach draußen. Sie waren zu viert, einschließlich der zwei Männer aus dem Behandlungszimmer. Der fünfte und der sechste Mann lagen – beide verletzt – in einem der Fahrstühle, dessen Tür aufgespreizt war. Die Pistolen der vier unverletzten Angreifer waren nicht auf ihn gerichtet, sondern auf das andere Ende des Gangs. Unvermutet drehte sich einer von ihnen um und schoss auf Smith, um ihn festzunageln.

Smith erwiderte das Feuer. Plötzlich ertönte Fluchen, Trappeln und das Schlagen einer Tür, gefolgt von schweren Schritten, die sich rasch entfernten. Smith lauschte. Eine Lifttür schloss sich. Weder vom Flur noch aus dem Behandlungszimmer kam ein Laut. *Waren sie wirklich weg? Oder war das Ganze nur wieder ein Trick?*

Vorsichtig lehnte Smith sich nach draußen, um die Lage zu sondieren. Auf beiden Seiten des Flurs war niemand zu sehen. Das alte Gebäude knarrte. Auf einer anderen Etage wurde eine Klospülung betätigt. Smith holte tief Luft. Er wischte sich mit dem Ärmel über die Stirn, als er den Mann betrachtete, den er niedergeschossen hatte und der jetzt reglos auf dem Boden des Wartezimmers lag. Er kroch auf ihn zu. Der Mann war tot, und seine Taschen enthielten nichts, was Aufschluss über seine Identität gab.

Enttäuscht sprang Smith auf und rannte in das Behandlungszimmer. Dort gab es eine Massagebank, einen

Schrank, einen Stuhl und einen tragbaren CD-Player. Alles war von Kugeln durchsiebt. Durch das zerbrochene Fenster, durch das einer der von ihm getroffenen Männer geflogen war, pfiff der Wind. Unten auf der Straße heulten Sirenen. Die Polizei von Hongkong war bereits am Anrücken.

Auch im Behandlungszimmer gab es eine zweite Tür. Sie stand offen und führte auf den Flur hinaus. Er eilte darauf zu und spähte vorsichtig nach draußen. Der Gang war immer noch verlassen, nur eine Spur aus Blut und Patronenhülsen führte zum Lift. Smith schwenkte die Beretta mit beiden Händen hin und her, als er in Richtung Aufzug den Flur hinunterhuschte. Schließlich erreichte er die Tür am anderen Ende, die als Einzige offen stand und von der man den ganzen Gang im Blick hatte.

Mit erhobener Pistole wirbelte er durch die Öffnung und zielte. Vor seinem Pistolenlauf befand sich die chinesische Bäuerin, die er kurz zuvor durch diese Tür hatte verschwinden sehen. Sie trug immer noch ihren schwarzen Arbeitsanzug und den Strohhut und saß, mit dem Rücken gegen einen Schreibtisch gelehnt, im Schneidersitz auf dem Boden. Neben ihr lag ein Handy. Sie hielt mit beiden Händen eine ganz und gar nicht bäuerliche 9 mm Clock auf ihn gerichtet.

»Wer sind Sie?«, fragte Smith.

Ohne die Glock sinken zu lassen, erwiderete die Frau in astreinem Amerikanisch gereizt: »Jetzt weiß ich es endlich. Dein erklärt Lebensziel ist es, mir meine Operationen zu vermasseln. Dein Timing ist wirklich unter aller Kanone.« Aber sie lächelte.

»Randi?«

»Hi, Soldat.« Sie ließ die Waffe sinken.

Smith steckte seine Beretta weg und starre sie fassungslos an. »Unglaublich. Die CIA kriegt ihre Verkleidungen immer besser hin.« Das also war die Erklärung für die anderen Schüsse. Für die Ablenkung, die seine Rettung gewesen war, hatte Randi gesorgt.

Sie er hob sich mit einer einzigen fließenden Bewegung vom Boden. »Höre ich da Polizeisirenen?«

»Allerdings. Sehen wir lieber zu, dass wir hier wegkommen.«

Beijing

Aus dem üppigen Garten von Zhongnanhai strömte Kamelienduft herein, als sich Niu Jianxing – die Eule – bei der Sondersitzung des Ständigen Ausschusses zurücklehnte und sich wütend die einzelnen Gesprächsbeiträge anhörte. Angesichts der *Empress*-Krise wäre sein ganzer Scharfsinn erforderlich, um das Scheitern seines Vorhabens zu verhindern. Er durfte sich seine schlechte Laune nicht anmerken lassen.

»Zuerst dieser amerikanische Spion, den man, scheint es, hat entkommen lassen«, schimpfte Wei Gaofan. Sein finsternes Tempelhund-Stirnrunzeln ließ sein grundsätzlich grimmiges Gesicht fast freundlich aussehen. »Und jetzt dieses amerikanische Kriegsschiff – wie heißt es gleich wieder? Die *John Crowe*? –, das unsere Rechte auf hoher See verletzt! Einfach *unerhört*.« Das war die Parteilinie der Falken.

»Wie ist Colonel Smith entkommen?«, fragte Song Ri-

uyu, eines der jüngeren Mitglieder des Ständigen Ausschusses.

Niu erklärte ruhig: »Dem wird gerade nachgegangen.«

»Wie wird ihm nachgegangen?«, wollte Wei Gaofan wissen. »Bilden Sie etwa einen dieser endlosen, sinnlosen Untersuchungsausschüsse, wie sie die Europäer so lieben?«

Plötzlich wurde Nius Ton scharf. »Möchten Sie sich für so einen Ausschuss zur Verfügung stellen? Wenn dem so ist, kann ich jederzeit einen ins Leben rufen. Und es wäre mir eine Ehre, Ihren Namen auf die Liste setzen ...«

»Sie haben unser aller Vertrauen, Jianxing«, schnurrte der korpulente Shi Jingnu mit seiner aalglatten Seidenhändlerstimme.

Der Generalsekretär ging dazwischen. »Diese Angelegenheiten betreffen uns alle. Was mich angeht, brauche ich Antworten auf beide Fragen. Fuchteln die Amerikaner nur mit dem Roosevelt-Stock herum, oder wetzen sie tatsächlich ihre Kennedy-Säbel?«

»Morgen wird Ihnen ein ausführlicher Bericht über Colonel Smiths Flucht vorliegen«, versprach Niu.

»Und diese Fregatte, die unseren Frachter beschattet?« Der Parteisekretär blickte auf die Papiere hinab, die vor ihm auf dem langen Tisch lagen. »Die *Dowager Empress*, so heiß sie doch?«

Niu nickte. »So heißt das Schiff. Sie gehört Flying Drago Enterprises.«

Er warf einen raschen Blick zu Wei Gaofan hinüber, denn der Präsident von Flying Dragon war der Schwiegersohn eines seiner engsten Protegés. Dennoch zeigte Wei kein spezielles Interesse – oder auch nur eine Reaktion – an Nius Äußerung.

»Der Frachter ist in Hongkong registriert«, fuhr Niu fort. »Ich habe Nachforschungen über Flying Dragon anstellen lassen und erfahren, dass die Gesellschaft einem gewissen Yu Yongfu in Shanghai gehört und dass die *Empress* auf dem Weg nach Basra im Irak ist.« Wei zeigte immer noch keine Reaktion. Zuallermindest hätte er den anderen mitteilen müssen, dass er Yu Yongfu kannte.

»Irak?«, fragte Pao Peng, der alte Shanghaier Gefolgsmann des Generalsekretärs, der plötzlich hellwach wurde.

»Was hat das Schiff geladen?«, wollte Han Mengsu wissen, ein weiteres der jüngeren Mitglieder.

»Die tatsächliche Ladung des Schiffs scheint fraglich zu sein«, sagte Niu. Er erläuterte den möglichen Zusammenhang zwischen Lieutenant Colonel Smith und der *Empress*. »Smith kam nach Shanghai, um nach etwas zu suchen..«

»Was hat das Schiff dem Ladeverzeichnis zufolge geladen?«, fragte Wei Gaofan.

Niu zählte die harmlosen Güter auf, die im offiziellen Verzeichnis angegeben waren.

»Na, sehen Sie«, sagte Wei Gaofan aufgebracht. »Die amerikanischen Rabauken wollen sich nur wieder einmal wichtig machen, um ihr eigenes Volk und Europa und die schwächeren Nationen zu beeindrucken. Hier handelt es sich eindeutig um eine zweite *Yinhe*, und diesmal dürfen wir ihnen unter keinen Umständen gestatten, an Bord des Frachters zu kommen. Wir sind eine starke, unabhängige Nation, wesentlich größer als die Vereinigten Staaten, und wir müssen ihrer kriegstreiberischen Politik ein Ende setzen.«

»Diesmal«, erklärte Niu mit Nachdruck, »sieht es al-

Ierdings so aus, als könnte die *Empress* tatsächlich illegale Fracht geladen haben. Möchten *wir* denn, dass solches Material in den Irak gelangt, und das auch noch ohne unser Wissen und ohne unsere Genehmigung?« Er beobachtete Wei weiterhin scharf aus den Augenwinkeln, weil er nicht wollte, dass der alte Hardliner Verdacht schöpfte, dass er von seiner Verbindung zu Flying Dragon wusste. Irgendwann würde sich dieses Wissen bestimmt als nützlich erweisen. Aber jetzt noch nicht. Was die Eule anging, waren Geduld und das Abpassen des richtigen Zeitpunkts seit jeher der Schlüssel zum Erfolg.

»Worauf stützte sich diese Folgerung?«, fragte Shi Jingu, dessen salbungsvoller Ton untypisch abwesend klang.

»Doktor Colonel Smith ist eine ungewöhnliche Wahl für einen Agenten. Der einzige Grund, den ich mir dafür vorstellen kann, ist, dass er in Taiwan war und einer der wenigen Amerikaner ist, die infolge einer Einladung sofort nach China einreisen konnten. Egal, aus welchem Grund er in unser Land gekommen sein mag, die Sache muss extrem wichtig *und* dringend sein.«

Der Generalsekretär dachte nach. »Und Sie meinen, sein Auftrag könnte darin bestehen, in Erfahrung zu bringen, was die *Empress* tatsächlich geladen hat?«

»Das hört sich zumindest einleuchtend an.«

»Umso weniger dürfen wir zulassen«, erklärte Wei Gaofan, »dass die Amerikaner an Bord des Frachters gelangen. Wenn die Anschuldigungen wahr sind, würden wir vor aller Welt bloßgestellt.«

»Selbst wenn wir keinerlei Kenntnis davon hatten und somit auch keine Schuld daran tragen?«, fragte Niu.

»Wer würde China das abnehmen?«, warf Shi Jingnu ein. »Und selbst wenn? Würden wir nicht schwach und verletzlich erscheinen? Unfähig, unsere eigenen Leute zu kontrollieren, und auf die Kontrolle der Amerikaner angewiesen?«

Song Riuyu machte ein ernstes Gesicht. »Möglicherweise müssen wir diesmal unsere Macht demonstrieren, Genosse Generalsekretär.«

Pao Peng nickte. Ein Auge hielt er ständig auf den Generalsekretär gerichtet. »Zumindest sollten wir ihnen, wenn sie uns drohen, mit unseren Drohungen in nichts nachstehen.«

»Wäre es richtig, eine Pattsituation herbeizuführen?«, sagte der Generalsekretär nachdenklich. »Vielleicht haben Sie Recht. Wer ist derselben Meinung?«

Mit halb geschlossenen Augen zählte Niu Jianxing die Hände. Sieben. Zwei waren nicht ganz so hoch und überzeugt gehoben wie die von Wei Gaofan – die von Shi Jingnu und Pao Peng. Der Generalsekretär hatte die Hand nicht erhoben, aber das tat nichts zur Sache. Er hätte keine Abstimmung durchgeführt, wenn er dagegen gewesen wäre.

Niu musste sich auf einiges gefasst machen, wenn er das Scheitern des Menschenrechtsabkommens verhindern wollte. Besser nicht daran zu denken, was möglicherweise sonst noch alles schief gehen konnte, wenn in dieser Pattsituation jemand den Finger zu dicht am Abzug hielt.

Arabisches Meer

Im südlichen Arabischen Meer begann sich die klare spätmorgendliche Luft allmählich aufzuheizen, als Lieutenant Moses Canfield an der Heckreling lehnte, um noch etwas Luft zu schnappen, bevor er zu seiner Wache im Kommunikations- und Kontrollzentrum der *John Crowe* unter Deck ging. Die *Empress*, die sie inzwischen fast vierundzwanzig Stunden beschatteten, war am Horizont deutlich zu sehen und hielt weiter Kurs auf Basra. Nur die Offiziere wussten, wohin die *Empress* unterwegs war und was sie angeblich geladen hatte, und sie hatten Befehl erhalten, niemandem davon zu erzählen. Irgendwie zehrte die Geheimhaltung an Canfields Nerven. Er hatte letzte Nacht schlecht geschlafen.

Jetzt ging er nur ungern unter Deck. Er hatte immer schon ein wenig zu Klaustrophobie geneigt, weshalb der Dienst auf einem U-Boot nie für ihn infrage gekommen wäre, und seine Fantasie arbeitete auf Hochtouren. Er stellte sich vor, wie es wäre, unter Deck eingeschlossen zu sein, wenn die *Crowe* einen Raketentreffer abbekäme und in wenigen Sekunden, jeden mit sich reißend, unterginge. Fröstelnd in der zunehmenden Hitze des Tages versuchte er, sich zusammenzureißen.

Auch die nachdrückliche Ansprache Commander Chervenkos hatte nicht geholfen, seine Nervosität abzubauen. Der Kapitän hatte ihnen eingeschärft, bei der Beschattung des Schiffes geduldig und aufmerksam zu

warten, bis sie sicher waren, dass es tatsächlich den Kurs wechselte und nicht nur kurz von ihm abkam.

»Lassen Sie sich von den Aktionen des Feindes nicht zu vorschnellen Schlüssen verleiten, Lieutenant«, hatte ihm Chervenko gesagt. »Beschaffen Sie sich Informationen, bevor Sie mit unserem Schiff reagieren. Versetzen Sie sich in die Lage Ihres Gegenübers und überlegen Sie, was Sie an seiner Stelle tun würden. Und nicht zuletzt, vergewissern Sie sich immer, dass Ihre Annahmen stimmen.«

»Aye-aye, Sir«, hatte Canfield geantwortet. Er war beschämmt gewesen und leicht sauer auf den Kapitänen.

Der Anflug von Ärger brachte Canfield, wie er das oft tat, dazu, sich wieder zu konzentrieren, und vertrieb, zumindest vorübergehend, seine Platzangst. Er sah auf die Uhr, wandte sich von der Reling ab und eilte nach unten auf seinen Posten in der engen Kommunikations- und Kontrollzentrale.

OS2 Fred Baum saß weit zurückgelehnt auf seinem Stuhl am Radarschirm und trank ein Diet Coke. Seit dem Abend des Vortages war außer der *Empress* nichts auf dem Radarschirm erschienen. Die *Crowe* war im Einsatz, und die mit der Verfolgung einhergehende Aufregung, die Canfields Männer den größten Teil der letzten vierundzwanzig Stunden wach gehalten hatte, war abgeebbt. Jetzt stand ihnen ein weiterer Tag mit lediglich einem Leuchtpunkt auf dem Radar bevor oder, auf Deck, mit einer einsamen Schiffssilhouette in der Ferne. Langeweile wurde zur Gefahr.

Canfield beschloss, seinen Männern eine Ansprache im Stil des Kapitäns zu halten. »Also, Leute, fassen wir noch

mal zusammen. Der Kapitän der *Empress* kann jeden Moment etwas unternehmen. Lassen Sie sich von den Aktionen eines anderen Schiffs nicht zu voreiligen Schlüssen hinreißen. Es mag zwar alles nach Routine aussehen, aber das Schiff, das wir verfolgen, kann sich jeden Augenblick gegen uns wenden. Wir haben keine Gewissheit, was die Chinesen geladen haben oder was sie vorhaben. Sie könnten auch über ein schweres Geschütz oder Raketen verfügen. Vergegenwärtigen Sie sich jeden Moment, was im Kopf des feindlichen Kapitäns vor sich gehen könnte.«

»Aye-aye, Sir.«

»Sorry, Lieutenant. Sie haben natürlich völlig Recht.«

»Wenn sie nur irgendwas tun würden.«

»Das können Sie laut sagen.«

»Ich meine ...«

»Moment!«

Der Ruf kam von OS2 Baum am Radarschirm. Es dauerte eine Weile, bis jemand reagierte. Zuerst schien die Warnung nichts weiter als ein erneuter Kommentar im steten Strom entnervter Klagen über die Untätigkeit.

Fast gleichzeitig drehten sich alle herum und schauten.

»Meldung, Petty Officer!«, knurrte Canfield.

»Ich habe was!« Er war zu aufgereggt, um ein Sir anzuhängen, wenn er mit Canfield sprach. »Ich glaube, es ist ein neues unidentifiziertes Schiff!«

»Immer schön mit der Ruhe, Baum.« Canfield beugte sich über seine Schulter. »Sie glauben?«

Baum deutete auf einen winzigen Lichtpunkt am Rand des Radarschirms, der achteraus von der *Crowe* erschien und dann wieder verschwand. »Liegt verdammt tief im Wasser, Lieutenant. Kaum auszumachen.«

»Wo?«

»Genau achtern.«

»Entfernung?«

»Etwa fünfzehn Meilen.«

Canfield drehte den Kopf. »Funk?«

»Nichts, Sir.«

Canfield beugte sich wieder vor. Der Lichtpunkt war verschwunden. »Wo ist es hin?«

»Es ist noch da, Lieutenant. Es liegt zwar, wie gesagt, sehr tief im Wasser, sodass es durch den Wellengang verdeckt wird, aber glauben Sie mir, es ist da und kommt näher.«

Canfield hatte Mühe, den Punkt zu entdecken, während die Radarantenne weiter kreiste. »Sind Sie sicher, dass es nicht nur irgendeine Witterungsanomalie ist? Eine Oberflächenstörung vielleicht?«

»Nein, Sir, ich bin mir sicher.« Trotzdem reckte Baum, nicht ganz so sicher, wie er behauptete, weiter den Hals. »Es ist nur sehr klein.«

»Aber es kommt näher?«

»Ja, Sir. Ich meine, um uns dem Pott da vor uns anzupassen, machen wir ja auch nicht gerade viel Fahrt.«

Canfield wusste, die *Empress* brachte es mit voller Kraft nur auf fünfzehn Knoten, und auch das nur mit Mühe.

»Mist!« Baum starnte auf den Radarschirm. »Jetzt ist es wieder verschwunden.« Er sah zu Lieutenant Canfield auf. »Aber ich bin sicher, dass ich es gesehen habe, Sir. Es war da und hat sich bewegt ...«

»Lieutenant!«, rief Sonar Technician First Class Matthew Hastings.

»Was gibt's, Hastings?«

»Ich habe es auch. Genau achteraus!« Hastings hielt ein Paar Kopfhörer hoch.

Canfield drückte einen davon an sein Ohr. »Wie weit achteraus?«

»Genau da, wo Freddys unidentifiziertes Schiff war.«

Canfield drehte den Kopf. »Baum?«

»Auf dem Radar immer noch nichts, Sir.«

Canfield sah Hastings finster an. »Wie schnell?«

»Zwanzig Knoten, vielleicht auch zweiundzwanzig.«

»Wal?« Es war eine Möglichkeit. Ein großer Wal, der an der Oberfläche schwamm.

Hastings hob die Schultern. »Könnte sein, aber wenn sie keine Angst haben, schwimmen sie normalerweise nicht so schnell. Augenblick!« Der Sonartechniker legte den Kopf auf die Seite, als könnte er so besser hören. »Schraubengeräusche, Sir. Eine Maschine ...«

Canfields Stimme wurde höher. »Sind Sie sicher?«

»Scheiße, Lieutenant. Es ist ein *U-Boot*. Es kommt direkt auf uns zu!«

Jede Unterhaltung war verstummt, als hätte jemand an einem Fernseher mit der Fernbedienung den Ton ausgeschaltet. Stille umfing die Kommunikationszentrale wie ein Kokon. Canfield zögerte. Es musste dasselbe unidentifizierte Schiff sein, das Baum auf dem Radar entdeckt hatte – ein U-Boot, das nur mit dem Kommandoturm über Wasser fuhr. Jetzt war es vom Radarschirm verschwunden, weil es getaucht war. Wäre es getaucht, wenn es nicht anzugreifen beabsichtigte? Ihm schossen Commander Chervenkos Worte durch den Kopf – *Sie müssen sich sicher sein, bevor Sie handeln, ganz sicher.*

»Können Sie das U-Boot identifizieren, Petty Officer?«

»Nein, Sir.« ST1 Hastings schien es nicht ganz wohl in seiner Haut zu sein. »Nur eine Schraube, da bin ich sicher. Die Maschine läuft leise, aber irgendwie nicht ganz gleichmäßig. Ich kriege ein Signal, das ich noch nie gehört habe.« Er lauschte eine Weile. »Es ist keins von unseren, so viel kann ich garantieren.«

»Konventioneller Antrieb oder Atom?«

»Eindeutig Atom, aber nicht sowjetisch. Ich meine, russisch. Wie diese Scheißkisten klingen, weiß ich. Ein kleines U-Boot, Angriffstyp, nuklear.«

»Britisch vielleicht?«

Hastings schüttelte den Kopf. »Zu klein. Außerdem stimmt das Geräusch nicht.« Er blickte wieder zum Lieutenant auf. »Wenn ich raten sollte, würde ich nach dem, was ich bei der Ausbildung gelernt habe, sagen, dass es ein altes chinesisches U-Boot der Han-Klasse ist. Sie arbeiten zwar an einem neuen Typ, aber so viel ich weiß, haben sie noch keines davon zum Einsatz gebracht. Außerdem hat es das breiige Geräusch eines älteren Bau-typs.«

Das Schweigen wurde drückender, während Hastings weiter lauschte. »Es kommt näher, Lieutenant.«

»Entfernung?«

»Zehn Meilen.«

Canfield nickte. Seine Lungen waren wie zusammenge-schnürt. Trotzdem schrie er, »Sparks? Rufen Sie die Brücke! Pronto!«

Auf der Brücke sagte Commander Chervenko ruhig zu Lt. Commander Bienas: »Die Brücke gehört Ihnen, Frank. Machen Sie das Schiff lieber gefechtsklar. Alle Mann auf ihre Posten. Ich gehe nach unten.«

»Aye-aye, Sir.«

Chervenko eilte die Gangway hinunter, betrat die Kommunikationszentrale und nickte Lieutenant Canfield zu. »Was gibt's, Mose?«

Canfield berichtete ihm alles, was passiert war, seit OS2 Baum den kleinen Lichtpunkt auf dem Radarschirm entdeckt hatte.

»Aha. Sind wir sicher, dass es ein chinesisches ist?«

»Bisher kann es Hastings noch nicht genau identifizieren.«

»Ich habe ein wenig Erfahrung mit der Han-Klasse, vielleicht ...«

ST1 Hastings blickte auf. »Captain! Das Objekt wird langsamer!«

Commander Chervenko stellte sich hinter den Sonaroperator. »Wie weit liegen sie hinter uns, Hastings?«

»Fünf, sechs Meilen, Sir.« Der Petty Officer starnte auf einen Punkt in der Ferne, als er seine ganze Sinneswahrnehmung auf sein Gehör konzentrierte. »Ja, sie werden eindeutig langsamer, Sir.«

»Hören Sie irgendwelche Aktivitäten?«

Hastings konzentrierte sich. »Nein, Sir. Nur die Schraube. Sie fahren jetzt mit wesentlich niedrigerer Geschwindigkeit.«

»Die der unseren entspricht?«

Beeindruckt von der akkurate Vorhersage des Kapitäns blickte Hastings auf. »Ja, Sir. Ich würde sagen, das ist genau das, was sie machen.«

Chervenko nickte. »Sie beschatten den Beschatter.«

Die Operatoren sahen sich unbehaglich gegenseitig an. Chervenko wandte sich Canfield zu. »Behalten Sie das

U-Boot genau im Auge, Mose. Melden Sie jede Veränderung, egal, wie geringfügig. Ich will sogar wissen, wenn die da hinten Schluckauf haben.«

»Aye-aye, Sir.«

»Ich bin in meiner Kajüte. Sagen Sie Frank auf der Brücke Bescheid.«

Chervenko verließ den mit Elektronik voll gepackten Raum und eilte in seine Kajüte. Dort tätigte er einen weiteren Anruf über sein abhörsicheres Telefon.

Am anderen Ende der Leitung meldete sich eine dröhrende Stimme: »Brose.«

»Hier spricht Commander Chervenko von der *Crowe*, Admiral. Wir haben Gesellschaft bekommen. Sie werden nicht begeistert sein.«

Hongkong

Wenn Smith zurückdachte, wie sehr sich sein Leben verändert hatte, seit vor ein paar Jahren das Hades-Virus, dem seine Verlobte zum Opfer gefallen war und das sich fast zu einer weltweiten Epidemie ausgeweitet hätte, ausgebrochen war, kam ihm als eine der wenigen erfreulichen Konstanten die Schwester seiner Verlobten Randi Russell in den Sinn. Obwohl er Randi selten sah, weil sie normalerweise im Außendienst tätig war, hielten sie sich dennoch ab und zu zur gleichen Zeit in Washington auf. Sie hatten es sich zur Angewohnheit gemacht, dann gegenseitig eine Nachricht auf den Anrufbeantworter zu sprechen. Wenn es sich einrichten ließ, trafen sie sich auf ein paar Drinks, ein gemeinsames Abendessen und zum

Tanzen – allerdings auch zu einem Tanz mit Worten, weil keiner von beiden etwas über seine Spionagetätigkeit preisgeben durfte.

Covert-One war eine so streng geheime Organisation, dass er nicht einmal ihren Namen erwähnen durfte, geschweige denn, dass es sie gab. Umgekehrt durfte sie nichts über ihre Langley-Missionen erzählen, die sie in alle Welt führten. Gelegentlich waren sie an sich überschneidenden Operationen beteiligt, wie in dem Fall, als Smith sie, Peter Howell und Marty Zellerbach überredet hatte, ihm dabei zu helfen, Emil Chambords DNA-Computer, der eine Bedrohung für die ganze Menschheit dargestellt hatte, unschädlich zu machen.

Anstatt auf den Gang zurückzukehren, wo noch vor wenigen Momenten Kugeln gepfiffen hatten, öffnete Randi eine Seitentür des Büros. Sie durchquerten einen Lagerraum, von dem eine weitere Tür auf einen anderen Flur führte. Jetzt kam es vor allem darauf an, aus dem Gebäude zu kommen, bevor die Polizei eintraf. Die fernen Sirenen wurden lauter, kamen näher.

»Danke für das Ablenkungsmanöver«, sagte Smith.
»Sonst wäre es ganz schön eng für mich geworden.«

»Einem alten Freund helfe ich doch immer.« Ihre durch und durch amerikanische Stimme aus diesem chinesischen Gesicht kommen zu hören, war ziemlich eigenartig. Die CIA hatte es tatsächlich geschafft, aus einer blonden Amerikanerin eine schwarzhaarige chinesische Bäuerin zu machen.

»Wo sind wir?«
»Immer noch im selben Gebäude«, antwortete sie,
»nur in einem anderen Flügel. Die typische englische

Bauweise. So haben sie früher zu verhindern versucht, dass Fahrstühle und Flure zu voll werden..«

Nach Büroschluss war auch dieser Flügel wie ausgestorben. Sie rannten zu einem Aufzug und fuhren ins Erdgeschoss – und dann noch eine Etage tiefer in den Keller.

Begleitet vom Rumpeln des antiquierten Fahrstuhls sagte Smith: »Erstaunlich, wie gut du dich in diesem Gebäude auskennst.«

Sie sah ihn an. »Alles eine Frage der Recherchen.«

»Und meine Schwierigkeiten eben sind dir bei deinem Auftrag in die Quere gekommen?«

»Ralph McDermid steht nicht nur auf Akupunktur, sondern auch auf das Mädchen, das die Shiatsu-Massagen macht. Diesmal schien er allerdings etwas anderes als Nadeln und einen kleinen Flirt im Sinn zu haben. Irgendwie musst du ihn nervös gemacht haben. Könnte es sein, dass in der chinesischen Niederlassung der Altman Group irgendetwas nicht ganz stimmt?«

»Woher wusstest du, dass diese Killer meinetwegen hier waren? Vielleicht bin ich in eine Falle gestolpert, die eigentlich dir galt. Die CIA beschattet amerikanische Zivilpersonen nicht bloß zum Zeitvertreib. In Langley müssen sie doch McDermid im Verdacht haben, dass er irgendetwas plant, was unseren Interessen zuwiderläuft.«

Der Tanz hatte begonnen. Sie wandten den Blick voneinander ab, als der Aufzug anhielt. Die Tür öffnete sich auf einen Abstellkeller, komplett mit dem Modergeruch hoher Luftfeuchtigkeit und dem Rascheln davonhuschender Ratten.

»Warum zum Teufel hast du McDermid beschattet?«

Ihre Stimme klang halb verärgert, halb frustriert. Die perfekte chinesische Maske ihres Gesichts blieb ausdruckslos.

Wenn er ihr jetzt von seinen Nachforschungen über die *Empress* erzählte, hätte sie das nur in ihrem Verdacht bezüglich seiner Covert-One-Aktivitäten bestärkt. Er musste ihr eine einleuchtende Erklärung liefern, damit sie, auch wenn sie ihm nicht glaubte, zumindest nicht in der Lage wäre, ihn einer Lüge zu überführen. Er entschied, dass es auch für sie dieselbe Geschichte tun müsste, die er bereits Charles-Marie Cruyff aufgetischt hatte.

Während sie ihn durch ein schwach beleuchtetes Labyrinth von Kellerabteilen führte, erklärte er ihr: »Ich war im Auftrag von Fort Detrick auf einem biomedizinischen Kongress in Taiwan, auf dem ich jemanden von Donk & LaPierres Forschungslabor in China kennen gelernt habe. Hörte sich hochinteressant an, was der Mann so alles zu erzählen hatte. Deshalb flog ich in der Hoffnung nach Hongkong, mir hier vielleicht eine Einladung zu besorgen, die es mir ermöglicht hätte, seine Arbeit aus nächster Nähe anzusehen. Ein gewisser Cruyff, der für das Labor zuständig ist, hat mich an McDermid weiterverwiesen, der wahrscheinlich sein Boss ist. Da aber an McDermid nicht ranzukommen war, bin ich ihm heimlich gefolgt und dabei in dieses Wespennest geraten.«

»Klar.« Randi schüttelte den Kopf. »Und ich bin in China, weil ich so gern Reis esse.«

Smith glaubte sie leise lachen zu hören. »Einem harmlosen kleinen Wissenschaftler läge natürlich nichts ferner, als Fragen über eine CIA-Operation zu stellen.«

»Hängst du immer in Hawaiihemd, Strohhut und

Turnschuhen in den Foyers von Bürogebäuden rum, wenn du als Wissenschaftler einen kleinen Gefallen von jemandem willst? Aus dem gleichen Grund hattest du wahrscheinlich auch eine Beretta und Ersatzmunition einstecken. Nein, was sage ich denn! Bestimmt hattest du vor, ihm die Pistole auf die Brust zu drücken, um ihn endlich zum Spuren zu bringen.«

Das konnte nur heißen, dass sie ihn entweder ganz gezielt observiert hatte oder dass sich ihre Wege infolge von Überschneidungen ihrer Missionen gekreuzt hatten. »Falls du es noch nicht gemerkt haben solltest«, sagte er munter, »ist es in Hongkong elend heiß. Warum sollte ich hier also keine Hawaiihemden tragen. Und was die Beretta angeht – wie bereits gesagt, war mein eigentliches Ziel die Volksrepublik. Ich habe über das Pentagon eine Sondergenehmigung beantragt, eine Waffe tragen zu dürfen, weil sich das Labor in einer sehr abgelegenen Region befindet – wegen möglicher Überfälle durch Banditen und so.«

Es war ihm gelungen, ihren Verdacht durch eine harmlose Geschichte umzubiegen, die sogar wahr hätte sein können. Aber er kannte sie gut genug, um zu wissen, dass sie es nicht darauf beruhen lassen würde. Sie würde bohrendere, hartnäckigere Fragen stellen. Es wurde Zeit, sie abzulenken und aus dem Gebäude zu kommen.

Er deutete auf eine Betontreppe direkt vor ihnen. »Ist die für uns?«

»Was bist du doch für ein schlaues Kerlchen.«

Wieder ging sie voraus. Um mit ihrem Strohhut nicht an der niedrigen Decke hängen zu bleiben, bückte sie sich, als sie die Treppe hinaufstieg. Oben angelangt, drückte sie eine schräg stehende Klappe auf und kletterte

nach draußen. Smith folgte ihr und schloss die Klappe leise, während Randi sich bereits entfernte. Sie befanden sich in einer engen Gasse, in der es nach Urin und Holzkohle roch. An den verdreckten Ziegelwänden brach sich das Mondlicht.

Fünf Minuten später saßen sie in einem Taxi, das zurück nach Central fuhr.

»Wo soll ich dich rauslassen?«, fragte Randi. Sie nahm den Strohhut ab, schüttelte ihre schwarze Perücke heraus und setzte sich zurück.

»Im Conrad International«, sagte Smith. »Hör zu, alles, was ich dir erzählt habe, ist wahr, aber es ist noch nicht alles ...«

»Was du nicht sagst..«

Er warf ihr einen bösen Blick zu. »Bei USAMRIID glauben sie, irgendwas an Donk & LaPierres chinesischem Forschungslabor ist nicht ganz koscher. Vielleicht führen sie dort Experimente durch, die in den Staaten verboten wären, und stecken staatliche Gelder, die eigentlich für Grundlagenforschung gedacht sind, in die Forschung für die Entwicklung kommerziell verwertbarer pharmazeutischer Produkte.«

»Etwas in der Art habe ich fast erwartet. Du stellst hier also Ermittlungen an?«

Smith nickte. »Ich will ja nicht ganz direkt fragen, welches Interesse die CIA an McDermid hat, aber vielleicht könnten wir doch alles, was wir in Erfahrung bringen, austauschen, solange es unsere jeweiligen Aufträge nicht direkt betrifft..«

Randi wandte sich ab und sah aus dem Fenster. Sie lächelte. Trotz aller Belastungen, die der Tod ihrer Schwes-

ter für ihre Beziehung bedeutete, mochte sie Smith. Sie arbeitete gern mit ihm zusammen. Immer noch lächelnd, drehte sie sich wieder um. »Klingt nicht schlecht. Also gut. Alles, was ich finde und nicht gebrauchen kann, erzähle ich dir. Und umgekehrt.«

»Abgemacht.«

Das Taxi hielt vor Smiths Hotel in Queensway. Beim Aussteigen drehte er sich um und fragte: »Wie kann ich dich erreichen?«

»Gar nicht. Ich weiß, wo du bist. Wenn sich etwas Neues tut, hinterlässt du an der Rezeption einfach eine Nachricht für Joyce Ray.«

Trotz des Vorschlags, den er ihr gemacht hatte, wollte er unbedingt wissen, wieso sich die CIA für McDermid und die Altman Group interessierte. Er würde Klein bitten, sich umzuhören, was Langley vorhatte, und das hieß, er musste Randi vorerst ihren Willen lassen.

»In Ordnung«, sagte er. »Wir hören voneinander.«

Sie lächelte immer noch, als das Taxi losfuhr.

24

Washington, D.C.

Der Präsident war gerade dabei, sich im Schlafzimmer das Hemd zuzuknöpfen, als Jeremy klopfte und durch die geschlossene Tür sagte: »Director Debo, Sir. Sie sagt, es ist dringend. Möchten Sie den Anruf entgegennehmen?«

Noch eine Krise war das Letzte, was er jetzt brauchen

konnte. »Natürlich. Stellen Sie sie durch.« Die Direktorin der Central Intelligence Agency, Arlene Debo, war von der vorangegangenen Regierung eingesetzt worden, aber er hatte sie trotz ihrer Zugehörigkeit zur Oppositionspartei behalten, weil er ihr vertraute. Sie verstand etwas von ihrem Geschäft.

Ihre Stimme war nur eine Spur davon entfernt, schrill zu klingen, aber das war ihr natürlicher Tonfall. »Mr. President, meine Leute haben die Lecks statistisch erfasst. Die überwältigende Mehrheit der durchgesickerten Informationen betreffen auf die eine oder andere Weise Militär- und Verteidigungsangelegenheiten. Wussten Sie das?«

»Ja, warum?«

»Weil ich unseren Agenten Anweisung erteilt habe, sich ganz besonders auf das Umfeld der Vereinigten Stabschefs zu konzentrieren, und das hat zu einem ersten Erfolg geführt.«

Der Präsident setzte sich auf die Bettkante. »Wer?«

»Staatssekretär Jasper Kott.«

»Kott? Kott persönlich? Sind Sie sicher?« Er war bestürzt.

»Er ist in einer etwas fragwürdigen Angelegenheit, die Army betreffend, nach Manila geflogen, weshalb wir ihm eine Agentin mitgeschickt haben. Und tatsächlich hat er sich in Zivilkleidung in die Stadt verdrückt – wie es schien, zu einem kleinen Ausflug in ein Bordell, wohin ihm unsere Agentin nicht folgen konnte. Allerdings war sie so klug, sich mit dem Leiter unserer dortigen Niederlassung in Verbindung zu setzen, der umgehend einen Mann losschickte, der sich als Kunde Zutritt zu besagtem

Etablissement verschaffte. Er erfuhr, dass Kott das Haus beleidigt hatte, weil er dort nicht zum ›Vergnügen‹ erschienen war. Stattdessen diente sein Besuch nur dem Zweck, sich mit einem anderen Mann zu treffen und ihm von Ihrer jüngsten Militärbudgetsitzung zu berichten.«

Der Präsident runzelte die Stirn. »Mit wem hat er sich dort getroffen?«

»Mit Ralph McDermid, dem Chef der Altman Group.«

»Mit *McDermid*? Unglaublich. Er hat ihm von unseren Budgetverhandlungen erzählt?«

»So ist es, Mr. President.«

»Insidergeschäfte?«

»Das wissen wir noch nicht, aber das kriegen wir heraus. Im Augenblick observiert unsere Agentin mit ihrem Team auch McDermid.«

»Halten Sie mich weiter auf dem Laufenden, Arlene. Vielen Dank.«

»Das ist mein Job, Sir.«

Nachdem er aufgelegt hatte, zog er sich fertig an. Obwohl er sich gleich mit dem Vizepräsidenten zum Frühstück treffen würde, kreisten seine Gedanken nur noch um die Motive für Kotts Verrat und McDermids Rolle bei dem Ganzen. Handelte es sich dabei lediglich um einen Fall von besonders dreister Industriespionage, bei dem es nur darum ging, sich wirtschaftliche Vorteile zu verschaffen ... oder steckte mehr dahinter?

Wenige Leute wussten, dass es im Weißen Haus zwei Familienesszimmer gab – eins in der Nordwestecke des Erdgeschosses, das andere in der Privatwohnung des Präsidenten im Obergeschoss, die 1961 für John und Jackie

Kennedy mit einer kleinen Küche ausgestattet worden war. Wie Jack Kennedy behielt auch Sam Castilla das Esszimmer im Obergeschoss ausschließlich der Familie vor. Dort konnten er und Cassie unfrisiert und nur im Bademantel herumsitzen, Kaffee trinken und die Sonntagszeitung lesen, ohne fürchten zu müssen, gestört zu werden, wenn es sich nicht gerade um einen besonders dringenden Notfall handelte.

Dennoch mochte er auch das Familienesszimmer im Erdgeschoss. Obwohl es eine gewölbte Decke hatte und mit steifen Hepplewhite- und Sheratonmöbeln eingerichtet war, war es im Verhältnis zu anderen Zimmern des Weißen Hauses klein, und der Kamin und die gelben Wände verliehen ihm etwas Warmes und Gemütliches. An diesem Morgen roch es dort nach Chilis und Käse. Er hatte Vizepräsident Brandon Erikson zum Frühstück eingeladen, um über seine Asienreise zu sprechen.

Der Vizepräsident schob sich eine Gabel Rühreier à la New Mexico in den Mund und nickte anerkennend.
»Wie nennen Sie die, Sir?«

»*Huevos jalapeños*, eins von Celedonos besten Rezepten«, sagte Präsident Castilla. »Außerdem brauchen Sie hier nicht so fürchterlich förmlich zu sein, Brandon. Nur wir beide sind hier, um uns über Ihre Asienreise zu unterhalten, kein offizielles Briefing.«

»Im Weißen Haus neigt man automatisch zu einer gewissen Förmlichkeit.« Der Vizepräsident hatte ein lockeres Grinsen und eine geschmeidige Stimme.

»Manche denken das und Schlümmeres. Ich weiß noch, Harry Truman nannte es das große weiße Gefängnis, und William Howard Taft sagte, es sei der einsamste Ort auf

der ganzen Welt. Aber ich halte es am ehesten mit Jerry Ford. Er erklärte, es wäre das beste Gasthaus, in dem er je gewesen wäre. Das gefällt mir.«

»Dieses Gebäude weckt einfach ein gewisses Gefühl der Ehrfurcht.«

Der Präsident betrachtete das attraktive Gesicht des Vizepräsidenten, die glatt rasierten Wangen, das dichte schwarze Haar, das ihn gute zehn Jahre jünger aussehen ließ als seine tatsächlichen vierzig. Er hatte die Art von gutem Hollywood-Aussehen, das Frauen anzog und in Männern Vertrauen weckte. Auf dem politischen Parkett eine unbezahlbare Mischung.

Da es ihre letzte Amtszeit war und die Partei sich zu sehends mehr auf Erikson als ihren nächsten Präsidentschaftskandidaten konzentrierte, beschloss Castilla, sich einen kleinen Witz zu erlauben. »Haben Sie vor, auch mal hier zu leben, Brandon?«

Erikson kaute mit geschlossenen Augen. Als er sie öffnete, seufzte er anerkennend. »Diese Eier sind wirklich ganz hervorragend. Sagen Sie das bitte Celedono. Natürlich, Sam, ich müsste schön blöd sein, wie ein Verrückter zu arbeiten, wenn ich nicht bestimmte Hintergedanken hätte. Könnte vielleicht ganz nett sein, die Gelegenheit zu erhalten, mal auszuprobieren, was ich alles erreichen kann.«

»Bei den Kongresswahlen haben Sie sich mächtig ins Zeug gelegt. Sie waren überall gleichzeitig. Das hat uns sehr imponiert. Es gibt eine Menge Leute, die Ihnen einen Gefallen schuldig sind.«

Eriksons Grinsen wurde breiter. »Und viele von denen sind gewählt worden. Worauf ich sehr stolz bin.«

Brandon Erikson kannte die politischen Spielregeln. Das war einer der Hauptgründe, warum ihn Castilla in seiner Mannschaft hatte haben wollen. Jetzt kam Eriksons Chance, und Castilla fand, er hatte sie sich redlich verdient. »Haben Sie genug Geld? Sie wissen, die Opposition hat jetzt acht Jahre lang ihre Kriegskasse gefüllt und die ganze Zeit nur darauf gewartet, ein triumphales Comeback zu feiern. Sie werden Sie mit allem beballern, einschließlich der Gehsteige von New York. Und wenn ich mich, was Ihren Kontrahenten angeht, nicht täusche, werden Sie gegen eines der größten Familienvermögen des Landes antreten müssen.«

Zum ersten Mal zeigte der Vizepräsident Unsicherheit. Die Kosten, auf Landesebene einen Wahlkampf nicht nur zu führen, sondern auch zu gewinnen, hatten geradezu obszöne Ausmaße angenommen. Anstatt sich mit politischen Fragen auseinander zu setzen, verbrachten die Kandidaten mehr als die Hälfte ihrer Zeit am Telefon oder auf Veranstaltungen zur Beschaffung von Geldern, um potenzielle Spender breitzuschlagen, ihre Taschen zu öffnen.

»Ich bin jedenfalls bereit«, erklärte der Vizepräsident. Einen Moment blitzte brennender Ehrgeiz in seinem Gesicht auf, um jedoch sofort wieder zu verschwinden.

Einen Augenblick lang fühlte sich Sam Castilla in die Vergangenheit zurückversetzt, zu seinen Anfängen als junger Kongressabgeordneter in New Mexico ohne Geld, Namen und Beziehungen. Serge Castilla hatte ihm gesagt: »Überleg dir gut, wovon du träumst. Niemand wird es dir schenken. Wenn dein Traum kostspielig ist, dann sieh zu, dass du ihn selbst bezahlen kannst.«

In seiner Erinnerung konnte er Serge – den Mann, den er immer Dad genannt hatte – wissend lächeln sehen, ein amüsiertes Blitzen in seinen zusammengekniffenen Augen, die dunkle Haut ein Spinnennetz von Falten. Serge hatte ihn gut verstanden. Er fragte sich, welchen Rat ihm David Thayer gegeben hätte. Ob er auch so weise und freundlich war? Zu was für einem Mann er wohl gealtert war? Einen Augenblick war er wütend, um seinen biologischen Vater betrogen worden zu sein, doch dann spürte er die tiefe Traurigkeit, die David Thayer empfinden musste. Ein halbes Jahrhundert lang in Gefangenschaft zu leben, von allem und jedem, den man liebte, getrennt zu sein, von der Verwirklichung seiner Träume und Ambitionen abgehalten zu werden ... Was für eine private Hölle hatte Thayer durchgemacht!

Er holte sich in die Gegenwart zurück. »Sie wissen, Sie haben meine uneingeschränkte Unterstützung, Brandon. Doch jetzt zu Ihrer bevorstehenden Reise. Wenn ich mich recht entsinne, werden Sie Afghanistan, Pakistan und Indien besuchen.«

»Wir werden uns natürlich um größtmögliche Flexibilität bemühen. In diesen Regionen ist die politische Lage so unvorhersehbar, dass ich vielleicht auch in Hongkong und Saudi-Arabien einen Zwischenstopp einlegen muss. Angesichts der vielen Terrordrohungen möchte das Außenministerium, dass ich ordentlich Druck mache.«

»Hört sich vernünftig an. Wir müssen diesbezüglich weiter an allen Fronten aktiv bleiben.«

»Genau ...«

Die Tür des Esszimmers öffnete sich, und Jeremy, der persönliche Assistent des Präsidenten, steckte den Kopf

herein. Wenn es nicht dringend gewesen wäre, hätte er den Präsidenten bei einem Frühstück mit dem Vizepräsidenten auf keinen Fall gestört. »Admiral Brose, Sir. Er möchte Sie unverzüglich sprechen.«

Castilla bedachte den Vizepräsidenten mit einem bedauernden Lächeln. »Okay, Jeremy, schicken Sie ihn rein.«

Erikson schob sich eine letzte Gabel Rühreier in den Mund. »Wenn Sie nichts dagegen haben, Sam, würde ich gern bleiben, mich auf dem Laufenden halten – obwohl mir natürlich klar ist, dass ich eigentlich nicht gebraucht werde.«

Castilla zögerte. Ihm lag nach wie vor viel daran, über die Angelegenheit nichts nach draußen dringen zu lassen. Er nickte. »Taktvoll und zutreffend. Bleiben Sie und schenken Sie sich noch eine Tasse Kaffee ein.«

Die Tür öffnete sich ganz, diesmal um Admiral Stevens Broses imposante Gestalt in voller Uniform eintreten zu lassen. Der Admiral sah den Vizepräsidenten und blieb stehen.

»Schon in Ordnung, Stevens. Der Vizepräsident ist bereits im Bilde. Ich nehme mal an, es ist die *Empress*-Geschichte, die Sie so früh hierher führt.«

»So ist es, Mr. President. Ich fürchte nur ...«

Castilla deutete auf einen Stuhl am Tisch. »Setzen Sie sich. Nehmen Sie sich erst mal eine Tasse Kaffee, bevor wir uns in diesen ganzen Sumpf stürzen.«

»Danke, Sir.« Der Stuhl knarzte, als der hünenhafte Vorsitzende der Vereinigten Stabschefs Platz nahm, einschenkte und trank. Dann: »Die *Crowe* wird von einem chinesischen U-Boot beschattet.«

»Das hat uns gerade noch gefehlt!«, hauchte der Vizepräsident.

Der Präsident nickte nur. »Mit so etwas haben wir ja gerechnet, Stevens.«

»Ja, Sir, das war an sich klar. Aber es ist doch etwas dreister, als ich nach allem, was ich über Ihr Treffen mit dem Botschafter gehört habe, erwartet hätte.«

»Da muss ich Ihnen Recht geben«, erwiderte Castilla »Ein U-Boot, das eine Fregatte bedroht, das einen Frachter bedroht, lässt niemandem mehr viel Spielraum.«

»Wie stark ist ein chinesisches U-Boot, Admiral?«, fragte Erikson.

Brose runzelte die Stirn. »Das hängt von der Klasse ab. Commander Chervenko von der *Crowe* hat aus seiner Zeit bei der Task Force 75 der Seventh Fleet in der Straße von Taiwan einige Erfahrung mit chinesischen U-Booten. Er und sein Sonaroperator meinen, bei dem U-Boot handele es sich um einen alten Typ der Han-Klasse. Das ist an sich das Naheliegendste, da die Mehrzahl ihrer einsatzfähigen U-Boote Hans sind. Aber es könnte auch eins der stärkeren Xia sein, die neuerdings wieder zum Einsatz kommen. Dann wäre es ziemlich sicher ein modifiziertes und verbessertes Modell ... oder sogar ein gänzlicher neuer U-Boot-Typ, der heimlich zum Einsatz gekommen ist. Wir wissen, dass sie schon seit Jahren an einem besseren Boot arbeiten.«

Erikson ließ nicht locker. »Wie ist ihre Kampfkraft in etwa?«

»An sich müsste die *Crowe* mit einem Han allein fertig werden, obwohl man nie sagen kann, welche Verbesserungen an dem Boot vorgenommen worden sein könnten.

Bei einem Xia ist das schwer zu sagen. Über diesen Typ wissen wir nur wenig, außer dass es mit der Konstruktion Probleme gab und dass es eindeutig stärker ist als die Han-Klasse. Wenn es allerdings eine neue Klasse ist, dann hat die *Crowe* schlechte Karten, dann ist das für sie russisches Roulette.«

Erikson machte ein besorgtes Gesicht, als der Präsident den Admiral fragte: »Haben Sie eine Ahnung, warum die Chinesen so heftig reagieren?«

»Einmal abgesehen davon, dass sie aus internen Gründen Muskeln zeigen wollen, nein, Sir. Möglicherweise versuchen sie uns zu demonstrieren, dass sie inzwischen stärker sind als zu Zeiten der *Yinhe*, und sie wollen uns auf internationalem Parkett herausfordern.«

Der Präsident runzelte die Stirn. »Um sich Respekt zu verschaffen also?«

»So könnte man es nennen, Sir«, erwiderte Brose. »Vielleicht ist es auch ein Wink an unsere Verbündeten, auf der Hut zu sein.«

»Wahrscheinlich ein ziemlich wirksamer Wink«, fügte der Präsident finster hinzu. Er nahm einen Schluck Kaffee. »Könnte natürlich auch sein, dass in China jemand überreagiert hat.«

»Ein Versehen?« Erikson überlegte. »Das fände ich höchst beängstigend, Sam.«

»Und wenn Absicht dahintersteckt? Was ist, wenn es irgendein Hardliner im Ständigen Ausschuss ist, der es ganz gezielt auf eine Eskalation anlegt, um seinem eigenen Volk Angst zu machen?«

Brose ließ den Atem entweichen. »Das hieße, dass in Zhongnanhai ein interner Machtkampf entbrannt ist.«

Der Präsident nickte. »Wenn dem so ist, könnte die Empress der Auslöser werden, ihn offen auszutragen. Und mit uns mittendrin würde das verheerende Folgen nach sich ziehen.«

»Wenn hier schon ein paar Leute den Finger über den roten Knopf halten, könnte sich das nicht nur für uns, sondern für die ganze Welt zu einer Katastrophe von ungeahnten Ausmaßen ausweiten.« Brandon Erikson schüttelte besorgt den Kopf. »Wie Sie sich sicher erinnern, ließen die Sowjets während der Kuba-Krise unsere Blockadeschiffe ebenfalls von U-Booten beschatten. Einer der U-Bootkommandanten erteilte in der allgemeinen Anspannung eigenmächtig den Befehl, ein Torpedo klar zum Abschuss zu machen. Davon konnten ihn die anderen sowjetischen Kommandanten nur mit Mühe wieder abringen. Das ging eindeutig einen Schritt zu weit, und zwar nach Meinung beider Seiten im Kalten Krieg.«

»So etwas lässt sich nie ganz vermeiden«, gab Brose zu. »Chervenko ist ein zuverlässiger Mann, aber man kann nie wissen, wie sich Stress auswirkt. Ehrlich gesagt, mache ich mir wegen des chinesischen U-Boot-Kommandanten größere Sorgen. Kein Mensch weiß, was im Kopf dieses Kerls vor sich geht.«

Das Trio versank in besorgtes Schweigen.

Schließlich brummte Brose und stieß einen Seufzer aus. »Was wollen Sie tun, Mr. President?«

»Verhält sich das chinesische U-Boot in irgendeiner Weise aggressiv?«

»Laut Chervenko nicht.«

»Dann machen wir genauso weiter wie bisher.«

»Wir haben aber nicht mehr viel Zeit, Sir.«

»Ich weiß.«

Vizepräsident Erikson sagte: »Langsam wird es kritisch, Sam. Wird es da nicht Zeit, die Nation zu informieren? Das Kabinett. Den Kongress. Die Öffentlichkeit? Sie sollten wissen, womit wir es zu tun haben und mit wem. Wir müssen auf das Schlimmste gefasst sein. Wir müssen sie darauf vorbereiten.«

Vizepräsident und Admiral beobachteten den Präsidenten, der etwas betrachtete, was nur er sehen konnte.

Schließlich nickte er bedrückt. »Wahrscheinlich haben Sie Recht. Aber vorerst werden wir nur das Kabinett und den Kongress einweihen. Brandon, reden Sie mit Ihren Schlüsselpersonen auf dem Hill. Ich werde das Kabinett einberufen. Wenn es Zeit ist, die Öffentlichkeit zu verständigen, lasse ich es Sie wissen. Aber nicht sofort. Noch nicht.«

»Halten Sie das für klug?«, fragte der Vizepräsident. »Wenn die Sache schief geht, stehen Sie ziemlich dumm da.«

»Bevor irgendjemand schießt, kommt es zu einem Krieg der Worte.«

»Und wenn nicht?«, gab Erikson zu bedenken.

»Das ist der Grund, warum ich dafür bezahlt werde, die ganze Nacht mit Bauchschmerzen wach zu bleiben, Brandon. Um dieses Risiko einzugehen. Ich werde nicht Wolf schreien, solange ich nicht tatsächlich einen sehe. Es ist auf Dauer ziemlich gefährlich, die Leute so abzustumpfen, dass sie irgendwann nicht mehr auf Warnungen hören. Wenn ich also Wolf rufe, dann deshalb, weil es wirklich einen großen bösen Wolf gibt, mit triefenden

Lefzen und scharfen Zähnen und allem. So weiß ich wenigstens, dass die Leute auf mich hören.«

Admiral Brose gab ihm Recht. »So würde ich es auch handhaben, Mr. President. Besser, wir konzentrieren uns auf Fakten und Beweise.«

Antwerpen, Belgien

Der Hauptsitz von Donk & LaPierre befand sich in einem vierstöckigen Ziegelbau, der 1610 in typischer flämischer Stufenbauweise errichtet worden war. Weil er in unmittelbarer Nähe ihrer Wohnung lag – nördlich des Meir und nicht weit von Grote Markt, Kathedrale und Scheide –, beschloss Dianne Kerr, zu Fuß zu ihrem Termin mit Louis LaPierre, Vor-Standsvorsitzender und Generaldirektor der Firma, zu gehen. Die Empfangsdame schickte sie sofort in die oberste Etage.

Dort eilte ihr zur Begrüßung ein aufgeregter junger Mann entgegen. »Mademoiselle Kerr, welche Ehre. Ich habe Ihren Roman *Die Marionette* mit großem Interesse gelesen. Ich bin Monsieur LaPierres Privatsekretär, und er kann es gar nicht erwarten, Sie kennen zu lernen. Wenn Sie mir bitte folgen würden.«

Die Gänge des alten Gebäudes waren schmal, aber sie hatten hohe Fenster und Decken. Das Gleiche galt für Louis LaPierres Büro. Es war relativ klein – Heizen war im 17. Jahrhundert ein Problem gewesen –, aber hoch, mit hohen Fenstern, schönem Kamin und herrlichem Blick auf Antwerpens großen Hafen.

Der Generaldirektor selbst war klein und zierlich, und

sowohl seine Kleidung wie sein Benehmen hatten etwas von der stilvollen Eleganz der Alten Welt. »Ah, Mademoiselle Kerr«, sagte er in tadellosem Englisch mit einem kaum wahrnehmbaren französischen Akzent. »Ich habe natürlich Ihre Bücher gelesen. Sie sind, wie soll ich sagen, ungeheuer spannend. Was für Abenteuer, was für Intrigen, was für Verstrickungen, und diese unnachahmliche Authentizität! Mir persönlich hat vor allem *Die Montagsmänner* besonders gut gefallen. Wie können Sie so viel über Auftragskiller wissen? Sie müssen anscheinend selbst Geheimagentin gewesen sein.«

»Nein, Monsieur Directeur«, entgegnete Dianne Kerr bescheiden und vollkommen unzutreffend. Man sprach nicht darüber, dass man dem MI6 angehörte. Gegen dieses eherne Gesetz war in jüngster Vergangenheit verstoßen worden, sogar von einigen derer, die sie für vertrauenswürdig gehalten hatte. Die meisten hielten sich jedoch zum Glück noch an den Kodex. Außerdem war eine Thrillerautorin grundsätzlich gut damit beraten, möglichst keinen Anlass zu Spekulationen über den möglichen Wahrheitsgehalt ihrer Plots zu geben.

LaPierre lachte. »Das bezweifle ich, Mademoiselle Kerr, aber nehmen Sie doch bitte erst einmal Platz. Und dann verraten Sie mir, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft.«

Kerr entschied sich für einen brokatbezogenen flämischen Holzsessel. Er war absolut unbequem. »Mit einem Wort – Recherchen.«

»Recherchen?« LaPierre zog eine Augenbraue hoch. »Haben Sie vor, einen Thriller über Donk & LaPierre zu schreiben?«

»Einen Abenteuerroman über den Chinahandel im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Ich fand es zur Abwechslung mal ganz interessant, etwas Historisches zu machen. Ihre Firma blickt auf eine glanzvolle Vergangenheit zurück. Soviel ich weiß, beginnt die Geschichte von Jan Donk Importeure, wie sie ursprünglich hieß, sogar noch früher. Ist das richtig?«

»Allerdings. Demnach möchten Sie also Zugang zu unseren Archiven?«

»Mit Ihrer Erlaubnis.«

»Natürlich, selbstverständlich. Unsere Direktoren werden die richtige Art von Publicity bestimmt begrüßen. Sie werden begeistert sein.« LaPierre lächelte. Dann schien ihm plötzlich ein Gedanke zu kommen, der ihn beunruhigte. »Aber sind Sie sich auch bewusst, dass sich unsere Archive – das heißt, unsere gesamten Geschäftsunterlagen bis herauf zum heutigen Tag – hier in diesem Gebäude befinden?«

Dianne Kerr spielte die Überraschte, als sie gekonnt log: »Nein, das wusste ich nicht. Wollen Sie damit sagen ... sie sind *immer noch griffbereit?* Alle? Bis zurück ins sechzehnte Jahrhundert?«

LaPierre nickte. »Natürlich sind die damaligen Unterlagen nicht annähernd so zahlreich, und auch der Verwaltungsaufwand war erheblich geringer. Die Dokumente aus dem zwanzigsten Jahrhundert – außer denen der letzten fünf Jahre – sind auf Mikrofilm gespeichert.«

Dianne Kerr runzelte die Stirn. »Das bringt natürlich gewisse Probleme mit sich, da Sie mich kaum während der normalen Geschäftszeiten in Ihren Akten stöbern lassen werden, nehme ich einmal an.«

»Das Archiv ist in separaten Räumlichkeiten untergebracht, sodass ich diesbezüglich kein Problem sehe. Nein, die Schwierigkeiten sehe ich anderswo. Wir gewähren unabhängigen Rechercheuren keinen Zugang mehr zu unseren Unterlagen. Das letzte Mal, dass wir das offiziell getan haben, war vor zehn Jahren, und natürlich hatte uns der Betreffende etwas vorgemacht. In Wirklichkeit suchte er nämlich nach Beweisen für angebliche Verbindungen der Firma zu den Nazis ...«

»Die selbstverständlich nicht bestanden«, ergänzte Kerr für ihn. »Dafür gab es nicht den geringsten Beweis.«

»Richtig. Aber sobald einmal bekannt geworden war, dass man uns verdächtigte ...« Er sprach den Satz nicht zu Ende.

»Das muss sehr geschäftsschädigend gewesen sein. Das Problem ist also, dass Sie durchaus bereit wären, mir Ihr Archiv für Recherchen zur Verfügung zu stellen, aber nicht wollen, dass irgendjemand etwas davon erfährt, bis feststeht, dass ich die Firma in meinem Roman gebührend würdige?«

»Ja, genau so ist es. Es freut mich, dass Sie dafür Verständnis haben. In jüngster Vergangenheit sind wir sehr gut damit gefahren, einigen wenigen ausgesuchten Rechercheuren abends nach Büroschluss Zutritt zu unserem Archiv zu gewähren. Wären Sie damit einverstanden?«

»Hm ...« Dianne Kerr dachte nach. »Das dürfte sich vermutlich machen lassen. Außerdem bin ich wirklich sehr an der Frühgeschichte von Donk & LaPierre interessiert.«

»Na schön. Dann machen wir es doch so. Ich werde unseren Sicherheitsdienst verständigen. Ich selbst arbeite

noch bis spät in die Nacht hinein. Allerdings muss ich Sie bitten, keine Dokumente mit nach Hause zu nehmen. Unser Archivar wird Ihnen alles zeigen, damit Sie die älteren Unterlagen selbst ausfindig machen können und den Umgang mit ihnen lernen.«

Dianne Kerr lächelte. »Wirklich sehr freundlich von Ihnen. Wie könnte ich da anders, als dankbar anzunehmen?«

»Wann würden Sie denn gern anfangen?«

»Wäre heute Abend zu früh?«

»Heute Abend schon?« Einen Moment huschten Bedenken über LaPierres Gesicht. »Nun ja – selbstverständlich. Ich werde meinen Assistenten bitten, Ihnen ein entsprechendes Schreiben und einen Ausweis ausstellen zu lassen. Er wird Sie auch dem Archivar vorstellen.«

Dianne Kerr stand auf. »Wirklich zu freundlich von Ihnen. Ich verspreche Ihnen, den Ablauf hier nicht zu stören.«

»Sie haben mein vollstes Vertrauen.«

25

Punkt zwanzig Uhr fand sich Dianne Kerr an der abgeschlossenen Eingangstür von Donk & LaPierre ein. Sie trug schwarze Jeans, einen schwarzen Turtleneck-Pullover, schwarze Baumwollsocken, dunkelblaue Laufschuhe und eine braune Lederjacke und hatte einen Aktenkoffer dabei.

Der Wachmann am Eingang nickte ihr zu. »Guten

Abend. Mevrouw Kerr, nicht wahr?« Sein Englisch hatte einen starken flämischen Akzent.

»Ja.« Sie zeigte das Empfehlungsschreiben und ihren Ausweis.

»Wenn Sie sich den Ausweis bitte um den Hals hängen und Ihren Aktenkoffer öffnen würden.«

Das tat sie, und es kamen Notizblöcke, Haftnotizen, ein Französisch-Wörterbuch, ein Holländisch-Flämisch-Wörterbuch, ein Weltalmanach und mehrere Kugelschreiber zum Vorschein.

Der Wachmann nickte. »Das Handwerkszeug des Schriftstellers.«

»Noch immer das Gleiche wie am ersten Tag.« Dianne Kerr lächelte.

Einmal im Gebäude, ging sie ins oberste Stockwerk, wo sich das Archiv befand. Außer dem Büro des Direktors gab es dort keine weiteren Räume mehr. In dem höhlenartigen, mit Aktenschränken voll gestellten Raum roch es leicht antiseptisch. Im Hintergrund summte leise die Klima- und Lüftungsanlage. Laut Aussagen des Archivars war sie zur besseren Erhaltung der Dokumente sehr leistungsstark und mit speziellen Luftfiltern ausgestattet worden.

Kerr holte einen Notizblock aus ihrem Aktenkoffer und trug die erste handschriftliche Akte von Jan Donk Importeure zu einem schmalen, von hohen Holzstühlen gesäumten Tisch. Die Dokumente waren vergilbt und spröde. Sie ging bei ihrer Durchsicht sehr behutsam mit ihnen um und machte sich immer wieder Notizen.

Vier Stunden später war endlich auch Monsieur La-Pierre nach Hause gegangen, der Wachdienst hatte seine mitternächtliche Runde beendet und im ganzen Haus

herrschte Grabsstille. Kerr öffnete wieder ihren Aktenkoffer und drückte auf einen der Messingbeschläge. Darauf öffnete sich ein Geheimfach, dem sie eine Miniaturkamera und ein Paar dünne Latexhandschuhe entnahm. Sie stand auf, ging, während sie sich die Handschuhe anzog, ans andere Ende des Archivs und zum letzten Akten-schrank, der Korrespondenz und Dokumente der jüngsten Vergangenheit enthielt.

Er war mit einem Kombinationsschloss gesichert.

Kerr hielt das Ohr an das Schloss und drehte an der Wähl scheibe. Sie konnte sein Innenleben mit ihren Fingern spüren ... das schwache Klicken, wenn eine Zuhaltung fiel, dann noch eine und noch eine. Ihr Puls beschleunigte sich, und das Schloss ging auf. Schnell überflog sie die einzelnen Ordner, bis sie fand, was sie suchte: Flying Dragon Enterprises, Shanghai. Sie blickte sich rasch um und nahm den Ordner heraus. Während sie die Dokumente, die er enthielt, durchsah, fuhr sie bei jedem noch so leisen Geräusch im Gebäude unwillkürlich zusammen.

Als sie das gesuchte Dokument, das Ladeverzeichnis des Schiffes, gefunden hatte, gestattete sie sich ein kurzes erleichtertes Lächeln. Sie hatte keine Ahnung, warum es so wichtig war, aber nachträglich gelang es ihr oft, die Hintergründe ihrer Aufträge aufzudecken. Vielleicht eignete sich dieser als Vorlage für einen neuen Thriller. Sie fotografierte das Dokument, steckte es an seinen alten Platz in den Ordner zurück, stellte den Ordner in den Schrank und verschloss diesen wieder. Dann streifte sie die Handschuhe ab und kehrte zu ihrem Aktenkoffer zurück.

Nachdem sie ihre Sachen darin verstaut hatte, sah sie

sich ein letztes Mal um, weil sie sich vergewissern wollte, dass sie nicht die geringste Spur hinterlassen hatte. Zum Schluss löschte sie das Licht und ging zur Tür.

Im Erdgeschoss machte sie genügend Lärm, um den dösenden Wachmann aufmerksam zu machen.

»Sind Sie fertig, Mevrouw Kerr?«

»Für heute Abend, ja. Irgendwann muss ja Schluss sein.«

Der Wachmann lachte leise und krümmte den Finger. Kerr öffnete den Aktenkoffer, und er blätterte ihre umfangreichen Notizen durch, vergewisserte sich, dass keine Originaldokumente darunter waren, nickte und klappte den Deckel zu. »Gehen Sie jetzt nach Hause?«

»Wahrscheinlich genehmige ich mir vorher noch ein, zwei Bierchen – und dann ab ins Bett.«

»Ja, goede nacht.«

Draußen lächelte Dianne Kerr in sich hinein. Selbstverständlich würde sie noch mindestens zweimal wiederkommen, um sicherzugehen, dass man ihr ihre Geschichte auch abnahm. Aus ihren zwei Bierchen wurde allerdings nichts. Vielmehr kehrte sie umgehend nach Hause zurück und entwickelte in der Dunkelkammer den Film, machte einen 18x24-Abzug und faxte ihn nach Washington. Kein schlechter Nachtjob für eine sonst nur am Schreibtisch tätige Romanautorin, extrem gut bezahlt und keinerlei Spuren hinterlassend. Und dazu die Aussicht auf ein weiteres Abenteuer am nächsten Abend, in dessen Verlauf sie das Originaldokument entwenden und an seiner Stelle eine Kopie hinterlassen würde, die so schwer vom Original zu unterscheiden wäre, dass sie jahrelang unentdeckt bleiben konnte.

Washington, D.C.

Wie üblich schlüpfte Fred Klein durch den Eingang für das Küchenpersonal in den West Wing, von wo ihn der Secret Service direkt in die Präsidentenwohnung hinaufbrachte.

Trübsinnig in die Betrachtung seines Kaffees vertieft, saß Präsident Castilla im Treaty Room auf einem Sofa. Er schaute auf, als Klein eintrat. »Du siehst so schlecht aus, wie ich mich fühle. Ist das Fax nicht eingetroffen?«

Klein machte die Tür zu und schloss sie ab. »Schlimmer. Es ist eingetroffen. Aber es bringt uns nicht weiter. In Antwerpen liegt auch nur das falsche Ladeverzeichnis.«

Castilla fluchte. »Ich hatte so gehofft ...« Er schüttelte den Kopf. »Dann haben wir also weder aus Bagdad, Basra noch Antwerpen etwas.« Er dachte nach. »Vielleicht handelt es sich um ein Versehen. Warum hat dein Informant überhaupt das gefälschte Dokument geschickt? Wusste er denn nicht, dass es eine Fälschung war?«

»Es ist eine Sie. Nein, Sam, das wusste sie nicht. Ich konnte ihr nicht genau sagen, was darin steht oder warum wir es haben wollen, weil sie eine Europäerin ist, die in einer europäischen Stadt operiert. Wenn etwas schief gegangen wäre, wenn sie ertappt worden wäre oder etwas gesagt hätte ... das Risiko, dass jemand Wind von der Empress-Krise bekommen hätte, war zu groß. Im Irak dagegen spielen solche Erwägungen keine Rolle. Dort wissen sie bereits, warum wir das Dokument haben wollen, aber sie werden sich hüten, es an die Öffentlichkeit dringen zu lassen, denn schließlich wollen sie die Chemikalien geliefert bekommen.«

Der Präsident seufzte. »An manchen Tagen fände ich es eine richtig verlockende Vorstellung, einfach im Bett liegen zu bleiben. Die Nachrichten scheinen immer schlechter zu werden. Setz dich, Fred, und trink einen Kaffee mit mir.«

Als Klein neben Castilla Platz nahm, schenkte dieser eine Tasse dampfend heißen Kaffee ein und reichte sie ihm. »Im Bethesda liegen sie mir schon die ganze Zeit in den Ohren, ich soll meinen Kaffeekonsum etwas einschränken. Sogar Cassie fängt jetzt schon damit an. Aber die haben ja auch gut reden. Sie haben schließlich nicht diesen Job.«

»Allerdings nicht.« Klein kaute auf dem Mundstück seiner kalten Pfeife herum. »Aber du hast gesagt, es ist etwas passiert.« Er nahm die Pfeife lang genug aus dem Mund, um zu trinken.

Castilla trank einen trotzigen Schluck. »Die Chinesen haben noch eins draufgelegt. Diesmal reagieren sie mit Gewalt, nicht mit Worten. Sie haben der *Crowe* eins ihrer U-Boote hinterhergeschickt.«

Kleins Augenbrauen wanderten über den Rand seiner Nickelbrille hoch. »Aber angegriffen haben sie nicht?«

»Nein, ebenso wenig wie wir.«

Klein nahm die Pfeife aus dem Mund und drehte sie in seinen Händen, ohne den Kaffee zu beachten. »Wo haben sie das U-Boot so plötzlich her? Von wo ist es gekommen? Doch sicher nicht von der Straße von Taiwan oder Hongkong oder der Insel Hainan. Das ist zu weit von der *Crowe* entfernt. Das U-Boot muss im Indischen Ozean stationiert gewesen sein, wahrscheinlich sogar im Arabischen Meer selbst.«

Der Präsident straffte die Schultern. Er schimpfte: »Du hast Recht. Sie beobachten die Fifth Fleet mit U-Booten!«

Klein nickte. »Und jetzt haben sie eins losgeschickt, um uns zu verstehen zu geben, dass in Beijing jemand den Konflikt zuspitzen, die Drohung verschärfen will.«

»So sehe ich das auch. Ich würde sagen, hinter den Mauern von Zhongnanhai ist ein interner Machtkampf ausgebrochen..«

»Hört sich einleuchtend an. Aber steckt dahinter der ganze Ständige Ausschuss? Oder vielleicht sogar das Politbüro?«

»Wäre hilfreich, das zu wissen.«

»Nichts, was irgendein Covert-One-Agent oder - Informant gemeldet hat, deutet darauf hin«, sagte Klein. »Natürlich versuchen die Chinesen das Ganze, genau wie wir, mit allen Mitteln geheim zu halten. In der chinesischen Presse wurde die *Empress* mit keinem Wort erwähnt.«

»Rätst du demnach, zu sticheln, zu beobachten und abzuwarten? Unsere Drohung aufrecht zu halten und so zu tun, als gäbe es die ihre nicht?«

»Vorerst, ja. Später liegt dir entweder der Beweis vor – oder mein Rücktrittsgesuch.«

Die Augen des Präsidenten wurden eisig. »Das reicht nicht aus, Fred. Welche Fortschritte *haben* deine Leute gemacht?«

»Bedaure, Sam. Anscheinend werde ich langsam alt. Diese Geschichte überfordert mich. Zu viele Unwägbarkeiten.« Klein verschränkte die Arme. Der Pfeifenstiel stand aus seiner Faust hervor. »Erstens, wir sind sicher, dass der belgische Mitbesitzer der *Empress* weiß, dass das

Schiff Schmuggelware geladen hat. Zweitens, und das ist wahrscheinlich noch wichtiger«, er machte eine Pause, um sicherzugehen, dass der Präsident merkte, wie bedeutsam dies war, »die belgische Firma gehört der Altman Group. Es sieht so aus, als hätte ihr Vorstandsvorsitzender Ralph McDermid maßgeblich seine Finger mit im Spiel..«

»Schon wieder Ralph McDermid?« Die Stimme des Präsidenten wurde höher. »McDermid ist nicht nur ihr Vorstandsvorsitzender und Direktor, er *ist* die Altman Group. Er hat sie gegründet und zu einem der größten Finanzimperien aufgebaut, das die Welt je gesehen hat, und das alles in weniger als zwei Jahrzehnten. Ich meine, er zählt einen meiner Vorgänger sowie mehrere Kabinettsmitglieder der vergangenen vier Regierungen zu seinen Mitarbeitern, außerdem ehemalige FBI- und CIA-Direktoren, Kongressabgeordnete, Senatoren und Ex-Gouverneure.«

Das alles war Klein nicht neu. Er hielt seine Ungeduld im Zaum, bis der Präsident fertig war. »Ja. Du hast vorhin ›schon wieder‹ gesagt? Ist McDermid noch in etwas anderes verwickelt?«

Der Präsident nahm die Brille ab und kniff sich in den Nasensattel, als kämpfte er gegen Kopfschmerzen an. »Im Weißen Haus gibt es eine undichte Stelle.« Er erzählte Klein von Arlene Debos Hinweis auf das Geheimtreffen zwischen McDermid und Army-Staatssekretär Jasper Kott in Manila. »Glaubst du, zwischen diesen Lecks und der *Empress*-Krise könnte ein Zusammenhang bestehen?«

»Das sollten wir möglichst schnell herausfinden. Was ich nicht verstehе, ist, warum McDermid mit so etwas

wie der Ladung der *Empress* zu tun haben könnte. Er verdient doch bereits ein Vermögen. Sein Unternehmen schwimmt im Geld. Warum also für eine Ladung Chemikalien so viel riskieren? Er wird einen unverschämten Gewinn machen, aber das ist für ihn nichts Neues. Für mich ergibt das Ganze keinen rechten Sinn.«

»Eine Ladung illegaler Chemikalien scheint ein solches Risiko tatsächlich kaum wert zu sein«, stimmte ihm der Präsident zu. »Vielleicht führt McDermid schon eine ganze Weile alle möglichen illegalen Operationen durch. Er könnte einer dieser Typen sein, die immer auf der Suche nach dem nächsten Kick sind, und je massiver er gegen das Gesetz verstößt, desto größer die emotionale Befriedigung.«

»Könnte auch sein, dass eines seiner Unternehmen in Schwierigkeiten ist und er eine Möglichkeit gefunden hat, seine Schulden zu begleichen, indem er sich an illegalen Geschäften wie dem mit der *Empress* beteiligt. Steuern wird er dafür jedenfalls mit Sicherheit nicht abführen müssen.«

Auf der Suche nach einer Lösung saßen sie in bedrücktem Schweigen da. Schließlich entschied der Präsident: »Ich kann mich nicht erinnern, dass irgendein Unternehmen jemals auch nur annähernd so erfolgreich wie die Altman Group war, wenn es darum ging, die Mitarbeit hochkarätiger ehemaliger Regierungsvertreter in gigantische Gewinne umzumünzen. Andererseits gingen natürlich Geschäft und Politik immer schon Hand in Hand. Fügt man dieser Mischung dann auch noch das Militär hinzu, kommt einem unwillkürlich Dwight Eisenhowers Warnung in den Sinn, dass man den Rüstungssektor nicht

zu einflussreich werden lassen darf, weil sonst Gefahr besteht, dass er Amok läuft.«

»Ja, daran habe ich in der Tat schon öfter gedacht«, pflichtete ihm Klein bei. »Ein ehemaliger Altman-Mitarbeiter erzählte einem meiner Rechercheure, dass ihr Firmenmotto lautet: *Die richtige Mischung von Geschäft und Politik macht sich extrem gut bezahlt.*«

»Hört sich ja richtig nach Understatement an. Aber vielleicht ist das des Rätsels Lösung, könnte es das sein, was McDermid vorhat. Für ihn gibt es in puncto Reichtum kein Ende der Fahnenstange. Er kriegt nie genug. Er macht mit der *Empress* kurz mal den dicken Reibach und hält bereits nach dem nächsten lukrativen Geschäft Ausschau.«

Hongkong

Randi Russell bat den Taxifahrer, einmal um den Block zu fahren, und als sie wieder am Eingang des Conrad International vorbeikamen, sagte sie in fließendem Mandarin: »Halten Sie hier.«

Sie beobachtete, wie Smith sich beiläufig umsah, als hielte er nach einem Beschatter oder einem Observierungsteam Ausschau. Anscheinend in der Überzeugung, unbeobachtet zu sein, drehte er sich schließlich um und betrat das hell erleuchtete Hotelfoyer. Als sie sich darauf weiter umsah, entdeckte sie nicht weit vom Eingang des Hotels einen chinesischen Straßenverkäufer, der an einer dunklen Stelle hinter seinem Karren stand und aufgereggt in sein Handy sprach, als er Smith verschwinden sah.

Genau das hatte sie befürchtet. McDermids Truppen beschatteten Smith weiter. Sie nahm Smith seine Geschichte zwar nicht eine Sekunde lang ab, aber wenigstens würde er ihr diese Nacht nicht mehr in die Quere kommen. Nachdem sie dem Taxifahrer gesagt hatte, dass er sie zu dem Gebäude zurückbringen sollte, in dem sich das Büro der Altman Group befand, machte sie mit ihrem Handy einen Anruf.

»Savage«, meldete sich eine Stimme.

»Wie steht's mit McDermid?«, fragte sie, die Hand um das Handy gelegt.

»Alles klar. Sind ihm den ganzen Weg bis zurück zu seinem Büro gefolgt. Er ist ins Penthouse hochgefahren.«

»Ist unser Team postiert?«

»Ja.«

»Dann stoße ich jetzt zu Ihnen.«

Als das Taxi vor dem Bürohochhaus hielt, bezahlte sie den Fahrer und ging mit ihrem Strohhut auf einen schwarzen Buick zu. Sie öffnete die Beifahrertür und stieg ein. »Ab sofort übernehme ich, Allan. Sie gehen jetzt da rein und halten nach McDermids Mann fürs Grobe Ausschau. Wenn Sie ihn sehen, folgen Sie ihm.«

Klein und gedrungen, entsprach Allan Savage nicht unbedingt dem gängigen Bild eines CIA-Agenten, aber das kam ihm nur zugute. Er stieg nickend aus und ging über die verkehrsreiche Straße auf das Hochhaus zu. Randi Russell rutschte nach links und machte sich hinterm Steuer ans Warten.

Ihr Telefon fiepte. Es war Allan. »Schon?«, fragte sie.

»McDermid muss etwas vergessen haben. Er ist wieder auf dem Weg nach draußen.«

Randi schaltete das Telefon aus und beobachtete, wie McDermid aus dem Gebäude eilte. Als er am Straßenrand stehen blieb, hielt dort bereits seine schwarze Limousine. Der Chauffeur lief um den Wagen herum und öffnete die Hintertür. Die Limousine fuhr los, und Randi folgte ihr unauffällig.

McDermids Wagen fuhr die dunklen Hügel zum Victoria Peak hinauf. Hier waren die Häuser groß und luxuriös; tief unten legten sich die Lichter der Stadt in einem funkelnenden Menuett um den großen Hafen, die vorgelagerten Inseln und die glitzernde Halbinsel Kowloon. Weiter nördlich verblasste der Lichterglanz, setzte sich aber gleichmäßig zum Festland-China fort, wo am Horizont Guangzhou flimmerte.

Die Limousine bog in die Einfahrt einer alten, im chinesischen Stil erbauten Villa, von der man auf die Repulse Bay hinabblickte. Randi beobachtete, wie Ralph McDermid den Wagen wegschickte und eine schlanke junge Frau aus der Villa geeilt kam, um ihn zu begrüßen. Arm in Arm schlenderten sie in das Haus.

Randi schaltete ihr Handy ein. »Sieht so aus, als würde er es sich erst mal eine Weile gemütlich machen. Mit ein bisschen Glück haben wir ein paar Stunden Zeit. Geben Sie mir Berger. Harn, haben Sie die Geräte?«

»In unseren scharfen kleinen Beuteln«, sagte Elektronikexperte Hamilton Berger gut gelaunt. »Sobald sich dieser Wichtigtuer von Privatsekretär verdrückt hat, kann's losgehen mit der Wanzenfanzerei.«

»Seien Sie vorsichtig. Diesmal haben wir es nicht mit irgendwelchen trotteligen Botschaftsangestellten zu tun.«

»Er wird nichts finden.«

»Gut. Ich bleibe weiter an McDermid dran. Ständig auf Achse, der Kerl.«

»Ich melde mich, wenn die Wanze drinnen ist und wir wieder draußen.«

»Dann machen Sie mal.« Randi beendete das Gespräch und holte ein durch und durch amerikanisches Puten-Käse-Sandwich aus der Tasche. Während Schatten hinter McDermids zugezogenen Vorhängen ein Ballett der Lust aufführten, aß sie das Sandwich und überlegte, was Smith wirklich von McDermid wollte.

Vom Flur fiel helles Licht auf den dunklen, leeren Schreibtisch im Vorzimmer von Donk & LaPierre, wo tagsüber die exotische chinesische Empfangsdame residierte. Smith schloss die Tür wieder hinter sich ab und huschte am Schreibtisch vorbei auf die Tür dahinter zu. Nachdem er sich, wieder in seiner dunklen Arbeitskleidung, durch den Hintereingang aus dem Hotel verdrückt hatte, war er mit dem Taxi hierher gefahren. Er lauschte aufmerksam. Aus dem Innern des Büros kamen keine Geräusche, und nirgendwo brannte Licht. Die einzelnen Büroräume wirkten so verlassen, wie er gehofft hatte.

Die Tür war nicht abgeschlossen. Er betrat den dahinter liegenden Flur, ging leise über den delfterblauen Teppichboden, blieb vor jedem Büro kurz stehen, um zu lauschen, und erreichte schließlich die Ebenholztür von Direktor Charles-Marie Cruyffs Büro. Sein Allerheiligstes war durch zwei massive Schlösser gesichert. Nach fünf Versuchen mit verschiedenen Dietrichen bekam Smith beide auf und öffnete die schwarze Tür von Cruyffs Büro.

Umgeben von dunkler Stille, knipste er seine Taschen-

lampe an. Sein Blick glitt über das hypermoderne Sofa, den Mahagonischreibtisch und die Schiffsmodelle an den Wänden zum Wandsafe links vom Schreibtisch. Er ging rasch darauf zu. Cruyff hatte unwillkürlich zum Safe geblickt, als Smith ihn nach der Zusammenarbeit mit chinesischen Reedereien gefragt hatte. Er hoffte, das bedeutete, dass sich dort etwas Wichtiges befand, was die *Empress* betraf. Vor allem hoffte er, es wäre das richtige Ladeverzeichnis.

Der Safe hatte ein einfaches Kombinationsschloss – genau, wie es ihm in Erinnerung geblieben war. Der kleine Elektrobohrer, den er von Klein erhalten hatte, gab ein stetes tiefes Brummen von sich, als er sich mit seinem Spezialbohrereinsatz in den Stahl fraß. Nachdem er vier Löcher gebohrt hatte, stopfte Smith winzige Mengen Plastiksprengstoff in jedes von ihnen und verband sie über den Knopf des Schlosses mit einer Mini-Sprengkapsel. Er arbeitete rasch, aber sorgfältig. Nachdem er den Safe zur Schalldämmung mit einem Polster abgedeckt hatte, zog er sich hinter den Schreibtisch zurück und hielt kurz inne, um dem Klopfen seines Herzens zu lauschen.

Dann drehte er am Griff der Zündkapsel. Die Explosion war gedämpft, aber doch so laut, dass sie bis zum Empfang zu hören war.

Die Beretta im Anschlag, lauschte Smith. Nach fünf Minuten steckte er die Beretta wieder ein und kehrte zum Safe zurück. Die Tür war ein paar Zentimeter weit aufgegangen. Er zog sie ganz auf, nahm alle Dokumente heraus und ging damit zu Cruyffs Schreibtisch, wo er sie rasch durchsah.

Beim fünften hielt er inne. Es war der Brief, der dem Schreiben vorangegangen sein musste, das er in Yu Yongfus Safe in dessen Villa in Shanghai gefunden hatte. Er war nicht an Jan Donk adressiert, sondern an Charles-Marie Cruyff, den leitenden Direktor der Niederlassung in Hongkong. Unterzeichnet war er von Yu Yongfu, dem Präsidenten und Vorstandsvorsitzenden von Flying Dragon Enterprises. Was wichtiger war ... der Brief war auch an Ralph McDermid gerichtet, den Präsidenten und Vorstandsvorsitzenden der Altman Group.

Gespannt las er das Schreiben durch. Nichts Interessantes ... aber an eine Ecke der Seite war ein Kuvert geheftet. Ein Donk & LaPierre-Umschlag mit dem handschriftlichen Vermerk:

Basra-Lieferschein

The Dowager Empress

Nach so langer Zeit ... nach so vielen Todesopfern ... Das musste es sein! Smiths Finger zitterten vor Erregung, als er den Umschlag aufriss, hastig einen Bogen Briefpapier herauszog und ihn auseinander faltete.

Die Handschrift darauf war dieselbe wie auf dem Umschlag, aber es war nicht das Ladeverzeichnis. Smith packte wilde Wut, als er den Text überflog:

Alles nur Zeitverschwendungen, Smith. Dachten Sie im Ernst, ich würde etwas so Wichtiges an einem Ort zurücklassen, an dem Sie es so leicht finden würden? Ich habe das Dokument vernichtet. Und als Nächster sind Sie dran.

Unterzeichnet war das Ganze mit den Initialen RM. Ralph McDermid. Dieser arrogante Scheißkerl. Er hatte Bescheid gewusst! Wie ...?

Noch während Smith das dachte, erstarre er und schaute auf. *Und als Nächster sind Sie dran.*

»Guten Abend, Colonel Smith.« Die rauchige Stimme kam von der offenen Tür des Büros.

Die Deckenbeleuchtung flammte auf. In der Tür stand Feng Dun, sein gespenkeltes rotes Haar glänzte im Licht. Sein Gesichtsausdruck war finster, aber um seine Mundwinkel spielte ein Ausdruck unverhohлener Zufriedenheit. Er hielt eine Uzi auf Smith gerichtet. Während sich die zwei Männer weiter anstarnten, winkte Feng nach hinten, worauf vier bewaffnete Männer an ihm vorbeirannten und sich im Raum verteilten.

26

Sonntag, 17. September Beijing

Das schwache Klicken der Westminster-Wanduhr ertönte in Niu Jianxings Ohren, noch bevor sie die halbe Stunde schlug. Sein wacher Blick spiegelte den Aufruhr in seinem Innern wider, als er unruhig im Arbeitszimmer seines Hauses am Rand des alten Xicheng-Bezirks auf und ab ging. Das U-Boot *Zhou Enlai* zu entsenden und die amerikanische Fregatte zu bedrohen, war eine Maßnahme von ungeheuerlicher Idiotie und Gefährlichkeit, und sie war Chinas Interessen und sogar dem Fortbestand der

Volksrepublik so abträglich, dass er außer sich war vor Wut und Abscheu.

Seine Kollegen, die ihn nur als die verschlafene Eule aus den Partei- und Regierungssitzungen kannten, wären schockiert gewesen über das Feuer in seinen Augen. Dieser hellwache, vor Energie sprühende Mann war der wahre Niu. Wie ein losgelassener Tiger schritt er in seinem Arbeitszimmer auf und ab, während er fieberhaft über das nachdachte, was ihm langsam zu dämmern begann. Obwohl sich Wei Gaofan gut abgesichert hatte, bestanden für Niu inzwischen kaum mehr Zweifel, dass er hinter der Entsendung des U-Boots steckte.

Diese unvernünftige Maßnahme verriet den Amerikanern nicht nur, dass die chinesische Marine die Fifth Fleet beschattet hatte, sondern erhöhte außerdem das Risiko, dass es wegen der *Empress* zu einem verhängnisvollen Konflikt kam, um ein Vielfaches.

Als Major Pan ihm zum ersten Mal von seinem Verdacht bezüglich Jon Smiths berichtet hatte, war Liu aufgrund Li Aorongs Verbindung zur *Empress* zu dem Schluss gelangt, Wei Gaofan habe sich der Korruption schuldig gemacht, weil Li von Wei protegiert wurde und sich ohne Weis Erlaubnis nicht einmal schlafen zu legen traute. Er hatte gedacht, die beiden Männer hätten sich an der illegalen Fracht eine goldene Nase verdienen wollen. Wei wäre nicht der erste Zhongnanhai-Politiker gewesen, der ein Opfer seiner eigenen Habgier wurde.

Aber die Entsendung der *Zhou Enlai* ließ die Sache in einem gänzlich anderen Licht erscheinen. So einfach, wie bisher gedacht, war der Sachverhalt keineswegs. Dahinter steckte wesentlich mehr.

Die Hände auf dem Rücken verschränkt, machte Niu kehrt und durchmaß, jeder stampfende Schritt Ausdruck seiner Verbitterung und Wut, das Arbeitszimmer wieder in der anderen Richtung. Jetzt hatte er Gewissheit. Es musste diese Schlange Wei sein, die das Menschenrechtsabkommen zu verhindern suchte. Wei sabozierte es, und – schlimmer noch – es war nur Teil seines Verrats. Wei versuchte sogar, mit den Vereinigten Staaten einen Konflikt von solchen Ausmaßen heraufzubeschwören, dass die Uhr auf die Zeit des Kalten Krieges zurückgestellt würde ... auf den Bau neuer Massenvernichtungswaffen ... auf gesellschaftliche Unterdrückungsmaßnahmen, die zu Katastrophen wie der Kulturrevolution führen könnten ... auf ein isoliertes China, das in seiner recycelten Verbitterung schmoren würde.

Darauf zielte Wei ab, wurde Niu voller Abscheu und Besorgnis klar. Nicht die Gier nach Geld war sein Motiv, sondern die Gier nach Macht.

Als am Hintereingang seines Arbeitszimmers ein leises Klopfen ertönte, eilte die Eule mit einer Behändigkeit darauf zu, die in krassem Gegensatz zu seinen sechzig Jahren stand. Er schloss die Tür auf, um Major Pan einzulassen.

»Kommen Sie herein. Nur herein.« Ungeduldig bedeutete er dem Geheimdienstmann, vor dem Schreibtisch Platz zu nehmen.

Nervös wie ein ängstlicher Vogel, bereit, jeden Moment aufzufliegen, ließ der Major seinen rundlichen Körper auf den Holzstuhl nieder. Aufforderungen, mitten in der Nacht von Shanghai nach Beijing zu kommen, machten Pan immer nervös. Vor allem, wenn eine solche Auf-

forderung von einem Mitglied des Ständigen Ausschusses ausging.

Niu begann wieder auf und ab zu gehen. »Sind Sie in der Angelegenheit mit diesem amerikanischen Agenten und der *Dowager Empress* vorangekommen?«

»Nicht viel, Herr Niu.« Pan verdrehte den Hals, um Nius Wanderung durch das Zimmer zu folgen. »Der Sturm hat sich gelegt, ohne nennenswerte Spuren zu hinterlassen. Wir mussten Li Aorong wieder nach Hause schicken. Er behauptet weiterhin, nichts über die geschäftlichen Unternehmungen seines Schwiegersohnes zu wissen, oder wohin er und seine Tochter verschwunden sein könnten.«

Niu blieb stehen und sah den Major an. »Sie *mussten* ihn freilassen? Warum? Wenn es sich nur um eine juristische Formalität handelt, kann ich ...«

»Keine juristische Formalität.«

»Was dann?«

Pan wählte seine Worte mit Bedacht. »Ich glaube, General Chu musste sich der Frage stellen, inwieweit es rechtens war, Li festzuhalten, ohne ihn zu verhaften.«

»Eine Routinemaßnahme in einer Frage der nationalen Sicherheit wurde infrage gestellt? Eine Maßnahme General Chus? Das ist doch ein Unding. Von wem?«

»Ich glaube, vom Zentralkomitee.«

Niu runzelte die Stirn. General Chu war bei dem Zentralkomitee angeeckt. Das war unerfreulich. Trotzdem hätte ihn der General darüber in Kenntnis setzen sollen. Jetzt musste Niu auch den General scharf im Auge behalten, um zu sehen, wem gegenüber er loyal war.

Niu unterdrückte seine Wut und Frustration, als er dem

Major seine Überlegungen auseinander setzte. Er hatte vorübergehend nicht berücksichtigt, dass Pan sich in einer Angelegenheit, die nicht direkt seiner offiziellen Zuständigkeit unterlag, möglichst nicht auf eine bestimmte Position festlegen wollte. Er sicherte sich ab, was mit ein Grund war, weshalb er sich so lange auf seinem Posten im Ministerium für öffentliche Sicherheit halten könnten.

Aber für solche Finessen hatte Niu jetzt keine Zeit mehr. Mittwochmorgens würde die *Empress* irakische Gewässer erreichen. Es war bereits nach Sonntag Mitternacht. »Das heißt also – Wei Gaofan?«, fragte er ganz direkt. »Ich kenne meine Kollegen, Pan. Sagen Sie es mir. Es bleibt unter uns.«

Pan zögerte. Schließlich sagte er vorsichtig: »Ich glaube, das könnte der Name sein, den General Chu angedeutet hat.« In seine Stimme schlich sich ein Anflug von Hoffnung, als er fortfuhr: »Soll ich Li Aorong noch einmal festnehmen, Herr? Ich könnte ihn unter Hausarrest stellen. Wenigstens wüssten wir dann, wo er sich aufhält.«

»Nein!«, sagte Niu sofort, um jedoch weniger hitzig hinzuzufügen: »Das würde zu nichts führen.«

Das Letzte, was Niu wollte, war, Wei zu warnen, dass er ihn verdächtigte, oder Pan gegenüber durchblicken zu lassen, dass es sich hier um mehr als eine simple Spionageabwehrmaßnahme handelte. »Fahren Sie bis auf Weiteres lediglich mit seiner Observierung fort, Major Pan. Sie behalten ihn doch weiterhin im Auge, oder?«

Pans Blick blieb wachsam auf Niu geheftet, als er langsam nickte.

Das Nicken war so unmerklich, dass Niu den Eindruck gewann, der Major hoffte, es würde übersehen. Niu deutete es dahingehend, dass Wei Gaofan mehr Druck auf General Chu ausgeübt hatte, als Pan hatte durchblicken lassen, und das wiederum hieß, Pan observierte Li Aorong auf eigene Faust. General Chu wollte nicht wissen, was Pan machte, aber gleichzeitig wollte er, dass Pan in der Sache vorankam.

Niu war schon viele Jahre der Überzeugung, dass das die Art und Weise war, wie Pan vorging, und dass er deshalb so ungewöhnlich erfolgreich war – er achtete zwar streng darauf, nicht tatsächlich gegen Befehle zu verstößen, bog sie sich aber gleichzeitig so zurecht, dass er Ergebnisse vorweisen konnte. Das war, was Niu jetzt brauchte, und es war einer der Gründe, warum Pan wertvoll war.

»Gut.« Er begann wieder auf und ab zu gehen. »Machen Sie genauso weiter wie bisher.«

»Jawohl, Herr.« Major Pan nickte weise, denn er war sich sehr deutlich bewusst, dass man ihm damit auch zu verstehen gab, den Namen Nius aus allem herauszuhalten.

»Was haben Sie sonst noch für mich?«, fragte Niu.

»Wir haben uns mit Yu Yongfus Geschäften befasst, sind aber auf nichts gestoßen, was uns zu irgendwelchen Aufschlüssen über Colonel Smith verholfen hätte.«

»Was ist mit Yu und seiner Schauspielerehefrau? Gibt es da irgendwelche Anhaltspunkte?«

»Bisher nicht.«

Niu kehrte zu seinem Schreibtischstuhl zurück und setzte sich. »Ich hatte mehrmals das Vergnügen, Li Kuo-nyi persönlich kennen zu lernen. Sie ist eine kluge Frau

und gute Mutter. Wenn sie nicht gefunden werden kann, nehme ich einmal an, dass sie nicht gefunden werden will. Und das wiederum könnte bedeuten, dass sie und ihr Mann – wie nennen Sie das? – untergetaucht sind..«

»Dieser Gedanke ist auch mir schon gekommen«, erklärte Pan.

»Und wenn nicht, könnte sie auch ihr Vater fortgeschickt haben, damit sie nicht zur Verfügung stünde, um über die Geschäfte ihres Mannes Auskunft zu erteilen?«

»Auch das wäre eine Möglichkeit, Herr.«

»Oder wird sie vielleicht von mächtigen Kräften versteckt gehalten?«

Über diese Möglichkeit wollte Pan nicht sprechen, wenn er auch nicht verneinte, dass es ebenfalls nicht auszuschließen war.

»Haben Sie Hinweise entdeckt, dass sonst noch jemand an der Empress-Affäre beteiligt sein könnte?«, fuhr die Eule fort.

»Nur die belgische Firma, die ich bereits erwähnt habe – Donk & LaPierre.«

»Sonst niemand?«

»Nein.«

»Aber Sie würden es nicht ausschließen, Major?«

»Bei Ermittlungen schließe ich grundsätzlich nichts aus.«

»Ein bewundernswerter Zug bei einem Angehörigen der Spionageabwehr.«

Niu hatte sich von dem Moment an, in dem Pan sein Arbeitszimmer betreten hatte, einen Eindruck zu verschaffen versucht, wie dieser zu den einzelnen Punkten ihres Gesprächs stand, hatte es aber wie immer nahezu

unmöglich gefunden, zu einem eindeutigen Urteil zu gelangen. Der Blick des Majors blieb ausdruckslos, sein weiches Gesicht neutral und unergründlich. Dennoch, wenn er herausfinden wollte, was er wissen wollte, blieb Niu keine andere Wahl, als sich auf Pan zu stützen.

»Fahren Sie mit Ihren Ermittlungen fort, wie Sie es für angebracht halten, aber erstatten Sie von jetzt an zuerst mir Meldung. Ich muss alles wissen, was die *Empress* betrifft, insbesondere ihre Ladung sowie den Namen eines jeden, der an der Transaktion beteiligt ist. In China und im Ausland.«

»Zuerst? Könnte ich das für den Fall, dass General Chu Fragen stellen sollte, vielleicht schriftlich haben?«

Da war es. Der Agent sicherte sich erneut ab. Fast hätte Niu gelächelt. Andererseits hatte es nur diese Vorsicht Pan ermöglicht, sich in einer Stellung zu halten, in der aus vielen Gründen und aus vielen Richtungen Gefahr drohte. Der Unterschied zwischen einem hervorragenden Praktiker wie Pan und einer Führungspersönlichkeit wie Niu war die Bereitschaft, große Risiken einzugehen. Pan war keine Spielernatur.

Gleichzeitig begann die Eule zu der Einsicht zu gelangen, dass sein lebenslanger Einsatz für China, sein beharrliches Engagement für den Aufstieg seines Landes zu einer wichtigen und friedlichen Weltmacht – dass das alles auf dem Spiel stand. Um sowohl seine Vision als auch seine Nation zu schützen, würde er, wenn nötig, jedes Risiko eingehen.

»Selbstverständlich, Major«, sagte Niu glatt, »aber Sie dürfen sich nur im äußersten Notfall darauf berufen. Ist das klar?«

»Vollkommen, Herr Niu.«

Ohne ein weiteres Wort setzte Niu ein Schreiben auf, in dem er Major Pan Aitu zu seinem offiziellen Beauftragten ernannte, der zuerst ihm und sonst niemandem Meldung zu erstatten hatte.

Mit verstohлener Erregung und einem kurzen Anflug von Nervosität sah Pan ihm dabei zu. Sobald das Schreiben in seiner Hand und dann in seiner Tasche war, stahl er sich auf demselben Weg davon, auf dem er gekommen war – durch die Hintertür.

Es war nach ein Uhr. Fröstelnd blieb Pan in der Dunkelheit stehen. Ein früher Winterhauch begann über Beijing hinwegzustreichen. Er wusste nicht recht, was er von dem allem halten sollte. Aus irgendeinem Grund verdächtigte Niu Jianxing seinen Kollegen Wei Gaofan der Korruption ... wenn nicht sogar schlimmerer Dinge. Er selbst verdächtigte Wei einer Beteiligung an der *Empress*-Affäre und war froh, endlich Niu Jianxings Befehl unterstellt zu sein. Aber nicht zu froh.

Er eilte zu seinem Auto. Er musste rasch nach Shanghai zurück. Es gab viel zu tun.

Hongkong

Seine Augen öffneten sich. Er saß in einem stockdunklen Raum. Es stank nach Schmutz und Kot. Irgendwo huschte eine Ratte davon. Unwillkürlich schauderte Smith, als er das schrille Quielen und scharfkrallige Tippeln der Horde Ratten zu hören versuchte, die er irgendwo in diesem Dunkel vermutete. Aber es war nichts zu hören. Keine

Ratten, keine Stimmen, kein Verkehrslärm, keine Rufe von Nachtvögeln ...

Vor ihm erschien ein winziger Lichtpunkt. Er musste nach oben schauen, um den winzigen Strahl zu sehen. Er fühlte sich warm, sogar heiß an auf seinem Gesicht, aber er wusste, es war eine auf Hoffnung gebaute Illusion. Eine Illusion und eine räumliche Täuschung, hervorgerufen von der vollkommenen Dunkelheit, in der es keinen Bezugspunkt, kein Raumgefühl gab, weil alles zweidimensional schwarz war. Bis auf den winzigen Lichtstrahl, der real war. Und indem er sich fest genug auf ihn konzentrierte, seinen Kopf bewegte und seine Augen auf und zu machte, gelang es ihm endlich, sich im Raum zu orientieren.

Er saß, die Beine an den Fußgelenken gefesselt, auf einem Stuhl. Jemand band ihm grob die Hände auf den Rücken. Ein Nylonseil brannte durch seine Haut. Der Lichtpunkt war kein Riss in den Wänden oder der Decke, sondern eine Reflexion von der Ecke eines hoch oben an der Wand angebrachten Metallkästchens. Eine Reflexion von Licht, das um die Ecke links vor Smith kam. Der Raum war L-förmig, und Smith war am Ende der langen Seite des L an den Stuhl gefesselt.

Nachdem es ihm gelungen war, sich zu orientieren, ging es ihm besser. Ihn durchströmte fast etwas wie Euphorie, so, als hätte er wieder festen Boden unter den Füßen, als wäre er wieder Teil der Welt – und dann kam alles zurück ... seine Erregung, endlich das echte Ladeverzeichnis gefunden zu haben, die Nachricht von »RM«, die nicht nur zeigte, dass das Dokument vernichtet worden war, sondern auch die gefährlichen Dimensionen der

Arroganz des Altman-Gründers zum Vorschein brachte ... das plötzlich aufflammende Licht, Feng Dun und seine Killer ...

Er hatte einen der ältesten Fehler überhaupt begangen – er war so in seine Aufgabe vertieft gewesen, dass er jede Vorsicht vergessen hatte. Jetzt war es nicht das Wissen, dass er wahrscheinlich sterben würde, das ihn bedrückte, denn damit musste man bei dieser Art von Tätigkeit immer rechnen. Man war sich im Klaren darüber, dass es dazu kommen konnte. Aber natürlich würde es nicht dazu kommen, redete man sich ein. Aber es konnte dazu kommen. Was ihn belastete, war sein Versagen. Nun musste sich der Präsident ohne akzeptable Optionen auf eine tödliche Konfrontation einlassen.

Smith hörte kaum, wie sich die Tür im anderen Teil des L-förmigen Raums öffnete. Über ihm ging ein Licht an und blendete ihn vorübergehend. Jemand verließ den Raum, und jemand anderer kam herein. Als sich seine Augen an die Helligkeit gewöhnt hatten, stand Feng Dun vor ihm und starrte ihn finster an.

»Sie haben uns eine Menge Ärger gemacht, Colonel Smith. Ich mag keine Leute, die mir Ärger machen.« Seine rauchige Stimme war ruhig, sein Verhalten gemessen. Als er näher trat, waren seine Bewegungen geschmeidig.

»Komische Haare haben Sie«, sagte Smith. »Vor allem für einen Han. Das Weiß macht sie noch eigenartiger.«

Der Schlag krachte in sein Gesicht, ließ ihn mit dem Stuhl hintenüberstürzen. Sein Kopf schlug auf den Boden. In dem Sekundenbruchteil zwischen Aufprall und Schmerz merkte er, dass Feng so schnell gewesen war, dass er seine Hand nicht hatte kommen sehen. Der hefti-

ge Schmerz überwältigte ihn, und er spürte heißes, klebrigtes Blut an der Seite seines Gesichts hinabströmen. Ein paar desorientierende Sekunden lang schien es ihm, als wäre er aus dem Raum geschwebt.

Als er wieder klar sehen konnte und der Schmerz nachließ, stellten zwei Männer, die er nicht gesehen hatte, den Stuhl wieder auf. Feng Duns Gesicht war nur wenige Zentimeter von seinem entfernt und starrte ihn an. Seine Augen waren von so hellem Braun, dass sie wie leere Höhlen erschienen.

Feng sagte: »Dieser kleine Klaps sollte lediglich als Konzentrationshilfe dienen, Colonel. Sie haben sich die ganze Zeit als kluger und erfahrener Mann erwiesen. Seien Sie also jetzt nicht dumm. Wir werden unsere Zeit nicht mit der Frage vergeuden, wer und was Sie sind. Was mich im Moment interessiert, ist, für wen Sie arbeiten.«

Smith schluckte. »Ich bin Lieutenant Colonel Jon Smith, MD, vom Medizinischen Forschungsinstitut der US Army ...«

Diesmal war der Schlag kaum stärker als eine Ohrfeige, die seinen Kopf auf die Seite zucken ließ. Aber er begann wieder zu bluten, und ihm wurde kurz schwarz vor den Augen.

»Sie scheinen keinem der uns bekannten amerikanischen Geheimdienste anzugehören. Wieso? Irgendeine geheime Unterabteilung von CIA? NSA? Oder vielleicht NRO?«

Smiths Lippen schwollen an und machten ihm das Sprechen schwer. »Suchen Sie sich eine aus.«

Die Hand drosch gegen die andere Seite seines Gesichts, der Raum verschwand wieder, aber der Stuhl be-

wegte sich nicht. Dumpf bekam Smith mit, dass die Aufgabe der zwei anderen Männer darin bestand, ihn festzuhalten, während Feng ihn schlug.

»Sie sind kein gewöhnlicher Agent«, sagte Feng.
»Wem sind Sie unterstellt?«

Er konnte seine Lippen nicht spüren und erkannte seine Stimme nicht wieder. »Wer sind Sie? Jedenfalls sind Sie nicht von der öffentlichen Sicherheit. Wer nimmt an, dass ich nicht von CIA oder NSA bin? McDermid? Jemand aus dem ...?«

Zwei Fäuste im Abstand von Sekundenbruchteilen, eine perfekte Kombination, und ein sengender, zermalmender, anschwellender Schmerz überwältigte ihn. Und als gnädiges Dunkel über ihn hinwegschwappte, sagte ihm sein Gehirn, dass der Mann Boxer gewesen war, Profi, und er hatte zu fest zugeschlagen ... zu fest zugeschlagen ... zu fest ... zugeschlagen ...

Ralph McDermid stand hinter Feng Dun. »Herrgott noch mal, Feng! Wenn er bewusstlos ist, kann er uns schlecht etwas erzählen, oder?«

»Der hält einiges aus. Ein großer, kräftiger Mann wie er. Wenn wir ihm nicht wehtun, wenn er nicht nur vor Schmerzen und Tod Angst bekommt, sondern auch vor mir, wird er uns nichts erzählen..«

»Wenn er tot ist, wird er uns auch nichts erzählen..«

Feng lächelte sein hölzernes Lächeln. »Genau das ist der feine Unterschied, Taipan. Wenn er nicht zu der Überzeugung gelangt, dass wir ihn umbringen werden, wird er nichts sagen. Wenn er allerdings tot ist, kann er nichts mehr sagen. Man muss da den richtigen Mittelweg

finden. Meine Aufgabe ist es, ihn davon zu überzeugen, dass ich so wild und brutal bin, dass ich ihn aus Versehen umbringen werde, weil ich mir meiner Brutalität nicht bewusst bin und mich deshalb von meiner Lust, ihm Schmerzen zuzufügen, fortreißen lasse. Ja?«

McDermid zuckte zusammen, als hätte er plötzlich selbst Angst vor Feng. »Sie sind der Fachmann.«

Feng bemerkte die Angst und lächelte. »Verstehen Sie jetzt? Das ist die Reaktion, die ich von ihm haben will. Solange er nicht so weit ist, dass er kaum mehr in der Lage ist, den Mund zum Sprechen aufzumachen, bekommen wir nichts aus ihm heraus. Gerade so viel Schmerzen, dass er gerade noch denken kann, aber nicht so viel, dass er *nicht mehr* denken kann.«

»Gibt es dafür nicht auch weniger körperbezogene Methoden?«, fragte McDermid unbehaglich.

»Oh, zu denen werden wir schon noch kommen. Keine Sorge. Ich bringe ihn schon nicht um, und er wird uns alles erzählen, was Sie wissen wollen.«

McDermid nickte. Abgesehen davon, dass ihm Fengs Unberechenbarkeit nicht ganz geheuer war, machte er sich seinetwegen auch noch in anderer Hinsicht Sorgen. Er hatte das Gefühl, dass der ehemalige Söldner ihn genauso wenig für voll nahm, wie er seinen anderen Auftraggeber für voll genommen hatte – Yu Yongfu. Bis vor kurzem hatte ihn Fengs Impertinenz nicht weiter gestört, weil er ihm alles über Yu erzählt hatte. Als dann jedoch klar geworden war, dass er über genügend Einfluss verfügte, um zur Überwachung der USS *John Crowe* ein U-Boot entsenden zu lassen, hatte das McDermid zu denken gegeben.

Im Moment wurde offensichtlich, was sich bisher nur angedeutet hatte: Feng hatte viel bessere Beziehungen zum Militär oder zur chinesischen Regierung, als es seine Stellung im Leben vermuten ließ. Solange das daraus erwachsende Potenzial im Sinne McDermids eingesetzt wurde, war der Chef der Altman Group gern bereit, Feng ein Vermögen zu zahlen und seine Unverschämtheit zu übersehen. Allerdings war McDermid nicht zu einem der mächtigsten Wirtschaftsbosse der Welt aufgestiegen, weil er das Naheliegendste übersah. Feng hatte Beziehungen. Feng war gefährlich. Noch hatte ihn McDermid unter Kontrolle. Aber wie lange noch? Und was wäre der Preis, um ihn weiter unter Kontrolle zu halten?

27

Samstag, 18. September Washington, D.C.

Nachdem die Kabinettsitzung beendet und der Kongress über die schwelende Krise mit China in Kenntnis gesetzt worden war, kehrte der Präsident mit einer Tasse Kaffee an den langen Tisch im fensterlosen Situation Room zurück und setzte sich ans Kopfende. Die Vereinigten Stabschefs und seine wichtigsten Zivilberater hatten bereits Platz genommen, raschelten mit ihren Papieren und unterhielten sich leise mit ihren Adjutanten.

Der Präsident nahm ihre Anwesenheit kaum zur

Kenntnis. Stattdessen dachte er an die Millionen Menschen im ganzen Land, die nichts ahnend ihren Geschäften nachgingen und von der Möglichkeit eines Krieges mit China erfahren würden, wenn etwas über die Krise an die Öffentlichkeit drang. Nicht irgendein sportlicher Wettkampf wie etwa *Monday Night Football*, den man sich im Fernsehen anschaute. Nicht irgendein Undercover-Einsatz gegen Terroristen oder ein kleiner Konflikt in einem kleinen Land, bei dem weniger Amerikaner im Kampf fallen würden, als an einem Wochenende bei Verkehrsunfällen ums Leben kamen. Nicht bloß irgendein Krieg. Nein, ein richtiger Krieg ... ein *großer* Krieg ... einer, der ausbrechen würde wie ein Vulkan und tagaus tagein, Tag und Nacht, weiterginge. Die Toten wären ihre Söhne und Töchter oder ihre Nachbarn oder sie selbst und alle würden sie in Leichensäcken in die Heimat zurückgeschickt werden. *China*.

»Mr. President?« Es war Charlie Ouray.

Der Präsident schaute auf und sah all die ernsten und finsternen oder wütenden und aufgeregten Gesichter auf beiden Seiten des langen Tisches. Sie musterten ihn.

»Entschuldigung«, sagte er in die Runde. »Ich hatte gerade die Gespenster vergangener und künftiger Kriege vor Augen. Den gegenwärtigen Krieg habe ich nicht gesehen. Kann einer von Ihnen ihn sehen?«

Die Reihe der Gesichter reagierte je nach dem, wer und was der oder die Betreffende war. Bestürzung, dass er, ihr Oberbefehlshaber, so mutlos schien. Angst vor dem, was auf sie zukommen konnte. Entschlossenheit ... weder ängstlich noch übereifrig, nur ruhig und bestimmt. Ernst angesichts des Ausmaßes des Unbekannten, in der Nähe

und in der Ferne. Einige wenige mit dem Leuchten »größer« Dinge in den Augen, mit der Hoffnung auf Ehre und Belohnung und einen Platz in der Geschichte.

»Nein, Sir, eigentlich nicht«, antwortete Admiral Brose ruhig. »Niemand kann das, und hoffentlich muss das auch niemand.«

»Amen«, intonierte Verteidigungsminister Stanton. Dann leuchteten seine Augen. »Damit das klar ist, jetzt geht es an die Vorbereitungen. Krieg mit China, Leute. Sind wir bereit?«

Die ohrenbetäubende Stille war eine Antwort, die niemand der Anwesenden missverstehen konnte. Der Präsident sah seinen Kaffee an und verspürte kein Verlangen danach.

»Wenn ich für meine Kollegen von Navy und Air Force sprechen darf«, meldete sich Army-Stabschef Lieutenant General Tomas Guerrero zu Wort, »lautet die Antwort, nicht wirklich. Unsere Planungen und Vorbereitungen und unsere Ausbildung haben auf das genaue Gegen teil abgezielt. Wir brauchen ...«

Air-Force-General Bruce Kelly unterbrach ihn: »Mit Verlaub, da bin ich anderer Meinung. Mit einigen Ausnahmen sind die Bomberstreitkräfte auf jeden Krieg vorbereitet. Wir müssen zwar, was unsere Kampfflugzeuge angeht, umdenken, aber in nächster Zukunft sehe ich auch da kaum Probleme.«

»Meinetwegen. *Wir* sind jedenfalls nicht vorbereitet«, konterte Guerrero. »Ich habe es schon zuvor gesagt und sage es jetzt wieder: Die Army wurde der Knochen und Muskeln beraubt, die sie für einen langen, erbitterten Mann-gegen-Mann-Krieg auf sehr großem Raum gegen

eine riesige Bevölkerung, gigantische Streitkräfte und nationale Kampfbereitschaft benötigt.«

»Die Navy ...«, begann Admiral Brose.

»Meine Herren!«, protestierte die nationale Sicherheitsberaterin Powell-Hill vom anderen Ende des Tisches. »Das ist nicht der Zeitpunkt, um über Detailfragen zu streiten. Der erste Schritt, den wir tun müssen, ist, die vollständige Einsatzbereitschaft der Kräfte vorzubereiten, die uns zur Verfügung *stehen*. Der zweite ist, uns zu einigen, was wir brauchen.«

»Der erste Schritt«, die ernste Stimme des Präsidenten ließ umgehend Schweigen eintreten, »der erste Schritt ist, zu verhindern, dass es überhaupt zu diesem Konflikt kommt.« Er ließ seinen stählernen Blick von Gesicht zu Gesicht wandern, bis er den Tisch umrundet hatte. »Es wird nicht zum Krieg kommen. Punkt. Unter keinen Umständen. Nur damit das von vorneherein klar ist. Wir wollen *nicht* gegen China kämpfen. Ich bin überzeugt, die besonneneren Gemüter dort drüber wollen ebenfalls keinen Krieg. Ich weiß, *wir* wollen keinen, und wir müssen den besonneneren Gemütern eine Chance geben.«

Sein Blick wanderte in der entgegengesetzten Richtung um den Tisch, als wollte er den Anwesenden zu verstehen geben, dass er sehr wohl wusste, dass einige von ihnen – und viele ihrer bestens zahlenden Wähler – nichts lieber sähen als eine teure und spannende kriegerische Auseinandersetzung; und als wollte er ihnen, und ihrer speziellen Wählerschaft, auch zu verstehen geben, dass sie sich das lieber schnellstens wieder aus dem Kopf schlagen sollten.

»Für diesen Konflikt gibt es eine Lösung.« Sein Tonfall

ließ keinen Platz für Widerspruch. »Deshalb – was haben Sie für Ideen, wie diese Lösung konkret aussehen könnte?«

Ihre ausdruckslosen Gesichter erinnerten ihn an eine Runde Viehbarone aus New Mexico, die gerade dazu aufgefordert worden waren, eine Möglichkeit zu finden, die Wasserzuteilung für die Navajo- und Hopi-Reservate zu verdoppeln.

Außenminister Padgett machte den Vorschlag: »Ich denke, wir könnten um ein geheimes Treffen auf höchster Ebene bitten, um persönlich und unter vier Augen über die Angelegenheit zu sprechen.«

Der Präsident schüttelte den Kopf. »Ein Treffen mit wem, Abner? Die chinesische Führung wird aller Wahrscheinlichkeit nach so tun, als gäbe es gar nichts zu besprechen – andernfalls müsste sie eine Plenarsitzung des Zentralkomitees einberufen und dann zur Bestätigung des Ganzen mindestens eine Acht-zu-eins-Mehrheit im Ständigen Ausschuss erhalten.«

»Dann setzen Sie doch ein Signal, das sie nicht übersehen können«, schlug Guerrero vor. »Stimmen Sie der Anschaffung des neuen Kampfflugzeugs der Air Force, eines größeren Bombers mit größerer Reichweite und des Protector-Artilleriesystems der Army zu. Das lässt sie garantiert aufhorchen. Wahrscheinlich jagt es ihnen einen Mordsschrecken ein. Dann erklären sie sich auch zu einem Treffen auf höchster Ebene bereit. Ja, angesichts einer solchen Drohung würden sie einem solchen Treffen auf der Stelle zustimmen.«

Durch den Raum ging beifälliges Gemurmel. Nicht einmal Minister Stanton widersprach. Er machte ein be-

tretenes Gesicht, als hätte sein Einsatz für ein schlankeres, schnelleres Militär einen schweren Schlag erlitten.

Vizepräsident Erikson gab zu bedenken: »Ich weiß nicht, ob das die richtige Botschaft wäre, General. Es könnte die Lage weiter zuspitzen, statt zu ihrer Entspannung zu führen.«

Etwas von Stantons Selbstvertrauen kehrte zurück. »Egal, was wir tun werden, es wird aller Wahrscheinlichkeit nach das Problem verschärfen, Brandon. Selbst wenn wir gar nichts tun. Zu wenig könnte als Schwäche ausgelegt werden; zu viel als Drohung. Ich glaube, wenn wir ein gewisses Maß an Stärke, Entschlossenheit und Kampfbereitschaft demonstrieren, werden sie sich vielleicht noch einmal überlegen, wie weit sie wirklich gehen wollen.«

Erikson nickte widerstrebend. »Möglicherweise haben Sie Recht, Harry. Vielleicht würde eine simple Bestätigung bereits existierender Waffensysteme nicht ausreichen..«

»Wollen wir wirklich zu einer Politik gegenseitiger Abschreckung zurückkehren?«, fragte der Präsident. »Zu etwas, das sich Jahre hinziehen und die Wirtschaft beider Beteiligten auslaugen könnte? Soll sich China wieder mit einem Riesenraketenarsenal hinter die Chinesische Mauer zurückziehen, wo wir gerade erste Fortschritte zu machen beginnen?«

Admiral Broses Stimme polterte über die weltpolitische Diskussion hinweg: »Was der Präsident meiner Meinung nach am wirksamsten fände, ist eine kleinere und direktere Lösung des anstehenden taktischen Problems. Wie beweisen wir, was die *Empress* geladen hat?«

Auf die Gesichter der militärischen und zivilen Vor-

denker kehrte wieder dieser konsternierte Ausdruck zurück.

»Das wäre schön«, pflichtete der Präsident dem Admiral nachsichtig bei. »Haben Sie auch eine Idee, wie das möglich zu machen wäre, Stevens?«

»Entsenden Sie von der *Crowe* ein SEAL-Kommando an Bord der *Empress*, damit sie eine heimliche Überprüfung ihrer Ladung vornehmen.«

»Wäre das machbar?«, wollte Vizepräsident Erikson wissen. »Auf hoher See? Von einem Schiff in Bewegung auf ein anderes?«

»Machbar ist so etwas«, versicherte ihm Brose. »Wir haben die erforderliche Spezialausrüstung und dafür ausgebildete Teams.«

»Und die Risiken?«, fragte Minister Stanton.

»Lassen sich natürlich nicht ausschließen.«

»Dass das Unternehmen scheitert? Dass es Opfer gibt?« Dieser Einwurf kam von Außenminister Abner Padgett.

»Ja.«

»Dass es entdeckt wird?«, hakte Erikson nach.

»Ja.«

Außenminister Padgett schüttelte energisch den Kopf. »Ein offener Akt des Eindringens, ja sogar der Aggression gegen chinesisches Hoheitsgebiet auf hoher See? Zum gegenwärtigen Zeitpunkt beschwören wir damit einen Krieg herauf.«

Alle nickten zustimmend, teils ernst, teils nachdrücklich. Der Präsident nahm seine Brille ab und kniff sich in die Nase. »Wie hoch wäre das Risiko einer Entdeckung, Admiral?«

»Minimal, würde ich sagen. Mit dem richtigen Team unter dem richtigen Anführer, dem klar wäre, dass seine Männer nicht – unter keinen Umständen – entdeckt werden dürfen. Und dass er die Mission sofort abbrechen muss, unabhängig von den Risiken für sein Team.«

Wieder saß der Präsident stumm da, mit abwesendem Blick, und dachte an die Millionen Menschen im ganzen Land, die bald besorgt mit einem Auge beziehungsweise Ohr an ihren Fernsehern und Radios hängen würden, während sie weiter wie gewohnt ihrem Leben nachgingen, das die meisten zu Recht nur sehr ungern für einen unnötigen Krieg zu opfern bereit wären.

Die militärischen und zivilen Berater richteten alle ihre Blicke auf Stabschef Charlie Ouray, als wüsste er, was in Präsident Castillas Kopf vor sich ging.

»Mr. President?«, sagte Ouray.

Castilla nickte kaum merklich, mehr zu sich selbst als zu sonst jemandem. »Ich werde das in Betracht ziehen, Stevens. Es wäre eine mögliche Lösung. Zugleich muss ich Sie alle darauf hinweisen, dass wir schon seit einigen Tagen eine Geheimdienstoperation durchführen, die zur Bereinigung der Krise führen könnte.« Er stand auf. »Ich danke Ihnen, meine Herren. Wir werden bald wieder zusammenkommen. Bis dahin möchte ich, dass jeder seinen Sektor in Bereitschaft versetzt. Lassen Sie mir einen Bericht zukommen, wie wir uns Ihrer Meinung nach in dieser Situation verhalten sollten und wann und wie weit Sie für einen möglichen Großkonflikt bereit sind.«

Sonntag, 17. September Shanghai

Auf dem Rücksitz seines Mercedes erfreute sich Wei Gaofan sowohl an seiner kubanischen Cohiba-Zigarre wie an seinem jüngsten Triumph über Niu Jianxing. Nachdem die *Zhou Enlai* ihre Torpedos und die amerikanische Fregatte *Crowe* ihre Marschflugkörper startklar gemacht hatte, fände der Reformer Niu – für Wei war »Reformer« gleichbedeutend mit Feigling, Revisionist und Kapitalist – im Zentralkomitee nur noch wenige Unterstützer für sein demütigendes Menschenrechtsabkommen oder, grundsätzlich, die katastrophale Richtung, die China einschlagen müsste, wenn es nach Niu ginge.

Der Mercedes stand in einer Nebenstraße des Bezirks Changning. Von seinem Leibwächter auf dem Vordersitz durch eine Scheibe aus kugelsicherem Glas getrennt, beobachtete Wei seine Umgebung. Einzige Beleuchtung der Straße war das Licht aus Fenstern der umliegenden Häuser. Er wartete, dass sein Chauffeur und zweiter Leibwächter von seiner Mission zurückkehrte.

Wei mochte keine Halbwheiten oder unerledigten Geschäfte. Und unter diese Kategorie fielen sowohl Li Aorong als auch seine Tochter. Sie mussten unschädlich gemacht und aus dem Weg geräumt werden. Solange das nicht erledigt war, konnte er sich nicht sicher fühlen. Sein Plan war mit Risiken verbunden, und mochte Niu Jianxing auch vieles sein, was Wei verabscheute, ein Dummkopf war er nicht.

Die anderen Mitglieder des Ständigen Ausschusses

konnten wieder umgedreht werden, sobald die Eule einmal zum Schweigen gebracht war.

Abrupt setzte er sich auf. Aus dem Dunkeln kamen Schritte auf die Limousine zu. Die Vordertür des Mercedes öffnete sich, und sein Chauffeur und Chefleibwächter stieg ein. Wei sah ihn nach der Sprechlanlage greifen.

Seine Stimme kam deutlich aus den Lautsprechern, als er meldete: »Herr Li ist, wie er gesagt hat, in seinem Haus, aber nichts deutet darauf hin, dass auch seine Tochter in letzter Zeit dort war, Herr. Ihre Kinder schlafen mit dem Kindermädchen in einem Nebenhaus.«

»Haben Sie alles durchsucht?«

»Der Trank hat den alten Mann in tiefen Schlaf versetzt. Die Kinder und die Frau haben bereits geschlafen. Ansonsten war niemand auf dem Gelände und in den Gebäuden. Ich habe mich gründlich umgesehen – wie Sie mir aufgetragen hatten.« Der Chauffeur drehte sich um, als könnte er Wei durch den Spionspiegel der Abtrennung sehen. Er runzelte die Stirn. »Da war noch etwas.«

»Was?« Wei verkrampfte sich.

»Beamte des Ministeriums für öffentliche Sicherheit sind da. Major Pan Aitu höchstpersönlich und ein Team.«
»Wo?«

»Sie haben um das Grundstück herum Stellung bezogen. Einige in Autos. Sehr unauffällig.«

»Um das Haus zu bewachen?«

»Oder Li Aorong zu observieren.«

Wahrscheinlich beides, dachte Wei Gaofan. Er rutschte nervös auf seinem Sitz herum. Pan würde es nie wagen,

gegen seine Interessen zu handeln ... es sei denn, er hatte jemand anderen hinter sich. Niu? Möglicherweise hatte Niu Wind davon bekommen, dass er, Wei, seinen Einfluss geltend gemacht hatte, um Li Aorong aus der Haft der öffentlichen Sicherheit zu befreien. Er schüttelte wütend den Kopf und dachte nach. Ja, das roch nach einer weiteren Einmischung seitens des gefährlich liberalen Niu.

Weis Handy trällerte so laut, dass er sich duckte, als würde er unter Beschuss genommen. Dabei war er ringsum von Panzerglas umgeben. Er hatte sich sofort wieder im Griff und richtete sich auf, verärgert über seine innere Anspannung.

Während er auf die Gesprächsannahmetaste des Handys drückte, knurrte er: »Wei.«

»Wir haben Jon Smith«, sagte Feng Dun.

Weis Ärger war verflogen. »Wo?«

»In Hongkong.«

»Für wen arbeitet er?«

»Das hat er uns noch nicht gesagt.«

»Hat er Beweise für die Ladung in seinen Besitz gebracht und nach Washington geschickt?«

»Es gibt keine Beweise mehr, sodass er auch nichts schicken konnte.« Feng schilderte die Gefangennahme des Amerikaners und die Nachricht, die ihm McDermid im Safe hinterlassen hatte, nachdem das Ladeverzeichnis im Reißwolf vernichtet worden war.

Weis Laune besserte sich enorm. Zwar konnte er McDermids theatralische Beleidigung nicht gutheißen, aber ihm konnte kein Schaden daraus erwachsen. »Beeilen Sie sich mit dem Verhör. Bekommen Sie aus Smith

heraus, was die Amerikaner wissen, und dann räumen Sie ihn aus dem Weg.«

»Selbstverständlich.«

Wei konnte Fengs Lächeln sehen, das nicht wie ein menschliches Lächeln war. Es wirkte wie auf eine Schaufensterpuppe aufgeklebt. Feng war sein Mann. Trotzdem musste er ein Schaudern unterdrücken, als er das Telefon ausschaltete und sich zurücksetzte, um über die neuen Informationen nachzudenken: Jetzt bekäme Niu Jianxing nie einen Beweis für die Ladung der *Empress*. Niu wäre nicht in der Lage, mit den Amerikanern zu kooperieren, und hätte nichts in der Hand, was er dem Ständigen Ausschuss vorlegen könnte.

Ja, die *Empress* würde zu Weis Nutzen weiter ihrem Zielhafen entgegendiffampfen, wie dies vor ihr schon einige andere Schiffe mit illegaler Fracht getan hatten ... oder die Situation würde, zu seinem noch größeren Nutzen, eskalieren. Zufrieden verschränkte er die Finger über seinem Bauch, als hätte er gerade Fasan mit Honig gespeist.

Samstag, 16. September Washington, D. C.

Die Tür des Treaty Room im Obergeschoss war abgeschlossen, und Präsident Castilla und Fred Klein standen nebeneinander an einem der Fenster und blickten auf den Garten des Weißen Hauses hinaus. Der Präsident schilderte dem Covert-One-Chef den Verlauf der Sitzung mit seinen Militär- und Zivilberatern.

»Möglicherweise wirst du auf Admiral Broses Vorschlag zurückgreifen müssen, ein SEAL-Kommando an Bord der *Empress* zu schicken«, sagte Klein.

Der Präsident sah den Leiter von Covert-One an. Wie ein Gewitter, das sich über White Sands zusammenbraute, schien eine mächtige schwarze Wolke über ihm zu hängen. »Was ist passiert?« Seinen Worten haftete eine Schwere an, eine Erschöpfung, die die ganze Last der letzten vier Tage beinhaltete. Er war resigniert. Auf das Schlimmste gefasst.

»Möglicherweise haben wir Colonel Smith verloren.«

»Nein!« Der Präsident atmete scharf ein. »Wie?«

»Das weiß ich noch nicht. Als wir das letzte Mal miteinander gesprochen haben, hat er sich gerade auf den Weg gemacht, um bei Donk & LaPierre in Hongkong einzubrechen.« Klein berichtete von Smiths vorangegangenen Unternehmungen – von der Observierung Ralph McDermids, als dieser mit der U-Bahn nach Wanchai fuhr, von der Falle in der Praxis des Akupunkteurs und von Smiths Flucht mit Randi Russell.

»Agent Russell?«

»Ja. Wie du dich vielleicht erinnerst, erhielt sie von Arlene Debo den Auftrag, Kott nach Manila zu folgen, wo es zu dem heimlichen Treffen mit Ralph McDermid kam.«

»Selbstverständlich. Was ist dann passiert?«

»Smith bat um zusätzliches Equipment, um das Büro von Donk & LaPierre durchsuchen zu können. Die Operation dort hätte keinesfalls länger als eine Stunde dauern dürfen. Allerhöchstem neunzig Minuten. Und jetzt ist er verschwunden.«

»Falls es bei Donk & LaPierre eine letzte Kopie des La-deverzeichisses gab, Fred – ist sie inzwischen weg?«

»Wenn Smith verschwunden oder gefangen ist, ist auch das Dokument weg.«

Der Präsident sah auf die Uhr. »Wie lange geben Sie ihm noch?«

»Ich lasse vor Ort stationierte Covert-One-Leute nach ihm suchen. Zwei ... drei Stunden, dann leite ich eine groß angelegte Suchaktion der Polizei ein. Es besteht immer noch die Möglichkeit, dass er gefangen genommen wurde und gerade verhört wird. Dass er dem Verhör standhalten kann. Dass ihn die Hongkonger Agenten finden und befreien. Aber ...«

»Aber das Manifest könnte trotzdem weg sein.«

»Ja, Sam. Es ist sogar höchstwahrscheinlich weg.«

»Und Colonel Smith ist unter Umständen tot.«

Klein blickte auf seine Schuhe hinab. Seine Stimme klang angespannt. »Ja. Auch wenn ich es nicht hoffe. Aber möglich ist es.«

Der Präsident nickte. Er seufzte schwer. »Na schön, dann werden wir eine andere Möglichkeit finden müssen. Irgendeine Möglichkeit gibt es immer, Fred.«

»Ja, natürlich.«

Keiner redete weiter, und ihr Schweigen bestätigte die Lüge in ihrem Optimismus.

Schließlich sagte Klein: »Ich würde gern alles wissen, was die CIA durch Agent Russell und ihre Leute in Erfahrung gebracht hat.«

»Ich werde Arlene anrufen.«

Klein nickte, fast unmerklich. »Vielleicht wird es tatsächlich Zeit, es mit dieser SEAL-Operation zu versu-

chen. Falls sie erfolgreich verläuft ... wenn unsere Männer die Chemikalien finden, das Schiff übernehmen und alles über Bord werfen, ohne dass es das U-Boot mitbekommt ... damit wäre das Problem doch gelöst, und es würde keine Rolle mehr spielen ...«

»Dass das Ladeverzeichnis verschwunden und Smith tot ist? Ist Letzteres das, was allen Männern passiert, die für dich arbeiten.«

Klein schien in sich zusammenzufallen. Dann hob er den Kopf, und sein Blick war wieder fest. »Mit dem Verlust des Verzeichnisses hatte ich gerechnet, aber nicht mit Smiths Tod. Und was deine zweite Frage angeht: Ja, ich glaube, dass uns das früher oder später allen blüht.«

»Agenten zu führen«, sagte der Präsident ruhig, »muss schrecklich sein.«

»Ich habe dir sehr schlechte Nachrichten gebracht. Es tut mir Leid, Sam.«

»Mir auch. Mir auch. Danke, alter Freund. Wiedersehen.«

Nachdem Klein gegangen war, stand der Präsident weiter schweigend da. Er wusste, was er zu tun hatte, aber weder wollte er es tun, noch war ihm wohl dabei. Es hatte ihm immer schon Probleme bereitet, anderen Menschen zu befehlen, ihr Leben für ihr Land aufs Spiel zu setzen, auch wenn ihm klar war, dass es das war, was sie zu tun erwarteten, wozu sie sich verpflichtet hatten und was er vor langer Zeit auch selbst getan hatte, als er an der Reihe gewesen war. Er hatte in seinem eigenen Krieg gekämpft – doch er wusste, niemand verpflichtete sich dazu, zu sterben.

Sein Seufzer glich mehr einem tiefen Einatmen. Er griff

erneut nach dem Telefon. »Mrs. Pike? Verbinden Sie mich mit Admiral Brose.«

Wenige Augenblicke später läutete das Telefon.

An seinem Ohr ertönte die tiefen Stimme des Admirals.
»Jawohl, Sir, Mr. President.«

»Wie schnell können Sie das SEAL-Team an Bord der *Crowe* schaffen?«

»Es ist bereits auf der *Crowe*, Sir. Diese Freiheit habe ich mir genommen.«

»So ist das also? Nun ja, wahrscheinlich sind Sie nicht der erste Militär, der das mit einem Präsidenten getan hat, der sich nicht entscheiden konnte.«

»Nein, Sir, so würde ich das nicht sehen. Darf ich denn fragen, ob Sie sich entschieden *haben*?«

»Aus diesem Grund rufe ich an.«

»Haben wir grünes Licht, Sir?«

»Ja, Sie haben grünes Licht.«

»Ich werde den Befehl weiterleiten.«

»Möchten Sie nicht wissen, warum, Stevens?«

»Das geht mich nichts an, Mr. President.«

Der Präsident zögerte. »Auch in diesem Punkt haben Sie Recht, Admiral. Halten Sie mich auf dem Laufenden.«

»Was ich weiß, werden auch Sie wissen.«

Als der Präsident auflegte, kam ihm ein Ausspruch in den Sinn, den er vor Jahren in einer Biografie Otto von Bismarcks gelesen hatte. Irgendetwas des Inhalts, dass sich der moralische Wert eines Menschen erst an dem Punkt zu zeigen beginnt, an dem er für seine Prinzipien zu sterben bereit ist. Er riskierte für seine Prinzipien nicht sein Leben, aber er riskierte seine Zukunft, die nicht so wichtig war, und die Zukunft seines Landes, die es sehr

wohl war. Für diesen strengen und anspruchsvollen alten preußischen Junker mochte das vielleicht nicht als vollwertiger Einsatz zählen, aber für ihn wog es schwer genug.

28

Sonntag, 17. September Arabisches Meer

Die ständige Anspannung hinterließ im kleinen Offizierskader der USS *John Crowe* ihre ersten Spuren. Das war eindeutig etwas anderes als ein gewöhnlicher militärischer Notfall, der sich oft als vermeintliches unidentifiziertes Fahrzeug, als vermisstes Schiff oder Instrumentenversagen entpuppte. Ein Fehler, und sie konnten nicht nur ihren eigenen Tod, sondern einen Krieg heraufbeschwören.

Der besonnene Kommandant, James Chervenko, beendete in der Kommunikations- und Kommandozentrale den Funkontakt mit Admiral Brose in Washington. Seine Augen, von mehreren Jahrzehnten auf See immer leicht zusammengekniffen, hatten sich zu laserartigen Powerschlitzten verengt, als er Broses Anweisungen gelauscht hatte.

Er nahm sein Headset ab und wandte sich Lt. Commander Gary Kozloff zu. »Es kann losgehen.«

»Gut«, bestätigte Kozloff. Keine Überraschung. Er hatte damit gerechnet. »Hubschrauber startklar?« Kozloff

war einer jener außergewöhnlichen SEALs, die über Muskeln und Hirn in gleichem Maß verfügten. Lang, hager und voller Stolz auf seine Tätigkeit, sprühte er vor Tatendrang. Er schien die ganze Kommunikationszentrale mit seiner Präsenz auszufüllen und flößte allen Anwesenden vorübergehend frische Zuversicht ein.

»Zehn Minuten.«

»Wir sind so weit.«

Chervenko nickte, als wolle er sagen, nichts anderes habe er erwartet. »Denken Sie daran, Commander, bei der Mission hat absolute Geheimhaltung oberste Priorität – Sie sind nie da gewesen. Das erste Anzeichen, dass Sie entdeckt werden könnten, und Sie verdrücken sich wieder.«

»Jawohl, Sir.«

»Wir werden das U-Boot und die *Empress* scharf im Auge behalten. Wenn uns irgendetwas nicht ganz geheuer vorkommt, erteile ich über Funk den Befehl zum Abbruch. Bleiben Sie in ständigem Funkkontakt mit uns.«

»In Ordnung, Sir.«

»Viel Glück, Gary.«

»Danke, Jim.« Gary Kozloff lächelte kurz. »Herrliche Nacht zum Schwimmen.«

Die vier SEALs von Kozloffs Team warteten auf dem dunklen Deck fertig angezogen auf ihren Einsatzbefehl. Als Kozloff erschien, sprangen sie erwartungsvoll auf. Er nickte, und sie führten einen letzten Ausrüstungscheck durch.

»Haben Sie die magnetischen Kletterhilfen?« Von ihnen würde in dieser Nacht alles abhängen. Als ein viel-

stimmiges »Aye-aye, Sir« zurückkam, sagte Kozloff: »Dann ab zum Hubschrauber.«

Sie begaben sich nach achtern zum SH-60 Seahawk, der sich wie ein riesiger, bedrohlicher Vogel gegen den sternegespenkelten Horizont abzeichnete. Es wehte ein schwacher Wind, der den Geruch von Diesel und Salzwasser mit sich führte. Im Innern des Seahawk, an der Seilwinde befestigt, befand sich ein Combat Rubber Raiding Craft (CRRC)-Schlauchboot, das bereits für die Operation beladen war.

Die fünf SEALS kletterten in den Seahawk, die Rotoren begannen sich mit voller Kraft zu drehen, und der große Hubschrauber hob in die Nacht ab. Da keine Lichter zu sehen waren, verschmolz er rasch mit der Dunkelheit, als er in Richtung Empress, die zehn Meilen vor ihnen fuhr, verschwand. Die Luft um sie herum dröhnte von den flappenden Rotoren.

Während sich seine Ohren an den Lärm gewöhnten, beobachtete Lt. Commander Kozloff die Reflexionen von Mond und Sternen auf dem gekräuselten Meer unter ihnen. Er machte sich Sorgen, was an sich gar nicht seine Art war. Wenn man gründlich vorbereitet war, wusste man, dass man seine Sache gut machen würde. Das war die einzige Erfolgsgarantie, die man sich verschaffen konnte. Diesmal verwendeten sie allerdings das neue, kleine Schlauchboot und die neuen Kletterhilfen, die speziell für eine heimliche hubschraubergestützte Enteroperation auf einem in Bewegung befindlichen Schiff entwickelt worden waren. Sie waren mit ihrer Ausrüstung vertraut, aber sie hatten keine Zeit gehabt, die verschiedenen komplizierten Abläufe zu üben.

Er hatte das denkbar größte Vertrauen in sich und seine Leute. Sonst konnte man gar kein SEAL sein. Trotzdem ...

Abrupt richtete Kozloff seine Aufmerksamkeit nach unten. Sie hatten die *Empress* eingeholt und schwebten wie geplant über ihr. Der Frachter machte etwa zehn Knoten. Kozloff konnte Teile der Fracht, ein partiell beleuchtetes Deck und die üblichen Taue, Geräte und Laderaumabdeckungen sehen. Auf der offenen Brücke hielten sich drei chinesische Seeleute auf – welcher oder welche davon Offiziere waren, konnte man aufgrund der Tatsache, dass es sich um ein Handelsschiff handelte, nicht erkennen. Mit wütenden Gesichtern blickten die drei zum Hubschrauber hoch, und Kozloff kamen wieder Bedenken. Ob ihr Schiff wohl das Feuer eröffnen würde?

Ihr Plan sah folgendermaßen aus: Der Hubschrauber sollte den Anschein erwecken, als befände er sich auf einem Aufklärungsflug und käme zu einer genaueren Überprüfung näher an den Frachter heran. Harmlos, keine wirkliche Gefahr. In dem Wissen, dass auch seine Männer die Brücke unter ihnen beobachteten, wartete er. Wie würden die Chinesen reagieren?

Während zwei von ihnen weiter nach oben schauten, ließ der dritte das Horn ertönen. Als Reaktion darauf schwang der Hubschrauber kurz nach links und rechts, als winkte er ... oder als machte er ihnen eine lange Nase. Der chinesische Seemann unterbrach den Signaltón, legte den Kopf in den Nacken, brüllte etwas, wahrscheinlich ein paar wüste Beschimpfungen, zum Hubschrauber hoch und schüttelte die Faust.

Das gefiel Kozloff – die Chinesen hatten ihnen den vermeintlichen Patrouillenflug abgenommen und erwarte-

ten von ihrem Seahawk keine weitere Gefahr. Seine SEALs lachten leise, und auch seine Stimmung besserte sich. Der Seahawk beschleunigte und drehte in einem so weiten Bogen ab, dass sie den Frachter aus den Augen verloren.

»Fertig?«, kam die Stimme des Piloten aus Kozloffs Kopfhörer.

Kozloff sah seine Männer an. Sie reckten ihm ihre erhobenen Daumen entgegen. Er sagte in sein Mini-Mikro: »Fertig. Lassen Sie uns runter.«

Der Seahawk ging fast bis auf die gewellte Wasseroberfläche hinab und blieb dann vibrierend darüber schweben. Die SEALs schoben das Schlauchboot durch die Öffnung in der Seite, und der Mann, der die Winde bediente, ließ es aufs Wasser herunter. Die SEALs hakten sich an der Winde fest und sprangen ins Wasser. Einen Augenblick lang hatte Kozloff die übliche Doppelreaktion – Erschrecken über das Gefühl des Schwebens, das ihm das Wasser verlieh, und Erleichterung, in dem Element zu sein, in dem er sich so sehr zu Hause fühlte.

Das Schlauchboot schaukelte knapp zehn Meter entfernt auf den Wellen, und Kozloff kramte rasch darauf zu. Das Wasser war schwarz, unergründlich, aber er nahm keine Notiz davon. Ganz auf die Operation konzentriert, kletterte er, gefolgt von den anderen, in das Boot. Er ließ den elektrischen Außenbordmotor an, und bald schossen sie auf die ihnen entgegenkommende *Empress* zu. Das war die beste Richtung, um sich dem Frachter zu nähern, denn so war das Risiko am geringsten, von ihm angesaugt zu werden. Außerdem ging es so am schnellsten, weil die *Empress* direkt auf sie zukam.

Als der Frachter vor ihnen auftauchte, knatterte der Hubschrauber, eine lärmende Ablenkung, noch einmal über ihn hinweg. Kozloff beobachtete die *Empress* und glich den Kurs des Schlauchboots so an, dass er parallel zu ihr verlief und nicht direkt auf sie zu. Jetzt musste er nur noch genau den richtigen Moment abpassen, um scharf nach rechts zu drehen. Im Schutz der Dunkelheit und des Ablenkungsmanövers des Hubschraubers würde er das Schlauchboot seitlich an den Frachter heransteuern, damit es seine Leute mit Magneten an seinem Rumpf festmachen konnten. Verlief alles weiter so reibunglos wie bisher, würden sie mit den magnetischen Steighilfen zum dunklen Vorderdeck hochklettern, um dort mit ihrer Suche zu beginnen.

Auf der USS *Crowe* beobachtete Commander Chervenko, wie der Seahawk in einer perfekten Landung auf dem Achterdeck aufsetzte. Geduckt rannte er unter den sich noch drehenden Rotoren auf die Kanzel zu. »Alles glatt gelaufen?«, schrie er dem Piloten zu.

»Reibunglos, Sir! Sie sind an Ort und Stelle.« Chervenko nickte forsch und eilte wieder in die Kommunikationszentrale hinunter. Dort ging sein Blick sofort zu OS2 Fred Baum, der über den Radarschirm gebeugt war. »Können Sie das Schlauchboot ausmachen, Baum?«

»Nein, Sir. Viel zu klein.«

»Hastings? Hören Sie was?«

»Nur die Schrauben der *Empress* und das U-Boot, das uns folgt, Sir. Der Frachter macht so viel Lärm, dass der Elektromotor des Schlauchboots unmöglich zu hören ist.«

Zufrieden spitzte Chervenko die Lippen. »Gut. Viel-

leicht schaffen es unsere Jungs tatsächlich.« Er wandte sich zum Gehen, überlegte es sich aber noch einmal anders. »Passen Sie genau auf, ob die *Empress* irgendetwas Eigenartiges macht, und ...«

»Sir?« Hastings am Sonar lauschte aufmerksam. Dann stieß er aufgeregt hervor: »Das *U-Boot!* Das chinesische U-Boot kommt näher! Sehr schnell! Es hat uns jeden Augenblick eingeholt!«

Chervenko schnappte sich einen Kopfhörer und lauschte. Das U-Boot kam eindeutig mit voller Kraft auf sie zu. »Sonst noch eine Meldung?«

Ein anderer Techniker rief: »Sie machen die Torpedos scharf, Sir! Sie machen sie abschussbereit!«

Chervenko wirbelte zum Funker herum. »Geben Sie Befehl zum Abbruch! Abbrechen!«

Der Kommunikationsoperator beugte sich über sein Mikrofon und brüllte hinein: »Abbruch! Abbruch! Abbruch!«

Nur wenige Meter vom mächtigen stählernen Rumpf der *Empress* entfernt, preschte das Schlauchboot über die Wellen. Für die SEALs war es, als schauten sie an einem Wolkenkratzer hoch, nur dass sich dieser Wolkenkratzer ziemlich schnell bewegte, als sie darauf zufuhren und versuchten, nicht angesaugt, von einem Strudel erfasst oder gegen die Seitenwand gedrückt zu werden. Desorientierung und überraschende Wellenbewegungen wurden bei solchen Manövern vielen zum Verhängnis. Aber Kozloff war an Desorientierung gewöhnt, und sein Hirn war bestens dafür trainiert, zu berechnen, wie er sich dem hoch aufragenden Frachter am besten näherte, ohne an ihm zu zerschellen.

Er manövrierte das Schlauchboot näher heran. Kalte Gischt schlug in sein Gesicht. Der Gestank von Öl und Metall raubte ihm fast den Atem. Ohne dass Kozloff den entsprechenden Befehl erteilen musste, beugte sich der zuständige SEAL weit über Bord und brachte die magnetische Andockhilfe schon beim ersten Versuch erfolgreich an der Empress an. Wasser schwuppte über die Seiten des Schlauchboots und durchnässte sie. Im selben Moment aktivierte der vorderste SEAL bereits seine magnetischen Steighilfen und begann nach oben zu klettern, wie eine Spinne, die einen Monolith erklimmt. Wenig später folgte ihm der nächste SEAL, dann der nächste.

Kozloff sah voller Stolz zu. Der Schutz der Dunkelheit ... die Ablenkung durch den Hubschrauber ... das fast perfekte Anlegemanöver ... alles deutete darauf hin, dass diese wichtige Operation erfolgreich verlaufen würde.

Er gestattete sich ein Lächeln, als er seine magnetische Steighilfe aktivierte und am Rumpf anbrachte. Auf der Stelle spürte er die Haftung, das Gefühl von Sicherheit. Die verdammten Dinger funktionierten tatsächlich. Als er sich nach oben zu hangeln begann, hatte der erste SEAL bereits das Deck des Frachters erreicht.

Plötzlich kreischte es aus dem Mini-Empfänger in seinem Ohr: »*Abbruch! Abbruch! Abbruch!*«

Es zerriss ihm fast das Herz, als er gegen seinen Drang weiterzumachen ankämpfte. Er zwang sich, das Unbegreifliche zu glauben: Statt Erfolg hieß es jetzt Rückzug.

Er legte den Schalter um, öffnete die Verbindung zu seinen Männern. »*Abbruch! Umdrehen! Abbruch, verdammt noch mal. Abbruch! Kommt sofort wieder zurück!*«

Die Männer verringerten die Magnetkraft ihrer Steig-

hilfen und rutschten die Seitenwand des Schiffes wieder hinunter. Kozloff machte sich wegen des ersten Mannes Sorgen, der bereits auf Deck verschwunden war. Mit angehaltenem Atem spähte er vom Schlauchboot nach oben.

Wo blieb der erste Mann?

Endlich erschien er und rutschte wie ein Feuerwehrmann an der Stange am Rumpf nach unten. Er versuchte es sich zwar nicht anmerken zu lassen, aber er war sichtlich wütend. Sobald seine Füße das Schlauchboot berührten, zerrte ihn ein SEAL an Bord, während ein anderer den magnetischen Anker löste. Kozloff musste gegen die Wellen und den Sog des Meeres ankämpfen, der das Schlauchboot in die Schrauben des Schiffs zu ziehen versuchte, als er das Boot vom Frachter fortsteuerte.

Seine Männer beobachteten wortlos die riesige *Empress*. Es bestand immer noch die Möglichkeit, dass sie entdeckt wurden.

Als jedoch keine Suchscheinwerfer aufleuchteten, gestattete sich Kozloff einen tiefen Seufzer der Erleichterung. Für ihn war bisher das einzige Gute, dass ihre Mission zumindest insofern erfolgreich gewesen war, als die *Dowager Empress* sie nicht entdeckt hatte.

Als er auf dem Weg zurück zur *Crowe* beschleunigte, dampfte die *Empress* weiter in Richtung Basra und schüttelte das Schlauchboot mit ihrer mächtigen Heckwelle kräftig durch. Nachdem nun nichts mehr passieren konnte, begannen die Männer zu murren.

»Was ist passiert?«, fragte der SEAL, der bereits auf Deck gewesen war.

»Wir hätten es geschafft!«, schimpfte der Ankermann.

Insgeheim gab ihnen Kozloff Recht, aber er war auch

ihr Vorgesetzter. »Befehl, Leute«, sagte er streng. »Wir bekamen den Befehl zum Abbruch. Und wir stellen Befehle nicht infrage.«

Commander Chervenko beugte sich über Hastings' Schulter und horchte auf die Gespräche des U-Boots. Sein ganzer Körper spannte sich an, als er das feindliche Boot seine Fahrt verlangsamen hörte. Stimmte das wirklich?

Hastings schluckte. »Das U-Boot verringert seine Fahrt wieder, Sir. Es lässt sich zurückfallen.«

Der Funker rief: »Meldung von der Brücke! Das Schlauchboot ist zurück. Steuerbord voraus. Commander Bienas sagt, er verlangsamt die Fahrt, um die SEALS an Bord zu nehmen.«

Mit deutlicher Erleichterung in der Stimme fügte Hastings hinzu: »Sieht so aus, als ließe sich das U-Boot auf seine ursprüngliche Position hinter uns zurückfallen, Sir.«

Chervenko atmete tief ein. Das war alles an Emotionen, was er sich in Anwesenheit seiner Männer gestattete. Die letzten paar Stunden hatten ihn stark mitgenommen. Als er in die angespannten Gesichter um ihn herum sah, wurde ihm klar, dass das auf seine Männer sogar noch mehr zutraf. Wenigstens hatte er jahrelange Erfahrung unter seiner Gürtelschnalle. »Also schön, dann lassen Sie uns mal überlegen, wie es möglich ist, dass uns dieses verdammte U-Boot genau in dem Moment bedroht hat, als unsere Leute an Bord der *Empress* gehen wollten. Woher konnten sie das wissen? Hastings?«

»Vollkommen ausgeschlossen, dass sie das Schlauchboot oder den Seahawk auf dem Sonar entdeckt haben, Sir.«

»Aber auf der *Empress* konnten sie den Seahawk anfliegen sehen«, bemerkte OS2 Fred Baum. »Wahrscheinlich haben sie daraus die entsprechenden Rückschlüsse gezogen.«

»Das wäre eine Möglichkeit«, stimmte ihm Chervenko zu. »Gute Arbeit, alle miteinander. Sperren Sie weiter Augen und Ohren auf. Geben Sie mir Bescheid, wenn sich irgendetwas tut.«

Als Chervenko nach unten eilte, um in Washington Meldung zu erstatten, war ihm klar, dass die *Dowager Empress* auf keinen Fall mitbekommen haben konnte, wie das SEAL-Team auf dem nächtlichen Meer abgesetzt worden war. Die *Empress* wusste, dass der Seahawk sie hatte belästigen wollen, aber das war alles. Es gab nur eine Möglichkeit, wie das chinesische U-Boot gewusst haben konnte, wann es Fahrt aufnehmen musste, um die *Crowe* zu bedrohen und sie zu veranlassen, die SEAL-Operation abzubrechen: Es musste im Voraus gewarnt worden sein. Jemand hatte das chinesische U-Boot gewarnt. Jemand in Washington.

Samstag, 16. September Washington, D.C.

Der Präsident stand an einem der Fenster des Oval Office. Er hatte dem bestürzten Admiral Brose den Rücken zugekehrt und blickte auf den Rosengarten hinaus. »Die Mission ist fehlgeschlagen?«

»Das chinesische U-Boot ist auf die *Crowe* zugekommen.« Broses Stimme war hölzern. »Es hat seine Torpedos scharf gemacht. Commander Chervenko glaubt, sie

wussten, dass es zu der Operation kommen würde, und haben das Erscheinen des Hubschraubers ganz richtig als Zeichen ihres Beginns gedeutet.«

»Jemand hat sie von hier aus gewarnt.«

»Ganz so sieht es aus.« Die Erwiderung des Admirals deutete darauf hin, dass der Präsident möglicherweise mehr wusste als er. Der Admiral gehörte nicht zum Kreis derer, die über die jüngsten Lecks informiert worden waren. Darüber wussten nur noch die CIA-Direktorin und Fred Klein Bescheid.

»Gut, danke, Stevens.«

Der Admiral stand auf, ging aber nicht. »Und was nun, Sir?«

Die Hände hinterm Rücken verschränkt, drehte sich der Präsident um. Seine hünenhafte Gestalt war vom Fenster umrahmt. »Wir machen weiter wie gehabt. Sorgen Sie dafür, dass alle Streitkräfte einsatzbereit sind und dass wir in asiatischen Gewässern für den Kriegsfall eine starke Präsenz haben.«

»Und dann, Mr. President?«

»Dann warten wir, was China als Nächstes tut.«

»Die *Empress* müsste Montagabend unserer Zeit irakische Gewässer erreichen. Dienstagmorgen Ortszeit.« Broses harter Blick heftete sich auf den Präsidenten. »Heute ist Samstag. Wir haben also höchstens noch ein- einhalb Tage. Die Sache war schon schlimm genug, als wir noch fast eine ganze Woche Zeit hatten.«

»Ich weiß, Admiral. Ich weiß.«

Der Admiral hörte den unausgesprochenen Vorwurf und nickte langsam. »Ich bitte um Entschuldigung, Mr. President.«

»Dafür besteht kein Grund, Stevens. Aber jetzt sorgen Sie dafür, dass man sich um Ihre Leute kümmert. Wurde jemand verletzt?«

»Das wissen wir noch nicht. Als ich mit Chervenko sprach, hatte die *Crowe* die Männer noch nicht an Bord genommen. Ich dachte, Sie wollten über den Abbruch so bald wie möglich informiert werden.«

»Ja. Natürlich. Danke.«

Als der Admiral ging, blieb Präsident Castilla weiter stehen. Schließlich seufzte er verzweifelt. Er nahm den Hörer des blauen Telefons ab, die zerwürfelte Direktverbindung zum Covert-One-Hauptquartier.

Fred Klein meldete sich sofort. »Ja, Mr. President?«

»Die SEALs mussten die Operation abbrechen.« Der Präsident wiederholte Broses Bericht. »Die Chinesen wurden gewarnt. Commander Chervenko ist sich ganz sicher.«

»War es Staatssekretär Kott?«

»Nein. Um ihn von Washington fern zu halten, habe ich ihn in einer Sondermission nach Mexiko geschickt. Er ist nicht im Bilde. Außerdem wird er sicherheitshalber von der CIA observiert.«

Voller Wut und Abscheu über Kotts Machtmissbrauch hielt der Präsident inne. Die von ihm weitergeleiteten Informationen hatten verheerende Schäden angerichtet, und er hatte vor, ihn dafür zur Verantwortung zu ziehen. Aber noch nicht gleich. Es war noch zu früh, sich in die Karten sehen zu lassen.

Er fuhr fort: »Ich werde Arlene Debo sagen, dass möglicherweise ein Leck hier in Washington die Quelle für die aggressive Aktion des U-Boots gegen die *Crowe* ist.

Kott können wir das allerdings eindeutig nicht in die Schuhe schieben. Irgendetwas Neues von Jon Smith?«

»Leider nein«, sagte Klein. »Noch eine Stunde, dann aktiviere ich meine Leute.«

»Lass uns mal hoffen, dass sie ihn und das Dokument finden. Er ist unsere letzte Hoffnung.«

»Was sagt Arlene zu McDermid? Irgendetwas Neues von Agent Russell?«

»Noch mehr schlechte Nachrichten. Auch Russell ist verschwunden.«

Teil 3

Hongkong

Die Bäuerin setzte sich verzweifelt zur Wehr, als zwei Chinesen sie in den L-förmigen Raum schleppten und neben dem Mann zu Boden schleuderten, der, die Hände auf den Rücken gefesselt, mit blutigem Gesicht und bloßen Füßen zusammengesunken auf einem Stuhl saß. Die Luft im Raum war stickig.

»Sieh ihn dir gut an«, sagte einer der Männer auf Kantonesisch. »Denk immer dran, wenn du verhört wirst: So wird es dir auch gehen, wenn du nicht antwortest.«

Die Bäuerin, in Hose und Kittel, kauerte auf dem Boden und schaute wie jemand hoch, der kein Wort verstanden hat. Der Mann schüttelte den Kopf. Langsam begann er sich Sorgen zu machen. Er sah seinen Partner an, und sie gingen.

Randi Russell hörte, wie die Tür hinter ihnen zuschlug. Ihre schwarzen Augen blitzten vor Wut, als sie sich im Raum umsah. Die Vorhänge der zwei breiten Fenster, eins vorne, eins hinten, waren zugezogen. Nur an ihren Rändern drang das Morgenlicht in dünnen Streifen in den Raum. Aus Sorge, sie könnte von irgendwoher beobachtet werden, bewegte sie sich nicht. Sie studierte Smith und die Knoten, mit denen er an den Stuhl gefesselt war. Ihn hatten sie sich also auch geschnappt, dachte sie ärgerlich. Und sie hatten ihn auch schon in die Mangel genommen.

Sie war hier in etwas hineingeraten, das weit über das hinausging, was sie oder die Zentrale in Langley erwartet

hatten. Bei der Sache, an der Jon diesmal arbeitete, hatte eindeutig Ralph McDermid die Finger mit im Spiel. Die Erfahrung hatte sie gelehrt, dass es immer um etwas Wichtiges ging, wenn ihr Fast-Schwager auftauchte.

In Langley war man selten darüber im Bilde, was Jon genau tat. Sein Auftraggeber musste jemand auf allerhöchster Regierungsebene sein, auch wenn er das noch so vehement abstritt. Das hieß, die undichten Stellen, von denen McDermid profitierte, waren möglicherweise nur die Spitze eines politischen oder militärischen Eisbergs. Traf das zu, dann nahm ihr Auftrag ganz neue Dimensionen an, die sie allerdings, zumindest vorerst, für sich behalten würde.

Ansonsten konnte sie nur hoffen, dass ihre Leute inzwischen gemerkt hatten, dass sie gefangen genommen worden war, als sie Ralph McDermid und seine letzte weibliche Eroberung observiert hatte, und eine Befreiungsaktion starteten. Zählen konnte sie darauf allerdings nicht.

Wie von Angst überwältigt, ließ sie sich wieder zusammengekrümmt auf den Boden sinken. Jetzt musste sie sich vor allem darüber Gedanken machen, wie sie entkommen und sich mit ihrem Team in Verbindung setzen könnte. Zugleich musste sie, egal, was sie Jon oder ihr antraten, mit allen Mitteln verhindern, dass McDermids Leute merkten, dass sie und Jon sich kannten und dass sie CIA-Agentin war.

Als könnte er ihre Gedanken hören, ging die Tür auf und Ralph McDermid kam herein. Begleitet wurde der Altman-Boss von Feng Dun, aber es war McDermid, der vor ihr stehen blieb.

Auf Englisch fragte er schroff: »Warum folgen Sie mir? Warum *spionieren* Sie mir nach? Ich würde Ihnen raten zu antworten, wenn Sie nicht in einem der Gefängnisse Ihrer Regierung vergammeln wollen.«

Sie zwang ihren Körper, nichts zu tun. Ohne einen Muskel zu bewegen, blieb sie in ihrer bäuerlichen Verkleidung auf dem Boden liegen und tat so, als verstünde sie kein Englisch und hätte keine Ahnung, wovon er redete oder dass er überhaupt mit ihr sprach.

Feng Dun trat sie in die Rippen. Sie schrie vor Schmerzen etwas auf Mandarin und drehte sich auf die Seite, um zu den zwei Männern aufzublicken, eine harmlose Bäuerin, die sich vor Angst krümmte.

»Sie ist nicht von hier«, sagte Feng Dun auf Englisch zu McDermid. »Sie spricht Mandarin, wie in Beijing oder noch weiter im Norden.« Er versetzte ihr noch einmal einen leichten Tritt und fragte sie, wieder auf Mandarin: »Was machst du so weit weg von zu Hause, Bäuerin? Warum bist du in Hongkong?«

Randi Russell heulte wieder auf, ein kleines, verängstigtes Nichts, das in die Hände der Mächtigen gefallen war. »Auf dem Land meines Vaters gibt es keine Arbeit!«, schrie sie. Dann fügte sie schluchzend hinzu: »Deshalb bin ich nach Guangzhou gegangen, aber hier verdient man besser.«

»Was hat sie gesagt?«, wollte McDermid wissen.

Feng wiederholte es. »Eine typische Geschichte. Millionen ziehen auf der Suche nach Arbeit vom Land in die Städte.«

»Aber nicht um mir nachzuspionieren. Warum tut sie das? Und für wen?«

Feng übersetzte die Frage mit ein paar eigenen Wendungen. »Du bist Mr. McDermid fast den ganzen Tag gefolgt. Hast du gedacht, wir würden dich nicht sehen? Mr. McDermid ist ein wichtiger Mann. Wenn wir dich nicht der Polizei ausliefern sollen, die dich den Rest deines Lebens ins Gefängnis stecken wird, erzählst du uns lieber, wer dich bezahlt und was du für ihn herausfinden solltest.«

Schon die ganze Zeit, seit Feng und die zwei anderen Männer sie überrascht hatten, als sie im Garten von Ralph McDermids Villa am Schlafzimmerfenster lauschte, hatte sich Randi eine Geschichte zurechtzulegen versucht, die sie ihr abnehmen würden. Dabei hing sehr viel davon ab, wie viel McDermid zu verbergen hatte, wie viel Feinde er hatte und wie gut er und Feng Dun über diese Feinde im Bilde waren.

Sie beschloss, sich noch eine Weile dumm zu stellen. Sie würde weiter die einfache, verängstigte Frau vom Land spielen und ihnen dann ihre Geschichte vom »geheimnisvollen Unbekannten« auftischen. »Ich wollte nur etwas Geld«, wimmerte sie. »Das Gartentor war offen. Ich hörte Stimmen und ging rein, um den reichen Fremden um Hilfe zu bitten.«

Feng Dun trat so schnell zu, dass sie seinen Fuß nicht sah, als er, begleitet von einer Explosion aus Schmerz, gegen ihre Rippen krachte.

Sie quiekte wie ein Schwein, das zur Schlachtbank gezerrt wird. Während sie sich auf dem Boden wand, schaffte sie es, hervorzustoßen: »Meine Familie braucht *unbedingt* Geld. Aber in der Fabrik verdiene ich nicht genügend, um etwas nach Hause zu schicken. Ich brauche

mehr. Und ... und manchmal muss ich einfach welches stehlen. Es war so ein schönes Haus ... in so einem Haus wäre sicher Geld gewesen. Und alle möglichen schönen Dinge, die ich verkaufen ...«

»Erzähl mir nichts, du dummer Trampel!« Fengs blaßses Gesicht wurde rot und verzerrte sich vor Wut. »Du bist ihm den *ganzen Tag* gefolgt. Du hast ihm *binterberspieniert*. Vielleicht auch schon wesentlich länger!«

Randi zog alle Register. Ganz das verängstigte arme, kleine Geschöpf, klammerte sie sich an McDermids Beine und sah wimmernd in sein angewidertes Gesicht hoch.

Auf Mandarin fluchend, packte Feng sie an ihrem Kittel und riss sie von McDermid weg. »Bauernpack! Tun so, als würden sie bei lebendigem Leib gehäutet, wenn man sie bloß anfasst. Ich werde ihr gleich einen wirklichen Grund zum Heulen geben.« Er drehte sich um und redete kurz leise auf die zwei anderen Männer ein: »Holt die Elektroden und den Schneidbrenner.«

Randi verstand den Shanghaier Dialekt, in dem er mit seinen Helfern gesprochen hatte, sehr wohl. Heftiger Aufruhr brach in ihr aus. Sie konnte Foltern so gut standhalten wie die meisten, aber selbst wenn sie gerettet würde oder entkommen konnte, würde sie ihren Widerstand ziemlich sicher mit bleibenden körperlichen Schäden bezahlen. Aber etwas gab es noch, was sie ihr vielleicht glauben würden: Sie könnte ihnen Jon ans Messer liefern.

Er war bereits verletzt. Möglicherweise sogar schwer. Sie wappnete sich innerlich, als sie zu ihm hinübersah. Er hing bewusstlos in seinen Fesseln und stöhnte nicht einmal. Wenn auch sie schwer verletzt wäre, könnte sie für

keinen von ihnen beiden mehr etwas tun. Und auch für die Firma könnte sie nichts mehr tun, geschweige denn für Amerika.

Sollten sie ruhig den Schneidbrenner und die Elektrogeräte holen oder welche Gräuel Feng Dun sonst noch in seinem Folterarsenal hatte. Wenn sie sich für die Elektroden entschieden, würden sie ihr zuerst einen gemeinen Betäubungsstoß verpassen, der jedoch, das wusste sie, keine ernsten Schäden hinterlassen würde. Sie würde ihnen Jon erst beim zweiten oder dritten Stromstoß ausliefern. Je länger sie aushielt, desto eher würden sie ihr glauben, was sie ihnen erzählte. Wenn sie dagegen mit dem Schneidbrenner anfingen, müsste sie es darauf ankommen lassen und ihn früher hinhängen. Schneidbrenner machten ihr Angst.

Grinsend kamen die zwei Männer mit den Folterinstrumenten zurück. Reflexe waren körperliche Reaktionen, die sich der Kontrolle durch den Verstand entzogen. Nur einen Sekundenbruchteil, nachdem sie reagiert hatte, merkte Randi, dass Feng Dun sie beobachtet hatte.

Er lächelte wieder. »Mach den Schneidbrenner an«, sagte er zu einem der Männer. Dem anderen trug er auf: »Hol noch einen Stuhl. Zieh ihr die Sandalen aus.«

Ralph McDermid schluckte. »Ist das wirklich nötig ...?«

»Ja, Taipan.« Feng Duns Stimme hatte einen schroffen, gereizten Unterton. »In Angelegenheiten von solcher Bedeutung muss man sich die Hände schmutzig machen. Sogar blutig.«

Der zweite Mann holte einen Stuhl aus der Ecke. Feng Dun zog Randi an den Schultern hoch. Sie ließ sich zusammensacken, aber er hob sie so mühelos an, als wäre

sie eine Strohpuppe, und setzte sie auf den Stuhl. Während der erste Mann den Schneidbrenner anmachte, zog ihr der zweite die Sandalen aus.

Wieder kreischte sie auf Mandarin los: »Nein! Nein! Ich werde Ihnen alles sagen. *Er* hat mich dafür bezahlt.« Sie deutete auf Smith, der immer noch reglos, nur von seinen Fesseln gehalten, auf dem Stuhl saß. »Ich hatte Angst, es zu sagen. Dann hätten Sie mir genauso wehgetan wie ihm. Aber ... *das ist der Mann, der es getan hat*. Er hat mir Geld gegeben. Ich sollte dem Herrn dort folgen und mir genau merken, wohin er ging und was er tat und mit wem er redete. Alles, was der Herr aus dem Westen tat. Ich brauchte das Geld. Mein Vater und meine Mutter sind alt. Sie brauchen Medikamente und Essen. Ihr Haus ist alt. Es muss repariert werden. Bitte; *Tun Sie mir nichts!*«

Sie schnatterte weiter, als hätte die Angst eine Flut von Wörtern ausgelöst. McDermid und die anderen Männer drehten sich zu Smith um, während Feng dolmetschte. Über McDermids Züge legte sich ein wissender Ausdruck. Randi konnte an seinen Augen ablesen, dass er ihr glaubte und sagte sich: *Aber natürlich. Das hätte ich mir eigentlich gleich denken können.*

Feng sah nicht McDermid an. Er starre auf Randis Füße. Dann kam er auf sie zu, packte ihre Hände und drehte sie herum, um sich ihre Handflächen anzuschauen.

Verwundert über Fengs Verhalten und erleichtert, dass sich der Einsatz des Schneidbrenners erübrigte, fragte McDermid: »Feng? Was ist denn?«

Feng ließ Randis Hände los, packte sie am Kinn und hob ihren Kopf hoch. Er betrachtete prüfend ihr Gesicht,

ihre Augen, ihr Haar. Seine langen Finger fühlten sich wie Stahlnägel auf ihrer Stirn und ihrer Kopfhaut an, ihr Magen krampfte sich zusammen.

Sie wich zurück. »Auuu! Sie tun mir weh!«

»Halt still.«

Abrupt gruben sich die Finger unterhalb des Haaran-satzes in ihre Stirn. Die schwarze Perücke löste sich, und darunter kam die eng anliegende Kappe zum Vorschein, die ihr eigenes Haar zusammenhielt.

»Feng!« McDermids breites Gesicht erstarnte.

Feng zog die Kappe ab, und Randis blondes Haar quoll hervor.

Seine zwei Begleiter schauten, als würden sie Zeuge eines Wunders.

McDermid stieß einfältig hervor: »Sie ist ja gar keine Chinesin!«

»Nein«, sagte Feng, ohne den Blick von Randis Ge-sicht abzuwenden, »sie ist keine Chinesin.«

»Aber wie haben Sie ...?«

»Wegen ihrer Füße«, antwortete Feng. »Auf dem Land tragen die Leute praktisch ihr ganzes Leben lang Sanda-len. Sie hat zwischen der großen Zehe und den anderen keine Lücke.« Er betrachtete sie nicht ohne gewisse Be-wunderung. »Ihre Hände wurden künstlich derber und älter gemacht, vermutlich mit Latexhaut. Genauso wurde auch ihren Augen eine asiatische Form verpasst. Wahr-scheinlich trägt sie Kontaktlinsen, und ihre Haut dürfte mit einer speziellen, besonders dauerhaften Schminke dunkler gemacht worden sein. Wirklich gute Geheim-dienstarbeit, das Werk echter Könner.«

Außer dem immer noch bewusstlosen Smith starrten

alle Anwesenden Randi an, als wäre sie ein exotisches Tier im Zoo.

Randi war am Rand einer Panik. Sie dachte fieberhaft nach. Jetzt würden sie ihr die Geschichte, dass Jon sie mit McDermids Beschattung beauftragt hatte, nicht mehr abnehmen. Feng hatte bereits ganz richtig vermutet, dass sie für den Geheimdienst arbeitete. Von diesem Glauben ließe er sich jetzt durch nichts mehr abbringen. Egal, was sie ihm also von jetzt an erzählte, es müsste dieses Eingeständnis beinhalten. Schwitzend dachte sie über ihre Möglichkeiten nach ... was Feng und McDermid vielleicht glauben würden ... welche Lügengeschichte sie ihnen für bare Münze verkaufen könnte.

»So«, sagte Feng in diesem unheimlichen Tonfall, der sich selten veränderte, was ihn nur noch beängstigender machte. »Sie sind also keine Chinesin, sprechen aber Mandarin mindestens so gut, wenn nicht sogar besser als ich. Und Kantonesisch und den Shanghaier Dialekt beherrschen Sie vermutlich auch, oder? Englisch selbstverständlich ebenfalls. Das heißt, Sie haben jedes Wort verstanden, das wir gesprochen haben. Sie waren uns gegenüber von Anfang an im Vorteil. Sie sind bestens ausgebildet, vermutlich von einer großen Organisation mit globalen Interessen und dem entsprechenden Bedarf an Agenten mit Fremdsprachenkenntnissen. Nicht einmal unser amerikanischer Freund dort spricht Chinesisch. Aber er ist ja auch nicht von der CIA, oder? Ein Spezialagent vielleicht, mit einer Spezialmission beauftragt, aber mit einem echten CIA-Agenten, der ihm zur Hand geht, hm? Wobei dieser CIA-Agent natürlich Sie sind.«

Randi traf eine Entscheidung. Sie schürzte die Lippen

und sagte in angewidertem Russisch: »Beleidigen Sie mich nicht.«

Unwillkürlich wich Ralph McDermid einen Schritt zurück und machte große Augen, als hätte er eine Ohrfeige bekommen.

Feng Dun blinzelte.

»Und was Colonel Smith angeht, haben Sie vollkommen Recht«, fuhr Randi Russell in perfektem Russisch fort. »Er ist nicht von der CIA. Was oder wer er genau ist, weiß ich ebenso wenig wie Sie.« Gib ihnen eine kleine Bestätigung. Das lenkte sie vielleicht ab. »Aber auch ich würde es gern wissen. Es könnte sich später als sehr nützlich für uns erweisen.«

»Was hat sie gesagt?«, wollte McDermid wissen. Als Feng Dun es ihm übersetzte, runzelte er ärgerlich die Stirn. »Warum folgt *mir* ein russischer Agent?«

Randi schaltete auf Englisch mit russischem Akzent um. »Die Altman Group ist nicht die einzige Organisation, die mit Waffen handelt.«

»Der russische Geheimdienst ist am Waffengeschäft interessiert?« McDermid witterte Geld. »Möchte der Kreml mit uns zusammenarbeiten?« In der Vergangenheit hatte er gute Geschäfte mit Russland gemacht, aber seit neuestem war Moskau gierig geworden und forderte einen höheren Gewinnanteil.

»Im heutigen Russland ist das Leben nur für wenige gut.«

McDermid musterte Randi scharf. Dann entschied er: »Sie arbeiten nicht für den Staat. Sie arbeiten in ihre eigene Tasche oder für andere. Für einen ihrer kapitalistischen Oligarchien vielleicht. Für jemanden, der aus ge-

schäftlichen Gründen wissen will, was die Altman Group macht.«

Randi nickte zögernd, als gäbe sie es nur widerstrebend zu. »Wir tun, was wir tun müssen. Mein Vater war beim GRU. Man gewöhnt sich an das gute Leben.«

Der GRU war der ehemalige militärische Nachrichtendienst aus Sowjetzeiten. Feng warf ein: »Hat dieser Auftraggeber auch einen Namen?«

»Schon möglich.« Sie zog eine Augenbraue hoch und sah McDermid an.

Auch Feng wandte sich McDermid zu. Dann starrte er sie an. »Ich glaube Ihnen nicht. Was sollen das für Waffengeschäfe sein, die Mr. McDermid hier in Hongkong macht und deretwegen auch Sie hierher gekommen sind?«

»Jetzt aber Schluss, Feng.« McDermid sah bereits Dollarzeichen. Russland besaß noch enorme Mengen an Waffen, für die es, vor allem in der Dritten Welt, zahlreiche Interessenten gab. Obwohl dort die Diktatoren und selbst ernannten Könige mit der Armut ihrer Bevölkerung hausieren gingen, brachten sie dennoch immer wieder das nötige Geld auf, um Waffen und Munition zu kaufen. Falls diese Frau Zugang zu einem in Privatbesitz befindlichen Lager hatte, das vermutlich aus den schwindenden staatlichen Beständen zusammengestohlen worden war ...

»Lassen Sie uns miteinander reden.«

Feng behielt Randis Gesicht weiter scharf im Auge und suchte dort nach etwas, was er nicht festmachen konnte, obwohl er sicher war, es war da. Dann sah er Jon Smith an. Er hatte sich noch immer nicht bewegt. Feng dachte wieder über Randi nach.

»Feng«, sagte McDermid noch einmal.

Feng sah ihn kurz an, drehte sich um und ging zur Tür.

Nachdem McDermid der russischen Agentin mit den guten Geschäftsbeziehungen aufmunternd zugelächelt hatte, folgte er ihm.

30

In einem der Büroräume begann Ralph McDermids Handy zu läuten. Er holte es aus der Tasche. »McDermid.« Eine glatte Stimme sagte: »Wir müssen reden.« McDermid hielt das Mundstück zu und wandte sich an Feng Dun: »Es ist wichtig. Könnten Sie mich kurz allein lassen?«

»Selbstverständlich. Meine Leute müssen sowieso mal was essen.«

McDermid nickte. »Das war weiß Gott eine lange Nacht. Holen Sie was von unten. Ich möchte Toast und Kaffee. Milch und Zucker. Etwas Gebäck, wenn Sie irgendwo welches auftreiben können. Dann unterhalten wir uns weiter über die Russin.«

Die Schritte Fengs und seiner Männer polterten die Holztreppe hinunter, während McDermid sich auf eine große Schachtel mit Sexspielzeug setzte, die für den Sex-Shop im Erdgeschoss bestimmt war.

Er sprach wieder ins Telefon. »Ich habe gute Nachrichten.«

»Lassen Sie hören.«

McDermid schilderte die Gefangennahme Smiths und

der russischen Agentin. »Damit ist unser Hauptproblem aus der Welt geschafft. Sämtliche Exemplare des Ladeverzeichnisses sind vernichtet.«

Die Stimme am anderen Ende klang erleichtert. »Sehr gut. Und haben Sie meinen Hinweis auf die SEAL-Operation von Feng Dun weiterleiten lassen?«

»Ja, es ist bereits alles vorbei. Er hat sich mit einem seiner Kontakte in Verbindung gesetzt, und der hat die Information an den Kommandanten des U-Boots weitergegeben. Haben Sie noch nichts davon gehört?«

»Bisher nicht. Es wird mir ein Vergnügen sein, den Überraschten zu spielen. Jedenfalls wird das Weiße Haus so etwas nicht noch einmal versuchen, nachdem sie jetzt wissen, dass die Chinesen nur auf eine weitere Aktion lauern. Aber erzählen Sie doch von dieser Russin. Sie sagen, sie hat Ihnen nachspioniert? Das gefällt mir gar nicht.«

McDermid schilderte den Vorfall in allen Einzelheiten. »Vielleicht können wir sie für unsere Zwecke einspannen. Ich werde schon bald mehr wissen.«

»Hört sich zwar interessant an, aber konzentrieren wir uns lieber auf das Wesentliche. Ich gehe bei dieser Geschichte ziemliche Risiken ein. Deshalb sollte dabei wirklich nichts schief gehen.«

»Sie reden von Risiken? Was soll da ich erst sagen? Wenn ich mir keine Sorgen mache, brauchen Sie sich erst recht keine zu machen.«

»Was haben Sie mit Smith vor?«

»Das wird sich zeigen. Das ist Fengs Sache. Aber zuerst möchte ich herausfinden, für wen er arbeitet.«

»Wenn irgendetwas passiert, ich weiß nichts davon.«

»Natürlich nicht. Ich auch nicht.«

Froh über ihre Fortschritte, schaltete McDermid ab und blieb auf der Schachtel sitzen. Seine Gedanken kreisten um die neuen Möglichkeiten, die sich ihm vielleicht durch die Russin eröffneten. Je nach dem, was sie zu bieten hatte, konnte dabei auf lange Sicht eine weitere Milliarde für ihn herausspringen.

Sobald sie die Tür zuschlagen hörte, bückte sich Randi, um ihre Sandalen anzuziehen. Ihr Flüstern war so leise, so ausschließlich an Smith gerichtet, dass es von der Tür, die um die Ecke lag, nicht gehört werden konnte.

»Jon? Jon? Ich schaffe dich hier raus! Kannst du mich hören? Jon?«

»Natürlich kann ich dich hören. Ich bin nicht taub. Zumaldest noch nicht.« Wegen seiner geschwollenen Lippen bereitete ihm das Sprechen Mühe. In seinem fast gut gelaunten Flüstern schwang ein Anflug von Schmerzen mit. »Das hast du wirklich bestens gemacht. Respekt.«

In ihre Erleichterung mischte sich Ärger. »Du warst die ganze Zeit bei Bewusstsein, du verdammter Dreckskehl?«

»Jetzt hör aber mal.« Er versuchte, den Kopf zu heben. »Nur die meiste Zeit. Ich ...«

Randi legte den Finger an die Lippen, schüttelte den Kopf und gab ihm ein Zeichen, sich wieder zusammenzucken zu lassen. Sie stand auf, ging in dem leeren Raum umher und prüfte Fußboden, Wände und Decke, als suchte sie nach einem anderen Weg nach draußen. Was sie jedoch zu finden erwartete, waren Abhörvorrichtungen und Überwachungskameras, aber es gab keine Ka-

meras und keine vor kurzem vorgenommenen Veränderungen in den Wänden, die auf Wanzen hingedeutet hätten. Auch keine fest eingebauten Einrichtungsgegenstände und keine Möbel außer den zwei Stühlen waren vorhanden. Zwar konnte sie nicht hundertprozentig sicher sein, ob es wirklich nirgendwo eine Abhörvorrichtung gab, aber dass keine Kameras da waren, stand für sie völlig außer Zweifel.

Sie kehrte zu ihrem Stuhl zurück und sagte leise: »Okay, sehen können sie uns auf keinen Fall, und ich konnte auch nirgendwo ein Mikro finden, aber seien wir trotzdem lieber vorsichtig, für alle Fälle. Wie viel hast du mitbekommen?«

»Das meiste. Mich hinzuhängen, war sehr clever, wahrscheinlich die einzige Geschichte, die sie dir abgenommen hätten. Und diese Russenstory war absolut genial. Auch das Landpommeranzengejammere und -gezetere war nicht übel. Ich wusste gar nicht, dass du so unterwürfig sein kannst.«

»Bei so viel Lob wird einem ja richtig warm ums Herz. Trotzdem sitzen wir hier noch fest. Wenn du dir auf deinem Weg zu einem flachen Grab nicht die Füße zu Asche verkohlen möchtest, sollten wir uns lieber was einfallen lassen, bis sie zurückkommen.«

»In diesem Punkt bin ich dir ein Stück voraus. Du hast vorhin deine Sache so gut gemacht, dass ich jede Menge Zeit zum Nachdenken hatte. Was weißt du über den großen Chinesen mit den komischen Haaren?«

»Feng Dun?«

»Ja, das ist der Name, unter dem auch ich ihn kenne.«

»Er kommt aus Shanghai. Ein ehemaliger Soldat, Gue-

rillakämpfer und Söldner. Alles sehr geheim. Jetzt erledigt er für Top-Leute aus der Wirtschaft die Dreckssarbeit.«

»Wo hat er diese Haare her?«

»Es gibt relativ viele rothaarige Han, wahrscheinlich wegen irgendeiner Minderheit, die sie vor langer Zeit mal assimiliert haben. Das Weiß ist, schätze ich, eine ungewöhnliche Alterserscheinung. Jetzt bist du dran. Was hast du dir zu unserer Rettung einfallen lassen, während ich mich auf dem Boden gewälzt und für dich die Kastanien aus dem Feuer geholt habe?«

»Wir machen einen Überraschungsangriff und trennen uns dann.«

Die Absurdität seines Vorschlags verschlug ihr die Sprache. »Du machst wohl Witze.«

»Überleg doch mal.« Je mehr er sprach, desto mehr schienen seine Lippen zu schmerzen. »Haben wir sonst eine Chance? Sind hinter der Tür noch mehr von ihnen?«

»Wahrscheinlich. Sie haben mir die Augen verbunden. Außerdem wissen wir doch gar nicht, wo wir sind.«

»Das wissen wir sehr wohl. Oder ich zumindest. Ich habe die Ohren offen gehalten, und obwohl sie mir die Augen verbunden hatten, konnte ich trotzdem ein paar Dinge herausfinden. Es ist jetzt Morgen, wahrscheinlich Vormittag. Ich habe die Stimmen von Straßenverkäufern gehört, Markisen, die herausgefahren wurden, und vom Hafen die Hörner und Pfeifen von Schiffen. Außerdem habe ich unter uns immer wieder ein leichtes Rumpeln bemerkt, als würde irgendwo in der Nähe eine U-Bahn verlaufen. Ich schätze, wir sind wieder in Wanchai, in irgendeiner Seitenstraße nicht weit vom Hafen.«

»Diesem Zimmer nach zu schließen, befinden wir uns

in einem Altbau«, bemerkte Randi. »Und das heißt, dass es wahrscheinlich nur eine Treppe gibt – nur einen Weg nach draußen.«

Smith nickte. »Genau. Deshalb ist ein Überraschungsangriff wahrscheinlich unsere einzige Chance. Du wirst doch mit McDermid fertig, oder?«

»Mit links.«

»Nimm lieber beide Hände. Außerdem geht es schneller.«

»Ich sehe da jedenfalls kein Problem. Wir müssen schleunigst raus hier, bevor die anderen merken, was los ist. Aber traust du dir das zu? Du siehst ganz schön mitgenommen aus.«

»Es ging mir jedenfalls schon besser. Das Gute ist, dass nichts gebrochen ist, und eine solche Herausforderung lässt mich sicher zu Höchstform auflaufen. Todesgefahr war immer schon das beste Mittel, um mir ordentlich Dampf unter dem Hintern zu machen.«

Sie sah ihn prüfend an und nickte. Er hatte diesen zu allem entschlossenen Blick, den sie an ihm schon bei früheren Gelegenheiten gesehen hatte. »Du musst es schließlich wissen.«

»Binde mich los, aber nimm das Seil nicht weg, damit es so aussieht, als wäre ich immer noch gefesselt.«

Sie machte sich hastig daran, die Knoten zu lösen.

Während sie damit beschäftigt war, sagte er: »Sie werden dir noch eine ganze Menge Fragen über deine russischen Kontakte stellen. Wohinter du her bist. Was dein Waffenhändler zu verkaufen hat und kaufen möchte ... lauter solchen Kram. Du musst ihre ganze Aufmerksamkeit auf dich lenken, vor allem die von Feng.«

Sie ließ die Seile ineinander verschlungen, sodass sie straff aussahen. »Danke für den Tipp. Darauf wäre ich selbst nie gekommen.«

Smith ignorierte die sarkastische Bemerkung. »Er hat natürlich eine Knarre. Ich habe vor, ihn bewusstlos zu schlagen.«

»Dann sieh aber besser zu, dass du ihn gleich beim ersten Mal richtig erwischst.«

»Ich weiß. Ich ...«

Sie hörten, wie sich ein Schlüssel im Schloss drehte. Smith, der sich auf seinem Stuhl sofort zusammensacken ließ, passte auf, dass die Seile nicht verrutschten. Randi nahm auf dem anderen Stuhl eine nonchalante Haltung ein, bereit, mit McDermid ins Geschäft zu kommen, wenn er ihr ein vernünftiges Angebot machte.

Als Erster tauchte McDermid auf. Feng Dun folgte ihm. Er hatte es nicht eilig. Seine Miene war eine Mischung aus Argwohn und Missbilligung. Ihm gefiel nicht, wie McDermid mit der Russin umging. McDermids Geschäfte interessierten ihn nicht, und außerdem traute er ihr nicht. Die Frau war aalglatt. Bisher hatte niemand einen Beweis von ihr verlangt, dass sie tatsächlich war, wer sie zu sein behauptete. Das war ein Versäumnis, das er jetzt nachholen wollte.

Unter seinen fast geschlossenen Lidern hervor sah Smith den Zweifel in Fengs Miene. Und obwohl der Killer angestrengt nachdachte, beobachtete er Smith scharf.

McDermid ging schnurstracks auf Randi zu. »Also schön, reden wir über Ihre Leute. Wir werden ...«

»Augenblick«, unterbrach ihn Feng. »Erst sehe ich nach dem Amerikaner.«

Er packte Smith an den Haaren und zog seinen Kopf hoch. Smith stöhnte, und aus seinem schlaffen Mund troff Speichel. Ohne Vorwarnung schlug ihm Feng ins Gesicht. Smith zuckte leicht und sackte so schwer zusammen, dass Feng mit der einen Hand seinen Kopf hochhalten musste, während er mit der anderen das Seil um seine Brust packte.

Randi spürte, wie sich alles in ihr zusammenzog, während sie versuchte, ihre legere Haltung beizubehalten. Smiths Seil hielt. Sie hatte es mehrmals verschlungen, und Smith hatte den Brustkorb gedehnt, um es zu straffen. Zog er ihn zusammen, würde es von ihm abfallen. Dann konnte er sich befreien.

»Fertig?«, fragte McDermid ungeduldig. Der Altman-Boss wartete nicht auf eine Antwort, sondern wandte seine Aufmerksamkeit wieder Randi zu. »Wir ... wie heißen Sie überhaupt, ich kann Sie ja nicht bloß die Russin nennen.«

»Ludmilla Sakkow.« Sie machte eine Kopfbewegung in Richtung Feng. »Wie heißt er?«

»Mein Name geht Sie nichts an, Russin. Falls Sie Russin sind.« Feng taxierte sie von Kopf bis Fuß. »Ich habe einmal gegen die Russen gekämpft ...«

In diesem Moment sprang Smith von seinem Stuhl hoch, wesentlich schneller, als er selbst es für möglich gehalten hätte. Die Seile fielen von ihm ab, und er stürzte sich auf Feng. Der Stuhl fiel scheppernd um, und seine Rechte traf Feng Dun am Kinn. Der Schlag riss Fengs Kopf schräg nach hinten, knickte seine Wirbelsäule und schleuderte ihn zur Seite, wo er gegen McDermid geflogen wäre, wenn McDermid noch dort gestanden hätte.

Zwei kraftvolle Karateschläge der sich plötzlich vor ihm aufrichtenden »Russin« gegen Kehle und Schläfe hatten McDermid bewusstlos zu Boden gehen lassen. Feng stolperte über McDermids Beine und fiel auf die Schulter.

»Jon!«, schrie Randi.

Als Feng auf dem Boden landete, schüttelte er kurz und heftig den Kopf und fasste unter seine Jacke. Sie konnten beide seine Pistole sehen, aber er lag zu weit von ihnen entfernt, um sie ihm aus der Hand zu treten. Die Pistole mit beiden Händen haltend, wälzte sich Feng auf den Rücken, um sie auf einen der beiden Angreifer zu richten. Im selben Moment ertönten hinter der Tür laute Rufe. Schritte kamen in ihre Richtung geeilt. Fengs Männer.

Sie saßen wieder in der Falle, und sie hatten weniger Alternativen als zuvor.

»Das Fenster!«, rief Smith.

Ihm wurde vor Schmerzen schwarz vor den Augen, als er herumwirbelte und auf die Vorhänge zurannnte, die das große Fenster verdeckten. Unter lautem Klirren, begleitet von einem Regen aus zerbrochenem Glas und splitterndem altem Holz, sprang er durch die Scheibe und riss die schützenden Vorhänge mit sich in die Tiefe. Ohne lange zu überlegen, folgte ihm Randi.

Der Raum hatte im zweiten Stock eines Hauses aus den dreißiger Jahren gelegen. Randi stieß einen lauten Schrei aus, als sie und Smith in die Tiefe stürzten.

Wild mit den Armen rudernd, versuchten sie, sich im Fallen an irgendetwas festzuhalten. Sie landeten auf einer stabilen Stoffmarkise. Während sie sich noch voller Erleichte-

rung über ihre sichere Landung ansahen und erst einmal wieder zur Besinnung zu kommen versuchten, begann die Markise laut zu ächzen. Sie krochen auf die Halterung zu, um sich daran festzuhalten. Die Stahlstreben bogen sich zwar bedrohlich, hielten aber ihrem Gewicht stand.

Doch als aus dem Fenster über ihnen Rufe laut wurden, riss der Stoff, und sie setzten ihren Sturz in die Tiefe fort. Sie landeten auf einer zweiten, kleineren Markise, die ein Fenster vor der Sonne schützte. Auch von der rutschten sie ab und fielen erneut. Diesmal stürzten sie auf einen Sonnenschirm, der einem Omelettverkäufer gehörte und sofort zusammenklappte.

Neben dem Karren des Omelettverkäufers, der sofort schreckerfüllt zu schreien begann, landeten sie unsanft auf der Straße, wo sie erst einmal benommen liegen blieben. Rings um sie trafen Straßenverkäufer Vorbereitungen für den neuen Tag. Lkws brummten die schmale Straße entlang, hielten am Randstein an und behinderten den Verkehr, sodass die Autos nur in einer Richtung passieren konnten. Passanten blieben stehen, um die zwei Ausländer, die mitten unter ihnen auf die Straße gestürzt waren, neugierig zu begaffen, zumal die blonde Frau auch noch einheimische Bauernkleidung trug. Begleitet von babylonischem Stimmengewirr, hatte sich rasch ein Menschenauflauf gebildet; einige, die nach einer Erklärung des ungewöhnlichen Vorfalls suchten, deuteten nach oben.

Smiths Gesicht hatte wieder zu bluten begonnen, und aus einem Riss in seiner Hose quoll frisches Blut. Er bewegte Arme und Beine. Ihm tat alles weh, aber gebrochen schien nichts.

Randi war auf dem Rücken gelandet. Heftig um Atem ringend, tastete sie sich nach Verletzungen, gebrochenen Knochen und blutenden Wunden ab. Erstaunlicherweise schien alles in Ordnung.

Fast gleichzeitig setzten sie sich auf. Während sich der Kreis der Schaulustigen enger um sie zog, tauschten sie einen weiteren Blick der Erleichterung aus, diesmal gemischt mit Erschöpfung. Es war immer noch nicht ausgestanden. Feng Dun und seine Männer stürmten vermutlich bereits die Treppe herunter.

Während sie sich hochrappelten, rief Randi: »Dort! Die Durchfahrt!«

Außerstande, ein Wort hervorzu bringen, nickte Smith nur. Humpelnd bahnten sie sich einen Weg durch die Menge.

»Randi! Hier!« CIA-Agent Allan Savage stand bei einem schwarzen Buick und winkte mit den Armen. Er schien höchst besorgt. Zwei andere Mitglieder von Randis Team zwängten sich durch die Menschenmenge auf sie zu.

»Wer ist der Kerl?«, wollte Agent Baxter wissen, als er sich Smiths Arm über die Schulter legte, um ihn auf dem Weg zum Auto zu stützen.

»Das erkläre ich Ihnen später. Helfen Sie ihm ins Auto! Schnell!«

Aus dem Augenwinkel sah Smith, wie Feng Dun neben einem Sex-Shop auf die Straße stürmte und sich nach allen Seiten umsah. Wenig später tauchten drei weitere Männer hinter ihm auf. Alle hatten ihre Pistolen gehoben. Als die Schaulustigen sie sahen, stoben sie kreischend auseinander.

Smith konnte sich kaum mehr auf den Beinen halten. Randi fiel halb auf den Rücksitz des Buick. Agent Baxter schob ihr Smith hinterher.

Schüsse krachten. Die Menschen rannten blindlings davon und suchten verzweifelt Deckung. Allan Savage auf dem Fahrersitz und eine Agentin im Fond erwidernten aus ihren Maschinenpistolen das Feuer.

Als sich Feng Dun und seine Männer darauf in einen Hauseingang zurückzogen, raste Savage mit dem Buick los, bog unter lautem Reifenquietschen um die nächste Ecke und war verschwunden.

Das konspirative CIA-Haus war ein vierstöckiges Gebäude in der Lower Albert Road in Central. Der Buick fuhr in den Hinterhof, eine Betonwand glitt zur Seite, und das Auto verschwand dahinter. Das Erdgeschoss war hinten zu einer Garage, vorne zu einer Versicherungsagentur umgebaut worden, in der den ganzen Tag Kunden aus und ein gingen. Die Versicherungsagentur warf sogar einen kleinen Gewinn ab, was die CIA-Direktorin in Langley nicht weniger freute als die Kongressabgeordneten und Senatoren des Kontrollausschusses.

Im ersten Stock des konspirativen Hauses befand sich die Krankenstation. Ein in Amerika geborener Hongkonger Arzt, der im Dienst der CIA stand, untersuchte ihre Verletzungen und röntgte sie mit einem tragbaren Gerät.

Randi bezeichnete er als »kleines Mädchen mit einer Menge Glück«.

Allan Savage und die anderen Mitglieder ihres Teams zuckten zusammen, als sie Randis finsternes Gesicht sahen und befürchteten schon das Schlimmste für den Doktor.

Aber zu ihrem Erstaunen beließ sie es bei dem vernichtenden Blick. Der Arzt, der zumindest mit einem dankbaren Lächeln gerechnet hatte, schien die Welt nicht mehr zu verstehen.

Hastig wandte er sich Smith zu, bei dem die Sache etwas anders aussah. »Da haben Sie aber ein paar ziemlich üble Schläge ins Gesicht bekommen. Und diese blauen Flecken auf den Rippen ...!« Er murmelte leise vor sich hin, als er Smiths Verletzungen röntgte, aber zu seinem Erstaunen entdeckte er nichts als einige schwere Prellungen. »Trotzdem mussten Sie einiges einstecken. Ich würde sagen, Sie schonen sich erst mal eine Woche ... oder mindestens drei, vier Tage. Diese Wunden im Gesicht und in Ihrem Mund könnten sich infizieren.«

»Geht leider nicht, Doc«, erklärte ihm Smith. »Habe noch einiges zu erledigen. Machen Sie mich sauber und pumpen Sie mich mit Antibiotika voll. Ein Schmerzmittel könnte vielleicht auch nicht schaden.«

Nachdem der Arzt gegangen war, besorgte jemand etwas zu essen.

Allan Savage entschuldigte sich bei Randi. »Tut mir Leid, dass wir erst so spät angerückt sind, aber Tommie konnte Ihnen problemlos folgen, bis man Sie in diese Straße gebracht hat. Dort hat sie Sie dann aus den Augen verloren. Sie hat nicht genau mitbekommen, wohin man Sie gebracht hat. Wir waren gerade dabei, das ganze Viertel Haus für Haus zu durchkämmen, als Sie plötzlich aus dem Fenster geflogen kamen. Ganz schön riskante Fluchtmethode. Woher wussten Sie, in welchem Stockwerk Sie waren und was sich unter den Fenstern befand?«

»Da dürfen Sie mich nicht fragen.« Randi deutete mit

einer Kopfbewegung auf Smith. »Das war seine Idee. Ich bin ihm nur hinterhergesprungen.« Sie schlängelte weiter ihre Eier mit Speck hinunter.

Smith hob die Schultern. »Ich dachte mir, es müsste ein älteres, nicht so hohes Gebäude sein. Außerdem waren wir unbewaffnet, und Feng Dun, dessen Leute an der Tür waren, griff gerade nach seiner Pistole. Leider blieb keine Zeit mehr, um uns ein paar Stühle zu schnappen und damit auf sie einzudreschen. Wir hatten eigentlich nur eine Wahl – ab durchs Fenster oder Tod.«

Das trug ihnen von allen Seiten respektvolle Blicke ein.

Die andere Agentin, Tommie Parker, sagte zu Randi: »Wer ist dieser Typ eigentlich?«

»Darf ich vorstellen? Dr. Lieutenant Colonel Jon Smith. Jon übrigens ohne *b*. Er ist für USAMRIID als Forscher tätig. Was er sonst noch ist, sei dahingestellt, nicht wahr, Jon?«

»Randi sieht überall gleich eine Verschwörung.« Smith grinste harmlos. Das Schmerzmittel begann zu wirken. Dank ihm und dem Essen fühlte er sich langsam merklich besser. Sein Gesicht war von fleischfarbenem Wundpflaster übersät, und seine dicke Lippe bot keinen schönen Anblick. Trotzdem war ihm klar, dass er wesentlich schlimmer hätte aussehen können. Alles, was er jetzt wollte, waren ein paar Stunden ungestörten Schlafs.

»Da geht es uns genauso«, sagte Allan Savage, der Smith prüfend betrachtete. »Trotzdem – wer sind Sie?«

Smith seufzte. »Ich bin Arzt und Mikrobiologe und arbeite in Fort Detrick für USAMRIID. Manchmal, zu besonderen Anlässen, schicken Sie mich ins Ausland. Vor

allem wenn irgendwo ein neuartiges Virus auftritt. Können wir es dabei nicht einfach belassen?«

Tommie Parker runzelte die Stirn. Aus ihren dunklen Augen sprach unverhohlene Argwohn. Sie hatte schulterlanges braunes Haar und ein süßes jungenhaftes Gesicht, hinter dem sich, fand Smith, ein scharfer Verstand und eine gehörige Portion Draufgängertum verbargen. »Was für ein neues Virus ist in Hongkong gerade aufgetreten, Colonel?«

»Keines. Aber in der Volksrepublik gibt es eines, mit dessen Erforschung sich die medizinische Abteilung von Donk & LaPierre befasst«, log er. »Und darüber würde die Regierung gern mehr wissen.«

»Welche Regierung?«, hakte Tommie Parker misstrauisch nach.

»Das ist das Einzige, was ich bei Jon sicher weiß«, schaltete sich an dieser Stelle Randi ein. »Er steht auf unserer Seite.«

Smith wollte schon mit einer Spitze seinerseits kontern, als sich Baxter, der vierte Agent aus dem Buick, durch die offene Tür der Krankenstation beugte. »Wir kriegen gerade was über die Wanze rein, die wir gestern Abend in McDermids Telefon angebracht haben. Er hat einen Anruf bekommen.«

Sie sprangen hoch und rannten auf den Flur hinaus und in ein Zimmer, das voll gepackt war mit elektronischen Geräten und Instrumenten. Randi und Smith zwängten sich an den anderen vorbei und blieben vor einem Notebook stehen, aus dessen Lautsprecher eine Frauenstimme mit einem leichten Akzent drang. »Sind Sie Ralph McDermid?«

Seit der Rückkehr in sein Penthouse-Büro hatte Ralph McDermids Stimmung zwischen Besorgnis und Wut ge pendelt. Während er an einem neuen Vertragswerk arbeitete, um eine angeschlagene asiatische Investmentfirma in Hongkong zu übernehmen, kehrten seine Gedanken zu dem morgendlichen Debakel mit Jon Smith und der Frau zurück. Er war wütend auf sich, dass er sich von der Frau, die vermutlich gar keine Russin war und sicher niemand, der an Geschäften interessiert war, so leicht hatte hereinlegen lassen, und wütend auf Feng Dun, dass er Smith unterschätzt hatte.

Trotzdem war noch kaum etwas verloren. Die beiden waren zwar entkommen, und Jon Smith war zweifellos gefährlich, aber dennoch war so gut wie kein Schaden entstanden. Smith hatte nach wie vor keine Beweise, dass die *Empress* verbotene Chemikalien geladen hatte. Irgend wann würde Feng ihn aufspüren und töten – dafür standen ihm sogar hier in Hongkong die nötigen Mittel zur Verfügung.

Diese Überlegungen bauten ihn auf. Als das Telefon läutete, meldete er sich mit üblicher weltmännischer Gewandtheit. »Ja, Lawrence?«

»Eine Dame, Sir. Auf Leitung zwei. Sie hört sich ziemlich jung an, und ... äh ... attraktiv.«

»Eine Dame? Und möglicherweise attraktiv? Na, na.« Er erwartete keine Anrufe von irgendeiner »Dame«, und das stimmte ihn noch optimistischer. »Stellen Sie sie durch, Lawrence, stellen Sie sie durch.«

Als ob ihn die Anruferin sehen könnte, rückte er seine

Krawatte zurecht, ihre Stimme kam in leicht holprigem Englisch aus dem Hörer. »Sind Sie Ralph McDermid?«

»Ich bekenne mich schuldig, meine Teuerste. Kennen wir uns?«

»Möglicherweise. Sie sind Vorstandsvorsitzender und Generaldirektor der Altman Group?«

»Ja, ja. Das bin ich.«

»Zu Ihrem Konzern gehört auch Donk & LaPierre?«

»Uns gehören zahlreiche Firmen. Aber was ...?«

»Wir haben uns noch nicht kennen gelernt, Mr. McDermid, aber ich glaube, dieses Vergnügen werden wir bald haben. Zumindest im übertragenen Sinn.«

McDermid spürte, wie seine schlechte Laune zurückkehrte. Das hörte sich nicht nach einer Frau an, die ihn um ein Rendezvous bitten wollte. »Wenn es sich hier um etwas Geschäftliches handelt, Madam, muss ich Sie bitten, in meinem Büro anzurufen und einen Termin zu vereinbaren. Falls Ihr Interesse speziell Donk & LaPierre gilt, würde ich vorschlagen, sich mit der Firma direkt in Verbindung zu setzen. Guten Tag ...«

»Wir interessieren uns für die *Dowager Empress*, Mr. McDermid. Glauben Sie mir, Sie wären gut beraten, mit uns zu verhandeln.«

McDermid zog die Augenbrauen hoch. »Was?«

»Die *Empress* ist ein Schiff, falls Sie das vergessen haben sollten. Ein chinesischer Frachter auf dem Weg nach Basra. Seine Ladung ist, glauben wir, für die Amerikaner von größtem Interesse. Möglicherweise auch für die Chinesen.«

»Sagen Sie mir, was Sie wollen. Dann ließe sich abschätzen, ob wir beide von dieser Sache profitieren können.«

»Wir sind entzückt, dass Sie bereit sind, von beidseitigem Profit zu sprechen.«

Er verlor die Geduld. »Hören Sie endlich mit diesem Spielchen auf. Um mich zu überzeugen, dass ich mir das noch länger anhören soll, müssen Sie mir schon etwas mehr erzählen. Ansonsten stehlen Sie mir nur meine Zeit!« Angriff, hatte er im Lauf der Jahre gelernt, war oft die beste Verteidigung.

»Die *Empress* ist Anfang September von Shanghai in Richtung Basra in See gestochen. In ihren Laderäumen befinden sich viele Tonnen Thiodiglykol für die Herstellung von Hautkampfstoffen sowie von Thionylchlorid für die Herstellung von Hautkampfstoffen und Nervengas.« Die ruhige Stimme der Frau bekam einen bedrohlichen Unterton. »Genügt Ihnen das, Mr. Ralph McDermid, Generaldirektor und Gründer der Altman Group?«

McDermid bereitete das Sprechen Mühe. Er drückte auf den Aufzeichnungsknopf des Telefons, rief nach Lawrence und sagte vorsichtig in den Hörer: »Wen genau repräsentieren Sie und was wollen Sie?«

»Wir repräsentieren nur uns selbst. Möchten Sie unseren Preis und unsere Bedingungen hören?«

Lawrence betrat das Büro. McDermid bedeutete ihm, die Herkunft des Anrufs festzustellen. Dann knurrte er unwirsch in den Hörer: »Wer zum Teufel sind Sie und weshalb sollte ich nicht auf der Stelle auflegen?«

»Ich bin Li Kuonyi, Mr. McDermid. Mein Mann ist Yu Yongfu. Wie Sie sich bestimmt erinnern, ist er Präsident und Vorstandsvorsitzender von Flying Dragon Enterprises. Er ist ein kluger Mann. So klug und vorausschauend, dass er sein Exemplar des Ladeverzeichnisses der *Empress*

vor der Vernichtung bewahrt hat. Es befindet sich in unserem Besitz.«

Im konspirativen Haus der CIA platzte Smith aufgeregt heraus: »Wahnsinn!«

Aller Blicke wandten sich ihm zu.

Randi Russell fragte: »Jon? Weißt du, worüber die reden?«

»Später.« Er brachte sie mit einer Handbewegung zum Schweigen. »Still. Hör zu!«

McDermids bestürztes Schweigen endete. Er hatte die Nase voll. »Ihr Mann hat das Dokument verbrannt und Selbstmord begangen. Ein tragisches Ende, wie es so schön heißt. Ich weiß nicht, was *Sie* wollen, aber ...«

»Man hat Ihnen gesagt, mein Mann hätte auf Befehl meines Vaters und politisch wesentlich hochrangigerer Personen Selbstmord begangen, um seine Familie vor dem Ruin zu bewahren. Man hat Ihnen gesagt, er hätte das Verzeichnis verbrannt, hätte sich in den Kopf geschossen und wäre anschließend in den Fluss gestürzt. Nichts davon stimmt. Er verbrannte ein wertloses Blatt Papier und feuerte seine Pistole ab, das ja. Er fiel in den Fluss, ja. Aber die Patronen in seiner Pistole waren nur Platzpatronen. Was Feng gesehen hat, war nur Theater. Das weiß ich, weil ich es selbst inszeniert habe.«

»Ausgeschlossen!«

»Wurde die Leiche meines Mannes gefunden?«

»Im Jangtse-Delta werden viele Leichen nie gefunden.«

»Kennen Sie die Stimme meines Mannes, Mr. McDermid?«

»Nein.«

»Feng Dun kennt sie.«

»Er ist nicht hier.«

»Sie zeichnen dieses Gespräch doch sicher auf?«

Eine Pause. »Ja.«

»Dann hören Sie zu..«

Aus dem Hörer kam eine Männerstimme. »Ich bin Yu Yongfu, McDermid. Sagen Sie diesem Verräter Feng, dass ich ihm bei unserer letzten Unterhaltung eine Prämie anbot. Er erzählte mir vom Tod des amerikanischen Spions Mondragon auf der Insel Liuchiu und von einem zweiten Amerikaner, der entkommen konnte und später in Shanghai gesehen wurde. Sagen Sie ihm, dass meine Frau, zu seinem Leidwesen, meine Geschäftspartnerin ist und dass ich ihr deshalb keine Informationen vorenthalte. Nie. Sie war es, die mir geraten hat, das Dokument aufzubewahren, und sie war es auch, die meinen ›Selbstmord‹ inszeniert hat. Alle glauben, sie ist in jeder Hinsicht die intelligentere von uns beiden, aber das stimmt nicht. Auch ich bin nicht auf den Kopf gefallen – immerhin konnte ich sie dazu bringen, mich zu heiraten.«

Dann war der Mann weg, und die Frau kam wieder ans Telefon. »Spielen Sie das Feng vor. Und jetzt sollten wir beide übers Geschäftliche reden.«

»Warum macht das nicht Ihr Mann, Madam?«

»Weil er weiß, dass ich, was das angeht, cleverer und durchsetzungsfähiger bin.«

Darüber schien McDermid nachzudenken. »Oder er ist tot, und Sie haben eine Bandaufnahme abgespielt.«

»Das glauben Sie doch selbst nicht. Und wenn es so

wäre, würde es etwas an der Sache ändern? Ich besitze das Ladeverzeichnis, und Sie wollen es haben.«

»Und was wollen Sie, Madam Li?«

»Geld für ein neues Leben im Ausland – für meine Kinder, meinen Mann und mich. Aber keineswegs irgendeine aberwitzige Summe, nichts, was Sie stärker schmerzen würde als ein Mückenstich. Ich bin da ganz realistisch. Zwei Millionen Dollar dürften für uns alle reichen.«

»Mehr nicht?«, sagte McDermid mit unverhohlenem Sarkasmus.

Sie ging nicht darauf ein. »Wir brauchen Pässe und ein Ausreisevisum. Die besten auf dem Markt erhältlichen Papiere.«

Er machte eine Pause, um seine Einwände zu überdenken. »Und dafür bekomme ich das Dokument?«

»Das habe ich doch gesagt.«

»Und wenn Sie nicht kriegen, was Sie wollen?«

»Werden Amerikaner und Chinesen das Verzeichnis erhalten. Ich werde mich selbst darum kümmern, dass es in ihre Hände gelangt, genauso, wie ich mich um Yongfus ›Selbstmord‹ gekümmert habe. Das Original kommt nach Washington, eine Kopie davon nach Beijing.«

McDermid lachte. »Wenn Yu Yongfu tatsächlich noch am Leben ist, weiß er ganz genau, dass das unmöglich ist. Dazu darf es auf keinen Fall kommen. Sollte es aus irgendeinem Grund trotzdem dazu kommen, wäre er ein toter Mann – und Sie eine tote Frau.«

In der kühlen Erwiderung der Anruferin schwang keine Spur von Humor mit. »Dieses Risiko sind wir bereit ein-

zugehen. Aber wollen Sie auch riskieren, dass das Weiße Haus und Zhongnanhai das Verzeichnis erhalten und erfahren, was wir über die *Empress*-Affäre wissen?«

Wieder zögerte McDermid. Das Leben war voller Überraschungen, manche davon unangenehm. Das hier war so eine Überraschung, und vor allem konnte sie so viele gefährliche Nachwirkungen haben, dass er es sich nicht leisten konnte, diese Frau, wer immer sie sein mochte, zu ignorieren. »Und wie, schlagen Sie vor, sollen wir dieses Geschäft abwickeln?«

»Sie oder Ihr Vertreter bringen das Geld und die Ausweispapiere zu uns. Sobald sich beides in unserem Besitz befindet, erhalten Sie das Verzeichnis.«

McDermid lachte wieder. »Für wie dumm halten Sie mich eigentlich, Madame Li? Welche Garantie habe ich, dass mir das Dokument tatsächlich ausgehändigt wird oder dass es überhaupt noch existiert?«

»Auch wir sind nicht auf den Kopf gefallen. Falls wir einen solchen Betrug vorhätten, würden Sie uns mit allen Mitteln zur Strecke zu bringen versuchen. Aber Sie sind kein Verbrecher, bei dem das Verbreiten von Angst und Schrecken zum Selbstzweck geworden ist. Sobald Sie das Dokument haben und wir untergetaucht sind, wird Ihr Interesse, uns umzubringen, deutlich nachlassen. Vermutlich ist es dann das Geld, die Zeit und den Aufwand nicht mehr wert. Warum noch mehr Geld sinnlos verpulvern, wie es so schön heißt.«

»Das müsste ich mir erst gründlich überlegen.«

»Auch hier gilt wieder: Was sollte das groß bringen? Sie müssen es tun.«

»Wo soll die Übergabe stattfinden?«

»Beim Schlafenden Buddha von Dazu. In der Provinz Sichuan.«

»Wann?«

»Morgen bei Tagesanbruch?«

»Sind Sie bereits in Dazu?«

»Denken Sie, das würde ich Ihnen so einfach sagen? Wo wir sind, ist unwichtig. Sicher lassen Sie feststellen, von woher dieser Anruf kommt und werden es deshalb sowieso bald wissen. Lernen Sie, Geduld zu üben. Das ist eine Eigenschaft des Ostens, die der Westen übernehmen sollte.«

McDermid musste Zeit gewinnen. Erstens, um Feng das Tonband vorzuspielen und sich zu vergewissern, dass diese Leute tatsächlich waren, wer sie zu sein vorgaben. Zweitens, um Feng, falls stimmte, was die Frau sagte, zu einer Gelegenheit zu verhelfen, sie vor dem Treffen aufzuspüren und zu eliminieren. »Wissen Sie, wie spät es ist, Madam? Wenn Sie so klug sind, wie Sie sagen, und wenn es sich bei Ihrem Ehemann tatsächlich um Yu Yongfu handelt, ist Ihnen vermutlich auch klar, dass ich unmöglich so schnell zwei Millionen Dollar in bar auftreiben *und* von Hongkong nach Dazu schaffen kann. Darüber hinaus muss ich Ihre Geschichte erst von Feng bestätigen lassen.«

Darauf hörte es sich so an, als beriete sich die Frau flüsternd mit jemand. Diese Leute waren sich ihrer Sache keineswegs so sicher, wie sie vorgaben.

»Kommen Sie selbst?«, fragte sie. »Nach China?«

Das hatte er nicht vor. »Madam, Sie scheinen Feng Dun nicht sehr gut zu kennen, wenn Sie denken, ich würde ihm zwei Millionen Dollar in bar anvertrauen.«

Kurzes Schweigen. »Na schön. Zwei Millionen Dollar in bar, neue Ausweise, Reisedokumente und Ausreisevisa. Übermorgen bei Tagesanbruch am Schlafenden Buddha.« Sie legte auf.

Lawrence steckte den Kopf zur Tür herein. Er grinste. »Wir haben sie. Sie sind in Ürümqi.«

Samstag, 16. September Washington, D. C.

Es war spätnachts, und der Jachthafen am Anacostia war wie ausgestorben. In seinem engen Büro sah Fred Klein zum zehnten Mal in der letzten Stunde zu der Schiffsuhr hoch. Er rechnete kurz nach: Mitternacht in den Staaten wäre morgen Mittag in Hongkong.

Wo zum Teufel steckte Jon Smith? Trotz aller Erschöpfung schaukelte er rastlos mit seinem Schreibtischstuhl. Aus langjähriger Erfahrung wusste er, dass es tausend Erklärungsmöglichkeiten für Smiths Verschwinden gab – alles von einem Stau über eine U-Bahnstörung bis hin zu einer Naturkatastrophe. Es bestand auch die Möglichkeit, dass Smith enttarnt und erschossen worden war. Daran wollte er eigentlich lieber nicht denken, aber er konnte nicht anders.

Wieder sah er auf die Uhr. Wo ...

Sein Telefon läutete. Das blaue Telefon auf dem Bord hinter seinem Schreibtisch. Klein griff danach. »Jon?«

»Ich bin nicht Jon. Hoffentlich wird er nicht vermisst, wer immer er ist.«

»Viktor, Entschuldigung.«

Klein versuchte sich die Enttäuschung nicht anhören zu lassen. Er schaltete rasch um. Viktor Agajemian war ein ehemaliger sowjetischer Hydraulikingenieur, der inzwischen offiziell Armenier war, aber immer noch in Moskau lebte und arbeitete. Seine Firma war am Bau des gigantischen Drei-Schluchten-Staudamms beteiligt, weshalb er über eine Reisegenehmigung für ganz China verfügte. Außerdem war er einer von Kleins ersten Rekruten, der in Asien, speziell in China, gelegentlich Aufträge für Covert-One übernahm.

»Haben Sie den Kontakt hergestellt?«, fragte Klein.

»Ja. Ich zitiere, was Chiavelli sagt: ›Alter Häftling scheint authentisch. Körperliche Verfassung gut. Gegend ländlich, Infrastruktur schlecht, militärische Einrichtungen spärlich und weit verstreut, Flugplätze primitiv. Potenzieller Widerstand durchschnittlich bis minimal. Geschätzte Zeit: Zehn bis zwanzig Minuten, insgesamt. Flucht aussichtsreich.‹ Das war's, Fred. Haben Sie vor, den alten Knaben rauszuholen?«

»Was halten Sie von so einer Operation?«

»Demnach zu schließen, was ich mitbekommen habe, könnte Captain Chiavelli Recht haben. Andererseits habe ich den Häftling nicht gesehen.«

»Danke, Viktor.«

»Gern geschehen. Das Geld trifft auf dem üblichen Weg ein?«

»Auf irgendwelche Änderungen hätte man Sie hingewiesen.« Klein war in Gedanken bereits wieder bei Jon Smith.

»Tut mir Leid, wenn ich so direkt bin, aber die Zeiten sind nicht gut in Russland oder Armenien.«

»Ich verstehe, Viktor, und danke. Sie sind wie immer in jeder Hinsicht absolut professionell.« Als er auflegte, dachte Klein, dass Captain Chiavellis Bericht Hoffnung machte, wenn ... Wo war Smith bloß?

Er sah auf die Uhr. Schließlich nahm er seine Brille ab, rieb sich die Augen und starre das blaue Telefon an, als wolle er es mit bloßer Willenskraft zum Läuten bringen.

Sonntag, 17. September Hongkong

Im konspirativen Haus der CIA schickte sich Smith zum Gehen an. »Ich muss jetzt los.«

»Moment, Moment«, hielt ihn Randi zurück. »Du gehst nirgendwohin, bevor du uns nicht gesagt hast, worum es hier geht.«

Smith zögerte. Wenn er es ihnen nicht erklärte, würden sie es nach Langley melden und anfangen nachzuforschen. Aber wie viel konnte er ihnen sagen, ohne alles zu verraten? Nicht viel, und diesmal gab es keine raffinierte Geschichte, um sie abzulenken. Die wiederauferstandene Frau Yu Yongfus hatte zu viele Einzelheiten genannt, einschließlich der illegalen Ladung des Frachters. Er durfte nicht mehr verraten, sonst würden sie auch noch all das erfahren, wovon Li Kuonyi nichts erzählt hatte – von seiner Mission.

»Also gut, dann werde ich mich wohl revanchieren müssen«, erklärte er. »Aber ich darf nicht verraten, worum es geht. Die Sache unterliegt strengster Geheimhaltung, und ich habe meine Befehle. Aber so viel kann ich

euch sagen: Ich arbeite für das Weiße Haus. Man hat mich mit der Sache beauftragt, weil ich zufällig auf einem wissenschaftlichen Kongress in Taiwan war und Gelegenheit hatte, direkt in die Volksrepublik einzureisen. Meine Auftragsgeber haben sich dabei also rein von praktischen Gesichtspunkten leiten lassen. Die Frau, deren Stimme wir gerade am Telefon gehört haben, ist die Frau eines der Hauptakteure dieser Affäre. Sowohl sie als auch ihr Mann galten als verschwunden. Wir hatten nichts von seinem angeblichen Tod erfahren. Ich muss diese neue Information unbedingt sofort an meinen Vorgesetzten weiterleiten.«

»Was hat es mit diesem Schiff und diesem Ladeverzeichnis auf sich?«, wollte Randi Russell wissen.

»Genau das ist es, was ich euch nicht sagen darf.«

Randi sah ihm forschend in die Augen, ob er ihr etwas vorzumachen versuchte, konnte aber keine Hinweise dafür entdecken. Das Einzige, was sie dort entdeckte, war Besorgnis, und das machte ihr selbst Sorgen. »Hat die Sache, an der du arbeitest, irgendetwas mit den Informationen zu tun, die aus dem Weißen Haus nach draußen durchgedrungen sind?«

»Du meinst die Lecks? Ist das deine Mission? Bist du deswegen hinter McDermid her?«

»Ja. Bist du im Zug deiner Mission ebenfalls auf McDermid gestoßen?«

»Ja«, bestätigte Smith. »Ich habe da einiges zu berichten.«

»Ich würde sagen, ich auch.«

In diesem Moment kam Tommie schimpfend in das Zimmer gestürmt. »Wir wurden beschattet. Wenn Sie

hier raus wollen, Jon, sollten Sie das Haus lieber durch den Seiteneingang verlassen, der sich zwei Häuser weiter befindet. Von dort kommen Sie auf eine Querstraße.«

»Wer ist hinter uns her?«

»Feng Dun und seine Leute. Sie beobachten die Straße und die Durchfahrt. Das einzige Gute ist, sie scheinen nicht zu wissen, wo genau wir sind.«

»Ist es auch wirklich völlig unbedenklich, wenn ich diesen Ausgang nehme?«, fragte Smith. Jedes konspirative Haus musste über mindestens zwei oder drei Fluchtwägen verfügen.

»Im Moment noch nicht. Besser, Sie warten ein wenig.«

»Haben Sie hier irgendein Hinterzimmer, in das ich kurz gehen kann? Ich muss dringend etwas nach Washington durchgeben.«

»Willst du das echt riskieren?«, bemerkte Randi sarkastisch. »Das Zimmer könnte verwanzt sein. Oder wir könnten mithören.«

Smith ließ sie ebenso ungern im Dunkeln, wie sie sich im Dunkeln befand. Er sah die CIA-Agenten der Reihe nach an und setzte sein aufrichtigstes Lächeln auf. »Sie haben alle mein vollstes Vertrauen. Immerhin haben Sie mich gerettet. Und ich bin Ihnen sehr dankbar für den Arzt und das Essen und dass Sie mir helfen, hier rauszukommen. Mit ein bisschen Glück werde ich mich dafür revanchieren können.«

Randi machte ein finsternes Gesicht und schüttelte den Kopf. Schließlich seufzte sie theatralisch. Sie konnte es nicht ausstehen, wenn er auf so charmante Art Recht hatte. »Du kannst wirklich ganz schön unerträglich sein, Jon. Aber trotzdem, ich werde dir selbst ein Zimmer zuweisen.«

Die zwei Männer waren allein in McDermids luxuriösem Penthouse-Büro, umgeben von Gemälden und Ming-Vasen, die jedem Museum Ehre gemacht hätten. Mit ausdrucksloser Miene saß Feng mit verschränkten Armen in dem Sessel vor McDermids Schreibtisch. »Smith und die Frau sind untergetaucht.«

Die meisten seiner Männer hatte er den beiden nach ihrer Flucht hinterhergeschickt, nur einigen wenigen hatte er aufgetragen, zurückzubleiben und die Zeugen des Zwischenfalls zu befragen. So hatte Feng erfahren, dass aus dem Fluchtauto jemand der Frau etwas auf Amerikanisch zugerufen hatte. Es war ein Name wie Sandy oder Mandy oder Randy gewesen.

»Was soll *das* nun wieder heißen?« McDermid konnte sich kaum mehr beherrschen, während er darauf wartete, Feng die Tonbandaufzeichnung seines Telefonats mit Li Kuonyi vorzuspielen.

»Es heißt, meine Männer konnten ihnen bis zur Lower Albert Road folgen, wo sie in einer Durchfahrt verschwunden sind.«

»*Verschwunden?* Sind das etwa irgendwelche Geister?«

»Ganz offensichtlich gibt es irgendwo in der Straße ein konspiratives Haus mit geheimen Eingängen. Meine Männer suchen alles ab.«

»Sind sie also doch von der CIA?«

»Was ihn angeht, haben wir noch immer keine offizielle Zugehörigkeit zu irgendeinem Geheimdienst feststellen können. Was sie angeht, haben wir nur einen Teil eines Namens, und auch den nur undeutlich verstanden.

Es könnte ein Vor- oder Nachname sein. Wir ziehen unsere Quellen zu Rate, um sie vielleicht auf diesem Weg zu identifizieren. Aber vorerst nehme ich mal an, dass sie zur CIA gehört. Aber egal, wer oder was sie sind, sie werden wieder auftauchen.«

Mit so vielen Problemen hatte McDermid nicht gerechnet. Man brauchte ihm nur ein kränkelndes Unternehmen oder ein Portfolio mit schlechter Performance zu geben, und er war in seinem Element. Oder noch besser, man brauchte ihm nur einen abgehalfterten Politiker oder abgewählten Senator zu zeigen, der sich zu langweilen begann, und er würde ihn dazu benutzen, Subventionen an Land zu ziehen oder einen Gesetzesentwurf durchzuboxen. Solche Dinge waren ein Kinderspiel für ihn. Mit der Ladung der *Empress* war das eine andere Sache. Es war ein Coup von solchen Dimensionen, dass er die Krönung aller seiner bisherigen Geschäfte wäre.

Er seufzte innerlich. Das war einigen Ärger wert. »Vielleicht. Aber lassen wir Smith und diese Frau erst einmal beiseite. Hören Sie sich das an.« Als die Bandaufnahme zu Ende war, lief McDermids sonst immer freundliches Gesicht vor Wut rot an. »Sind das Li Kuonyi und Yu Yongfu?«

Feng Dun sah sich betreten in McDermids Penthouse-Horst um und nickte. »Sie haben mich hereingelegt.«

»Sie haben Sie hereingelegt!«, explodierte McDermid. »Mehr haben Sie dazu nicht zu sagen? Sie Vollidiot! Yu ist noch am Leben, und er hat das Dokument noch! Die beiden haben die Papiere vertauscht. Was Sie also haben verbrennen sehen, war etwas anderes, und sein Selbstmord war nur vorgetäuscht. Deshalb also ist er in den

Fluss gestürzt – damit Sie die Leiche nicht mehr zu sehen bekämen! Er hat Platzpatronen verwendet, verdammt noch mal. *Wie konnten Sie so blöd sein!*«

Feng Dun schwieg. Einen Moment blitzte Abscheu vor McDermid in seinen Augen auf, aber schon im nächsten Moment war nichts mehr davon zu sehen. »Es war die Frau. Das hätte ich mir denken sollen. Sie hat in dieser Familie die Hosen an.«

»Das ist *alles*, was Sie zu sagen haben?« McDermid tobte.

Feng hob die Schultern und bedachte den Altman-Boss mit seinem besten Marionettengrinsen. »Was wollen Sie, Taipan? Li Kuonyi hat mich überlistet. Ich schätze mal, sie hat viele hinters Licht geführt, ihren Vater eingeschlossen. Er glaubte genau wie ich, Yu wäre tot. Wir müssen zusehen, dass sie uns nicht noch einmal hereinlegt.«

»Vor allem müssen wir jetzt das Verzeichnis an uns bringen, bevor es die Amerikaner tun!«

»Das werden wir auch. Sie hat Sie als Ersten angerufen. Das ist ein gutes Zeichen. Entweder denkt sie, die Amerikaner werden nicht so viel zahlen, oder sie traut ihnen nicht. Sie wird sich erst dann an sie wenden, wenn sie keine andere Wahl mehr hat.«

»Wie wollen Sie sich dessen so sicher sein?«

»Die Amerikaner sind an guten Beziehungen zu China interessiert. Sobald sich das Verzeichnis in ihrem Besitz befindet, ist die Krise beendet. Und sie ist klug genug, um sich keinen Illusionen hinzugeben, dass die Amerikaner sie ausliefern werden, wenn Beijing ihre Auslieferung verlangt, um sie bestrafen zu können. Lieber will sie Ihr

Geld, als sich darauf verlassen zu müssen, dass Washington es gut mit ihr meint.«

Als McDermid über Fengs Erklärung nachdachte, ließ sein Ärger nach. »Vielleicht haben Sie Recht. Das wäre ein größeres Risiko für sie und Yu. Also schön, ich habe etwas Zeit für Sie herausgeschunden. Fahren Sie nach Ürümqi und suchen Sie nach ihr.«

Aus Fengs Miene sprach blander Hohn. »Ich glaube, so, wie Sie sich das vorstellen, Taipan, geht das aber nicht. Wissen Sie, wo Ürümqi ist?«

»Ob bei Shanghai, Beijing, Hongkong oder Chongqing. Was mich angeht, ist der Rest Ihres hoffnungslosen Landes sowieso nur Wüste.«

»Da liegen Sie gar nicht so weit daneben.« Aus Fengs hölzerner Miene sprach ein Anflug von Spott, aber auch Bewunderung. »Ich sagte Ihnen doch, Li Kuonyi ist sehr clever. Ürümqi liegt in Xinjiang, am Nordrand der Wüste Taklamakan. Es gibt in ganz China kaum eine Gegend, die weiter von Hongkong entfernt ist, und es ist für Sie wie für mich schlichtweg unmöglich, vor morgen Abend dorthin zu kommen. Aber Orte im Innern Chinas sind von Ürümqi mühelos in wenigen Stunden zu erreichen. In der Nähe von Dazu gibt es zwei große Städte – Chongqing und Chengdu. Sie sind beide mit dem Flugzeug zu erreichen, für die Frau genauso wie für mich. Durch diese raffinierte Wahl ihres Aufenthaltsortes haben sie es allen, mich eingeschlossen, extrem erschwert, sie zu finden.«

»Aber Sie werden es doch trotzdem schaffen, Feng, oder nicht?« Das war ein Befehl.

»Ich werde sofort nach Chongqing fliegen. Unabhängig

davon, ob ich sie nun vorher schon aufspüren kann oder nicht, werde ich auf jeden Fall schon Stunden vor dem vereinbarten Zeitpunkt am Schlafenden Buddha sein.«

»Wollen Sie ihnen eine Falle stellen?«

»Natürlich.«

McDermid geriet erneut in Rage. »Damit wird die Frau rechnen!«

»Mit einer Falle zu rechnen ist eine Sache. Ihr zu entgehen eine andere. Ich werde alles sorgfältig vorbereiten und dafür sorgen, dass sie denken, es würde genau so ablaufen, wie sie es sich vorgestellt haben. Aber vielleicht kann ich sie auch schon vorher überraschen.«

»Welches Interesse sollten sie daran haben, sich mit Ihnen zu treffen?«

»Wenn ich mich nicht gewaltig in ihnen täusche, trauen sie weder Washington noch Beijing. Früher oder später wird Major Pans Geheimpolizei sie aufspüren. Sie und Ihr Geld sind ihre beste Chance, mit ihren Kindern so weiterzuleben, wie sie sich das vorstellen. Deshalb haben Sie natürlich Recht: Sie werden auf der Hut sein. Und das heißt, sie werden sich abzusichern versuchen. Aber wie Li Kuonyi am Telefon ganz richtig gesagt hat: Es bleibt Ihnen keine Wahl.«

»Hoffentlich haben Sie diesmal Recht.«

»Ein zweites Mal legen sie mich nicht herein.« Fengs Augen schienen sich zu verdunkeln.

»Seit Shanghai ist Ihnen die Frau immer einen Schritt voraus.«

»Das wird sie unvorsichtig machen.«

McDermid dachte nach. Er war kein sportlicher, kräftiger Mann, aber er war auch kein Schwächling. Auf je-

den Fall wäre er in der Lage, diesen Schlafenden Buddha, egal, wo er war, zu Fuß zu erreichen, und er war ein guter Schütze. Er hatte als Lieutenant Vietnam überlebt, obwohl sie Lieutenants dort zum Schweinefüttern verwendet hatten, und er hatte Washington auf deren eigenem Spielfeld geschlagen, indem er sich als der Insider schlechthin etabliert hatte. Alles in allem betrachtet, fand er, war die Beschaffung des Dokuments viel zu wichtig, um die Sache Feng allein anzuvertrauen.

»Wir fahren beide hin«, entschied er. »Sie noch heute Abend, ich komme morgen Abend nach. Wer ist Ihr Kontakt in Beijing?« McDermid wollte immer dringender wissen, wer so viel Einfluss hatte, dass er nicht nur ein U-Boot zur Überwachung der *John Crowe* anfordern konnte, sondern sogar dazu in der Lage war, den Kommandanten dieses U-Boots gegen die amerikanische Fregatte vorgehen zu lassen, und dies lediglich aufgrund einer unbestätigten Information, dass ein SEAL-Kommando heimlich an Bord der *Empress* zu gelangen versuchte.

Feng zog eine Augenbraue hoch. »Sie bezahlen mich nicht dafür, dass ich Ihnen Namen nenne. Sie bezahlen mich dafür, dass ich diese Sache durchziehe.«

»Ich bezahle Sie, dass Sie gefälligst das tun, was ich sage!«

»So viel zahlt mir niemand, Taipan.« In Fengs Stimme schwang Verachtung mit.

Während McDermid Feng finster anstarrte, zeigte dessen Miene keine Regung. Die Feng Duns dieser Welt waren für McDermid nur Statisten – notwendig, aber von begrenztem Wert. Männer wie ihn setzte er schon zwanzig Jahre lang bei allen möglichen Projekten ein. Gefun-

den hatte er sie im weltweiten Untergrund von Söldnern, Spezialagenten und Auftragskillern, die sich in diesem Geschäft nicht nur dank ihrer Cleverness und Kompetenz hielten, sondern auch dank ihrer Beziehungen. Um weitere Aufträge zu erhalten, versuchten sie die jeweils aktuellen möglichst gut zu erledigen.

»Die Altman Group ist an verschiedenen Firmen in Chongqing beteiligt«, sagte McDermid schließlich, um dieses Thema erst einmal abzuhaken. »Besorgen Sie mir von Ihrem Freund in Beijing eine Genehmigung, geschäftlich dorthin zu fliegen. Natürlich brauche ich die Papiere auf der Stelle.«

»Und das Geld?«

»Darum kümmere ich mich.«

»Sie würden Ihnen tatsächlich zwei Millionen geben?« Feng klang fast beeindruckt.

McDermid nickte. »Ohne das Geld können wir Li Kuonyi nicht überlisten. Außerdem sind zwei Millionen nichts im Vergleich zu dem, was bei einem erfolgreichen Abschluss der Sache für mich herausspringt.«

»Fürchten Sie denn nicht, das Geld könnte mich oder meine Männer in Versuchung führen?«

»Sollte ich das?« McDermid sah Feng forschend an. »Sie erhalten eine hohe Prämie, wenn alles vorbei ist.«

»Ihre Großzügigkeit ist bekannt.« Fengs sanfte Stimme hatte fast etwas Gespenstisches. »Ich bereite meine Leute auf die Operation vor und beschaffe Ihnen die nötigen Papiere, Taipan.«

McDermid sah ihm nach, als er das Büro verließ. Wieder hatte er aus der Verwendung des alten Titels *Taipan* die Verachtung herausgehört.

Dazu

Dennis Chiavelli schwitzte in der für die Jahreszeit unüblichen Hitze des frühen Septembernachmittags, als er die grünen Bok-Choy-Köpfe von ihren Wurzeln trennte und in die Schubkarren warf, die von älteren Häftlingen die langen Gemüsefelder entlanggeschoben wurden. Die Arbeit war anstrengend, aber geistig anspruchslos, sodass er in Ruhe darüber nachdenken konnte, wie glücklich er sich schätzen konnte, ein Soldat hinter feindlichen Linien zu sein und kein Feldarbeiter, der sich den Buckel krumm schuften durfte.

Das leise Flüstern war wie ein Windhauch. Bloß wehte kein Wind. »Sie verlegen den alten Mann.«

»Wann?«

»Morgen«, sagte der Wärter, der auf seinem Patrouillengang vorbeikam. »In aller Frühe.«

»Wohin?«

»Hab ich nicht mitgekriegt«, sagte der Wärter und war auch schon außer Hörweite. Mit einem alten Sturmgewehr vom Typ 56 über der Schulter patrouillierte er weiter an den Häftlingen entlang.

Wie hatte das passieren können? Hatte er einen Fehler gemacht? Wütend hackte Chiavelli auf einen Bok Choy ein. Hatte einer der Wärter Thayer verraten? Nein, wenn das der Fall wäre, hätte man den alten Mann bereits weggebracht, und er, Chiavelli, wäre verhört oder exekutiert worden. Ihm fiel ein, was Thayer gesagt hatte: *Sie haben zu lange geheim gehalten, dass sie mich eingesperrt haben, um plötzlich zugeben zu können, dass sie mich überhaupt festgehalten haben.* Nachdem das Zustandekommen des Menschenrechtsab-

kommens in greifbare Nähe gerückt war, könnte jemand klar geworden sein, dass sie zumindest noch einen amerikanischen Gefangenen hatten. Vermutlich hatten sie vor, Thayer erneut zu verstecken und ihn an einem Ort unterzubringen, an dem er nie entdeckt würde.

Er musste Klein verständigen. Als das Signal für die Mittagspause ertönte, stellten sich die Häftlinge in einer Reihe auf, und die Wärter führten sie zu der unbefestigten Straße, wo ein Lastwagen mit ihrem Essen wartete. Chiavelli trödelte und ließ sich so weit zurückfallen, bis er neben einem der uigurischen politischen Gefangenen einhertrat.

»Ich muss eine Nachricht nach draußen schaffen«, flüsterte er.

Ohne ihn anzusehen, nickte der Uigure.

»Sag deinem Kontakt, sie verlegen Thayer schon morgen. Und ich bitte um Anweisungen.«

Ohne ein Zeichen der Bestätigung holte sich der Uigure sein Essen und gesellte sich zu den anderen Uiguren am Straßenrand. Chiavelli zog sich mit seinem Mittagessen in den Schatten einer knorriegen Eiche zurück. Er war einer der zwei Ausländer im Lager, und niemand wollte mit ihm essen. Das Risiko, der Verseuchung mit politischen Ideen aus dem Westen verdächtigt zu werden, war zu groß.

Er zwang sich, etwas zu essen, während er in Gedanken zwischen einer Reihe gleichermaßen unerfreulicher Alternativen schwankte. Dass Klein die Zeit reichen würde, eine Rettungsoperation zu starten, bezweifelte er. Daher blieb ihm keine andere Wahl, als noch vor dem nächsten Morgen selbst mit Thayer auszubrechen. Und

dann müsste er sich, von der Volksbefreiungsarmee gejagt und ohne auf irgendwelche Hilfe seitens der chinesischen Landbevölkerung rechnen zu können, ganz allein mit dem alten Mann durchschlagen. Keine angenehme Aussicht.

Hongkong

Als er schließlich allein in einem Zimmer des konspirativen Hauses war, rief Smith auf seinem Handy Fred Klein an.

»Gott sei Dank, Jon! Sind Sie's?« Die Erleichterung in der Stimme des Covert-One-Chefs war unüberhörbar.

»Ja, am Leben und mit einer ganzen Menge zu berichten.«

»Das kann ich mir denken.« Irgendetwas an Kleins Atem war anders. Er ging etwas unregelmäßig und klang leicht belegt, als machten ihm Emotionen das Sprechen schwer. Aber Klein hatte sich sofort wieder im Griff. Mit gewohnter Schroffheit sagte er: »Erzählen Sie mir alles, von Anfang an.«

Smith begann mit dem arroganten Zettel von »RM« im Safe von Donk & LaPierre, gefolgt von seiner Gefangennahme durch Feng Dun und Randis Auftauchen in dem Zimmer, in dem Feng ihn verhört hatte. »Ralph McDermid war zusammen mit Feng da. Unsere Flucht war für meinen Geschmack etwas zu spektakulär.« Dann berichtete er von Randi Russells Ermittlungen wegen der undichten Stellen im Weißen Haus, deretwegen sie hinter McDermid her war, und von dem Telefonat zwischen

McDermid und Li Kuonyi und Yu Yongfu, das sie über die CIA-Wanze in McDermids Telefon mitgehört hatten.

»Die beiden sind noch am Leben?«, stieß Klein hervor.

»Und sie haben das Originalverzeichnis von Flying Dragon.«

Die Stimme des Covert-One-Chefs zitterte vor Erregung. »Heute in zwei Tagen bei Tagesanbruch in Dazu?«

»Ja. McDermid hat einen Tag mehr herausgeschunden. Vermutlich hofft er, dass Feng Dun Li und Yu vorher noch aufspüren und das Manifest an sich bringen kann.«

»Erinnern Sie mich daran, dass ich mich bei McDermid bedanke, wenn wir ihn in Leavenworth einlochen. Seine Tage sind gezählt«, gelobte Klein mit seinem tiefsten Knurren.

»Können Sie mich bis dahin nach Dazu schaffen?«

»Und ob ich Sie da hinschaffen kann. Was Ralph McDermid und die undichten Stellen angeht, bin ich eben erst über seine Rolle bei dem Ganzen informiert worden. Ungeheuerlich und offensichtlich wahr.«

»Wie wollen Sie mich wieder nach China befördern?«

»Wann sind Sie das letzte Mal mit einem Fallschirm abgesprungen?«

Diese Frage versetzte Smith nicht gerade in helle Begeisterung. »Vor vier, fünf Jahren.«

»Wie wär's dann wieder mal mit einem Sprung aus großer Höhe?«

»Hängt ganz davon ab, wie hoch.«

»So hoch, wie ich Sie kriegen kann.«

»Sie wollen also ein richtig großes Flugzeug für mich organisieren?«

»Wenn es irgendwo landen kann, ohne Aufmerksam-

keit zu erregen. Nachdem McDermid in Hongkong ist, können Sie ja in der Zwischenzeit mal sehen, ob Sie irgend etwas über ihn und die Lecks in Erfahrung bringen können und warum er sich an einem illegalen Geschäft wie dem mit der *Empress* beteiligt. Und zwar auf eigene Faust und mithilfe der CIA. Wenn es irgendwie geht, sollten wir sie unbedingt für unsere Zwecke einspannen.«

»Sie sind ja wieder mal die Kooperationsbereitschaft in Person.«

Das trug ihm ein heiseres Lachen ein. »Wirklich gut, dass Sie wieder zurück sind, Jon. Ihre schnoddrigen Antworten fingen mir schon an zu fehlen.« Klein unterbrach die Verbindung.

Smith machte sich auf die Suche nach Randi. Nachdem McDermids und Feng Duns Hauptaugenmerk jetzt der Beschaffung des Dokuments galt, dürfte ihr Interesse an ihm und Randi deutlich nachgelassen haben. Was konnte McDermid ohne das Verzeichnis schließlich groß anfangen? Wenn Smith vorsichtig war, müsste es ihm möglich sein, in sein Hotel zurückzukehren, sein Aussehen zu verändern und sich wieder an McDermids Fersen zu heften, bis es Zeit wurde, seine Kenntnisse in puncto Fallschirmspringen aufzufrischen.

Er fand Randi mit Tommie Parker in einem der Büoräume. »Ich muss jetzt los«, kündigte er an.

»Was ist mit Feng Dun und seinen Leuten?«

»Ich würde sagen, sie sind weg.«

»Weg?« Tommie Parker runzelte die Stirn.

»Er meint, unterwegs nach Dazu«, sagte Randi. »Im Moment dürften sie sich nicht mehr sonderlich für uns interessieren. Ich weiß zwar nicht, worum es bei diesen

undichten Stellen geht und was das für eine Sache ist, an der Jon gerade arbeitet, aber es hat auf jeden Fall beides mit Dazu zu tun. Habe ich Recht, Soldat?«

Smith war nicht bereit, sich auf dieses Spiel einzulassen. »In etwa. Ich bin euch allen einiges schuldig, ganz besonders dir, Randi. Es ist nicht das erste Mal und wird wahrscheinlich auch nicht das letzte Mal sein, und ich würde euch wirklich gern mehr verraten. Aber Befehl ist Befehl.«

Randi lächelte zögernd. »Wenn wir dir irgendwie helfen können, ruf einfach an, und unsere Chefkin kann uns mal gern haben.« Sie sah ihm in die Augen. »Pass gut auf dich auf. Ich weiß, du denkst, es geht dir bestens, aber du siehst aus, als hätte dich ein Lkw überfahren.«

»Schönes Bild.« Smith rang seinen geschwollenen Lippen ein Lächeln ab. »Du dagegen wirkst absolut unangestattet.«

Sie saß zurückgelehnt auf einem Bürostuhl, die langen Beine übereinander geschlagen, das blonde Haar ein wilder Kranz um ihr markantes Gesicht. Er sah Fragen in ihren Augen, aber auch Sorge um ihn.

»Das ist mein Job«, entgegnete sie trocken. »Muss mein Gesicht formbar und jederzeit veränderbar halten.«

»Allzeit bereit – das bedeutet für dich die CIA, wie? Wo ist dieser Seitenausgang?«

Tommie Parker, die dem Wortwechsel mit wachsendem Vergnügen gefolgt war, sagte: »Den brauchen Sie nicht mehr. Sie hatten Recht. Sie sind weg.«

»Ich werde ihn trotzdem nehmen. Man muss sein Glück ja nicht überreizen.«

Washington, D. C.

Fred Kleins Augenlider flogen hoch. Er lag auf dem Klappbett in seinem dunklen Büro. Die Nacht draußen im Jachthafen war tödlich still, das letzte Boot, ein ramponierter Hochseetrawler, um 23 Uhr aus Bermuda eingetroffen, war abgetakelt, seine Besatzung war nach Hause gefahren.

Wieder ertönte das Dudeln des Telefons. Das war es, was ihn geweckt hatte. Er hatte mit Smith telefoniert und war anschließend sofort eingeschlafen. Sofort setzte er sich kerzengerade auf, schwang die Beine über die Bettkante und schlurfte, noch benommen von seinem ersten Nickerchen nach dreißig Stunden, zu seinem Schreibtischsessel.

Es war der blaue Apparat. Er griff nach dem Hörer.
»Klein.«

»Ihr neues Büro muss ziemlich luxuriös sein, dass Sie dort so tief und fest schlafen«, sagte Viktor Agajemian. Der ehemalige sowjetische Ingenieur lachte leise. »Ich lasse es jetzt schon zwei Minuten läuten, aber mir war klar, dass Sie da sein müssen.«

»Was will Chiavelli, Viktor?«

»Ach so, ja. Wir rufen uns ja nicht mehr aus persönlichen Gründen an.«

»Nicht um drei Uhr am Morgen.«

»Da haben Sie allerdings Recht. Also, Captain Chiavelli sagt, die Ware wird morgen Früh verlegt. Wohin oder warum, weiß er nicht, aber alles deutet darauf hin, dass es nichts mit seiner Mission zu tun hat.«

»Verdammter Mist!«, fluchte Klein, inzwischen vollends wach. »So lautet seine Nachricht?«

»Wortwörtlich.«

»Danke, Viktor. Das Geld wird auf Ihrem Konto sein.«

»Daran habe ich nie gezweifelt.«

Klein unterbrach die Verbindung, aber er hielt den Hörer weiter in der Hand, während er überlegte. Chia-velli dachte also, Thayers Verlegung sei entweder eine Routinemaßnahme oder stehe in Zusammenhang mit dem Menschenrechtsabkommen. Möglicherweise hing es auch mit der *Empress* zusammen. Auf jeden Fall war es eine Katastrophe. Rechtzeitig ein ziviles oder auch militärisches Team an Ort und Stelle zu schaffen war vollkommen unmöglich. Er schaute zu seiner Schiffsuhr hoch. Aber für einen anderen Plan reichte die Zeit möglicherweise noch. Er drückte auf die Gabel des blauen Telefons und wählte.

Hongkong

Smith hatte sich nicht getäuscht. Er hatte das Hotel lang genug beobachtet, um zu wissen, dass ihn von außen niemand observierte – außer natürlich dem CIA-Agenten, von dem Randi dachte, dass er ihn im konspirativen Haus nicht gesehen hätte. Eines musste man ihr lassen. Wenn es um ihre Arbeit ging, konnte sie ganz schön hartnäckig sein.

Angesichts seiner nächtlichen Abwesenheit und seines ramponierten Äußeren lächelten die Hotelangestellten verschwörerisch, als sie ihn bei seiner Rückkehr begrüßten. Er ließ sie weiter ihren Spekulationen nachgehen und fuhr nach oben. Auf seinem Zimmer ging er als Erstes ins Bad, wo er vor dem Spiegel die Heftpflaster von seinem Gesicht entfernte und seine Verletzungen untersuchte. Er

zuckte zwar zusammen, wenn er sie berührte, aber sie waren alle relativ oberflächlich. Eigentlich sehnte er sich nach einer Dusche, entschied sich dann aber doch für den Whirlpool in der Badewanne.

Er lag gerade wohlig im heißen Wasser, als sein Handy klingelte. Es befand sich in Reichweite, in der Tasche des Hotelbademantels. Er hatte es nicht mitgenommen, als er bei Donk & LaPierre eingebrochen war.

»Ja?«

»Heute Abend geht es los«, sagte Fred Klein.

»Was soll ich eineinhalb Tage lang in Dazu? So tun, als wäre ich ein Tourist? Wir hatten uns doch darauf geeinigt, dass ich mich nützlicher machen kann, wenn ich hier herauszufinden versuche, was McDermid im Schild führt.«

»Das war vor drei Stunden. Es hat eine wichtige Veränderung gegeben.« Er erzählte Smith von Viktor Agajemians Anruf.

»Kriegen Sie das Bergungsteam so schnell an Ort und Stelle?«

»Genau deshalb sind Sie wieder einmal gefragt, Colonel. Sie müssen Chiavelli helfen, David Thayer aus dem Lager zu holen.«

»Nur wir zwei? Wie stellen Sie sich das vor? Haben Sie vergessen, dass ich nicht mal Chinesisch kann?«

»Dafür kann es Chiavelli. Wir haben nicht die Zeit, um Ihnen alles zu erklären. Sie erfahren die Einzelheiten, wenn Sie landen. Können Sie gleich los?«

»Ich liege gerade in der Badewanne. Geben Sie mir zwanzig Minuten.«

»Das Packen sollten Sie sich sparen. Ich schicke jemanden ins Hotel, der das übernimmt und das Zimmer

bezahlt, wenn Sie weg sind. Vor dem Eingang wartet ein Wagen auf Sie, der Sie zum Flughafen bringt. Dort erhalten Sie auch die nötige Ausrüstung und Kleidung. Eine Maschine der Navy wird Sie zum Flugzeugträger fliegen. Viel Glück.«

»Was ist mit ...?«

Aber Klein hatte bereits aufgelegt. Mit einem Stöhnen stieg Smith aus der Wanne und achtete beim Abtrocknen sorgfältig darauf, nicht an die Verletzungen in seinem Gesicht und an die blauen Flecken und Prellungen an seinem Körper zu kommen. Aber das heiße Wasser und die Whirlpooldüsen hatten ihm gut getan, und er fühlte sich besser. Rasch zog er sich an und verließ das Zimmer. Mit wachsendem Unbehagen fuhr er im Lift nach unten. Was drückte ihm Klein da jetzt wieder aufs Auge?

33

In ihrem kürzesten, engsten und tiefstausgeschnittenen Kleid zog Randi Russell bei der Party des britischen Konsuls alle männlichen Blicke und die meisten der weiblichen auf sich, als sie sich unter die illustren Gäste mischte. Zur Abwechslung war ihr Gesicht bis auf einen Touch von glamourösem Make-up einmal nicht verändert. Ihr hellblondes Haar war elegant nach oben frisiert, und niemand konnte sich ihren körperlichen Reizen entziehen, sodass sich davon ausgehen ließ, dass ihr Opfer – Ralph McDermid – hinreichend abgelenkt würde, um sie nicht wiederzuerkennen.

Sie nahm sich ein Glas Champagner von einem vorbeischwebenden Tablett und steuerte auf den einzigen Gast zu, den sie kannte – einen leitenden Angestellten einer britischen Firma, die MI6 als Tarnung diente.

Er lächelte sie an. »Sind Sie dienstlich oder zum Vergnügen hier?«

»Besteht da denn ein Unterschied, Mal?«

»Ein ganz gewaltiger sogar. Wenn Sie zum Vergnügen hier sind, würde ich Ihnen Avancen machen.«

»Wie reizend«, erwiderte sie lächelnd. »Ein andermal.«

Er seufzte geknickt. »Dann bin ich also heute Abend nur Ihr Zuhälter. Schade. Aber gut – wen möchten Sie kennen lernen? Und was ist übrigens Ihre Tarnung?«

Sie sagte es ihm, worauf er sie, von unzähligen Blicken begleitet, herumführte. McDermid war rasch auf sie aufmerksam geworden, und er schaute interessiert herüber. Sie bedachte ihn mit einem kessen Lächeln, unterhielt sich aber weiter mit einer älteren Chinesin, die einen hohen Posten in der Stadtverwaltung bekleidete.

»Wären Sie so freundlich, mich Ihrer bezaubernden Freundin vorzustellen, Madam Sun?« McDermid war lautlos hinter Randi aufgetaucht und berührte sie am Arm, als er Madame Sun ansprach.

Die ältere Frau bedachte ihn mit einem nachsichtigen Lächeln, während sie Randi warnte: »Seien Sie auf der Hut vor diesem Herrn, meine Liebe. Er ist ein rechter Charmeur.«

»Sein Ruf eilt Mr. McDermid voran«, sagte Randi.

»Dann überlasse ich es Ihnen selbst, sich bekannt zu machen.«

McDermid verneigte sich mit einem höflichen Abschiedsgruß vor Madame Sun. Als er seine Aufmerksamkeit wieder Randi zuwandte, sah sie kurz einen Schatten über seine Augen huschen, als hätte ihn etwas stutzen lassen.

Um ihr Gesicht zu verändern, spitzte sie die Lippen. »Ihnen eilt ein bemerkenswerter Ruf voraus, Ralph McDermid. Darf ich Sie Ralph nennen?«

Der Schatten verflog, und der Lustling kehrte zurück. Vermutlich eine Folge ihres astreinen Amerikanisch, des freizügigen Kleides und des ganz und gar unasiatischen Gesichts.

McDermid lächelte. »Und was für ein Ruf wäre das, meine Teuerste?«

»Dass Ralph McDermid in jeder Hinsicht ein mächtiger Mann ist.«

Die Koketterie, die in dieser Bemerkung einer atemberaubenden Frau lag, ließ sogar Ralph McDermid eine Augenbraue hochziehen, wenn auch nicht sehr hoch. »Und wer sind Sie, wenn ich fragen darf?«

»Joyce Ray. Ich arbeite für Imperial Import-Export, San Francisco.«

»Oder arbeiten die für Sie?«

»Noch nicht.«

McDermid lachte. »Eine ehrgeizige Frau. Nun, Joyce Ray, Sie gefallen mir. Sollen wir das Buffet links liegen lassen und uns eine Sitzgelegenheit suchen? Vielleicht im Freien?«

»Ich habe *Hunger*.« Randi verlieh der Bemerkung das nötige Maß an Doppeldeutigkeit und stellte prompt fest, wie sich McDermids Hals über dem Kragen seines Hemds leicht rötete. Er hatte angebissen.

»Dann wollen wir mal.« Er hielt ihr seinen Arm hin.

Sie gingen zum Büffet und zogen sich mit ihren Tellerlern in eine abgeschiedene Ecke der Terrasse zurück. Er erzählte ihr einige ausgesuchte Anekdoten über die Altman Group und erfuhr im Gegenzug, dass Imperial eine Großhandelsfirma mit Kunden in allen größeren Städten Amerikas und mit Niederlassungen rund um die Welt war. Außerdem, dass sie der Firma als Vizepräsidentin vorstand.

Sie kamen blendend miteinander aus, und sie arbeitete bereits darauf hin, ihm Informationen zu entlocken, als er plötzlich erstarrte. Unter seinem Smoking kam es zu einem schwachen Vibrieren. Sein Handy.

»Wenn Sie mich kurz entschuldigen würden ...« Kein Lächeln. Keine Nettigkeiten.

Sie unternahm keinen Versuch, ihm zu folgen, als er an Hibiskus- und Jasminsträuchern vorbei in den Garten hinausging. Viel zu riskant und auffällig. Außerdem hätte es nichts gebracht.

Keine halbe Minute später war er wieder zurück. »Ich muss leider weg. Aber wir werden das nachholen, ja? Ich rufe Sie in der Firma an.«

Bevor sie etwas erwidern konnte, hatte er sich bereits zum Gehen gewandt. Sie wartete, bis er zur Tür hinaus war.

Dann folgte sie ihm, zunächst zu Fuß, dann im Auto, immer im nötigen Abstand. Schließlich fuhr er in die Tiefgarage seines Büros.

Nachdem sie einige Minuten hatte verstreichen lassen, parkte sie in der Garage sechs Autos weiter und beobachtete, wie er, mit dem Fuß auf den Boden klopfend, auf den Lift wartete. Sobald die Tür aufging, betrat er die

Kabine, und die Tür schloss sich. Sie sprang aus dem Auto und rannte zum Lift. Die Stockwerksanzeige ging ganz bis nach oben. Das Penthouse. Was wollte McDermid so spät noch in seinem Büro? Das gefiel ihr gar nicht. Andererseits würde sie vielleicht etwas Nützliches erfahren.

Ihr Rocksaum rutschte noch etwas höher, als sie zu ihrem Auto zurückrannte. Sie stieg ein und schaltete das tragbare Link zu der Wanze in McDermids Telefon ein. Aus dem Lautsprecher kam McDermids Stimme: »Okay, ich bin in meinem Büro.«

»Was ist so wichtig, dass wir unbedingt reden müssen?« Eine Männerstimme. Sie kannte sie nicht. »Sagen Sie mir bitte bloß nicht, Sie haben Smith entkommen lassen.«

»Entkommen lassen habe ich selbst ihn schon gar nicht«, entgegnete McDermid schroff. »Aber trotzdem, sie sind entkommen.«

»Was heißt hier >sie<?« Die Stimme war nicht jung, nicht alt. Ruhig, gut moduliert und energisch. Aber auch berechnend.

»Er bekam von einer anderen Agentin Unterstützung. Wir glauben, sie ist von der CIA.«

»Sie glauben? Wie reizend.«

»Sparen Sie sich Ihren Sarkasmus. Wir sind aufeinander angewiesen. Sie sind ein wichtiges Mitglied des Teams.«

»Das bin ich nur, solange ich im Verborgenen operieren kann.«

»Es ist nicht so schlimm, wie Sie denken. Letztendlich haben weder Smith noch diese CIA-Agentin unserem Projekt Schaden zugefügt.«

»Dass die CIA ein Auge auf Sie geworfen haben könnte, kümmert Sie nicht weiter?«, sagte die Stimme beunruhigt. »Auch wenn es nicht direkt etwas mit unserem Deal zu tun haben sollte, konnte man immerhin einige der undichten Stellen im Weißen Haus mit Ihnen in

Verbindung bringen. Da würde ich mir an Ihrer Stelle schon Gedanken machen.«

»Einmal ganz realistisch betrachtet, sind die Lecks weder für Sie noch für mich sonderlich tragisch. Solange niemand herausfindet, an welchen genau ich interessiert bin und warum, werde ich mir deswegen keine grauen Haare wachsen lassen. Außerdem haben wir wesentlich größere Probleme.«

»Welche zum Beispiel?«

McDermid zögerte. Dann rückte er mit der schlechten Nachricht heraus: »*Yu Yongfu ist noch am Leben. Seine Frau ebenfalls. Schlimmer noch, sie haben das Flying Dragon-Dokument noch.*«

Das zog einen kleinen Tobsuchtsanfall nach sich. »*Das ist Ihre Schuld, McDermid! Wo sind sie? Wo ist dieses verfluchte Dokument?*«

»In China.«

Eine längere Pause, als müsste der unbekannte Anrufer um Fassung ringen. »*Wie ist das möglich? Sie haben mir versichert, das Dokument wäre verbrannt worden!*«

Seufzend weihte McDermid den Mann am anderen Ende der Leitung in die näheren Umstände ein. »*Die zwei Millionen jucken uns nicht groß, die zahlen wir aus der Portokasse. Trotzdem werde ich sie nur hergeben, wenn es unbedingt sein muss.*«

»Abgesehen davon, wäre damit das Problem noch keineswegs aus der Welt geschafft, und wer gibt uns die Garantie, dass wir das Dokument auch wirklich bekommen?« Der Schock war verflogen, an seine Stelle war ein fast besänftigender Ton getreten. Auf jeden Fall war der Anrufer ein hervorragender Redner, der auch beim Sprechen denken konnte. Vermutlich an öffentliche Auftritte gewöhnt. Randi gelangte immer mehr zu der Überzeugung, dass er Politiker sein musste,

jemand, der mit der Notwendigkeit diplomatischen Geplänkels, das nichts besagte und noch weniger preisgab, bestens vertraut war. Aber es war eindeutig nicht Army-Staatssekretär Jasper Kott, den sie in Manila belauscht hatte. »Wie wollen Sie es abwickeln?«

»Genau nach den Anweisungen der Frau, nur dass wir ein paar Überraschungen eingebaut haben. Feng müsste inzwischen fast in Dazu sein.«

»Wenn Li Kuonyi so intelligent ist, wie Sie sagen, wird sie mit ihm rechnen.« Darauf trat eine nachdenkliche Pause ein, und als der Anrufer weitersprach, wurde Randi bewusst, warum sie wegen seiner Stimme von Anfang an dieses komische Gefühl gehabt hatte. Sie hatte sie vorher schon einmal gehört, vielleicht sogar vor gar nicht so langer Zeit. »Ich weiß nicht, ob Sie gut beraten sind, weiter mit Feng zu arbeiten.«

»Um Ersatz für ihn zu finden, reicht die Zeit nicht. Im Übrigen kennt er nicht nur alle Beteiligten, sondern war auch schon einmal in Zusammenhang mit einer anderen Operation in Dazu. Er kann sich in China so frei bewegen, wie das einem Ausländer schwerlich möglich wäre.«

Auch als die Stimme nichts mehr sagte, hallte ihre Vertrautheit weiter in Randis Kopf nach. Wo? Wann? Wer war er?

»Es könnte noch ein weiteres Problem mit Feng geben«, fuhr McDermid fort, »Leider ein nicht unerhebliches.«

»Welches?«

»Möglicherweise arbeitet er nicht nur für uns.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Genau so, wie ich ihn dafür bezahlt habe, für Yu Yongfu zu arbeiten, könnte er umgekehrt an jemanden weiterleiten, was er für mich unternimmt ... jedenfalls beginne ich mich zu fragen, ob er nicht eine

dritte Seite über unsere Aktivitäten informiert. Möglicherweise jemanden in Beijing. Der Betreffende muss entweder sehr viel Geld haben oder sehr viel Macht. Sonst wäre Feng nicht interessiert.«

Die Stimme klang bedrückt, hörbar beunruhigt. »*Sie haben ihn überprüfen lassen.*« Das war eine Feststellung, keine Frage, und Randi wurde klar, warum sie solche Mühe hatte, die Stimme zu identifizieren. Es war die private Stimme des Mannes, sarkastisch, trocken. Was ihr im Kopf herumspukte, war seine öffentliche Stimme. Aber sie hatte schon mit so vielen Männern in hohen Regierungssämttern zu tun gehabt, dass ihr Gedächtnis mit ihnen überfrachtet war.

»Gründlich«, antwortete McDermid. »*Wir wissen, dass er nicht der Geheimpolizei oder dem Militär angehört. Wenn er also für Dritte arbeitet, müsste es eine Privatperson sein.*«

»*Jemand mit einem Interesse an der Empress.*«

»*So sehe ich es jedenfalls.*«

»*Na schön. Tun Sie, was Sie für nötig halten. Die Einzelheiten will ich nicht wissen. Aber sorgen Sie dafür, dass der Präsident das Dokument auf keinen Fall in die Hände bekommt.*«

»*Sie wollen nur die Vorteile, nicht den Ärger.*«

»*So war es abgemacht.*«

McDermids Entgegnung war scharf, eine Warnung. »*Ihre Hände sind genauso schmutzig wie meine. Wenn ich stürze, stürzen auch Sie.*« Der Hörer knallte auf die Gabel.

Randi ließ sich in den Sitz des Buick zurück sinken und schloss die Augen, um sich die Stimme noch einmal zu vergegenwärtigen. Sie kombinierte sie mit allen möglichen Gesichtern. Sie probierte sie in verschiedenen Umgebungen aus. Nach einer halben Stunde gab sie auf. Die

Lösung würde ihr vollkommen unerwartet kommen, sagte sie sich, in einem Moment, in dem sie nicht mehr daran dachte. Hoffentlich kam dieser Moment bald.

Sie rief auf dem Handy Allan Savage an. »Haben Sie den Anruf gerade gehört?«

»Klar.«

Sie erzählte ihm, dass ihr die Stimme bekannt vorgekommen wäre. »Hat sie bei Ihnen jemand identifiziert?«

»Ich habe diese Stimme auch schon mal gehört. Aber ich kann sie nicht einordnen, und von den anderen auch niemand. Allerdings laufen hier sowieso nur noch Computerfreaks mit atrophischen Gedächtnissen herum, die nicht mal wissen, wer der CIA-Direktor ist, und die denken, Präsident wäre immer noch Ronald Reagan.«

»Ich glaube, ich weiß, was Sie meinen. Sehen Sie zu, dass das Band mit dem nächsten Diplomatengepäck nach Langley geht. Lassen Sie es im Labor mit anderen Stimm-aufzeichnungen vergleichen.«

»Möchten Sie, dass wir einen Bericht schicken?«

»Nein. Ich komme selbst vorbei.« Sie wollte persönlich mit der CIA-Direktorin sprechen.

Beijing

Die Nacht umhüllte Wei Gaofans Büro in Zhongnanhai mit samtiger Dunkelheit. Die Lichter Beijings, die hinter dessen Mauern funkelten, tauchten den Sternenhimmel in schimmerndes Zinngrau. Wei stand in der offenen Tür und betrachtete seinen Garten, die anmutige Weide und die gepflegten Blumenbeete, die normalerweise immer so

beruhigend auf ihn wirkten. Aber an diesem Abend lastete tiefe Unruhe auf ihm.

Er wurde der Hardliner schlechthin genannt, so, als wäre das eine Schande, aber er hatte eine Vision, die rein war. Die Eule und die anderen Fortschrittlichen waren politisch blind. Sie waren außerstande zu sehen, was er sah. Sie taten ihm Leid, aber gleichzeitig waren sie seine ideologischen Feinde. Chinas Feinde. Sie drängten das Land auf einen unnatürlichen Weg, an dessen Ende mehr Schaden stehen würde, als es bloß der Welt auszuliefern. Ihr Weg holte die drei schlimmsten Krankheitserreger ins Land – Kapitalismus, Religion und Individualismus.

Als das Telefon läutete, kehrte er an seinen Schreibtisch zurück. Der Anruf kam auf seinem Privatanschluss herein, dessen Nummer nur sein Netzwerk aus alten Freunden, Protegés und Spionen kannte.

Er ahnte nichts Gutes. »Ja?«

Feng Duns Stimme klang wie aus einem Grab und bestätigte seine bösen Vorahnungen. »Yu ist noch am Leben. Es war die Frau. Sie hat mich hereingelegt.«

Wei atmete scharf ein. »Und das Dokument von Flying Dragon?«

»Befindet sich noch in Yus Besitz. Yu hat es gar nicht verbrannt.« Er schilderte den genauen Hergang.

Wei ließ sich in seinen Schreibtischsessel sinken. Sein Magen krampfte sich zusammen, aber seine Stimme blieb fest. »Wo sind sie?«

»In Dazu. Ich bin bereits von Chongqing auf dem Weg dorthin.«

»Was machen sie?«

Feng erzählte ihm von Li Kuonyis Anruf bei Ralph

McDermid und von ihrer Abmachung. »In spätestens achtundvierzig Stunden habe ich mir Yu, Li und das Dokument geschnappt.«

»Sind Sie da sicher?«

»Es wäre wohl kaum gut für uns, wenn ich die Sache nicht realistisch sähe.«

Fengs Stimme nahm wieder ihr übliches rauchiges Timbre an. Die jüngste Wendung der Dinge hatte ihn gewaltig verunsichert, aber sein altes Selbstvertrauen kehrte bereits zurück. In all den Jahren, die Wei den ehemaligen Söldner für sich hatte arbeiten lassen, hatte er kein einziges Mal erlebt, dass Feng sein Selbstvertrauen im Stich gelassen hatte. Wenn überhaupt etwas, hatte der Mann eher zu viel davon. Aber das war hier nicht irgendein x-beliebiges Problem. Wegen seiner politischen Tragweite hätte es die meisten Sicherheitsexperten überfordert.

Feng war ihm gegenüber immer loyal gewesen, selbst dann, wenn er beauftragt worden war, für andere zu arbeiten, um ihm Informationen zu beschaffen. Andererseits hatte Feng stets davon profitiert, wenn Wei in immer höhere Regierungsämter aufgestiegen war. Yu Yong-fu hätte nie so viel für Feng tun können, wie Wei das möglich war. Ebenso wenig konnte das ein Amerikaner, auch kein Ralph McDermid. Für einen ehemaligen Söldner wie Feng war es eine Ehre, so eng mit einem Mitglied des Ständigen Ausschusses zusammenzuarbeiten; außerdem war sein Gehalt mehr als großzügig, zumal ihn auch andere für seine Dienste bezahlten. Wenn Wei Generalsekretär würde, wäre auch Fengs Zukunft gesichert. Sie waren aneinander gekettet, zwei ehrgeizige Talente, die sich gegenseitig brauchten.

»Benötigen Sie in Dazu Hilfe?«, fragte Wei. »Das ist jetzt nicht der Zeitpunkt, den einsamen Wolf zu spielen.«

Feng zögerte. »Falls Sie in der Gegend einen VBA-Offizier haben, dem man trauen kann, könnte seine Anwesenheit zusammen mit einer VBA-Einheit nicht schaden, sollten uns durch einen dummen Zufall die lokalen Behörden dazwischenfunken.«

»Ich werde mich darum kümmern. Und, Feng, denken Sie daran, Li Kuonyi ist mit allen Wassern gewaschen. Eine gefährliche Gegnerin.«

»Es besteht keine Notwendigkeit, mich zu beleidigen, Herr.«

Das waren eindeutig harte Worte von einem Untergebenen, aber Wei akzeptierte sie mit einem verständnisvollen Lächeln, als er auflegte. Feng war eindeutig wieder der Alte. Wie den Wolf trieb ihn der Hunger, und er grühte nach den zwei Leuten, die ihn wie einen blutigen Anfänger hatten aussuchen lassen. Jetzt war er nur umso fester entschlossen, das verlorene gegangene Dokument wiederzubeschaffen.

Wei blickte durch das Fenster in den Garten hinaus. Die bösen Vorahnungen ließen ihn nicht los. Er wurde mehr und mehr in dem Verdacht bestärkt, dass bei Major Pans Nachforschungen über Colonel Smith und die Familie Li Aorongs mehr über die *Empress* herausgekommen war, als der Major in seinem Bericht an General Chu geschrieben oder als Niu Jianxing dem Generalsekretär des Ständigen Ausschusses mitgeteilt hatte. Zugleich scharte Niu in Politbüro und Zentralkomitee insgeheim Unterstützer um sich.

Es war eine unglückliche Wendung, dass er Feng Dun und Ralph McDermid ebenso würde eliminieren müssen wie Li Aorong, seine Tochter und ihren Mann, um alle Spuren einer Hardliner-Beteiligung an der *Empress*-Affäre zu verwischen.

Als Feng ihn ursprünglich auf McDermids Plan aufmerksam gemacht hatte, war er ihm wie ein Glücksfall erschienen. Doch jetzt witterte er Gefahr. Zeit seines Lebens hatte er nur deshalb überlebt und reüssiert, weil er schnell und rücksichtslos gehandelt hatte, wenn es ihm sein Gefühl sagte.

Auf einer Leiter, die gegen eine Mauer in Zhongnanhai gelehnt stand, wurde ein Wartungstechniker mit der Reparatur eines der Scheinwerfer fertig, die Wei Gaofans Garten beleuchteten. Er hatte bei der Arbeit murmelnd über Wei Gaofans Verfolgungswahn geschimpft, weil dieser aus Angst vor einem Attentat keine unbeleuchteten Stellen in seinem Garten duldete.

Seine Ungehaltenheit über das wichtige Mitglied des Ständigen Ausschusses war stärker als gewöhnlich, weil er nicht nur Wartungstechniker war, sondern auch Spion. Mithilfe des Richtmikrofons in seinem Werkzeugkasten hatte er das letzte Telefongespräch in Weis Arbeitszimmer aufgezeichnet und konnte es jetzt kaum mehr erwarten, das Band seinem Vorgesetzten in der Spionageabwehrabteilung des Ministeriums für öffentliche Sicherheit zu übergeben. Außerdem war seine Ablösung bereits eingetroffen. Der Mann war gerade dabei, vor Weis Arbeitszimmer zu fegen. Auch in seinem Werkzeugkasten, der auf einem Granitblock stand, be-

fand sich ein Abhörgerät, das auf das Fenster des Arbeitszimmers gerichtet war.

Der Spion kletterte von der Leiter und trug sie zusammen mit dem Werkzeugkasten zu einem Schuppen, der hinter dichten Büschen verborgen war, um den Gesamteindruck des Parks nicht zu stören. Sobald er den Schuppen betreten hatte, öffnete er eine Klappe im Boden des Werkzeugkastens und nahm eine Mini-Kassette heraus.

Er steckte sie ein und tätigte mit seinem Handy einen Anruf. »Ich habe eine Aufnahme.« Er lauschte. »Zehn Minuten, ja. Ich komme sofort hin.«

Er schaltete das Handy aus, schloss den Schuppen ab und eilte durch den herrlichen Garten zu einer bewachten Seitentür in der Außenmauer, die nur von Wartungspersonal benutzt wurde.

Der Wachposten, der ihn jeden Abend nach Beendigung seiner Schicht nach draußen ließ, bestand trotzdem darauf, seinen Ausweis zu sehen. »Heute sind Sie aber spät dran.«

»Eine dringende Reparatur für Herrn Wei. Einer seiner blöden Scheinwerfer ist kaputtgegangen. Er hätte fast einen Herzinfarkt bekommen. Das hatte natürlich nicht bis morgen Früh Zeit.« Es war nur zum Teil eine Lüge. Er selbst hatte den Scheinwerfer demoliert, damit er einen Grund hätte, ein paar Stunden dort oben zu sitzen und Gespräche aufzuzeichnen. Seinem Führungsoffizier zufolge gärte es in der politischen Führung zurzeit gewaltig, und jedes Telefongespräch Weis musste aufgezeichnet werden. Seine Aufgabe war es, Vorwände zu finden, um das tun zu können.

Der Wachmann verdrehte die Augen. Wei Gaofans

übertriebene Ansprüche waren bestens bekannt. Der Wachmann trat zur Seite, und der Arbeiter ging auf die Straße hinaus und wandte sich vom Tiananmen Platz ab. Er schlängelte sich zwischen den Touristen hindurch, die noch in der Verbotenen Stadt unterwegs waren. Schließlich betrat er einen altmodischen Teeladen und blieb gleich hinter der Tür stehen. Sein Führungsoffizier saß an einem Tisch in der Mitte des Lokals und las Zeitung.

Der Wartungstechniker kaufte eine Kanne minderwertigen Wu Yi und eine Packung englischer Kekse und ging damit an einen Tisch im hinteren Teil des Lokals. Als er an seinem Führungsoffizier vorbeikam, ließ er die Kekse fallen. Er bückte sich, hob sie auf, ging weiter und setzte sich.

Major Pan Aitu hatte es eilig. Trotzdem trank er erst seinen Tee aus und faltete die Zeitung zusammen, bevor er ging. Der Geheimdienstoffizier schlenderte zwei Straßen weiter zu seinem Auto. Nachdem er eingestiegen war, fischte er die einzige Kassette aus seinem Schuh und legte sie in ein Mini-Tonbandgerät ein. Als er sich das Telefonat anhörte, hielt er das Band an verschiedenen Stellen an und spulte es zurück, um noch einmal zu lauschen.

Dann ließ er sich stirnrunzelnd gegen die Kopfstütze zurück sinken. Was das alles bedeutete, war klar. Li Kuo-nyi und Yu Yongfu waren noch am Leben, und vor allem hatten sie auch das Ladeverzeichnis der *Empress*, dessentwegen Colonel Jon Smith nach China gekommen war. Das Ehepaar war vermutlich bereits nach Dazu unterwegs, um alles für die Übergabe des Dokuments an Ralph McDermids Mittelsmann Feng Dun vorzubereiten. In

Wirklichkeit würde Feng Dun das Dokument jedoch gewaltsam an sich bringen und das Ehepaar in Wei Gaofans Auftrag töten.

Ebenso stand fest, was Fengs Bericht an Wei Gaofan zu bedeuten hatte. Für die Eule wäre das von enormer Wichtigkeit. Wei Gaofan wusste nicht nur von der *Empress* und ihrer Ladung, sondern war sogar aktiv an der Sache beteiligt.

Die Entwicklung hatte inzwischen einen Punkt erreicht, an dem er sich entscheiden musste, wie er sich zur bestmöglichen Wahrung seiner eigenen Interessen am besten verhalten sollte. Einerseits ließ Wei Gaofan bereits Feng Dun für sich arbeiten; außerdem hatte er eindeutig von Anfang an seine Finger bei der Empress-Affäre mit im Spiel gehabt und wäre sicherlich nicht begeistert über einen Agenten der Spionageabwehr, der zu viel wusste.

Andererseits wusste die Eule – Niu Jianxing –, der offensichtlich ein Gegner Wei Gaofans und seines Hardlinerstandpunkts war, nichts von der Sache und wäre bestimmt außerordentlich dankbar.

Zunächst wollte Pan nach Dazu, das ziemlich weit entfernt war. Sobald er jedoch dort eintraf, musste er sich entscheiden. Er war gut gefahren mit dem neuen China, hatte nicht den Wunsch, zum alten zurückzukehren, und alles in allem war es vermutlich das Beste, sich auf die Seite der Eule zu schlagen.

In der Luft über der Provinz Sichuan

Mit zurückgelegtem Kopf aber angespannt saß Jon Smith gegen das Schott einer hoch fliegenden E-2C Hawkeye AWACS-Maschine der Navy gelehnt. Es war fast 23 Uhr. Das Vibrieren der Flugzeugmotoren summte in seinen Ohren. Die Maschine war total verdunkelt, wie das bei allen Aufklärungsflügen der Fall war. Aber das war kein gewöhnlicher Aufklärungsflug.

Er trug seine übliche schwarze Arbeitskleidung mit der Beretta im Hosenbund. Neben ihm lag ein schwarzer Isolieroverall. Da er in zehntausend Metern Höhe aus dem Flugzeug springen musste, würde er ihn brauchen. Er hatte Hunderte von Sprüngen absolviert, aber keinen aus so großer Höhe, und Tatsache war – sein letzter lag wirklich schon einige Zeit zurück. Das Navy-Personal auf dem Flugzeugträger war alle wichtigen Punkte mit ihm durchgegangen und hatte ein paar nützliche Tipps beigesteuert.

Er hatte ein Sauerstoffgerät, weil er den Fallschirm erst nach freiem Fall auf dreitausend Meter Höhe öffnen würde. Dort unten war kein Krieg, zumindest keine Gefechtszone, und niemand würde auf der Lauer liegen und den Himmel beobachten ... theoretisch. Die Absprungzone war anhand von Satellitenaufnahmen bestimmt worden, die weniger als vierundzwanzig Stunden alt waren. Es war mit einer annehmbaren Wolkendecke zu rechnen. Der Wind war relativ schwach.

Jede technische Maßnahme und Sicherheitsvorkeh-

rung war getroffen worden. Jetzt lag es an ihm, sich mental auf das Kommende vorzubereiten. Als er in Gedanken noch einmal jeden Schritt durchging, galt sein Hauptaugenmerk Möglichkeiten menschlichen Versagens und dem Auftreten unvorhersehbarer Probleme. Um seine Muskeln locker zu halten, schüttelte er in regelmäßigen Abständen Arme und Beine aus.

Ein Besatzungsmitglied kam nach hinten. »Es ist so weit, Colonel. Ziehen Sie sich an.«

»Wie lange noch?«

»Zehn Minuten. Ich soll Ihnen vom Kapitän bestellen, die Bedingungen sind optimal. Der Mond geht erst in ein paar Stunden auf, das Wetter hält, und niemand folgt uns. Die Luft ist rein, wie es so schön heißt. Ich komme dann noch mal zum Equipment-Check nach hinten und erteile Ihnen letzte Anweisungen. Und vor allem, passen Sie auf, dass Sie beim Springen nicht nach oben driften. Sonst machen unsere Heckanbauten Hackfleisch aus Ihnen.«

Der Mann lachte leise über seinen schlechten Witz, als er sich entfernte. Smith war nicht nach Lachen zumute. Er klinkte seine Heckler & Koch MP5K an drei Ringen seines über der Brust gekreuzten Spezialgeschriffs fest. Als er sich dann das Gesicht schwärzte, achtete er darauf, nichts in seine Wunden zu bekommen. Schließlich kämpfte er sich in den Isolieranzug und in die Handschuhe und zog den Reißverschluss des Anzugs hoch. Nachdem er das Außengeschrirr festgeschnallt hatte, legte er die zwei Fallschirme an und befestigte Sauerstoffgerät, Höhenmesser, GPS und sonstiges Equipment.

Ihm wurde schnell heiß, und er hatte das Gefühl, eine halbe Tonne zu wiegen. Kurz fragte er sich, wie Soldaten

in voller Kampfausrüstung sich überhaupt bewegen konnten, und beantwortete sich seine unausgesprochene Frage auch gleich selbst: Weil sie es mussten. Er kannte das. Er hatte es selbst mitgemacht.

Als er schließlich fertig war, machte er sich ans Warten und hoffte, es würde nicht lang dauern. Ihm war so mulmig, dass er es nur noch möglichst schnell hinter sich bringen wollte. Springen, fallen und landen. Fast alles war besser als das ... sogar die Aussicht auf das schwarze Nichts außerhalb der AWACS-Maschine.

»Es kann losgehen.« Das Besatzungsmitglied kam wieder nach hinten und zog und zerrte an seiner Ausrüstung, ob sie richtig angebracht war und funktionierte. Zum Schluss gab er Smith einen Klaps auf den Rücken. »Fangen Sie jetzt an, Ihren Sauerstoff zu atmen. Achten Sie auf das Licht dort oben. Wenn es aufleuchtet, schieben Sie die Tür auf. Alles Gute.«

Smith nickte und tat, was der Mann gesagt hatte. Als er den Blick auf das Licht heftete, spürte er den Druck im Abteil abfallen. Das Licht leuchtete auf, und er schob die Tür zurück. Als die tintige Luft an ihm sog, überkam ihn einen Moment die Unentschlossenheit. Dann fiel ihm etwas ein, was sein Vater vor langer Zeit einmal gesagt hatte: Sterben muss jeder, deshalb fährst du wesentlich besser, wenn du dein Leben jetzt lebst, statt dich hinterher zu fragen, was du alles versäumt hast.

Er sprang.

Washington, D.C.

In der amerikanischen Bundeshauptstadt war es fast Mittag, und der Präsident arbeitete an seinem Schreibtisch im Oval Office. Er hatte die verschiedenen Kriegsszenarien der Vereinigten Stabschefs erhalten und durchgesprochen. Sie reichten von einer bloßen Machtdemonstration der Volksrepublik gegenüber Taiwan über eine Großinvasion auf dem Inselstaat bis zum Undenkaren – einem Atomschlag der Volksrepublik China gegen die Vereinigten Staaten.

Präsident Castilla ließ sich in seinen Schreibtischsessel zurück sinken und schloss die Augen. Er rieb sich unter der Brille die Lider, dann verschränkte er die Hände am Hinterkopf. Wieder dachte er über die Möglichkeit eines Krieges nach und wie es wäre, es mit einer Nation von 1,3 Milliarden Menschen aufzunehmen, zu- oder abzüglich der paar Millionen, die die Chinesen wahrscheinlich verloren oder nie gezählt hatten. Er dachte an den Einsatz von Nuklearwaffen, und ihn überkam ein Gefühl, als entglitte ihm die Kontrolle über die Situation. Es war eine Sache, sich mit kleinen, schlecht bewaffneten Nationen und Terroristen, hausgemacht oder importiert, anzulegen, die maximal vielleicht Tausende Menschen töten konnten. Aber ganz anders sah die Sache mit einem Land wie China aus, das schier unbegrenzte Massenvernichtungsmöglichkeiten hatte. Er konnte sich nicht vorstellen, dass China einen Krieg mehr wollte als er, aber was für ein Unterschied war schon zwischen einem hitzköpfigen U-Bootkommandanten, der eigenmächtig ein Torpedo abfeuerte, und einem unverbesserlichen Hardliner mit dem Finger am roten Knopf?

Dem in der Tür erscheinenden Kopf Jeremys war ein leises Klopfen orausgegangen. »Fred Klein, Sir.«

»Lassen Sie ihn rein, Jeremy.«

Klein kam herein wie ein nervöser Freier, erwartungsvoll, aber auch unsicher. Beide Männer warteten, bis Jeremy gegangen war.

»Wie komme ich darauf, dass du gute und schlechte Nachrichten bringst?«, begrüßte der Präsident den Covert-One-Chef.

»Wahrscheinlich, weil es tatsächlich so ist.«

»Na schön, dann fang mit den guten an. Ich habe einen anstrengenden Tag hinter mir.«

Klein legte sich in Gedanken bereits alles zurecht, als er sich in seinem Sessel nach vorn beugte. »Colonel Smith ist am Leben und wohlbehalten, und das Original des Ladeverzeichnisses, das uns Mondragon übergeben wollte, ist wieder aufgetaucht.«

Der Präsident zuckte hoch. »Wir haben das Dokument? Bis wann kann man es hierher schaffen?«

»Das ist die schlechte Nachricht. Es befindet sich noch in China.« Er gab Smiths Bericht wieder, vom Zeitpunkt seiner Gefangennahme bis zu seiner Flucht und dem Anruf Li Kuonyis. »Er musste dem CIA-Team sagen, dass er für das Weiße Haus arbeitet, aber mehr nicht. Covert-One wurde mit keinem Wort erwähnt. Wieder ein einmaliger Spezialeinsatz.«

»Na schön«, brummte Castilla mürrisch und zog die Stirn in Falten. »Jetzt wissen wir, dass Ralph McDermid maßgeblich an der Sache beteiligt ist. Aber das ändert nichts an der Gefahr, die die *Empress* darstellt.«

»Nein.«

»Ohne das Manifest von Flying Dragon müssen wir uns auf einen Krieg einstellen. Li Kuonyi trifft sich morgen Früh in Dazu mit McDermids Leuten?«

»Nein, erst übermorgen.«

»Dann wird es ja noch knapper für uns, Fred.« Der Präsident sah auf die Uhr. »Brose meint, uns bleiben allerhöchstens noch achtundvierzig Stunden. Unser Militär ist bereits in Alarmbereitschaft versetzt. Was unternimmst du jetzt, um das Manifest zu beschaffen?«

»Colonel Smith befindet sich gerade auf dem Weg zurück nach China. Er kennt Li Kuonyi vom Sehen, und sie weiß, wer und was er ist. Möglicherweise lässt sie sich auf einen Handel mit ihm ein, wenn wir ihr in den Staaten Asyl gewähren.«

»Er ist schon unterwegs? Hast du nicht eben gesagt, das Treffen in China findet erst in zwei Tagen statt?«

»Es ist noch etwas passiert. Deshalb habe ich ihn einen Tag früher losgeschickt.«

Der Präsident explodierte fast. »Noch etwas! Was ist so wichtig, dass die Beschaffung des Dokuments nicht mehr oberste Priorität hat?«

Fred Klein ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. »Es geht um deinen Vater, Sam. Und es kann überhaupt nicht die Rede davon sein, dass wir nicht alles tun, um das Verzeichnis zu beschaffen. Es ist ein Problem aufgetreten, und ich glaube, Colonel Smith wird sowohl damit wie mit der Beschaffung des Dokuments fertig.«

»Mein Vater.« Dem Präsidenten wurde flau im Magen.
»Was für ein Problem?«

»Ich habe aus dem Lager einen Hinweis erhalten, dass er morgen Früh, Ortszeit, verlegt werden soll. Warum,

weiß unser Mann vor Ort nicht. Aber wenn Thayer einmal verlegt ist, sinken die Chancen, ihn in nächster Zeit zu befreien, deutlich. Da mein Team unmöglich rechtzeitig an Ort und Stelle sein kann, habe ich mir einen anderen Plan ausgedacht. Das Problem ist nur, er ist riskanter. Das einzige Gute an diesem Kuddelmuddel ist, dass uns Li Kuonyis Wahl des Übergabeortes ermöglicht, die Risiken bei Thayers Rettung zu reduzieren. Durch Colonel Smiths frühzeitige Entsendung erhöhen sich unsere Erfolgsaussichten.«

Der Präsident ließ sich dadurch keineswegs beruhigen.
»Nicht auf Kosten unseres Hauptziels, Fred.«

»Natürlich nicht, Sam. Auf gar keinen Fall. So gut müsstest du uns eigentlich kennen.«

»Dich, ja. Aber bei Smith bin ich mir nicht so sicher. Ist er allein unterwegs?«

»Er wird nicht auf sich allein gestellt sein, Sam, aber ich glaube nicht, dass du mehr wissen willst. Unter Umständen wird es einige Punkte geben, bei denen du auf Nicht-Wissen wirst plädieren müssen.«

»Erzähl mir, so viel du kannst.«

»Wir haben Chiavelli und ein Netzwerk politischer Gefangener im Lager; Smith kommt von außen, außerdem etwas importierte private Hilfe, die ich schon einmal erwähnt habe, von der du aber besser nichts wissen solltest, zumal Smith diese Leute schon bei einer früheren Gelegenheit geholfen haben. Ich habe nicht gerade mit Geld gegeizt, sodass vorausgesetzt, es kommt nicht zu weiteren Katastrophen unsere Chancen recht gut stehen, Thayer aus dem Lager zu holen. Anschließend wird ihn Captain Chiavelli an die Grenze schaffen. Gleichzeitig machen

sich Smith und die anderen auf den Weg zum Schlafenden Buddha, um sich dort auf die Lauer zu legen.«

Der Präsident schien immer noch skeptisch. »Naschön. Hat Smith ein Versteck, wo er morgen den ganzen Tag untertauchen kann?«

»Ja.«

In Gedanken ganz woanders, saß der Präsident eine Weile nickend da. »Und wenn das Ganze nur Schwindel ist? Eine Falle? Was ist, wenn es gar keine illegalen Chemikalien gibt?«

»In Anbetracht all dessen, was wir mittlerweile in Erfahrung gebracht haben, halte ich das für sehr unwahrscheinlich.«

»Aber nicht unmöglich?«

»In der Geheimdienstarbeit und in der Weltpolitik ist nichts unmöglich. Nicht, solange Menschen den Gang der Dinge bestimmen.«

Der Präsident war in Gedanken immer noch ganz woanders als im Oval Office. »Wie kann jemand diesen Job nur freiwillig machen? Sich regelrecht darum zu reißen, ist eindeutig mit einer gewissen blinden Hybris verbunden.« Sein Blick kehrte zu Klein zurück. »Ich weiß sehr zu schätzen, was ihr, du und Smith, tut. Es war beileibe nicht einfach, und es wird, glaube ich, auch nicht einfach werden. Achtundvierzig Stunden, allerhöchstens – und China ist eben doch so weit entfernt.«

»Ich weiß. Aber wir kriegen es hin.«

Abwesend legte der Präsident die Hand auf seine Anzugjacke. Durch den teuren Stoff konnte er seine Brieftasche spüren. Unwillkürlich sah er plötzlich vor seinem inneren Auge den lächelnden Mann mit dem verwegenen

Hut. In seinem Blick lag etwas Fragendes. Der Präsident brannte darauf, von dem Mann zu erfahren, wie diese Frage lautete. Aber er versuchte, nicht mehr weiter daran zu denken.

In der Luft über der Provinz Sichuan

Der Düsentriebstrahl der E-2C riss Smith sofort von den Anbauten am Heck fort, und bis auf den Luftzug an seinen Wangen hatte er das Gefühl, reglos im All zu schweben, so, als ob er sich überhaupt nicht von der Stelle bewegte. Trotzdem fiel er mit unglaublicher Geschwindigkeit – mit fast zweihundert Stundenkilometern. Er musste seine Höhe und den Kurs ins Zielgebiet wissen. Gegen Luftzug und Schwerkraft ankämpfend, hob er das rechte Handgelenk, um auf die LED-Anzeigen von Höhenmesser und GPS sehen zu können. Er befand sich in sechstausend Meter Höhe und direkt auf Kurs. Die Windstille war sein bester Verbündeter.

Zum Glück war keine Präzisionslandung nötig, obwohl die nächsten Berge nur wenige Kilometer entfernt waren. Um zu wissen, wann er den Fallschirm öffnen musste, brauchte er nur den Höhenmesser im Auge zu behalten. Blieb es windstill, musste er genau im Mittelpunkt des Zielgebiets landen.

Er war fast euphorisch, als er auf seinem Luftkissen in die Tiefe segelte. Plötzlich begann das GPS-Gerät zu blinken, ein Hinweis, dass er vom Kurs abkam. Mit zusammengebissenen Zähnen brachte er seinen fallenden Körper in eine andere Lage, sodass sich die Form des

Luftkissens veränderte und er eine langsame Drehung vollführte. Das GPS hörte auf zu blinken.

Erleichtert wollte er gerade wieder auf den Höhenmesser sehen, als sein Handgelenk zu vibrieren begann. Es war der Alarm, dass er sich dem vertikalen Punkt ohne Wiederkehr näherte. Sobald er diese Höhe erreichte, wäre es zu spät, den Schirm zu öffnen. Sein Herz begann zu klopfen. Er brachte seinen Körper in eine aufrechte Stellung und zog an der Reißleine.

Über ihm kam es zu einem kurzen Wispern von Luft, als sich der Fallschirm entfaltete. Er schaute nach oben und hoffte ... doch schon im selben Moment drückte es seinen Körper in die Gurte seines Geschirrs. Der Schirm hatte sich geöffnet, das Geschirr hatte gehalten, und alles verlief weiter nach Plan.

Jeder Lärm verstummte. Er warf den Reißleinengriff weg. Über ihm blähte sich der schwarze Schirm, und er schwiebte gemächlich pendelnd in die Tiefe. Das GPS meldete eine leichte Kursabweichung, die er durch ein Ziehen an den Steuerleinen korrigierte. Dabei musste er nur auf eines achten: dass er den Schirm durch zu wilde Steuermanöver nicht zum Kollabieren brachte. Sobald er wieder auf Kurs war, blickte er nach unten und sah schon erstaunlich nah Lichter. Das war immer so. Der Erdboden schien einem schneller entgegenzuschießen als erwartet, weil man am Fallschirm eine völlig falsche Vorstellung von seiner Sinkgeschwindigkeit hatte.

Er schaute erneut nach unten. Die Lichter kamen aus den Fenstern verstreuter Weiler und Dörfer. In ihrer Mitte war tiefes Dunkel – eine große schwarze Fläche. Das musste das Zielgebiet sein.

Mit einem stillen Dank an die ruhigen Witterungsverhältnisse und die Spezialisten der Navy, die den Absprung mithilfe von Satellitenaufnahmen der Gegend um Dazu berechnet hatten, warf er allen Ballast ab, den er entbehren konnte – Sauerstoffflasche, Handschuhe, Isoliermütze. Aber den auf ihn zuschießenden Erdboden konnte er immer noch nicht sehen. Besorgt beobachtete er seinen Höhenmesser. Dreißig Meter. Nur noch Sekunden bis zur Landung.

Als er den Erdboden endlich erkennen konnte – wie angekündigt, war es ein gepflügtes Feld –, fühlte er sich plötzlich sicher. Er wusste, was er zu tun hatte. Er entspannte sich, spreizte die Beine, ging in die Knie und setzte auf. Als sich seine Stiefel in die weiche, aufgeworfene Erde gruben, durchfuhr ihn eine Welle dumpfen Schmerzes, Hinterlassenschaft der Schläge, die er am Morgen eingesteckt hatte. Er verdrängte die Schmerzen aus seinem Kopf, federte hoch, sackte wieder zurück, fing sich und richtete sich ganz auf. Einen Augenblick lang war der intensive Geruch der dunklen Erde alles, was er wahrnahm. Hinter ihm sank der Schirm lautlos zu Boden.

Umhüllt von Finsternis, stand er ganz allein in der Mitte des Feldes und lauschte. Er hörte leise Insektengeräusche, aber nicht den fernen Lärm von Automotoren. Die Chengdu-Autobahn zwischen Chongqing und Chengdu musste ganz in der Nähe sein, aber so spät sonntagabends waren nur wenige Autos unterwegs. In der Ferne reihten sich schemenhafte schwarze Baumgruppen wie Wachposten aneinander. Rasch legte er das Geschirr und alle Instrumente ab, schlüpfte aus dem Isolieranzug, raffte den

schwarzen Fallschirm zusammen und vergrub mit einer kleinen Schaufel alles bis auf das GPS-Gerät.

Als er gerade damit fertig wurde, alles mit Erde zu bedecken, hörte er in der Ferne ein schwaches metallisches Geräusch. Als ob zwei kleine Metallteile gegeneinander stießen.

Angespannt lauschend wartete er in der Dunkelheit. Eine Minute. Zwei. Das leise Geräusch kam nicht wieder.

Er löste die MP5K-Maschinenpistole vom Geschirr, an dem sie beim Absprung befestigt gewesen war, und schlang sie sich über die Schulter. Dann grub er ein kleineres Loch, in das er die Schaufel und das Geschirr legte. Zum Schluss benutzte er die Hände, um beides mit Erde zu bedecken.

Nachdem er sich die Hände gesäubert hatte, nahm er die Maschinenpistole von der Schulter, las auf dem GPS ab, welche Richtung er einschlagen musste, und klinkte das Gerät an seinem Gürtel mit den Ersatzmagazinen fest. Schließlich ging er über das Feld auf die Baumreihe zu. Sie war ein dunkleres, zerklüfteteres Schwarz vor dem helleren Schwarz des Nachthimmels. Wie immer sah er sich nach allen Seiten um und beobachtete den Horizont, die fernen Lichter, die Bäume.

Keine zwei Minuten später sah er, wie sich am Rand der Bäume etwas bewegte. Dreißig Sekunden später warf er sich, die Maschinenpistole in beiden Händen, auf den Boden. Er nahm die Nachtsichtbrille von seinem Waffengürtel, setzte sie auf und nahm die Bäume ins Visier. Unter ihnen stand ein kleines Gebäude, bei dem es sich um einen Schuppen, eine Hütte oder ein Haus hätte handeln können. Was es genau war, konnte er im grünlichen

Schein des Nachtsichtgeräts nicht erkennen. Er bildete sich ein, auch einen Anhänger und einen zweirädrigen Karren zu sehen. Nichts von all dem bewegte sich. Nichts. Nicht einmal eine Kuh oder ein Hund.

Trotzdem, irgendetwas hatte er beobachtet. Aber es schien verschwunden zu sein. Er wartete weitere zwei Minuten. Schließlich befestigte er das Nachtsichtgerät wieder an seinem Waffengürtel. Nach einem Blick auf die Leuchtanzeige des GPS, richtete er sich wieder auf und tappte weiter.

Wieder hörte er das Geräusch. Seine Kehle schnürte sich zusammen. Jetzt wusste er genau, wovon es herrührte: Der Hahn eines Revolvers war gespannt worden. Als er weiterschlich, schienen plötzlich mehrere Gestalten aus dem Boden zu wachsen, wie die Drachenzähne in der griechischen Heldensage. Schemen kreisten ihn ein. Schemen mit Waffen, die alle auf ihn gerichtet waren.

Die MP5K schussbereit in den Händen und zu allem entschlossen, kauerte Smith auf dem dunklen Feld nieder.

»Ganz ruhig. Meine Männer sind schon nervös genug.«

Er sah, wie Bewegung in die dunklen Reihen um ihn herum kam. Sie hatten geschwärzte Gesichter, aber keine Uniformen. Stattdessen trugen sie weite Kleider und eng anliegende Wollmützen. Im selben Moment wurde ihm auch klar, dass er die Stimme kannte, die ihn in bestem Oxfordenglisch gewarnt hatte. Noch während er das dachte, teilte sich der wilde Haufen, und der Sprecher trat vor.

»Ein gewisser Fred Klein meinte, Sie könnten vielleicht Hilfe brauchen.« Asgar Mahmouts weiße Zähne blitzten

kurz auf, als er lächelnd auf ihn zukam. Er hatte seine alte AK-47 mit dem Lauf nach unten über der Schulter hängen und reichte ihm die Hand.

»Schön, Sie wiederzusehen.« Smith schüttelte ihm die Hand, und die Uiguren, die einen schützenden Kreis um sie gebildet hatten, sahen sich nach möglichen Gefahrenquellen um.

»Was ist denn mit Ihnen passiert?« Mahmout sah Smith fragend an. »Ihr Gesicht sieht ja aus wie Hundekotze.«

35

Montag, 18. September Dazu

Nachdem ihm Smith kurz seine Flucht vor Feng Dun und seinen Leuten geschildert hatte, schüttelte ihm Asgar Mahmout bewundernd noch einmal die Hand. In der Zwischenzeit hatte Smith zwanzig Uiguren gezählt, Mahmout eingeschlossen. Sie trugen dieselbe kuriose Mischnung aus bunter uigurischer Tracht und weiten westlichen Sachen wie in Shanghai. Die meisten waren glatt rasiert, nur einige wenige hatten wie Mahmout dünne Schnurrbärte. Sie sagten nichts. Mahmout erklärte ihm, dass sie nur schlecht Chinesisch und gar kein Englisch sprachen.

Smith studierte seine Umgebung. Mahmouts Leute schauten sich mit dunklen Augen nervös um. »Wir sollten lieber zusehen, dass wir hier wegkommen.«

Mahmout erteilte ihnen auf Uigurisch Anweisungen.

Mit Smith in ihrer Mitte, machte sich die Gruppe auf den Weg. Die unter Wasser stehenden Reisfelder zu ihrer Linken funkelten im Sternenlicht wie schwarze Spiegel. In der Ferne erhoben sich niedrige Berge – violette Tu-scheflecken vor dem Nachthimmel. Dort mussten sich die Buddha-Grotten befinden, darunter auch der Schla-fende Buddha, an dem sich Li Kuonyi mit McDermids Vertreter, vermutlich Feng Dun, treffen würde.

Mahmout ging neben Smith. »Über diese Berge gibt es eine uralte Legende. Die Han glaubten, die Berggipfel wären Göttinnen, die auf die Erde herabgekommen waren und sich so heftig in sie verliebt hatten, dass sie nicht mehr in den Himmel zurückkehren wollten. Manchmal sind die Han gar nicht so übel. Aber erzählen Sie niemandem, dass ich das gesagt habe.«

Während die beiden Männer weiter nebeneinander durch die stille Nacht gingen, fragte Smith: »Woher kennen Sie Fred Klein?«

»Gar nicht, aber ich kenne Leute, die ihn kennen. Sie haben mir seine Nachricht zukommen lassen, zusammen mit einer hübschen Stange Geld als Lohn für unsere Hilfe.«

»Wen kennen Sie, der Klein kennt?«

»Einen gewissen Viktor, einen russischen Ingenieur.«

»Er hat in Kleins Auftrag Kontakt mit Ihnen aufgenommen?«, fragte Smith.

»Zunächst, ja. Aber unsere jüngste Zusammenarbeit kam zu Stande, als ich ihm von Captain Chiavelli aus dem Lager eine Nachricht zukommen ließ.«

Jetzt verstand Smith. »Sie haben Kontakt zu uigurischen Lagerinsassen.«

»Für die Chinesen sind sie Kriminelle. Für uns sind sie politische Gefangene. Jedenfalls haben sie für geringfügige Vergehen unverhältnismäßig hohe Strafen erhalten, etwa auch im Vergleich mit Chinesen, die sich ähnlicher Vergehen schuldig gemacht haben.«

»Des einen Patriot ist des anderen Terrorist.«

»Ganz so einfach ist es nicht«, sagte Mahmout, der Smith mit dem tadellosen Oxfordenglisch aus einem zentralasiatischen Banditenmund immer noch das Gefühl vermittelte, das Universum sei leicht aus den Fugen geraten. »Der entscheidende Punkt dabei ist doch: Nützt das Vorgehen des Freiheitskämpfers oder Terroristen seiner Sache und seinem Volk? Wenn es das nicht tut, ist er lediglich ein Egomane, ein Fanatiker, dem die ›Sache‹ wichtiger ist als das Ziel. Es ist eine Frage, die ich mir selbst auch oft stelle, und ich bin mir der Antwort keineswegs immer so sicher, wie ich das gern wäre, vor allem wenn es um andere geht, die auf der anderen Seite der Grenze ihr Leben lang für ein freies Ost-Turkestan gekämpft haben..«

»Ich dachte, vieles hing davon ab, was im Interesse der mächtigen Nationen ist.«

»Ah, ja. Das auch, hm?«

Die Baumgruppe befand sich jetzt direkt vor ihnen. Sie war dichter und umfangreicher, als Smith hatte erkennen können. Sobald der seltsame Haufen sie erreicht hatte, schwenkten sie nach links und gingen entlang der Reisfelder weiter. Die Männer knipsten kleine Taschenlampen an. Smith sah sich nach allen Seiten um. Als er einmal auch nach oben schaute, wäre er fast erstaunt stehen geblieben. Von den Bäumen über ihm hingen seltsame

klumpenförmige Gebilde, die wie riesige Bienen- oder Wespennester aussahen.

»Was ist denn das?«, fragte er Mahmout.

»Ungedroschene Reisgarben. Zum Schutz vor Mäusen und Ratten hängen die Bauern den Reis in den Bäumen auf.«

Als sie das weiche, gepflügte Feld verließen, fielen sie in einen lockeren Trab und steuerten auf den Rand eines Waldes zu. Unter dem hohen Dach aus Laub- und Nadelbäumen drängten sich Birken, Kiefern und niedrige Büsche.

Nachdem sie ein paar hundert Meter weit in den Wald vorgedrungen waren, erteilte Mahmout flüsternd einen Befehl, worauf drei Männer kehrten und an den Waldrand zurückkehrten. Mahmout richtete einen Verteidigungsring ein. Der Rest der Truppe zog an einer Gruppe Felsen vorbei in eine Waldsenke weiter, die aussah, als hätte die Gruppe dort schon öfter Rast gemacht. Während noch einmal drei Männer im Dunkeln unter den Bäumen verschwanden, legte sich der Rest der Truppe mit den Waffen im Arm auf dem blanken Boden schlafen.

Mahmout winkte Smith zu sich. Sie setzten sich neben die Reste eines Lagerfeuers.

»Nachdem das U-Boot Sie abgeholt hatte«, berichtete ihm Mahmout, »konnten auch wir unbehelligt vom Strand entkommen, aber wir hatten natürlich keine Garantie, dass die Leute, die hinter uns her waren, nicht auf die zwei Land Rover mit diesen komischen Uiguren aufmerksam würden. Deshalb kehrten diejenigen von uns, die in Shanghai leben, wieder dorthin zurück, um sich in

den *longtangs* zu verstecken. Mit dem Rest fuhr ich nach Westen, um uns erst einmal aus der Schusslinie zu bringen, bis sich die Lage wieder beruhigt hatte. Nach diesem Schema gehen wir immer vor, wissen Sie.«

»Dann waren Sie also schon hier in der Gegend, als Sie von der Sache mit Viktor erfuhren?«

»Ja. Mein Kontakt im Straflager ließ uns eine Nachricht zukommen, dass dieser russische Ingenieur, Viktor, einen amerikanischen Agenten, Chiavelli, ins Lager einschleusen wollte, um mit David Thayer zu reden.«

Smith nickte. »Fred Klein plant eine Blitzaktion zur Befreiung Thayers.«

»Inzwischen nicht mehr«, sagte Mahmout. »Dank beträchtlicher Schmiergelder ist es uns gelungen, Captain Chiavelli ins Lager einzuschleusen. Sein Bericht fiel, was Thayer und die allgemeine Situation anging, recht positiv aus. Aber jetzt – wir wissen nicht, ob der Lagerleiter Wind von der Sache bekommen hat oder ob es sich nur um gigantisches Pech handelt ... jedenfalls soll Thayer morgen Früh verlegt werden. Captain Chiavelli hat sofort unsere Leute im Lager verständigt, und die haben es an mich weitergeleitet. Ich habe Viktor Bescheid gesagt, der wiederum Klein informiert hat. Das weiß ich deshalb, weil ich von Viktor die Rückantwort Kleins erhalten habe.«

»Dass Sie sich mit mir treffen sollen? Das ist also der Grund für die plötzliche Änderung unseres Plans?«

»Richtig. Er möchte, dass Sie uns helfen, Thayer und Chiavelli zu befreien. Dabei kann einiges schief gehen, und er scheint zu glauben, dass sich Ihre Unterstützung im Lager als äußerst hilfreich erweisen könnte.«

»Im Lager?«

»Richtig. Wenn nötig, sollen wir heimlich ins Lager eindringen, und dann holen Sie, Chiavelli und ich Thayer raus. Geht natürlich etwas schief«, fügte er mit einem Grinsen hinzu, »müssen Sie sich den Weg nach draußen freischießen, was vermutlich der Hauptgrund ist, weshalb Klein Sie dabeihaben will.«

»Klasse«, brummte Smith. »Was könnte schief gehen?«

»Zum Beispiel könnte der eine oder andere Wärter auf die Idee kommen, gar nicht bestochen worden zu sein.«

Smith seufzte. »Das wird ja immer schöner.«

»Nur keine Aufregung. Im Vergleich zu dem, was auf einige meiner Leute wartet, ist es das reinste Zuckerlecken. Richtig haarig wird die Sache nämlich erst, wenn Sie mal aus dem Lager raus sind – wobei wir hoffen wollen, dass die Lagerleitung nicht schon vor dem Morgenappell merkt, dass Chiavelli und Thayer weg sind.«

»Sie meinen, dass es schwierig sein wird, Thayer und Chiavelli außer Landes zu schaffen?«

»Das ist unsere Aufgabe, und es ist weiß Gott keine leichte. Ein altes chinesisches Sprichwort fasst den Sachverhalt sehr schön zusammen: ›Schließ die Augen, dreh dich im Kreis, und egal, wo du bist oder wie spät es ist, wenn du sie wieder öffnest, wirst du einen Han sehen.‹ Das Land ist extrem dicht bevölkert, und Westler stechen heraus wie ein Fisch in der Wüste Taklamakan.«

»Deshalb sollte möglichst kein Schuss fallen. Das könnte verheerende Folge für meinen eigentlichen Auftrag haben.«

»Dessen ist sich Klein sehr deutlich bewusst. Deshalb meinte er, Sie sollen diese zusätzliche Operation sofort

abbrechen, wenn Sie den Eindruck gewinnen, der Erfolg der Hauptmission könnte dadurch gefährdet werden.«

»Stehen Sie mir auch für diese Operation zur Verfügung?«

»Selbstverständlich«, antwortete Mahmout. »Mit allen meinen Leuten. Außerdem werden wir Thayer an die Grenze schaffen.«

»Können Sie mich morgen irgendwo verstecken?«

Mahmout nickte. »Sie werden so sicher sein wie eine Tempelmaus.«

»Wann sollen wir beim Lager eintreffen?«

»Unsere Leute im Lager müssten jetzt schon so weit sein. Die Wahl des genauen Zeitpunkts bleibt uns überlassen. Sie warten auf unser Zeichen.«

»Dann lassen Sie uns mal aufbrechen. Wie weit ist es bis zum Lager?«

»Keine fünfzehn Kilometer.«

»Sonst noch irgendwelche Anweisungen von Klein?«

»Nur, dass ich mir klar darüber sein soll, dass Ihr oberster Auftrag lautet, das Scheitern des Menschenrechtsabkommens zu verhindern, und dass wir als Gegenleistung für unsere Hilfe Geld und Einfluss in Washington erhalten.« Mahmouts stoische Miene verdüsterte sich. »Im Weißen Haus tragen sie Scheuklappen. Alles, was die dort interessiert, ist, dass Zhongnanhai beim Zustandekommen des Abkommens mit ihnen kooperiert. Danach haben wir nichts mehr von ihnen zu erwarten. Wir sind austauschbar, weshalb wir auch nicht sonderlich motiviert sind, den USA zu helfen. Ihr Klein ist sich allerdings bewusst, dass wir aufgrund unserer eigenen Interessenlage keine andere Wahl haben.«

»Unterschätzen Sie da mal Freds guten Willen nicht. Er wird Sie nicht vergessen, und die weltpolitische Lage kann sich sehr schnell ändern.«

Mahmout nickte nicht sonderlich überzeugt. »Wie geht es nach dem Ausbruch aus dem Lager weiter?«

»Wir versuchen, möglichst schnell zum Schlafenden Buddha zu kommen.«

Mahmout machte ein skeptisches Gesicht. »Dort wimmelt es nach Tagesanbruch von Menschen. Touristen und Händler, und zwar egal, an welchem Tag.«

»Mit ein bisschen Glück sind wir längst wieder weg, bis sie anrücken.«

»Hätten Sie vielleicht die Güte, uns schon mal zu verraten, was dort alles auf uns zukommt?«

»Ein Hinterhalt und eine andere Art von Bergungsoperation.«

»Was sollen wir bergen?«

»Das Dokument, das ich in Shanghai nicht beschaffen konnte.«

»Ist es für das Menschenrechtsabkommen wichtig?«

»Ja«, antwortete Smith. »Aber jetzt hätte auch ich mal eine Frage ... Haben Sie einen Fluchtweg aus China vorbereitet, auf dem ich auch dieses Dokument außer Landes schaffen könnte?«

»Mehr als einen. Man weiß nie, was alles dazwischenkommen kann. Dissidenten und Aufständische ohne Fluchtwege sind Idioten. Zum Glück ist Widerstand etwas sehr Unchinesisches, weshalb die Han im Umgang damit keine Erfahrung haben. Werden wir uns schnell aus dem Staub machen müssen?«

»Vermutlich schon.«

»Dann werde ich meine Kontakte verständigen.« Er ließ den Blick über seine Männer wandern. Einige schnarchten bereits. Schlaue Guerillas. Sie schliefen, wenn sich eine Gelegenheit bot. »Dann mal los.«

Mahmout machte die Runde, weckte seine Männer, sprach leise mit ihnen. Sie checkten ihre Waffen, holten aus Kisten, die zwischen den Felsen versteckt waren, Patronengurte mit zusätzlicher Munition und warteten auf den Befehl zum Aufbruch. Auf einen leisen Pfiff Mahmouts hin kamen die sechs Wachen zurück und meldeten, die Luft sei rein.

Über den Baumspitzen hing ein dreiviertel voller Mond. Mahmout schickte die Vorhut los und nickte Smith zu. Dann teilte sich der Rest in zwei Marschreihen und drang tiefer in den Wald vor. Zehn Minuten später lichtete sich der Baumbestand, und sie erreichten eine unbefestigte Straße, auf der ein Land Rover, ein alter Lincoln Continental und ein verbeulter Humvee der US Army warteten.

Smith zog fragend die Augenbrauen hoch. »Für das ländliche China sind das aber eine Menge ausländische Fahrzeuge.«

Mahmout grinste. »Eines ist ein unfreiwilliges Geschenk eines tadschikischen Journalisten, die anderen zwei mitternächtliche ›Erwerbungen‹ aus Afghanistan. Schon erstaunlich, was ihr Amis den verschiedenen Warlords innerhalb und außerhalb der Nordallianz alles gebt, und wie achtlos sie mit ihrem unrecht erworbenen Gut umgehen. Sollen wir aufsatteln?«

Sie stiegen in die drei Fahrzeuge und fuhren unter dem sterlenklaren Himmel im Konvoi los. Obwohl es den Ui-

guren gegen den Strich ging, verhielten sie sich wie eine gut ausgebildete, extrem disziplinierte Truppe, was Smith sehr erfreulich fand. Die Straßen, auf denen sie unterwegs waren, schienen allesamt ungeteert, und sie kamen an Bauernhäusern, Feldern und Tieren vorbei. In diesem Teil Chinas, erklärte Mahmout, waren sogar Fahrräder ein Luxus. Um Verwandte zu besuchen oder Waren zu tauschen, legten die Menschen oft weite Strecken zu Fuß zurück, daher waren auf den Straßen wenig Fahrzeuge unterwegs, und auch vor den Häusern konnte man kaum welche abgestellt sehen. Trotzdem gab es überall Hinweise auf Menschen. Die Bauernhäuser bildeten Weiler sowie kleine und große Dörfer. Am Straßenrand tauchten in regelmäßigen Abständen Buden auf, in denen man sich die Haare schneiden lassen oder essen und Tee trinken konnte. Trotzdem kam niemand ins Freie, um zu schauen, wer so spät noch unterwegs war. In China empfahl es sich weder auf dem Land noch in den Städten, zu neugierig zu sein.

»Selbst wenn sie uns sähen, würden sie uns wahrscheinlich nicht melden«, sagte Mahmout. »Jeder versucht, möglichst die Aufmerksamkeit der Behörden nicht auf sich zu lenken. Auch auf dem Land.«

Weniger als eine halbe Stunde später konnte Smith in der Ferne zwei Wachtürme und die Umrisse einer hohen Maschendrahtumzäunung erkennen. Die Fahrer machten die Lichter aus. Mahmout erteilte einen Befehl, und die Fahrzeuge hielten in einem Gehölz an.

»In der Nähe von Straflagern ist es nicht erlaubt, im Umkreis von weniger als anderthalb Kilometern ein Haus zu bauen. Damit uns die Wachen nicht sehen oder hören, stellen wir die Fahrzeuge lieber hier ab.«

»Und dann?«

»Machen wir es wie überall beim Militär. Wir warten.«

Sonntag, 17. September Washington, D. C.

Der chinesische Botschafter hatte den Präsidenten unverzüglich zu sprechen verlangt. Es sei dringend, sagte er. Stabschef Charlie Ouray überbrachte die Forderung dem Präsidenten, der im Obergeschoss in seinem Fernsehsessel, die Lesebrille auf der Nasenspitze, an einem Gesetzesentwurf arbeitete.

Ouray fiel auf, dass der Präsident ein gerahmtes Familienporträt auf dem Beistelltisch neben sich liegen hatte. Es lag mit dem Bild nach oben da. Er musste es sich anschaut haben. Ouray hatte das Foto noch nie gesehen. Es zeigte den Präsidenten als schlaksigen Teenager, wie er im Footballtrikot zwischen seinen stolzen Eltern Serge und Marian Castilla stand. Alle drei hatten die Arme umeinander gelegt und lächelten. Sie hatten sich immer sehr nahe gestanden, aber inzwischen waren Serge und Marian Castilla tot.

Ouray wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Präsidenten zu. »Soll ich dem Botschafter sagen, dass er keine Forderungen zu stellen hat? Ich kann es etwas abschwächen, indem ich ihm mitteile, Sie könnten vielleicht morgen ein paar Minuten für ihn erübrigen. Am ehesten am Spätnachmittag.«

Präsident Castilla wog das Für und Wider ab. »Nein. Sagen Sie ihm, wie es der Zufall will, möchte auch ich

ihn sprechen. Soll er sich aber ruhig eine Weile den Kopf darüber zerbrechen, was das bedeuten könnte.«

»Sind Sie sich da wirklich sicher, Mr. President?«

»Damit schaffe ich schon keinen Präzedenzfall, Charlie. Um ihm das in aller Deutlichkeit zu stecken, können wir ihn ein andermal schmoren lassen. Im Moment möchte ich einerseits ordentlich Druck auf die *Empress* ausüben, zugleich aber auch, um den Konflikt nicht eskalieren zu lassen, nachdrücklichst Kooperationsbereitschaft mit den Tauben in Zhongnanhai signalisieren. Es gibt viele Gründe, weshalb wir das Menschenrechtsabkommen wollen.«

»Trotzdem, Mr. President, wir dürfen auf keinen Fall zulassen, dass er den Eindruck gewinnt ...«

»Dass wir keinen Konflikt wollen? Warum nicht? Wenn meine Theorie stimmt, gibt es im Ständigen Ausschuss zumindest ein paar, die derselben Ansicht sind wie wir. Vielleicht können wir unserem erlauchten Botschafter ja auch einige Informationen entlocken.«

»Schön und gut, aber ...«

»Rufen Sie ihn an, Charlie. Er wird mich nicht unter Druck setzen, das wissen Sie ganz genau. Außerdem kann auch ich eine ganze Reihe schwerer Geschütze auffahren. Wenn zutrifft, was wir glauben – dass in Beijing ein erbitterter Machtkampf im Gange ist –, wird er genauso vorsichtig und behutsam an die ganze Situation herangehen wie wir.«

Eine halbe Stunde später betrat Botschafter Wu Bangtiao das Oval Office. Diesmal trug er einen einfachen westlichen Anzug, aber sein Gesichtsausdruck war neutral, als überbrachte er eine aufgezeichnete Nachricht. Die gleichen gemischten Signale, aber diesmal mit mehr Betonung auf der Entrüstungsseite.

»Diese Übergriffe auf chinesische Souveränität werden allmählich untragbar!«, zeterte der zierliche Botschafter, in tadellosem Oxfordenglisch. In seiner Stimme schwang kaum unterdrückte Wut mit.

Der Präsident blieb hinter seinem Schreibtisch sitzen. »Vielleicht sollten Sie das Oval Office noch einmal verlassen, Botschafter Wu, und einen zweiten Auftritt versuchen..«

Castilla glaubte die Andeutung eines Lächelns auf Wus Lippen zu bemerken, als dieser entgegnete: »Ich bitte um Entschuldigung, Sir. Ich fürchte, ich bin so aufgebracht, dass ich die Beherrschung verloren habe..«

Der Präsident verkniff sich die Antwort, Wu Bangtiao verlöre nie die Beherrschung. Direktheit musste besonnen eingesetzt werden. »Bedaure, das zu hören, Herr Botschafter. Was hat Sie so aufgebracht?«

»Vor einer Stunde erhielt ich von meiner Regierung die Mitteilung, dass unser Militär über der Provinz Sichuan ein hoch fliegendes Flugzeug entdeckt hat, das von unseren Fachleuten als eine E-2C Hawkeye AWACS des Typs identifiziert wurde, wie er von Ihrer Navy eingesetzt wird. Dieses Flugzeug hat vor zwei Stunden chinesischen Luftraum verletzt. Angesichts der fortgesetzten Be-

lästigung unseres Frachtschiffs durch Ihre Navy auf hoher See glaubt meine Regierung, dahinter Methode zu erkennen, und protestiert daher mit allem Nachdruck gegen diese Verletzungen unserer Hoheitsrechte.«

Der Präsident richtete seinen durchdringenden Blick auf Wu. »Erstens, Herr Botschafter, verletzt die *Empress*-Affäre keine chinesischen Hoheitsrechte.«

»Und diese Verletzung des Luftraums? Wissen Sie vielleicht darüber etwas?«

»Nein, weil ich sicher bin, dass sie nicht erfolgt ist.«

»Sie sind sich *sicher*, Sir? Also keine kategorische Verneinung?«

»Ich müsste schön dumm sein, kategorisch etwas zu verneinen, worüber ich nichts weiß und wofür es eine vollkommen plausible Erklärung geben könnte, sollte es sich tatsächlich ereignet haben. Sie sagen, Ihr Militär hat das Flugzeug als eine AWACS-Maschine identifiziert? Das Gebiet, von dem Sie sprechen, ist nicht weit vom Norden Birmas entfernt, wo wir uns, meines Wissens mit Chinas uneingeschränkter Unterstützung, an der Unterbindung von Drogenanbau und -handel beteiligen.«

Wu senkte zur Bestätigung den Kopf. »Eine plausible Theorie, Mr. President. Allerdings liegt uns auch ein Bericht vor, demzufolge mehr oder weniger zum gleichen Zeitpunkt ein Fallschirmspringer über Sichuan gesichtet wurde. In der Nähe von Dazu. Die örtlichen Behörden gehen der Sache bereits nach, während wir hier miteinander sprechen.«

»Interessant. Ich wünsche Ihnen viel Erfolg.«

»Danke, Sir. Dann will ich Sie nicht mehr länger stö-

ren.« Wu, der nicht eingeladen worden war, Platz zu nehmen, wollte sich gerade zum Gehen wenden.

»Nicht so schnell, Herr Botschafter. Bitte setzen Sie sich doch.« Der Präsident setzte seine strengste Miene auf. Doch trotz allen Ernstes fühlte er sich plötzlich sehr zuversichtlich, was das Risiko betraf, das er einzugehen vorhatte. Wu Bangtiao hatte den abgebrochenen Versuch der SEALs, an Bord der *Empress* zu kommen, mit keinem Wort erwähnt. Das konnte nur eines bedeuten: Der Ständige Ausschuss wusste nichts über den Versuch der SEALs. Das chinesische U-Boot war nur von einem einzelnen Mitglied oder einer Fraktion des Ständigen Ausschusses gewarnt worden, während der Rest keine Ahnung davon hatte.

Wu zögerte. Er war nicht sicher, was die unerwartete Bitte zu bedeuten hatte. Schließlich nahm er lächelnd Platz. »Gibt es noch eine Angelegenheit, über die wir sprechen sollten, Mr. President?«

»Ein chinesisches U-Boot hat gefährlich nah bei der Fregatte *Crowe* Position bezogen. Ein Kriegsschiff, das auf hoher See das Kriegsschiff einer anderen Nation bedroht? Ich glaube, das würde nach den Standards des Völkerrechts auf jeden Fall als ›Provokation‹ gelten.«

»Eine simple Sicherheitsvorkehrung. Zur Wahrung des Kräftegleichgewichts, wenn Sie so wollen. Alle Schiffe haben ein Recht, dort zu sein, wo sie sich befinden. Unter den gegebenen Umständen gelangte meine Regierung zu der Ansicht, keine andere Wahl zu haben. Schließlich – da war es wieder, dieses feine Lächeln – »beschat-ten wir nur den Beschatter. Eine Routinemaßnahme.«

»Wegen dem allem haben Sie jetzt eins Ihrer Geheim-

nisse preisgegeben: China lässt unsere Fünfte Flotte von U-Booten überwachen. Denn es kann in so kurzer Zeit nur aus dem Indischen Ozean gekommen sein.« Eine nüchterne Feststellung.

Wus wachsame Augen gerieten kurz ins Flackern. Vielleicht war seine Verhandlungsposition ärgerlicherweise tatsächlich von jemandem in Beijing untergraben worden. Trotzdem sagte er nichts.

»Natürlich haben wir die Möglichkeit einer solchen Überwachung immer ins Auge gefasst, aber jetzt haben wir die konkrete Bestätigung. Doch wie dem auch sei« – der Präsident winkte mit der Hand – »ich werde etwas Ungewöhnliches tun. Etwas, möchte ich mal sagen, mit dem nicht alle meine Berater einverstanden sind. Ich werde Ihnen sagen, warum die *Crowe* diesem Schiff folgte. Vor wenigen Tagen erhielten wir absolut zuverlässige Informationen, dass die *Empress* beträchtliche Mengen Thiodiglykol und Thionylchlorid geladen hat, und ich muss Ihnen, glaube ich, nicht des Langen und Breiten erklären, wofür diese Chemikalien verwendet werden können.«

Der Präsident wartete.

Als der Botschafter keine Miene verzog und sich nicht dazu äußerte, fuhr der Präsident fort: »Die Mengen sind beträchtlich. So beträchtlich sogar, dass sie gar keinem anderen Zweck dienen können als der Waffenproduktion.«

Wu erstarrte. »Eine zweite *Yinhe*? Also wirklich, Mr. President, war das nicht ...«

Der Präsident schüttelte den Kopf. »Damals wussten Sie, dass wir einer Fehlinformation aufsaßen. Das ermöglichte Ihnen, sich bis zum Schluss stur zu stellen und uns

wie die letzten Trottel dastehen zu lassen. Es war eine Situation, in der Sie nur gewinnen konnten. Wären wir nicht an Bord gegangen, hätte es so ausgesehen, als hätten Sie uns zum Nachgeben gebracht, und Sie hätten uns gegenüber kräftig gepunktet. Wären wir dagegen an Bord *gegangen*, hätten wir als rücksichtslos und arrogant dagestanden. Nachdem wir dann auch tatsächlich an Bord gegangen sind, konnten Sie uns auf internationaler Bühne eine empfindliche Schlappe beibringen.«

Wu schien verblüfft. »Ich bin schockiert, Mr. President. Wir haben lediglich internationales Recht durchgesetzt, sowohl damals wie heute.«

»Das glauben Sie doch selbst nicht«, sagte der Präsident freundlich. »Aber ich erzähle Ihnen das alles aus einem ganz bestimmten Grund – diesmal glauben wir nämlich, dass man in Zhongnanhai *nicht* weiß, was die *Empress* geladen hat, und es auch nie gewusst hat. Wir glauben, Zhongnanhai ist völlig unbeteiligt an diesem Coup und war überrascht über das Auftauchen der *Crowe*. Das heißt: Wenn wir an Bord gehen, wird Ihr Land, egal, was passiert, sehr schlecht dastehen, und das in einer Zeit, in der der Handel mit dem Rest der Welt eins ihrer wichtigsten langfristigen Ziele ist.«

Eine Weile saß Wu Bangtiao nur stumm da und schien seine Gedanken zu sammeln. Aber er hatte den Blick die ganze Zeit unverwandt auf den Präsidenten geheftet. Als er schließlich zu sprechen begann, war die eigentliche Botschaft wieder einmal das, was er *nicht* sagte: »Wir könnten eine so krasse Verletzung des Völkerrechts wie das Betreten eines unter chinesischer Flagge laufenden Schiffes auf hoher See nicht dulden.«

Kein Protest, kein Leugnen, kein Ausweichen, kein Aufplustern.

Der Präsident hörte das Ungesagte. »Weder die Vereinigten Staaten noch die Welt – China eingeschlossen – können zulassen, dass chemische Massenvernichtungswaffen in die Hände verantwortungsloser Regimes geraten.«

Wu nickte. »Dann, Sir, haben wir eine Pattsituation. Was schlagen Sie vor?«

»Ein konkreter Beweis könnte die Pattsituation vielleicht aufheben. Zum Beispiel in Form des Original-Ladeverzeichnisses.«

»Ein solcher Beweis wäre unmöglich, weil keine solche Fracht China verlassen dürfte. Würde allerdings ein Beweis existieren, müsste sich meine Regierung im Interesse des Völkerrechts mit diesem Gedanken auseinander setzen.«

»Falls ein Beweis existiert.«

»Was nicht sein kann.«

Der Präsident lächelte. »Danke, Herr Botschafter. Damit, glaube ich, wäre unser Treffen beendet.«

Botschafter Wu stand auf, verneigte sich wieder und verließ das Oval Office.

Der Präsident sah ihm hinterher. Dann drückte er auf den Knopf der Sprechanlage. »Mrs. Pike? Bitten Sie den Leiter meiner Secret-Service-Abteilung, ins Oval Office zu kommen.«

Präsident Castilla saß in Fred Kleins verdunkeltem Covert-One-Büro. »Deine AWACS und Jon Smith wurden in der Gegend um Dazu gesichtet. Die lokalen Behörden

suchen nach ihm. Das hat zumindest Botschafter Wu gesagt.«

»Mist«, schimpfte Klein. »Ich hatte gehofft, das ließe sich vermeiden. Colonel Smiths Vorhaben ist so schon schwierig genug.«

»Warum hast du keinen B-2 verwendet? Die Stealth-Eigenschaften wären sicher von Vorteil gewesen.«

»Um einen von Whiteman zu bekommen, hätte die Zeit nicht gereicht. Wir mussten mit dem vorlieb nehmen, was die Navy zur Verfügung hatte. Ich hätte sonst auch einen höher fliegenden Kampfjet akzeptiert, aber wir wollten nicht riskieren, dass der Schleudersitz gefunden würde. Wie viel haben sie entdeckt?«

»Der Botschafter sagte nur, das Flugzeug sei gesichtet worden und man habe möglicherweise einen Fallschirm runterkommen sehen.«

»Gut. Das heißt wahrscheinlich, dass sie sich wegen des Fallschirms gar nicht sicher sind. Und sein Zielgebiet bekommen sie erst recht nicht heraus, weil sie auch seine Ausrüstung nicht gefunden haben. Mit ein bisschen Glück läuft bei Smith weiter alles nach Plan.«

»Dank der Unterstützung, die du ihm geschickt hast und von der ich nichts wissen soll?«

»So war es vorgesehen. Sagen wir einfach, den Chinesen würde unsere ›Unterstützung‹ ebenso wenig schmecken wie eine rein amerikanische Operation.«

Der Präsident schilderte Klein den Rest seines Treffens mit Botschafter Wu. »Wir hatten Recht. Bis zum Auftauchen der *Crowe* wusste Beijing nichts von der *Empress*. Erst dadurch haben sie gemerkt, dass irgendetwas nicht stimmt. Ich glaube, Wu war aufrichtig schockiert, als ich ihm sagte,

was für Chemikalien sie an Bord hat. Er wird es nach Beijing melden. Wie sieht es aus? Wann, denkst du, könnte sich das Ladeverzeichnis in unseren Händen befinden?«

»Ich habe zwar von Smith noch nichts gehört, aber damit habe ich auch nicht gerechnet. Irgendetwas Neues über die undichte Stelle?«

»Teufel, nein. Wir suchen intensiv. Ich habe die Weitergabe aller Informationen auf diejenigen Personen beschränkt, die ihren Inhalt wirklich kennen müssen.«

Montag, 18. September

Dazu

Von ihrem Versteck in dem kleinen Gehölz konnte Smith auf der fernen Mautstraße gelegentlich ein Auto oder einen Lkw vorbeirauschen hören. In drei verschiedenen Richtungen brannte, jeweils etwa zwei Kilometer entfernt, in einigen Bauernhäusern noch Licht. Zusammen mit dem langsamem Klopfen seines eigenen Herzens wurden die angespannten Atemzüge der Uiguren zu einem nervösen Rhythmus in seinen Ohren. Ächzend nahm ein Uigure eine andere Haltung ein. Auch Smith bewegte sich, um seine Gelenke zu lockern. Aber im Lager selbst rührte sich nichts. Kein Laut, keine Bewegung.

Mahmout sah auf seine Uhr. »Die zwei sollten inzwischen längst hier sein. Irgendetwas stimmt da nicht.«

»Sind Sie sicher, dass sie schon so weit waren, ausbrechen zu können?«

»Das hätten sie an sich sein sollen. Wir gehen lieber rein und sehen nach.«

»Das gibt garantiert Ärger.«

»Sollen wir das Ganze abblasen?«

Smith dachte nach. Natürlich wollte er David Thayer aus dem Lager befreien, aber zugleich fürchtete er, zusätzliche Polizei- und Militärkontingente in dem Gebiet zu alarmieren und auf diese Weise Li Kuonyi davon abzubringen, zur Übergabe zu erscheinen. Andererseits erhöhten sich ihre Erfolgssaussichten durch den Umstand, dass mit Mahmout, Chiavelli und ihm drei bewaffnete Spezialisten an der Operation beteiligt waren, ganz erheblich. Andernfalls wären Chiavelli und Thayer ganz auf sich allein gestellt gewesen, wobei Thayer, wenn überhaupt, wahrscheinlich vor einem halben Jahrhundert zum letzten Mal eine Schusswaffe abgefeuert hatte. Die beiden würden jedoch diese Nacht in jedem Fall einen Ausbruchversuch unternehmen, und das hieß, es käme auch dann zu einer verstärkten Konzentration von Militär in der Gegend, wenn ihnen die Flucht zwar gelang, aber nicht unbemerkt blieb.

Das Sicherste wäre auf jeden Fall, wenn sie Thayer helfen, unbemerkt zu entkommen.

Deshalb entschied Smith schließlich: »Wir gehen nachsehen.«

Darauf erklärte Mahmout seinen Leuten kurz, worum es ging und was sie vorhatten. Er suchte drei Männer aus, die ihn und Smith begleiten sollten, worauf sie zu fünf aufbrachen. Smith hatte immer noch am ganzen Körper Schmerzen, als sie geduckt über die weiche Erde eines frisch bepflanzten Feldes rannten. Auf dem festeren Untergrund eines Obstgartens voller Apfelbäume wurde es aber wieder besser.

Auf ein Zeichen Mahmouts hielten sie abrupt an und warfen sich zu Boden. Vor ihnen lag der breite gerodete Streifen, der das Lager umgab. Der hohe Maschendraht dahinter war oben zusätzlich durch Stacheldraht gesichert. Der etwa zehn Meter breite Streifen war mit trockener, aufgehackter Erde bedeckt. Sie war nicht bepflanzt, nicht bewässert, nicht festgetrampelt – steriles Niemandsland.

»Ich gehe jetzt zum Zaun«, flüsterte Mahmout. »Und ich nehme ...«

»Sie nehmen mich mit«, unterbrach ihn Smith. »Chianelly und Thayer sollen wissen, dass ich hier bin. Außerdem kann ich mich mit Ihren Männern sowieso nicht verständigen. Besser, sie bleiben hier und geben uns Deckung.«

»Meinetwegen. Kommen Sie..«

Geduckt rannten sie auf den Zaun zu. Smith schwitzte vor Anstrengung. Im selben Moment, in dem sie die Umzäunung erreichten, flammte auf dem Wachturm links von ihnen ein Suchscheinwerfer auf. Dicht an den Zaun gepresst, warfen sie sich auf die trockene Erde. Smith stieg Staub in die Nase, und er konnte den Niesreiz nur mit Mühe unterdrücken.

Mahmouts Flüstern war kaum mehr als ein Hauchen, als der Scheinwerferstrahl sich näher tastete, über sie hinwegstreifte und weiter wanderte. »Was ist da los? So wachsam sind sie sonst doch nie.«

»Irgendetwas muss sie nervös gemacht haben.«

»Allerdings. Wenn sie den Scheinwerfer wieder ausmachen, kriechen wir in westlicher Richtung.«

David Thayer saß in seiner dunklen Zelle am Tisch und packte im Schein der kleinen Taschenlampe, die Dennis Chiavelli für ihn hielt, ein paar Erinnerungsstücke und Papiere in einen Hüftbeutel. Das Licht ließ Thayers weißes Haar flimmern wie frischen Schnee.

»Sind Sie immer noch fest entschlossen?«, fragte Chiavelli. »Es könnte wesentlich gefährlicher werden als gedacht. Sie könnten verletzt oder getötet werden. Es ist noch nicht zu spät, um es sich noch einmal anders zu überlegen.«

Thayer blickte auf. Seine fahlen Augen leuchteten. »Sind Sie verrückt? Darauf habe ich mein Leben lang gewartet. Im wahrsten Sinn des Wortes. Ich werde Amerika wieder sehen. Ich werde *meinen Sohn* wieder sehen. Kaum zu fassen! Ich komme mir vor wie ein alter Narr, aber ich kann kaum glauben, dass das wirklich passiert.« Sein fältiges Gesicht strahlte vor unbändiger Freude.

Chiavelli wirbelte zum Fenster herum. »Was war das eben?«

»Ich habe nichts gehört.«

Aber der alte Mann hörte nicht mehr gut. Chiavelli ging zum Fenster. »Verdammtd!« Er spähte nach draußen und fluchte noch einmal leise.

»Was ist?«

»Der Kommandant. Er hat einen Trupp Wärter dabei. Sie kontrollieren die Baracken. Im Moment gehen sie gerade zu den Uiguren. Als Nächstes ist wahrscheinlich unsere Baracke dran.«

Thayer wurde blass. »Was sollen wir jetzt machen?«

»Alles wieder an seinen Platz zurückstellen.« Chiavelli

kam vom Fenster zurück. »Wir ziehen uns wieder aus und stellen uns schlafend. Schnell.«

Für einen Mann seines Alters bewegte sich David Thayer erstaunlich flink, als er die Erinnerungsstücke und Papiere wieder an ihren Platz zurücklegte, seine Oberkleidung auszog und sich das Nachthemd über den Kopf streifte. Währenddessen riss sich auch Chiavelli die Kleider herunter und legte sich in Unterwäsche auf seine Pritsche.

Das Geräusch der auffliegenden Barackentür brachte sie zum Schweigen. Wenige Augenblicke später kamen zwei Wärter in das Zimmer und befahlen: »Aufstehen!«

Thayer und Chiavelli gaben sich verschlafen, und die Wärter zerrten sie grob von ihren Pritschen hoch.

Als der Kommandant hereinkam, sah er Chiavelli finster an und schalt die Wärter: »Nicht so grob zu dem Alten.« Er musterte Thayer. »Haben Sie geschlafen, Häftling Thayer?«

»Ich habe etwas Schönes geträumt«, antwortete Thayer mit halb geschlossenen Augen gereizt.

»Wir müssen die Zelle durchsuchen.«

»Selbstverständlich.«

Um sich zu vergewissern, dass niemand sich in der Zelle versteckte, sahen die Wärter in den Schrank, verschoben die Pritschen und schauten aus den Fenstern. Sonst gab es in dem spärlich eingerichteten Raum nichts, wo man hätte nachsehen können. Der Lagerkommandant ging langsam hin und her.

Schließlich sagte er zu Thayer: »Sie können sich wieder schlafen legen.«

Als er mit den Wärtern die Zelle verließ, hörten sie,

wie er anordnete: »An jeder Baracke eine Wache postieren und stündlich alle Pritschen überprüfen. Das Lager wird abgeriegelt. Morgen wird nicht gearbeitet, und niemand verlässt oder betritt das Terrain. Niemand, solange ich keine anders lautenden Befehle erteile.«

Der Kommandant verließ die Baracke. Die Wärter folgten ihm, und einer schloss die Tür.

Chiavelli eilte ans Fenster und spähte nach draußen. »Er geht in sein Büro zurück. Aber ein Wärter fehlt. Sie müssen ihn am Eingang der Baracke postiert haben.«

»Das spielt keine Rolle.«

»Aber die Bettenkontrolle und die Ausgangssperre? Wir können heute Nacht nicht weg. Selbst wenn es uns gelingt, aus dem Lager zu kommen, schaffen wir es keine fünf Kilometer weit.«

David Thayer sank auf einen Stuhl. »Nein.« Seine knochigen Schultern sackten nach unten. Aus seiner Miene sprach blanke Verzweiflung. »Sie haben natürlich Recht.«

»Das einzig Gute ist, dass sie es anscheinend nicht mit uns in Verbindung bringen und dass Sie, weil das Lager abgeriegelt wird, morgen nicht verlegt werden.«

Thayer schaute auf. »Jetzt heißt es wieder warten. Und hoffen. Das bin ich gewöhnt. Trotzdem ... diesmal fällt es schwerer.«

37

Zwischen gelegentlichen, offensichtlich willkürlichen Schwenks des Suchscheinwerfers arbeiteten sich Smith

und Mahmout, manchmal robbend, manchmal laufend, immer geduckt, an der Umzäunung entlang voran. Mahmout wusste, wo ihr Ziel lag; er wusste, wann sie kriechen mussten und wann sie riskieren konnten, zu laufen. Plötzlich kauerte er sich nieder.

Auch Smith ging neben ihm in die Knie und folgte seinem Blick zu einem flachen, gedrungenen Bau zehn Meter hinter dem Maschendrahtzaun. In seiner Rückwand befand sich eine große Flügeltür, aber keine Fenster. Von der Tür führte eine unbefestigte Zufahrt zur Umzäunung und zu der Straße dahinter.

»Hier werden sie rauskommen«, flüsterte Mahmout.

»Was ist in dem Gebäude?«

»Die Küche und die Kantine. Wir warten hier und hoffen, dass wir nicht rein müssen. Durch diese Tür werden die Lebensmittel in die Küche geschafft. Das Besondere an dieser Stelle ist, dass es hier einen etwa drei Meter breiten Streifen zwischen Tür und Zaun gibt, der von den Wachtürmen nicht einzusehen ist.«

»Das zu wissen, kann auf keinen Fall schaden.«

Sie stellten sich auf ein längeres Warten ein und drückten sich wieder dicht an die Umzäunung. Smith konzentrierte sich auf die Flügeltür. Die Zeit schien still zu stehen, und die Nacht legte sich um sie. Das Geräusch von Stiefeln, die über hölzerne Plankenwege marschierten, brach die Stille. Es war laut, bedrohlich.

Smith sah Mahmout stirnrunzelnd an. »Was hat das zu bedeuten?«

»Sie marschieren von den Baracken zum Haus des Lagerkommandanten und zu den Unterkünften der Wärter.« Mahmouts Stimme war kaum zu hören. »Jemand

muss sie gewarnt haben, oder der Kommandant hat eine außerplanmäßige Inspektion durchgeführt. Es sieht nicht gut aus, Jon.«

»Werden sie das Lager abriegeln?«

»Das werden wir bald wissen«, sagte Mahmout finster. Er fand einen losen Stein und warf ihn über den Zaun. Er landete mit einem leisen, kaum hörbaren Klicken auf dem Boden.

Smith sah im Lager noch immer nichts, das sich bewegte, nicht einmal einen Schatten. Dann spürte er plötzlich einen stechenden Schmerz an seiner Wange. Er war von einem zurückfliegenden Stein getroffen worden und hob ihn auf.

Mahmout nickte. »Das ist das Zeichen. Das Lager wird dicht gemacht. Wir müssen warten. Mit ein bisschen Glück ist in vierundzwanzig Stunden wieder alles beim Alten. Das einzige Gute ist, Sie werden Thayer vorerst nicht verlegen. Natürlich ist nicht auszuschließen, dass das Lager länger abgeriegelt wird, vielleicht sogar eine ganze Woche lang.«

»Das würde ich uns nicht wünschen. Vor allem Thayer nicht.«

Sonntag, 17. September Washington, D.C.

Leise betrat Charles Ouray das Oval Office. »Mr. President? Entschuldigen Sie, wenn ich störe.«

Die Spätnachmittagssonne wärmte den Raum und den Nacken des Präsidenten. Castilla blickte vom *President's*

Daily Brief auf, der Zusammenfassung der neuesten Nachrichten des Tages. »Was gibt's?«

»Die CIA-Direktorin hätte Sie gern gesprochen.«

Der Präsident nahm seine Lesebrille ab. »Dann lassen Sie sie doch herein, Charlie.«

Ouray kehrte mit einer Frau Anfang sechzig zurück. Nicht groß und auch nicht gerade schmal, trug sie das graue Haar in einem praktischen Kurzhaarschnitt. Korpulent, mit beachtlicher Oberweite, kam sie zielstrebig in den Raum geschritten. Einige, die ihren Fragen ausgesetzt gewesen waren, verglichen sie mit einem leichten Panzer – schnell, flink und dynamisch.

»Nehmen Sie Platz, Arlene«, forderte der Präsident sie auf »Es freut mich immer, Sie zu sehen. Was gibt es?«

Sie sah zu Ouray hinüber, der seinen üblichen Platz eingenommen hatte. Er lehnte rechts neben dem Präsidenten an der Wand.

»Schon gut, Arlene. Inzwischen weiß Charlie alles.«

»Na schön.« Sie setzte sich, schlug unter dem Stuhl die Fußgelenke übereinander und sammelte kurz ihre Gedanken, bevor sie begann: »Würden Sie mich bitte zulernerst auf den neuesten Kenntnisstand bringen, was Jasper Kott und Ralph McDermid angeht? Was liegt uns über sie vor? Wann wollen Sie bekannt geben, was wir wissen?«

»Außer Ihren Leuten befasst sich auch das FBI mit der Sache und sammelt Informationen. Mit ein Problem ist die Frage: Was haben sie getan, das wirklich einen Gesetzesverstoß darstellt? Weitergabe nicht geheimer Informationen gehört jedenfalls nicht dazu. Sobald sich jedoch ihre Beteiligung an der *Empress*-Affäre nachweisen lässt,

können wir sie unter Umständen wegen Beihilfe zu Schmuggel belangen. Oder vielleicht hat Kott auch geheime Informationen an McDermid weitergeleitet. Solche Ermittlungen erfordern Zeit, wie Sie wissen. Auf jeden Fall werden wir stichhaltige Beweise benötigen, um sie belangen zu können, weshalb wir vorerst noch keinen von beiden warnen wollen. Jetzt habe ich Ihnen erzählt, was ich weiß. Wie sieht es bei Ihnen aus? Konnten Sie etwas Neues in Erfahrung bringen?«

Sie nickte ernst. »Es gibt einen wichtigen Hinweis hinsichtlich des neuen Lecks. McDermid hat noch mit einer weiteren Person hier in Washington Rücksprache gehalten. Mit einem weiteren Komplizen, wenn ich es einmal so nennen darf. Mit einem Partner vielleicht. Einem Mann. Wahrscheinlich in hoher Position. Bisher anonym.«

Der Präsident nahm es zur Kenntnis. Er verkniff sich einen wütenden Fluch. »Woher wissen Sie das?«

»Wir hören McDermids Büro in Hongkong ab.«

Zum ersten Mal seit Tagen lächelte der Präsident. »Manchmal bin ich sogar richtig froh über die Hintertriebenheit der CIA. Danke, Arlene. Und das ist ein aufrichtiges Danke. Ihr Problem ist, nehme ich mal an, dass Sie ihn noch nicht identifizieren konnten?«

»Richtig. Eine unserer Agentinnen in Hongkong glaubt, die Stimme zu erkennen, aber sie konnte sie nicht mit einer bestimmten Person in Verbindung bringen.«

»Haben Sie sie schon gehört?«

»Übers Telefon ist die Bandaufnahme nicht gut genug, aber sie ist bereits per Kurier auf dem Weg nach Langley.«

»Wenn Sie herausgefunden haben, wessen Stimme es

ist, lassen Sie es mich sofort wissen. Und wenn es Ihre Leute nicht herausringen, bringen Sie das Band hierher. Vielleicht identifiziert jemand im Weißen Haus die Stimme.«

»Ja, Mr. President.« Sie stand auf.

Der Präsident hielt sie zurück. »Wie kommen Sie sonst mit Ihren Ermittlungen, McDermid betreffend, voran?«

»Wir haben noch nichts gefunden, warum er oder die Altman Group in die Empress-Affäre verwickelt sein können. Bis auf den naheliegendsten Grund natürlich – den mit dem Verkauf der Chemikalien verbundenen Profit.«

»Gut, Arlene, vielen Dank. Gute Arbeit.«

»Das ist meine Aufgabe, Sir. Hoffentlich ist diese Geschichte bald vorbei. Das kommt mir vor wie ein Feuerwerkskörper, der kurz davor steht, zu einer Atomrakete zu werden.«

»Das können Sie laut sagen«, bemerkte Ouray von seinem Platz an der Wand.

»Wie gesagt«, erklärte der Präsident, »halten Sie mich auf dem Laufenden.«

»Selbstverständlich, Mr. President.«

»Begleiten Sie die DCI raus, Charlie«, sagte Castilla.
»Wir reden später.«

Als beide gegangen waren, griff der Präsident nach dem blauen Telefon, um Fred Klein zu sich zu bitten. Er musste ihm sagen, was die CIA herausgefunden hatte – und was nicht. Außerdem wollte er kein weiteres Leck riskieren.

Montag, 18. September

Dazu

Über dem östlichen Horizont hing zitronenfarbener Dunst, der den Anbruch des Tages ankündigte. Die alte Limousine, der Humvee und der Land Rover fuhren im Konvoi durch sanft gewellte Felder, Wiesen und bewaldete Hügel. Das schwache Morgenlicht wurde wärmer, sonniger. Schließlich bogen sie in den dunklen, in klammen Schatten liegenden Innenhof eines Bauernhauses. In der Ferne begannen sich die violetten Hügel von Baoding Shan hellgrün zu verfärbten. Dort befand sich der Schlafende Buddha, dort sollte es zu dem alles entscheidenden Treffen mit Li Kuonyi und ihrem Mann kommen. Smith betrachtete die Hügel und fragte sich, was die Nacht bringen würde.

Im Hof stand mit laufendem Motor ein alter, in der Sowjetunion hergestellter Bus.

»Wofür ist der denn?«, fragte Smith, als Mahmout anhielt. Die anderen Fahrzeuge blieben ebenfalls stehen, und ihre Fahrer stellten die Motoren ab.

»Damit wollten Alani und ihre Gruppe eigentlich David Thayer und Captain Chiavelli an die Grenze schaffen. Sie hätten sich als eine Gruppe Uiguren auf dem Rückweg nach Kashgar ausgegeben.«

»Klingt ziemlich riskant. Bei Tageslicht wären sie nicht mal mithilfe der beiden Schminkeexpertinnen als Uiguren durchgegangen.«

»Warten Sie hier. Ich zeige Ihnen was.«

Mahmout ging über den staubigen Hof und sprach mit dem alten Uiguren am Steuer des Busses, worauf dieser

sofort den Motor abstellte. Er stieg steif aus und folgte Mahmouts Männern ins Haus.

Mahmout winkte Smith. »Kommen Sie.«

Im Haus deutete Mahmout auf zwei voluminöse Frauengewänder, ähnlich einer afghanischen Burka, die auf einem primitiven Holztisch lagen, eines schwarz, das andere braun. »In Xinjiang gehen viele unserer Frauen verschleiert, aber einige tragen sogar diese Monstrositäten. Wir stecken Thayer und Chiavelli in solche Dinger und setzen sie neben Alani, weil sie groß ist. Wenn sie ein bisschen in die Knie gehen, müssten sie eigentlich nicht auffallen.«

»Wenigstens kann man darunter Waffen verstecken.«

Mit seinem abgetretenen Holzfußboden und den freiliegenden Deckenbalken sah das Bauernhaus alt aus. Es war mit selbst gemachten Tischen, Stühlen, Kommoden und Kleiderschränken eingerichtet. Durch einen Bogendurchgang war eine Bettstatt und ein hölzernes Waschgestell mit einer tönernen Schüssel und einem Krug zu sehen. Von den Uiguren fehlte jede Spur, nur der alte Busfahrer saß an einem Tisch in der Küche, in die man durch einen anderen schmalen Durchgang gelangte.

»Wo kann ich hier schlafen?« Seit Smith wusste, dass er bis zum Abend warten musste, hatte ihn tiefe Müdigkeit überkommen. Jeder Muskel seines Körpers schmerzte. Die Wunden in seinem Gesicht juckten. Er wollte nur noch die schwarze Tarnfarbe abwaschen, essen und sich in das erstbeste Bett verkriechen, das er finden konnte.

»Es gibt hier einen geheimen Keller. Außerdem sind hinter den Verschlägen in der Scheune ein paar Zimmer

versteckt. Wollen Sie gleich schlafen oder vorher noch etwas essen?«

»Essen. Dann schlafen.«

Smith folgte Mahmout in die Küche, wo vierzehn seiner Guerillas an einem anderen Tisch saßen und ihr Essen hinunterschlangen, während mehrere Frauen damit beschäftigt waren, zu kochen und Schüsseln mit Essen aufzutragen. Unter ihnen waren auch die zwei kichernden Schminkexpertinnen aus dem Shanghaier *longtang*, die sofort wieder zu kichern begannen, als sie Smiths Gesicht sahen. Sie deuteten auf die Spüle, wo er sich mit kühllem Wasser und selbst gemachter, nach Talg riechender Seife die schwarze Tarnfarbe abwusch.

Danach fühlte er sich besser. Er setzte sich zu dem alten Mann an den Tisch, der von seinem Essen aufsah, als wollte er sagen: »Wer bist du denn?«, bevor er achselzuckend weiteraß.

Mahmout folgte ihm mit einer Schüssel Reis mit Hammelstückchen, Karotten, Zwiebeln und Bohnen, das Ganze gebunden mit dem ausgelassenen Schafschwanzfett, das sie im *longtang* gegessen hatten. Er stellte die Schüssel zu den anderen auf den Tisch und setzte sich. Von der langen Nacht und der ständigen Anspannung ausgehungert, bediente sich Smith aus allen Schüsseln. Die Teigtaschen mit der dünnen Umhüllung und der dicken Füllung waren köstlich. Die Hammelkebabs waren außen knusprig, innen zart und ohne den typischen Beigeschmack, den im Westen viele als unangenehm empfinden.

Mahmout beobachtete Smith beim Essen und langte auch selbst kräftig zu. Der Moment schien nostalgische Gefühle in Mahmout zu wecken. Versonnen sagte er:

»Bevor sie sesshafte Ackerbauern wurden, waren die Uiguren ein nomadisches Hirtenvolk. Für uns ist Hammel das, was für Japan Seafood, für Argentinien und die Staaten Rindfleisch und für die Engländer Rindfleisch und Hammel ist. Das war übrigens eins der Dinge, die ich an England mochte. Man bekam dort hervorragendes Hammelfleisch, und wenn man das Glück hatte, einen der rauen, in England gezogenen Southdowns zu kriegen, ahhh ... das war der beste Hammel, den ich gegessen hatte, seit ich meine Heimat verlassen musste.«

Smith wischte mit dem Brot seinen Teller sauber. »Nicht viele Leute schätzen das englische Essen so wie Sie.«

»Ich fand es Spitze. *Richtiges* englisches Essen. Jede Menge Nierenfett in den Puddings und Dumplings, und dazu diese fantastischen Braten mit den kräftigen Soßen, die Innereien und das Hammelfleisch. Vielleicht ist das der Grund, warum uns die Engländer, von denen früher so viele hierher kamen, wesentlich besser zu verstehen schienen, als das Chinesen und Russen je getan haben oder auch tun werden.«

Als sie fertig gegessen hatten, nahm ihn Mahmout nach draußen mit. Sie gingen über die gestampfte Erde des Hofs zu einem kleinen Haus an der linken Umfassungsmauer. Hinter einem Fenster, von dem aus man den ganzen Hof überblicken konnte, hielt ein Uigure Wache. Sein Sturmgewehr ruhte auf der Fensterbank.

»Auch auf den Mauern haben wir Wachposten aufgestellt«, sagte Mahmout im Vorbeigehen.

»Was passiert, wenn wir von den chinesischen Behörden Besuch kriegen?«

»Dieses Anwesen wird von einer großen uigurischen Sippe bewohnt und bewirtschaftet. Wir verstecken uns, und die Bewohner begrüßen die Polizei. Jeder kennt diese Leute.«

Smith folgte Mahmout über eine geschickt getarnte schmale Treppe in einen mit nackten Glühbirnen beleuchteten Keller. Auf mehreren Pritschenreihen schließen Männer und Frauen. Mahmout deutete auf die leere Pritsche neben seiner, legte sich nieder und begann sofort zu schnarchen.

Nachdem sich auch Smith ausgestreckt hatte, spannte und entspannte er seine Muskeln. Er redete sich ein, dass es ihm besser ginge. Auf jeden Fall war er sicher, dass er sich besser fühlen würde, wenn er aufwachte. Als er einzuschlafen versuchte, kehrten seine Gedanken immer wieder zu den Schwierigkeiten von David Thayers Be- freiung zurück. Die Möglichkeit, dass in weniger als vier- und zwanzig Stunden die Operation am Schlafenden Buddha scheiterte, war bedenklich genug. Der kleinste Fehler bei dem Versuch, Thayer zu befreien, konnte die ganze Mission vereiteln. Er drehte sich auf die Seite, versuchte es erst auf der einen, dann auf der anderen. Schließlich sank er in unruhigen Schlaf.

Beijing

Es war später Vormittag, und normalerweise wäre die Eule schon seit mehreren Stunden in seinem Büro in Zhongnanhai gewesen. Stattdessen arbeitete er zu Hause am Schreibtisch seines Arbeitszimmers. Er rauchte eine sei-

ner Players-Zigaretten und drückte gerade seinen Stempel auf ein Geheimdienstdokument, als seine Frau Botschafter Wu Bangtiao hereinführte. Die Eule stand sofort auf und legte seine Zigarette beiseite, um ihn zu begrüßen. Ausnahmsweise lag ein breites Grinsen auf seinen Zügen. Der Botschafter war ein Verbündeter und Freund, der seinen Posten in Washington dem Einfluss und discreten Betreiben der Eule verdankte.

Als seine Frau das Zimmer verlassen und die Tür hinter sich geschlossen hatte, sagte Niu: »Willkommen, alter Freund.« Er ergriff Botschafter Wus kleine Hand. »Das nenne ich eine Überraschung, vor allem angesichts der Spannungen zwischen uns und den Vereinigten Staaten.« Und mit einem vorwurfsvollen Unterton fügte er hinzu: »Bis ich heute Morgen deine Nachricht erhielt, hatte ich keine Ahnung, dass du zurückkommst.«

Der Botschafter nahm den Vorwurf mit einem Zucken seiner Lider zur Kenntnis. »Wegen der schwierigen Situation bin ich in aller Heimlichkeit nach China gereist, Hochverehrter. Ich wollte unter vier Augen über deine Wünsche mit dir sprechen. Selbstverständlich bin ich vom Flughafen direkt hierher gekommen und werde auch wieder direkt zum Flughafen zurückfahren.«

Nius Schultern strafften sich angesichts der Ungeheuerlichkeit dessen, was den Botschafter so klammheimlich und aus so weiter Ferne zu ihm geführt hatte, aber wieder zeigte er ein seltenes Lächeln. »Natürlich. Setz dich. Mach es dir bequem.«

Wus Rücken berührte kaum die Stuhllehne, als er Platz nahm. Er machte keine Anstalten, es sich bequem zu machen, und Niu hatte es auch nicht erwartet.

»Danke«, sagte Wu. »Kann ich ganz offen sprechen, Hochverehrter?«

»Darauf bestehe ich sogar. Alles, was hier beredet wird, bleibt unter uns.« Niu nahm seinen Aschenbecher und setzte sich, wieder zur Bekundung seiner Freundschaft, neben den Botschafter. Trotzdem bot er Wu keine Zigarette an. Das ginge zu weit. »Schieß los.« Er rauchte.

»Ich glaube, ich habe dem amerikanischen Präsidenten die Botschaften genau so übermittelt, wie du es wolltest ... und die lauteten und lauten sicher auch weiterhin: China muss sich strikt gegen jede Verletzung seiner Hoheitsrechte wehren. Gleichzeitig wünscht China keinen Zwischenfall oder Konflikt, der so weit eskalieren könnte, dass seine weitere Entwicklung außer Kontrolle gerät.«

Niu nickte lediglich. Selbst bei seinem engsten Verbündeten war er nur, wenn unbedingt nötig, zu einer verbalen Zusage bereit.

Wu seinerseits reagierte mit seinem angedeuteten Lächeln. »Der amerikanische Präsident lässt durchblicken, dass er das verstehen kann. Wie bereits gesagt, ist er für einen Amerikaner ungewöhnlich feinfühlig. Er versteht es, Nuancen zu lesen. Ich bemerke bei ihm aufrichtige Besorgnis, dass die Pattsituation zu einem Krieg eskalieren könnte. Im Gegensatz zu anderen nehme ich ihm ab, dass er es auch so meint, wenn er sagt, er will keinen Krieg. Das bestätigt er durch Wortwahl, Betonung und Etikette.«

»Erstaunlich.« Niu hielt seine Ungeduld im Zaum.

»So ungewöhnlich das für ein westliches Staatsoberhaupt sein mag, hat er sogar etwas noch Ungewöhnlicheres getan: Er hat mir verraten, was er tut und warum.«

Die Eule zog die Augenbrauen hoch. »Das musst du mir näher erklären.«

Als der Botschafter darauf die letzte Unterredung im Oval Office über die *Dowager Empress* rekapitulierte, hörte Niu in nachdenklichem Schweigen zu. Plötzlich wurde ihm klar, was ihn an der ganzen Sache so beunruhigte. Ohne sich dessen bewusst zu sein, hatte ihn der amerikanische Präsident auf die entscheidende Frage gestoßen, auf die in dieser Situation alles hinauslief: Wenn die Vereinigten Staaten den Konflikt nicht wollten und wenn China ihn nicht wollte, wer dann? Warum ging das Ganze trotzdem weiter? Im Moment schien die Krise völlig unbegründet, fast so, als sei sie nicht nur ganz bewusst ausgelöst worden, sondern als sei auch ihre Eskalation das Ergebnis sorgfältiger Planung.

Er dachte über das nach, was er von Major Pan erfahren: hatte, und rief sich noch einmal die Diskussionen im Ständigen Ausschuss vor Augen. Im Lager der Falken deutete alles auf Wei Gaofan. Es stimmte, durch seine engen Beziehungen zu Li Aorong und Lis Schwiegersohn konnte Wei mit den Chemikalien enormen Gewinn machen. Vielleicht profitierte er schon eine ganze Weile von solchen Lieferungen. Aber war das wirklich Weis Hauptmotiv, nachdem die Sache inzwischen sowohl in den höchsten Regierungskreisen Chinas wie Amerikas bekannt geworden war?

Nein. Für Niu stand völlig außer Zweifel, dass Wei auf jeden Profit verzichten würde, wenn er nur China wieder in die Vergangenheit zurückversetzen könnte. Insgesamt war Wei ein unverbesserlicher Ideologe, ein Kommunist der alten Schule, der nie über Mao, Chu Teh oder den

Tiananmen Platz hinausgekommen war. Diese Zeiten wiedererstehen zu lassen, war sein Traum. Das bewies die Entsendung des U-Boots *Zhou Enlai*, um die *Crowe* zu bedrohen. Eine gewaltsame Eskalation des Konflikts käme seinen Plänen sehr entgegen. Um seine Ideen durchzusetzen, würde er vielleicht nicht einmal vor einem Krieg zurückschrecken.

Niu musste an Konfuzius' zwei Definitionen von Unglück denken: Die eine war ›Katastrophe‹, die andere ›Gelegenheit‹. Für Wei war das Bekanntwerden der wahren Fracht der *Empress* keine Katastrophe, sondern eine Gelegenheit, etwas zu erreichen, was ihm wesentlich wichtiger war als Geld.

»Der Präsident lässt fragen«, unterbrach Botschafter Wu Nius Gedankenfluss, »ob dir ein konkreter Beweis, zum Beispiel in Form des echten Ladeverzeichnisses, genügen würde, um im Ständigen Ausschuss zu einer Entschärfung der Lage beizutragen. Würde der Ausschuss gestatten, dass die Amerikaner, eventuell zusammen mit der U-Bootbesatzung, an Bord der *Empress* gehen, oder – eine andere Möglichkeit – würde der Ständige Ausschuss den Konflikt beenden, indem er die Ladung auf eine Art und Weise vernichten lässt, dass für die Amerikaner keinerlei Zweifel mehr an ihrer Zerstörung bestünde? Kurzum, wärst du bereit, so mit unseren Leuten zu arbeiten, wie Präsident Castilla mit seinen daran arbeitet, dieses gefährliche Problem aus der Welt zu schaffen?«

Niu zog nachdenklich an seiner Zigarette. Während Wei in der Vergangenheit die Zukunft sah, konnte Niu sehr wohl mit dem Unbekannten leben, mit einer Zukunft, die auf Idealen wie Demokratie und Transparenz

basierte. Seine Alternativen waren extrem: Wenn er nicht alles riskierte, würde Wei gewinnen. Riskierte er dagegen alles und gewann, käme Wei, der Wortführer der Falken im Ständigen Ausschuss, durch seine eigenen Machenschaften zu Fall.

»Hochverehrter?« Der Botschafter machte angesichts von Nius langem Schweigen ein besorgtes Gesicht.

»Möchtest du eine Zigarette, Botschafter?«

»Ja, bitte. Ich hätte sehr gern eine.« Ein Moment der Dankbarkeit entspannte die besorgte Miene des Botschafters.

Die zwei Männer rauchten in vertrautem Schweigen. Wichtige Entscheidungen durften nicht überstürzt werden.

»Danke, dass du mir diese Nachrichten überbracht hast«, sagte die Eule schließlich. »Ich habe mit meinem Botschafter eine gute Wahl getroffen. Du kehrst jetzt unverzüglich nach Washington zurück und bestellst Präsident Castilla, dass ich mich für einen vernünftigen Menschen halte, obwohl ich ihn selbstverständlich weiterhin vor den schwer wiegenden Konsequenzen warne, sollte ein Amerikaner versuchen, an Bord der *Empress* zu gelangen.«

Wu drückte seine Zigarette aus und stand auf. »Das wird er verstehen. Ich werde ihm deine Botschaft wortgetreu übermitteln.« Sie tauschten einen entschlossenen Blick. Mit einem leisen Rascheln seines langen Mantels verließ Wu das Zimmer.

Niu sprang heftig paffend auf und begann wieder auf und ab zu gehen. Die Amerikaner hatten eindeutig noch keine konkreten Beweise für die wahre Natur der Ladung. Das war höchst beunruhigend. Ein solcher Beweis war

von entscheidender Bedeutung. Niu blieb mitten im Zimmer stehen, machte auf dem Absatz kehrt und ging zum Telefon.

Er stellte sich an den Schreibtisch und wählte.

Sobald sich Major Pan meldete, sagte er: »Was haben Sie alles herausgefunden?«

Ohne dass man ihn dazu drängen musste, berichtete Pan von dem aufgezeichneten Telefongespräch zwischen Feng Dun und Wei Gaofan. »Nur noch eines der Dokumente mit der wahren Fracht der *Empress* existiert – es befindet sich in den Händen Yu Yongfus und Li Kuonyis.«

Mit angehaltenem Atem drückte Niu seine Zigarette aus. »Aha. Was sonst noch?«

»Ralph McDermid will ihnen zwei Millionen Dollar dafür zahlen.« Er schilderte das bevorstehende Treffen am Schlafenden Buddha.

Die Eule hörte aufmerksam zu. Sein Verstand arbeitete immer schneller, je mehr sich der Nebel lichtete, der die Situation verhüllte: Das war, was der amerikanische Präsident wollte und was er wollte ... ein konkreter Beweis. Das wusste Wei Gaofan, und deshalb wollte er das Ladeverzeichnis vernichten. Yu und Li dagegen, das Ehepaar aus Shanghai, waren nur Schachfiguren in diesem Spiel, die verzweifelt um ihr Überleben kämpften. Und schließlich war da noch der reiche amerikanische Geschäftsmann Ralph McDermid, der ebenfalls an einem Konflikt interessiert war, obwohl Niu noch nicht abschätzen konnte, warum und wie weit er ihn eskalieren lassen würde. McDermid war bereit, ein kleines Vermögen dafür zu bezahlen, dass das Dokument nicht den falschen Leuten in die Hände fiel. Die Ratte, die zwischen allen dreien

hin und her lavierte, war Feng Dun ... er gab zwar vor, für McDermid und Yu Yongfu zu arbeiten, aber letztlich fühlte er sich nur Wei Gaofan verpflichtet.

Feng war Abschaum. Ralph McDermid und Wei Gaofan waren schlimmer. Ihnen allen musste das Handwerk gelegt werden, bevor sie den Kalten Krieg neu entfachten oder einen heißen auslösten.

Niu dachte bereits fieberhaft nach, während er sich Major Pans Bericht zu Ende anhörte. Seine Bereitschaft, ihm nichts mehr vorzuenthalten, verriet Niu, dass er nun endgültig auf seiner Seite stand. In ihrer Kultur war das das größte Kompliment und zugleich die größte Verwundbarkeit.

Konnte er weniger tun? »Ich verstehe, Major«, erklärte Niu. »Vielleicht mehr, als Ihnen bewusst ist. Vielen Dank für Ihre erfolgreichen Bemühungen. Sind Sie schon auf dem Weg nach Dazu?«

»Mein Flug geht in zwanzig Minuten.«

»Dann beherzigen Sie bitte Folgendes: Beobachten Sie das Geschehen weiter und greifen Sie erst ein, wenn es zu Problemen kommt.« Er zögerte nur Sekundenbruchteile, um die Ungeheuerlichkeit des Schrittes abzuwägen, den er zu machen vorhatte. »Falls es zu Problemen kommt, ermächtige ich Sie, Li Kuonyi und Colonel Smith zu helfen. Entweder Colonel Smith oder Sie müssen das Dokument in Sicherheit bringen. Das ist von alles entscheidender Bedeutung.«

Das Schweigen war wie ein Atemanhalten. »Ist das ein Befehl, Herr?«

»Betrachten Sie es als solchen. Zeigen Sie meine schriftlichen Anweisungen, wenn es nötig wird. Sie arbei-

ten nur für mich, und Sie genießen meinen vollen Schutz.«

Da. Es war getan. Jetzt gab es kein Zurück mehr. Nun hieß es, er oder Wei Gaofan – vorwärts in eine unbekannte Zukunft oder zurück in eine untragbare Vergangenheit. Und es lag in den Händen anderer. Er unterdrückte ein Frösteln. Aber es war da. Ein weiser Mann wusste, wem er vertrauen sollte.

38

Dazu

Smith erwachte mit einem Gefühl extremer Beengung, als wäre er wie eine Sardine zwischen andere Körper gequetscht. Er griff nach seiner Beretta, setzte sich kerzen gerade auf und schwenkte die große Waffe im Schummerlicht hin und her. Dann erinnerte er sich wieder, wo er war. Im Keller, bei den Uiguren. Die Luft war durchdrungen von Körpераusdünstungen und warmem Atem, obwohl nur noch ein halbes Dutzend Kämpfer da waren, die alle schliefen. Die anderen, unter ihnen Mahmout, waren verschwunden.

Sein Herz schlug noch heftig, als er die Waffe sinken ließ und auf die Uhr sah. Der grüne Schein des Zifferblatts zeigte 14 Uhr 06 an. Er hatte mehr als neun Stunden geschlafen. Das war ungewöhnlich. Sonst schlief er selten mehr als sieben.

Er stand vorsichtig auf und streckte sich. Seine Mus-

keln protestierten, aber nicht zu vehement. Die Rippen schmerzten. Sein Gesicht fühlte sich ganz passabel an. Später würde es wieder zu jucken beginnen, vor allem, wenn er schwitzte. Aber das war nicht weiter tragisch.

Er tappte zur Treppe, stieg nach oben, hob die Klappe an und kletterte durch die Öffnung. Am Fenster des Nebenhauses stand ein neuer Wachposten. In der Küche des Haupthauses auf der anderen Seite des Hofs herrschte rege Betriebsamkeit. Smith unterdrückte seine innere Unruhe und seinen Tatendrang und schlenderte ins Freie. Auch schlendern war etwas, was er selten tat.

Die Sonne war warm, der Himmel strahlend blau, und durch die Weiden und Pappeln strich ein leichter Wind. Die Pfefferschoten, die auf der gestampften Erde des Hofes auf Matten zum Trocknen ausgelegt waren, bildeten einen scharlachroten runden Teppich. Ihr stechendes Aroma erfüllte die Luft und erinnerte ihn daran, dass er in Sichuan war, das für seine scharfe Küche bekannt war.

Mahmout saß in der Küche und trank eine Tasse Tee mit Milch, nach englischer Art. Er blickte überrascht auf. »Sind Sie verrückt? Sie sollten doch noch schlafen.«

»Neun Stunden werden ja wohl genügen«, erwiderte Smith.

»Nicht, wenn neun Stunden für fünf Tage reichen müssen.«

»Ich habe zwischendurch immer etwas Zeit für ein kleines Nickerchen gefunden.«

»Entsprechend ausgeruht sehen Sie auch aus. Richtig proper. Schauen Sie sich mal im Spiegel an. Mit diesem Gesicht brauchen Sie an Halloween jedenfalls keine Maske.«

Smith lächelte säuerlich. »Gibt es hier ein Telefon, das

ich mal benutzen könnte? Ich will nämlich nicht unnötig mein Schicksal herausfordern, falls hier in der Gegend Handygespräche geortet werden.«

»Nebenan.«

Smith fand das Telefon. Mit der Telefonkarte, die Fred Klein ihm gegeben hatte, rief er den Covert-One-Chef an. Auch das war nicht ganz ungefährlich. Möglicherweise hörte die Geheimpolizei auch das Festnetz ab.

»Klein.«

Smith schlüpfte in seine Rolle. »Onkel Fred?«, sagte er in stockendem Englisch. »Es ist schon so lange her, dass du das letzte Mal angerufen hast. Wie geht es euch in Amerika? Gefällt es Tante Lili dort?« Tante Lili war der Kode, dass sie vielleicht abgehört wurden.

»Uns geht es bestens, Neffe Mao. Was macht dein Auftrag?«

»Phase eins musste ich leider verschieben, aber ich kann sie auch zusammen mit Phase zwei erledigen.«

Nach kurzem Zögern sagte Klein mit einem Anflug von Missbilligung: »Das ist aber schade. Darunter könnte Phase zwei leiden.« Besorgt rief ihm Klein in Erinnerung, dass sie die Befreiungsaktion sofort abbrechen müssten, sobald im Lager irgendetwas darauf hindeutete, dass es Schwierigkeiten geben könnte. Das Treffen am Schlafenden Buddha hatte Vorrang.

»Das macht mir auch Sorgen. Ich muss einfach sehen, dass ich es irgendwie hinkriege.«

Wieder eine Pause. Diesmal schlug Klein einen anderen Ton an. »Du musst sofort anrufen, wenn du etwas Neues erfährst. Wir haben nicht mehr viel Zeit. Hast du deinen Cousin Xing Bao getroffen?«

»Ich bin gerade bei ihm zu Hause.«

»Das freut mich. Ihr habt sicher eine Menge Spaß miteinander, aber langsam wird das wirklich zu teuer, Mao. Ich verspreche dir, gleich morgen Früh schreibe ich einen langen Brief.«

»Oh, sehr gut. Vor allem jetzt, wo ich deine geschätzte Stimme wieder gehört habe.« Smith hängte auf.

Von nebenan rief Mahmout: »Und?«

Smith kehrte zu ihm zurück. »Die Prioritäten bleiben die gleichen. Ich soll Klein sofort anrufen, sobald wir das Dokument haben.«

»Der arme David Thayer.«

»Vielleicht können wir ja doch noch etwas für ihn tun. Auf jeden Fall werden wir alles versuchen, ihn rauszuholen. Waren Sie schon beim Schlafenden Buddha?«

»Ja, wir haben die Gegend bereits genauestens erkundet.« Er legte einen Packen englischer Spielkarten auf den Tisch. »Ich habe zehn meiner besten Leute dort zurückgelassen, damit sie Wache halten. Sie haben Walkie-Talkies. Holen Sie sich erst was zu essen, dann erzähle ich Ihnen alles Weitere. Und danach pokern wir ein bisschen. Wenn Sie es nicht können, bringe ich es Ihnen bei.«

»Wollen Sie mich ausnehmen?«

Mahmout lächelte, als könnte er kein Wässerchen trüben. »Ich habe es auf der Schule gelernt. Nur zum Vergnügen. Eine bessere Unterhaltung gibt es nicht, wenn man Zeit totschlagen muss.« Einen Augenblick lang zeigten sich Nervosität und Anspannung in seiner Miene. Aber sie waren sofort wieder verflogen.

»Okay«, sagte Smith. Jetzt konnte er auf keinen Fall

noch einmal schlafen. »Höchsteinsatz sind zwei Dollar oder wie viel das in Ihrer Währung eben ist. Sobald ich mir das Gesicht gewaschen habe, bin ich dabei.«

Smith war klar, dass er ausgenommen würde, aber irgendetwas mussten sie tun, um sich die Zeit zu vertreiben. Bis es dunkel wurde und sie ihre nächtliche Aufgabe in Angriff nehmen konnten, waren es noch mindestens sechs Stunden, in denen sie sich gegenseitig am Durchdrehen hindern mussten.

Montag, 18. September Washington, D.C.

Fred Klein paffte hektisch an seiner Pfeife, und die Lüftungsanlage hatte alle Mühe, die Luft zu filtern, als Präsident Castilla das Covert-One-Büro betrat.

Der Präsident setzte sich. Sein mächtiger Körper wirkte angespannt, die breiten Schultern verkrampt. Seine Wangen sahen aus wie aus Beton. »Irgendetwas Neues?« Keine Begrüßung, keine einleitenden Worte.

Klein befand sich in der gleichen düsteren Gemütsverfassung. Er legte die Pfeife beiseite, verschränkte die Arme und erklärte: »Es waren fünf meiner besten Finanz- und Wirtschaftsexperten nötig, um Folgendes herauszufinden: Die Altman Group besitzt eine Waffenfirma, die sich Consolidated Defense, Inc. nennt. Wie im Fall zahlreicher Altman-Holdings ist auch diese hinter einem atemberaubenden Labyrinth aus gesplitteten Besitzverhältnissen verborgen – Tochtergesellschaften, Partnerfirmen, Holding Companies, Trabantenunternehmen ...

was du dir nur denken kannst. Die Besitzverhältnisse sind durch zig Nebelwände verschleiert. Wem das Ganze allerdings letztlich gehört, ist klar.«

»Und?«

»Wie gesagt, die Anteilmehrheit bei Consolidated Defense haben die Altman Group und Ralph McDermid, und sie streichen auch den Gewinn ein.«

»Das ist nichts großartig Neues. Die Altman Group hat nachhaltigst ins Rüstungsgeschäft investiert. Warum also dieser Aufstand wegen Consolidated?«

»Du wirst jetzt sicher denken, ich schweife ab, aber dem ist nicht so: Du kannst dich doch sicher an das mobile Artilleriesystem Protector erinnern? Es stand ganz knapp vor der endgültigen Genehmigung. Dann kamst du plötzlich auf die Idee, in unserer neuen Welt des Terrorismus und der Brandherdkriege seien solche schweren Artilleriesysteme überholt. Oft sogar vollkommen nutzlos.«

»Das Protector-System bringt die meisten Brücken zum Einsturz, weil es zu schwer ist. Es kann nur mit massiver Unterstützung aus dem Schlamm eines Feldwegs gezogen werden. Auf dem Luftweg lässt es sich nur mit Mühe befördern. Es ist also unbrauchbar, wenn nicht Schlimmeres.«

»Es ist auch heute noch unbrauchbar«, versicherte ihm Klein. »Andererseits war es ein Elf-Milliarden-Auftrag, der plötzlich futsch war. Und jetzt überleg mal. Letzten Angaben zufolge hatte die Altman Group Investitionen in Höhe von 12,5 Milliarden Dollar laufen. Das ist eine hübsche Stange Geld für eine private Equity Firm. Aber Altman ist es gewohnt, ordentliche Gewinne einzufahren

– in den vergangenen zehn Jahren jährlich über vierunddreißig Prozent Rendite, hauptsächlich dank gut getimerter Investitionen auf dem Verteidigungs- und Aerospacesektor. Letztes Jahr hat Altman an einem einzigen Tag 237 Millionen Dollar verdient. Nicht übel, was? Aber auch nicht ganz sauber. Consolidated Defense ist der fünftgrößte Auftragnehmer der Army, aber an die Börse ging Consolidated erst nach dem 11. September, nachdem der Kongress eine drastische Erhöhung der Verteidigungsausgaben genehmigt hatte, und auch erst, nachdem sich ihre massive politische Einflussnahme durch die vorläufige Zustimmung des Kongresses zu Consolidateds wichtigstem Waffenprogramm bezahlt gemacht hatte ...«

Die Miene des Präsidenten verfinsterte sich. »Lass mich mal raten – das war sicher das Protector-System.«

»Ganz richtig. Die Folge war dieser 237-Millionen-Reibach.«

»Und ...«

»Und jetzt wird der Wert von Altman um Milliarden steigen, wenn du und der Kongress Protector ihre Zustimmung erteilen und mit der Produktion begonnen werden kann.«

Der Mund des Präsidenten bildete eine dünne Linie des Abscheus, als er sich zurücksetzte. »Dieses Schwein.«

»Du sagst es. Aber das ist es, was Ralph McDermid im Schild führt. Direkt hat das alles nichts mit der *Empress* zu tun. Das Ganze wurde inszeniert, damit es zu einer Kraftprobe zwischen zwei Supermächten im Besitz von Nuklearwaffen führen würde. Nötigenfalls würde er uns sogar in einen Krieg hetzen, nur um den Beweis zu erbringen, dass die USA Protector brauchen. Egal, was

passiert – sobald wir an Bord der *Empress* gehen und der Konflikt offen zum Ausbruch kommt, hat er sein Ziel erreicht. Der Kongress wird auf den Knien um Protector betteln, und dann kriegt er seine elf Milliarden.«

Der Präsident fluchte laut. »Nur eines ist ihnen dank unserer Vorsicht nicht gelungen: Die Sache ist nicht an die Öffentlichkeit gedrungen und konnte deshalb unter der Bevölkerung keine Panik auslösen. Denn dann wäre es für sie noch einfacher gewesen, eine sofortige Zustimmung für das Projekt zu erhalten.«

»Wie es aussieht, wird McDermid auch so nicht mehr lange auf diese Zustimmung warten müssen. Sobald wir an Bord der *Empress* gehen, ist er am Ziel, und weil sie in Kürze irakische Hoheitsgewässer erreicht, rückt dieser Zeitpunkt immer näher.«

»Ich will gar nicht daran denken.« Der Präsident seufzte. »Jetzt ruht alles auf Smiths Schultern. Was hast du von ihm gehört?«

»Er hat angerufen, aber er hat einen Kode benutzt.« Klein hielt inne. »Ich habe schlechte Nachrichten, Sam. Es ist ihnen gestern Abend – chinesische Ortszeit – nicht gelungen, deinen Vater zu befreien. Smith hat durchblicken lassen, dass sie es heute Abend noch einmal versuchen wollen.«

Der Präsident verzog das Gesicht. Er schloss die Augen und öffnete sie wieder. »Also morgen Früh, unsere Zeit? Dann werden sie es versuchen?«

»Ja. Sie werden es versuchen.«

»Und sonst hat er nichts gesagt? Ob sie ihn mit Gewalt befreien wollen? Ob er genügend Unterstützung hat? Ob er glaubt, dass sie es schaffen?«

»Leider nein.«

»Warum konnte er nicht länger sprechen?«

»Ich vermute, er hatte Angst, sein abhörsicheres Handy zu benutzen. Deshalb hat er wahrscheinlich von einem Festnetzapparat angerufen, der allerdings ebenfalls abgehört werden könnte. Das alles deutet darauf hin, dass die Fallschirmsichtung nicht sonderlich ernst genommen wird. Die örtlichen Behörden dürften weder den Fallschirm noch sonst irgendwelche Hinweise auf einen Ein dringling entdeckt haben. Mit etwas Glück sind sie bloß ein wenig skeptisch.«

»Hoffentlich hast du Recht, Fred. Smith wird alles Glück brauchen, das er kriegen kann, und wir auch.« Der Präsident sah auf die Uhr. »Wenn ich richtig gerechnet habe, sind es für ihn noch vier Stunden bis Einbruch der Dunkelheit.« Er schüttelte den Kopf. »Für uns alle vier sehr lange Stunden.«

Montag, 18. September Hongkong

Dolores Estevez durchquerte die Eingangshalle des Altman Building und eilte durch die gläserne Eingangstür in die Schwüle der Stadt und in die Menschenmassen hinaus. Normalerweise stimulierte sie Hongkongs hektisches Getriebe. Nicht so jetzt. Sie stellte sich in eine Schlange von Leuten, die verzweifelt ein Taxi zu ergattern versuchten, doch kaum hatte sie die Hand gehoben, hielt wie durch ein Wunder eines vor ihr an. Sie erklärte es sich damit, dass Gott es gut meinte mit Leuten, die es

eilig hatten, solange sie nur im Dienst einer guten Sache unterwegs waren.

Sie stieg rasch ein. »Zum Flughafen. Schnell.«

Der Fahrer stellte den Zähler an, und das Taxi ordnete sich in den Verkehr ein. Eine Weile kämpften sie sich im Schneckentempo voran, bis der Fahrer in kehligem Kantonesisch ein paar Flüche murmelte und in eine schmale Nebenstraße bog.

»Kleine Abkürzung«, erklärte er seinem Fahrgäst.

Bevor Dolores Estevez protestieren konnte, hatte er bereits beschleunigt und war ein gutes Stück vorangekommen. Nervös setzte sie sich zurück. Vielleicht wusste der Mann, was er tat. Jedenfalls musste sie dringend zum Flughafen, wo der Big Boss, vermutlich schon ziemlich verärgert, auf sie wartete. Sie sah ihrer neuen Aufgabe mit gemischten Gefühlen entgegen. Weil sie mehrere Dialekte beherrschte, sollte sie ihn als seine offizielle Dolmetscherin nach Dazu in Sichuan begleiten. Sie sprach fließend Kantonesisch und Mandarin, aber ihr war klar, dass diesmal etwas anderes auf sie zukäme, als ihre Fortgeschrittenenkurse zu unterrichten oder sich in den chinesischen Restaurants von Los Angeles verständlich zu machen. Auch wegen ihres Englisch war sie nervös. So sehr sie sich auch anstrengte, hatte sie ihren Barrio-Akzent noch immer nicht ganz ablegen können.

Während sie noch diesen Gedanken nachhing, hielt das Taxi am Ende der Straße abrupt an. Die Tür wurde aufgerissen und kräftige Hände zerrten sie nach draußen. Sie war zu erschrocken, um sich zu wehren, aber sie bildete sich ein, einen flüchtigen Blick auf eine Latina erhascht zu haben, die ihr verblüffend ähnlich sah. Dann

spürte sie einen stechenden Schmerz in ihrem Arm, und Dunkelheit umschloss sie.

An Bord des luxuriösen, ausschließlich für seinen persönlichen Gebrauch bestimmten Firmenjets ließ sich Ralph McDermid in seinen Sitz zurück sinken, nahm einen Schluck von seinem Lieblings-Scotch – Eis, kein Wasser – und sah zum zehnten Mal auf die Uhr. Wo blieb bloß diese verdammte Dolmetscherin? Innerlich kochend winkte er dem Steward, einen neuen Single Malt zu bringen, als eine Frau atemlos in die Kabine gestürzt kam. Der Ärger, mit dem McDermid sie taxierte, schlug rasch in Bewunderung um. Sie war eine typische Latina, mit hohen Backenknochen, einem langen, schmalen Gesicht und einem Hauch von Aztekenglut in den Augen. Exotisch.

»Mr. McDermid«, sagte sie in einem Englisch, in dem mehr als nur eine Spur des Barrios von South Central Los Angeles mitschwang. Bei einem Mann hätte er diesen Akzent als ein Zeichen mangelnder Ausbildung und Durchsetzungsbereitschaft betrachtet, aber bei einer Frau fand er ihn reizend. »Ich bin Dolores Estevez, Ihre Dolmetscherin und Übersetzerin. Entschuldigen Sie bitte mein Zuspätkommen, aber man hat mir leider erst vor kurzem Bescheid gesagt. Und natürlich war der Verkehr katastrophal.«

McDermid hörte ein leichtes Lispeln heraus. Das wurde ja immer besser. Ihre Figur war in jeder ethnischen oder nationalen Hinsicht umwerfend. Und ihr Name war entzückend. *Dolores*. Er rollte ihn durch seinen Kopf. Wenn das hier vorbei war und sie wieder zurück in Hongkong waren, würde sie sich bestimmt die Gelegenheit nicht entgehen lassen, dem Big Boss zu Gefallen zu sein.

»Natürlich, natürlich, meine Liebe. Nehmen Sie doch bitte Platz. Hier.« Er deutete mit dem Kopf auf den Sitz ihm gegenüber. Sie lächelte, plötzlich schüchtern. Zuerst erwiderte er das Lächeln, dann runzelte er die Stirn. Ir-gendetwas an ihr ... kam ihm bekannt vor. Doch, er hatte sie schon einmal gesehen. Vor kurzem. »Sind wir uns schon mal begegnet? Im Büro vielleicht?«

Leicht errötend versank sie in ihrem Sitz. Ihre Schüchternheit war bezaubernd. »Ja, Sir. Ein paar Mal. Einmal gestern.« Ein Anflug von Koketterie. »Ich dachte, Sie hätten keine Notiz von mir genommen.«

»O doch, das habe ich sehr wohl.« Trotzdem blieb ein leicht ungutes Gefühl bei ihm zurück, als er lächelte. Kam ihm langsam jede Frau bekannt vor?

In diesem Moment steckte der Pilot den Kopf in das Abteil. »Sind alle an Bord, Sir?«

»Ja, Carson. Haben Sie unsere Papiere und den Flugplan eingereicht?«

»Ja, Sir. Alles in allem werden wir uns etwa zwei Stunden in der Luft befinden. Bei der Landung wird Sie der Zoll etwas aufhalten, aber aufgrund Ihrer Papiere müssten Sie an sich bevorzugt behandelt werden. Das Wetter sieht durchgehend positiv aus.«

»Sehr gut. Dann mal los.«

Als der Steward mit seinem nächsten Whisky erschien, bot McDermid seiner neuen Dolmetscherin etwas zu trinken an. Sie schlug die Beine übereinander und zeigte dabei ein wenig Unterwäsche. An diesem Punkt gelangte er zu der Überzeugung, bei seiner Begleitung eine schlechtere Wahl getroffen haben zu können, und angesichts der Aussicht, bis zum nächsten Morgen das Lade-

verzeichnis in seinen Besitz zu bringen, fühlte er sich wieder ganz obenauf. Er legte den Kopf zurück und schaute aus dem Fenster. Als der große Jet die Startbahn entlangrollte, versuchte er, sich keine Gedanken darüber zu machen, was passieren würde. Immerhin war er bereit, zwei Millionen Dollar für das Dokument zu zahlen. Also würde er es auch bekommen.

39

Dazu

Smith und Mahmout verbrachten die letzten Tagesstunden damit, die Berichte der uigurischen Kundschafter zu analysieren und, aufgelockert durch mehrere Partien Poker, alle erdenklichen Szenarien durchzuspielen, was am Abend alles auf sie zukommen könnte. Am Ende gewann Mahmout ein paar Dollar, die Smith als Beitrag zur internationalen Entwicklungshilfe abschrieb. Aber er war in Gedanken immer bei den bevorstehenden Missionen. Er war fest entschlossen, beide erfolgreich zum Abschluss zu bringen, während Mahmout, bei dem sein uigurischer Nationalstolz die größte Rolle spielte, vor allem darauf erpicht war, den Chinesen im Kampf für Demokratie und Freiheit einen empfindlichen Schlag beizubringen.

Beide fürchteten, mit Situationen konfrontiert zu werden, auf die sie nicht vorbereitet waren. Die Möglichkeit eines Scheiterns war undenkbar.

Nach Aussagen von Mahmouts Leuten waren die übli-

chen Touristenschwärme zum Schlafenden Buddha geströmt, um die jahrhundertealte Skulptur sowohl wegen ihrer künstlerischen Schönheit als auch ihrer spirituellen Bedeutung zu besichtigen, während einheimische Händler aggressiv ihre Postkarten und Plastikstatuen an den Mann zu bringen versuchten. Ein ganz normaler Tag also. McDermids Leute hatten sich ebenso wenig blicken lassen wie Li Kuonyi und Yu Yongfu, aber die Hügel und Tafelberge um die Buddha-Grotten waren von allen Seiten zugänglich, sodass sie jederzeit, vor allem nach Einbruch der Dunkelheit, unbemerkt erreichbar waren, sei es zu Fuß, zu Pferd, motorisiert, oder als Touristen oder Andenkenhändler verkleidet.

Gleichzeitig gab es aus dem Straflager erfreuliche Nachrichten. Dort nahm alles wieder seinen gewohnten Gang. In der Nacht keine Pritschenkontrollen, und am nächsten Morgen würden die Häftlinge wieder zur Arbeit auf die Felder zurückkehren. Die Ernte hatte begonnen – Kohl, Rüben, Bok Choy, Tomaten, Chili und der unvermeidliche Reis. Mahmout nahm an, dass dieser Umstand bei der Entscheidung eine wichtige Rolle gespielt hatte.

Sobald sich Dunkelheit über Dazus sanft gewellte Hügel und Täler gelegt hatte, fuhren Smith, Mahmout und ein Dutzend uigurische Guerillas zum Lager los und versteckten ihre Fahrzeuge wie am Abend zuvor. Zusammen mit zwei Uiguren bezogen Smith und Mahmout im Schutz der Bäume Stellung und beobachteten das Lager. Dort schien alles ruhig. In der Kantine brannte kein Licht. Die Flügeltür auf der Rückseite war geschlossen, auf der unbefestigten Zufahrt war niemand zu sehen. Aus den Baracken ertönte gelegentlich ein trauriges Lied oder

makabres Gelächter, aber vom Kommandanten des Lagers und den Wärtern war keine Spur zu sehen.

Alle diese Informationen waren wichtig, weil im Lager immer noch Ausnahmezustand herrschte. Smith und Mahmout waren zu der Überzeugung gelangt, dass die Chancen für ein unbemerktes Entkommen Thayers und Chiavellis besser stünden, wenn sie heimlich ins Lager eindrangen. Das wollten sie auf demselben Weg tun, auf dem sie die beiden auch nach draußen zu schaffen vorhatten.

Nachdem sie eine Weile mit wachsender Anspannung reglos dagelegen waren, bemerkten sie ein erstes Lebenszeichen. Eine der Flügeltüren war auf- und wieder zugegangen. Oder war es nur Einbildung gewesen? Angestrengt spähte Smith zu der Stelle, ob dort eine Gestalt, eine Silhouette, irgend etwas zu erkennen wäre. Dann sah er sie – eine schemenhafte Gestalt, die an der nicht einzusehenden Stelle auf die Umzäunung zukroch. Es war ein kleiner Mann in grauer Lagerkleidung. Einmal sah er zu ihnen herüber, entdeckte Mahmout und nickte.

Mahmout nickte ebenfalls und flüsterte Smith zu: »Das ist Ibrahim. Geben wir ihm Feuerschutz.«

Lärm war an diesem Abend der größte Feind. Und die Waffen, die sie zuallerletzt benutzen mussten, waren ihre Schusswaffen, auch wenn sie mit Schalldämpfern versehen waren. Es war Unsinn, dass »schallgedämpfte« Schüsse keinen Lärm machten. Auch wenn sie natürlich leiser waren als normale Schüsse, entstand dabei immer noch ein Knall wie etwa der von einem harmlosen Feuerwerkskörper. Mit etwas Glück würden ihre Hände, Füße, Messer und Würgschlingen genügen. Trotzdem hoben sie für

alle Fälle ihre Pistolen und schwenkten sie über das Gelände. Die zwei Uiguren neben ihnen folgten ihrem Beispiel. Sie mussten diesen Mann, der so viel riskierte, beschützen.

Smiths Herz behielt seinen steten langsamem Rhythmus bei, obwohl ihn die Anspannung zu beschleunigen versuchte. Inzwischen hatte Ibrahim den lehmigen Boden etwa dreißig Zentimeter tief aufgegraben. Dann beugte er sich in das Loch hinab und klappte eine knapp einen Quadratmeter große Holzplatte hoch. Er verschwand in dem Loch und wenige Augenblicke später bewegte sich auf der anderen Seite der Umzäunung ein Stückchen Erde. Es warf sich bröckelnd auf, und eine weitere Holzplatte klappte hoch. Ibrahims Kopf erschien kurz, verschwand wieder und tauchte auf der anderen Seite der Umzäunung auf. Der Tunnel war offen.

Mahmout flüsterte: »Jetzt sind wir dran.«

Er richtete sich auf und huschte geduckt auf die Umzäunung zu. Smith und die zwei Uiguren folgten ihm. Smith spähte in das Loch hinab. Es war Teil eines tiefen Grabens, der unter der Umzäunung ausgehoben und mit zwei Holzplatten, die direkt unter dem Zaun aneinander stießen, abgedeckt worden war.

»Los«, forderte ihn Mahmout leise auf. »Ich passe so lange auf.«

Kopf voran kroch Smith in das Loch und kletterte auf der anderen Seite der Umzäunung heraus. Von seiner Kleidung rieselte Sand und Erde, als er hinter Ibrahim auf die Kantine zurann. Sobald er ins Innere der Baracke geschlüpft war, drehte er sich um und zielte mit seiner Beretta nach draußen. Inzwischen hatten die Uiguren die

Holzplatten wieder angebracht und mit Erde bedeckt. Als Mahmout Smith und Ibrahim folgte, machten sie sich daran, die Oberfläche mit Besen glatt zu streichen, sodass nichts Auffälliges mehr zu erkennen war.

Nachdem auch der letzte Uigure die Kantine erreicht hatte, eilte ihnen Ibrahim im Laufschritt durch die dunkle Küche und den verlassenen Speisesaal voraus. Sie spähten durch die Fenster nach draußen. Mondlicht erhelle die hölzernen Plankengänge, die drei große Baracken und die Kantine miteinander verbanden und sich zu anderen Gebäuden verzweigten, damit der Lagerkommandant in der Regenzeit keine nassen Füße bekam. Alle Gebäude waren auf einen Meter hohen Stützen errichtet, eindrucksvoller Hinweis auf die Heftigkeit der jahreszeitlich bedingten Unwetter. Es gab weder Bäume noch Gras, nur Erde, die zahllose Füße festgetreten hatten.

Zwei Wachen, Gewehre über den Schultern, patrouillierten auf dem Gelände. Vielleicht, weil sie wegen des Alarms auch in der vergangenen Nacht hatten Wache schieben müssen, gähnten sie schlaftrig.

Ibrahim wartete, bis die Wachen am Ende ihrer Runde angelangt waren und ihnen den Rücken zugekehrt hatten. Dann klopften er und Mahmout sich zum Abschied auf die Schultern, worauf Ibrahim aus der Kantine rannte und nach links davonstürmte. Er versuchte nicht, keinen Lärm zu machen. Im Gegenteil, seine Schritte waren deutlich zu hören. Beide Wachen schraken aus ihrem Dämmerzustand hoch und wirbelten, die Gewehre im Anschlag, herum.

Jeder brüllte dasselbe chinesische Wort, das, nahm Smith an, »Halt!« bedeutete.

Ibrahim blieb stehen und ließ in gespieltem Schuldbe-wusstsein den Kopf sinken.

Vorsichtig kamen die Männer auf ihn zu. Sobald sie sein Gesicht sahen, entspannten sich ihre Mienen. Spöt-tisch grinsend redeten sie auf Chinesisch auf ihn ein.

Mahmout übersetzte flüsternd.

»Hast du wieder mal Essen geklaut, Ibrahim?«

»Langsam müsstest du doch wissen, dass du sowieso erwischt wirst. Was ist es denn diesmal?«

Die erste Wache durchsuchte den zitternden Uiguren und holte ein Glas unter seinem Hemd hervor. »Schon wieder Honig. Du weißt ganz genau, dass der nicht für Häftlinge ist. Wir hätten gemerkt, dass er fehlt, und dann hätten wir bei dir nachgesehen. Du lernst anscheinend nie dazu. Jetzt müssen wir dich in den Bunker bringen, und morgen wirst du dem Kommandanten vorgeführt. Und was das heißt, weißt du ja!«

Ibrahim ließ den Kopf noch tiefer sinken, als sie ihn zu einem kleinen Gebäude am hinteren Ende des Geländes abführten.

»Und was heißt es?«, fragte Smith besorgt.

»Eine Woche Einzelhaft. Ibrahim ist Agent. Es ist sein Beitrag für unsere Sache.« Mahmout sah nach links und nach rechts. »Jetzt!«

Als Ibrahim in dem Gebäude verschwand, schlüpften Smith und Mahmout zur Tür hinaus, rannten nach rechts und hechteten unter die Baracke. Sie robbten auf die an-dere Seite, sprangen auf, rannten los und warfen sich un-ter die nächste Baracke, immer weiter nach diesem Sche-ma, bis sie drei Baracken weiter in einem anderen Teil des Lagers waren. Schwer atmend lagen sie auf dem Bauch

und spähten auf eine weitere Gruppe von Baracken hinaus. Direkt vor ihnen lag diejenige, die am weitesten von der Stelle entfernt war, an der sie unter dem Zaun durchgekrochen waren.

Mahmout atmete in tiefen Zügen. Smiths Herz klopfte, und sein Gesicht juckte. Aber alles, was er denken konnte, war ... in dieser Baracke befand sich David Thayer.

Sie studierten das unbekannte Areal. Auch hier waren die Baracken durch hölzerne Wege verbunden. Zwei Wachen patrouillierten in entgegengesetzten Richtungen. Sobald sie ihnen den Rücken zukehrten, nickte Mahmout, und sie rannten erneut los, diesmal vorsichtiger.

Die Barackentür öffnete sich lautlos, und eine Gestalt winkte sie in das dunkle Innere. Der Mann war Anfang dreißig, mit einer Narbe auf der rechten Wange, die aussah, als rührte sie von einem Messer her. Er legte einen Finger an die Lippen, schloss die Tür und tappte lautlos die Pritschen mit schlafenden Häftlingen entlang. Streifen von Mondlicht, das durch hohe Fenster hereinfiel, beleuchteten die trostlose Szenerie, die aussah, als wäre sie einem monochromen Moment aus einem Solschenizyn-Roman entsprungen.

Smith und Mahmout folgten dem Häftling zu einer Tür am anderen Ende der Baracke. Der Mann deutete darauf und kehrte zu seiner Pritsche zurück. Smith und Mahmout tauschten im Dunkeln einen Blick aus, und Mahmout machte eine Geste, als wolle er sagen: »Jetzt sind Sie an der Reihe, wenn Sie möchten.«

Das war David Thayers Zelle. Diese letzte Tür in der letzten Baracke des Lagers. Ein Mann, der jahrzehntelang

offiziell für tot erklärt worden war. Dessen Frau wieder geheiratet hatte und gestorben war. Dessen bester Freund sie geheiratet hatte und ebenfalls gestorben war. Dessen Sohn ohne ihn aufgewachsen war. Er hatte ein ganzes Leben versäumt.

Gespannt öffnete Smith die Tür. Dieser Mann verdiente mehr als Mitleid. Er verdiente Freiheit und alles Glück, das die Welt zu bieten hatte.

Dahinter befand sich ein winziger Raum. Die zwei Männer, die nebeneinander auf Holzstühlen saßen, schauten auf. Jeder hielt eine kleine brennende Taschenlampe und deckte mit der anderen Hand das Licht ab. Viel mehr konnte Smith nicht sehen. Rasch schlossen er und Mahmout die Tür hinter sich.

»Chiavelli?«, flüsterte Smith in das Dunkel hinein.

»Smith?«, fragte eine Stimme zurück.

»Ja.«

Die Hände gaben die Lichtstrahlen frei. Schlagartig füllte sich die Zelle mit Licht und Schatten. Beide Männer waren vollständig angezogen. Derjenige von ihnen, der die normale Lagerkluft trug, war jünger – muskulös, mit grauem Bürstenschnitt und grauen Stoppeln im Gesicht. Er ging sofort in eine Ecke der Zelle und schob die Pritsche, die dort stand, beiseite.

Der ältere Mann erhob sich. Jetzt konnte man sehen, dass er groß und hager war, mit eingefallenen Wangen und knochigen Schultern. Er trug eine zerknitterte Mao-Jacke, eine weite Bauernhose und eine Mao-Mütze. Darunter hatte er dichtes weißes Haar und ein aristokratisches Gesicht, dessen tiefe Falten nicht von der Sonne, sondern von über achtzig Lebensjahren herrührten. Um den

Bauch hatte er einen kleinen Hüftbeutel geschnallt. Er war reisefertig. *David Thayer.*

Aus der Ecke sagte Chiavelli: »Asgar?« Er kniete da, wo die Pritsche gestanden hatte, auf dem Boden. »Können Sie mir vielleicht helfen?«

»Klar, alter Mann.«

Mahmout kauerte neben Chiavelli nieder, während dieser ihm erklärte, was zu tun war. Mit den Fingern lösten und entfernten sie da, wo Thayers Pritsche gestanden hatte, mehrere Nägel aus dem Boden.

Über David Thayers fältiges Gesicht legte sich ein warmes Lächeln, und er streckte die Hand aus. »Colonel Smith, auf diesen Moment habe ich lange gewartet. Ich würde gern etwas Tiefsinnigeres sagen, aber mir fällt leider nichts Besseres ein. Dafür sind mein Herz und mein Kopf einfach zu voll mit anderen Dingen.«

»Genauso geht es mir, Dr. Thayer.« Smith schüttelte ihm die Hand. Sie war trocken, warm, ohne das geringste Zittern. »Es ist mir eine Ehre, Sie kennen zu lernen, Sir. Und das ist nicht nur so dahingesagt. Wir schaffen Sie hier raus. Betrachten Sie sich von diesem Moment an als freien Mann.«

»Wenn es nicht zu viele Umstände macht, würde ich gern meinen Sohn kennen lernen.«

»Selbstverständlich. Der Präsident lässt Ihnen seine Grüße übermitteln. Er möchte Sie unbedingt so bald wie möglich sehen.«

Thayers Lächeln wurde breiter, und seine Augen leuchteten. »Darauf habe ich über fünfzig Jahre lang gehofft. Geht es ihm gut?«

»Soviel ich weiß, ja. Sie haben zwei Enkel. Beide auf

dem College. Einen Jungen und ein Mädchen. Patrick und Amy. Sie werden zu einer intakten Familie nach Hause kommen.« Smith bildete sich ein, ein unterdrücktes Schluchzen in Thayers Kehle zu hören.

»Dann mal los!«, rief Dennis Chiavelli aus der Ecke leise.

Eine Diele des Holzfußbodens fehlte. Sie war in dem Loch darunter verschwunden. David Thayer erklärte den anderen, die Uiguren hätten den unterirdischen Gang schon vor Jahren gegraben, um sich ungehindert zwischen den Baracken bewegen zu können.

Smith und Thayer kauerten neben Mahmout und Chiavelli nieder. »Wir versuchen, möglichst schnell und leise von hier wegzukommen«, sagte Chiavelli hastig. »Wie es aussieht, hat der Kommandant die Wachen zu erhöhter Wachsamkeit angehalten. Wir müssen also sehr vorsichtig sein. Wenn eine der Wachen nicht bestochen worden ist und uns aufzuhalten versucht, schalten wir den Betreffenden lautlos aus – ohne tödliche Gewalt, wenn es geht. Wir verstauen ihn, ob tot oder lebendig, in der Kantine, wo er frühestens nach dem Morgenappell entdeckt wird. Bleibt uns das Glück treu, bemerken sie unser Fehlen erst, wenn wir weg sind.«

»Bis dahin sollten wir besser über alle Berge sein«, sagte Smith. Er sah Mahmout an. »Ist das für Sie in Ordnung, Asgar?«

»Mit besonderer Betonung auf ›ohne tödliche Gewalt‹. Meine Leute bleiben nämlich hier zurück.«

Chiavelli runzelte die Stirn. »Warum sind sie überhaupt noch hier?«

Ungeholt zwängte sich Mahmout durch das Loch im Fußboden und holte eine kleine Taschenlampe heraus.

»Wenn wir einen Ausbruch im großen Stil versuchen würden, ließen das die Han nicht nur uns, sondern ganz Xinjiang büßen. Deshalb bleiben wir lieber ein Stachel in ihrem Fleisch und entscheiden *selbst*, wann und wo wir zuschlagen. Außerdem schleusen wir, wenn nötig, Leute ins Lager und auch heraus. Das Netzwerk hier ist sehr nützlich. Aber jetzt los, und zwar schnell – als wäre uns der Teufel persönlich auf den Fersen.«

Smith half Thayer durch die Öffnung. Die feuchte Erde war zu einem über einen Meter hohen Tunnel ausgehoben worden. Sie mussten sich zwar tief bücken, aber im Vergleich zu Mahmouts Fluchtweg aus den *longtangs* in Shanghai war es ein richtig komfortabler Durchgang. Chiavelli, der als Letzter nach unten gekommen war, fasste nach oben und zog die Pritsche wieder über die Öffnung. Dann passte er die Diele ein und klemmte sie fest.

»Einer unserer Leute wird sie wieder so befestigen, dass nichts mehr zu sehen ist«, sagte Mahmout.

Tief geduckt, gingen sie los. Die Spitze bildete Mahmout, gefolgt von Thayer, Smith und Chiavelli. Smith passte sehr genau auf, ob Thayer wegen der gebeugten Haltung irgendwelche Anzeichen von Schmerz oder Erschöpfung zeigte. Aber wenn er etwas dergleichen spürte, ließ er es sich nicht anmerken. Der Gang schien schmäler zu werden, und Smith hatte das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen. Er hielt den Blick auf Thayers Rücken gerichtet. Der Tunnel wand sich jetzt wie ein Drachenschweif, unterbrochen nur von vereinzelten hölzernen Stützbalken und Öffnungen in der Decke, die in andere Baracken führten. Niemand sprach, nur Chiavelli musste zweimal niesen und dämpfte das Geräusch mit der Hand.

Endlich brachte ein kühler Hauch frische Luft.

Mahmout atmete erleichtert auf. »Da wären wir.« Als alle stehen geblieben waren, fuhr er fort: »Wir kommen unter der letzten Baracke hoch. Dahinter ist die Kantine.« Er sah auf seine Uhr. »Im Moment dürfte höchstens eine Wache zwischen uns und der letzten Baracke patrouillieren. Um die kümmere ich mich. Sollten wir tatsächlich von einer zweiten Wache überrascht werden, was heute durchaus möglich ist, übernimmt Jon sie.«

»Was soll ich tun?«, fragte Chiavelli, der sich ebenfalls nützlich machen wollte.

Smith sagte: »Ihre Aufgabe ist, dafür zu sorgen, dass Dr. Thayer nichts passiert.«

Thayer protestierte: »Bitte keine zusätzliche Hilfe. Entweder ich schaffe es oder ich schaffe es nicht. Ich bin zu alt, als dass irgendjemand sein Leben für mich riskieren sollte.«

»Sie sind alt«, sagte Smith unverblümt. »Und das heißt, Sie machen es uns nur schwerer, wenn Sie etwas versuchen, wozu Sie nicht in der Lage sind.«

»Dann wird Captain Chiavelli jetzt also mein Leibwächter und mein Kindermädchen«, bemerkte Thayer schmunzelnd. »Armer Captain Chiavelli. Was für ein trauriges Los für so einen tapferen Mann der Tat.«

»Nur keine Sorge«, beruhigte ihn Chiavelli. »Es ist mir ein Vergnügen.«

»Dann also los«, flüsterte Mahmout.

Die Platte über ihren Köpfen war nicht befestigt und stand sogar einen Spaltbreit offen, durch den die frische Luft hereinströmte. Mahmout entfernte sie ganz, und sie kletterten einer nach dem anderen durch die Öffnung

und blieben unter der Baracke flach auf dem Boden liegen. Thayer hatte seine Probleme damit, aber er schaffte es. Chiavelli brachte die Platte wieder an und deckte sie mit Erde zu.

Smith und Mahmout krochen an den Rand der Baracke und spähten zur Kantine hinüber. Wie Mahmout gesagt hatte, schob ein einsamer Posten Wache. Mit gesenktem Kopf, als schliefe er halb, das Gewehr über der Schulter hängend, ging er träge im Kreis.

Sie krochen wieder zu Thayer und Chiavelli zurück. Thayer sah Smith fragend an, aber der schüttelte nur den Kopf und legte den Finger an die Lippen. Sie warteten. Die Nachluft strich kalt über ihre Haut. Der Mond hatte sich hinter eine graue Wolke zurückgezogen, und über das dunkle Lagergelände legte sich eine unheimliche, bedrohliche Atmosphäre. Angespannt warteten sie weiter.

Endlich kam die Wache in ihre Richtung zurück. Wieder krochen Smith und Mahmout an den Rand der Baracke. Und warteten. Als die Füße des Postens an ihnen vorbeikamen, sprang Mahmout wie ein Bergtiger nach draußen und schlug der Wache mit dem Pistolengriff auf den Kopf. Fall erledigt. Mahmout zog den Mann unter die Baracke, um ihn zu fesseln und zu knebeln und anschließend in der Kantine zu verstecken.

Doch dann passierte es. Um die Ecke der nächsten Baracke kam ein zweiter Wachposten. Er sah Mahmout, der über seinen auf dem Boden liegenden Kameraden gebeugt war. Ziemlich lange stand der Mann nur da und starrte die beiden verständnislos an, als wäre sein von der Routine abgestumpftes Gehirn nicht in der Lage, das Geschehene zu begreifen und entsprechend zu reagieren.

Doch dann fiel der Groschen. Er riss sein Gewehr von der Schulter.

Gerade als er es in seinen Händen herumdrehen wollte, sprang Jon Smith hinter ihm unter der Baracke hervor und schlang ihm den Arm um den Hals. Sofort stieß der Mann mit dem Gewehrkolben nach hinten. Smith sah den Stoß zwar kommen und konnte ihm ausweichen, aber er musste die Wache loslassen.

Der Mann wirbelte herum, richtete das Gewehr auf Smith und krümmte den Finger. In diesem Moment kam Dennis Chiavelli unter der Baracke hervorgeschosSEN und stürmte mit gesenktem Kopf los. Er warf sich wie ein Rammbock gegen den Mann und trieb ihn mehrere Meter vor sich her, während er ihm gleichzeitig das Gewehr zu entreißen versuchte. Aber dem Posten gelang es noch, abzudrücken.

Ein Schuss löste sich. Der Knall war wie ein Donnerschlag. Er schien die Baracken zum Erzittern zu bringen und in den Sternenhimmel hinauf zu explodieren.

Smith überkam Panik. »Verstecken wir ihn! Schnell!« Mit einem Kinnhaken schlug er den Wachposten bewusstlos.

Im selben Moment rief eine Stimme etwas auf Chinesisch, dann eine andere. In ihrem Ton war etwas Fragendes. Der alte Mann richtete sich auf und rief mit fester Stimme etwas in die Nacht hinaus. Smith hatte keine Ahnung, was die Wörter bedeuteten, aber sie hatten eine beruhigende Wirkung. Der alte Mann lachte, worauf auch aus der Ferne leises Gelächter ertönte.

»Ich habe so getan, als ob ich die Wache wäre und habe Ihnen gesagt, dass ich nicht aufgepasst habe«, erklärte

ihnen Thayer flüsternd, während sie die zwei Wachen rasch fesselten und knebelten und ihnen die Augen verbanden. »Ich habe gesagt, ich hätte mir versehentlich fast selbst in den Fuß geschossen und sie gebeten, mich nicht zu melden.« Er lachte wieder leise.

»Sehr geistesgegenwärtig«, bemerkte Smith leise.

»Allerdings«, murmelte Mahmout.

Chiavelli sagte nichts und lächelte nur.

Angetrieben von der Furcht, entdeckt zu werden, schleppten die vier die zwei bewusstlosen Wachen zum Kantinegebäude. Dort warteten bereits zwei Uiguren in der offenen Tür. Sobald sie drinnen waren, stellte einer der Uiguren Mahmout eine Frage.

Bevor Mahmout übersetzen konnte, tat das David Thayer: »Sie sagen, wenn wir wollen, verstecken sie die Wachen für uns. Wir sollen verschwinden, bevor der Mond wieder herauskommt.«

Smith nickte. »Einverstanden. Und vielen Dank, Dr. Thayer. Aber jetzt nichts wie raus hier.«

Im Laufschritt legten sie den Weg zurück, auf dem Ibrahim sie von der Kantine durch die Küche zum Hinterausgang geführt hatte, wo sie ein weiterer Uigure winkend zur Eile trieb. Der fast volle Mond stand noch tief am Himmel, als sie ins Freie rannten und über den nicht einsehbaren Streifen auf den Zaun zueilten, wo die Uiguren das Schlupfloch bereits wieder geöffnet hatten.

Mahmout kroch rasch hindurch, aber David Thayer blieb plötzlich stehen. Wie in Trance schaute er durch den Maschendraht nach draußen.

Smith blickte sich um. Seine Nackenhaare stellten sich auf. Bisher hatten sie eine Menge Glück gehabt. Das war

jetzt nicht der Moment, um es erneut auf die Probe zu stellen. »Dr. Thayer? Sie sind dran. Gehen Sie schon.«

»Ja«, murmelte der alte Mann. »Jetzt bin ich dran. Unglaublich. Wirklich unglaublich. Ich war mal ein großer Dodgers-Fan. Ich habe gehört, sie sind nicht mehr in Brooklyn.« Er sah Smith an.

»Inzwischen spielen sie in Los Angeles.« Smith zog ihn auf das Loch zu. »Auch die Giants sind aus New York weggezogen. Sie sind jetzt in San Francisco.«

»Die Giants in San Francisco?« Thayer schüttelte den Kopf. »Da werde ich mich an einiges gewöhnen müssen.«

»Kommen Sie, Sir«, forderte Smith den alten Mann auf. »Da unten durch.«

»So seltsam es klingen mag, aber ich zögere ein wenig. Dumm, nicht wahr? Es ist, als flössen mir Herz und Kopf über.« Er straffte die Schultern. Jahre schienen von ihm abzufallen, und er ging zum Zaun, ließ sich steif auf die Knie nieder und kroch unter der Umzäunung durch. Smith folgte ihm sofort, während sich Chiavelli, der ihnen auch diesmal den Rücken deckte, aufmerksam nach allen Seiten umblickte.

»Können Sie laufen, Sir?«, fragte Smith mit Nachdruck.

Hinter ihnen warfen die Uiguren bereits wieder Erde auf die Holzplatten. Vor ihnen rannte Mahmout über den offenen Streifen auf die Bäume zu. Smith und Chiavelli halfen Thayer auf die Beine und brachten ihn schließlich zum Laufen. Die Sterne leuchteten auffallend hell. Zu hell. Als sie endlich den Schutz des Waldes erreicht hatten, fiel Smith eine zentnerschwere Last vom Herzen. Sie hatten den alten Mann aus dem Lager befreit. Jetzt galt es

noch, ihn sicher und wohlbehalten außer Landes und nach Amerika zu schaffen.

Damit Thayer wieder zu Atem kommen konnte, machten sie an einer geschützten Stelle unter den Bäumen kurz Halt. Seine Stirn war schweißüberströmt, aber er strahlte übers ganze Gesicht. Schwer atmend hielt er eine Hand an seine Brust. »Es ist mir noch nie gelungen, zu fliehen. Obwohl ich es versucht habe.«

Während sie im Schutz der Bäume dicht beisammen standen und warteten, dass der alte Mann zu Atem kam, sahen sie sich angespannt nach allen Seiten um. Ein Tier huschte durch das Unterholz davon. Thayer lächelte die ganze Zeit, obwohl er immer noch nach Atem rang. Seine braunen Zähne waren dunkel in seinem Gesicht. Einige waren abgesplittet und gebrochen. Zwei seiner Finger waren krumm, als wären sie nach einem Bruch nicht geschient worden und deshalb nicht richtig verheilt, vielleicht nach der Folter. Smith hätte Thayer gern untersucht, ob er irgendwelche körperlichen Beschwerden hatte, von denen er nichts wusste, aber dafür war jetzt keine Zeit. Allmählich beruhigte sich Thayers Atem, und sie liefen weiter.

**Montag, 18. September
Washington, D.C.**

Die Atmosphäre im gruftartigen Situation Room war aufgeladen. Eine elektrische Hochspannung, die an den ohnehin schon überstrapazierten Nerven zerrte. Den ganzen Vormittag lang hatten die Vereinigten Stabschefs, die für die einzelnen Truppengattungen zuständigen Staatssekretäre, der nationale Sicherheitsberater, der Außen- und der Verteidigungsminister, der Vizepräsident, Charles Ouray und der Präsident selbst zum Teil sehr hitzig über den rasch näher rückenden Moment diskutiert, an dem eine Entscheidung getroffen werden musste, ob man ein Spezialkommando an Bord der *Empress* schicken und eine militärische Auseinandersetzung mit China riskieren sollte. Nachdem jeder seine aktuelle Kampfstärke offen gelegt hatte, brachte Verteidigungsminister Stanton die grundsätzlichere Frage langfristiger Strategien und Anschaffungen zur Sprache.

Das war der Punkt, an dem General Guerrero erneut auf die, wie er es ausdrückte, unübersehbare Notwendigkeit hinwies, das auf mehr Schnelligkeit und Flexibilität abzielende Rüstungskonzept der Army um schwere Waffen für lang andauernde und weitflächige Feldzüge gegen starke militärische Gegner zu erweitern. Er nannte verschiedene Waffentypen, darunter das mobile Artillerie-system Protector, die nach seinem Dafürhalten unbedingt genehmigt werden und in Produktion gehen müssten.

»Damit stehen Sie heute allein da«, erklärte ihm der

Präsident. »Im Augenblick müssen wir uns mit einem Konflikt auseinander setzen, bei dem uns nichts von all dem weiterhilft.«

Der General nickte. »Jawohl, Sir, das ist selbstverständlich richtig.«

Der Präsident wandte sich Admiral Brose zu. »Was können Sie uns zur Verfügung stellen, Stevens, um die Chinesen und ihr U-Boot zum Rückzug zu bewegen, bevor es zu einer Katastrophe kommt?«

»Nicht sehr viel, Sir«, gab der Admiral in ungewohnt resigniertem Ton zu.

Air Force-General Kelly warf ein: »Ich bitte Sie, Brose, Sie haben doch die ganze Fünfte Flotte dort unten. Eine trägergestützte Viking, oder meinetwegen auch nur eine Hornet, und die machen sich vor Angst in die Hosen.«

Minister Stanton stimmte in diesen Chor mit ein: »Verfügt die *Crowe* denn nicht über Anti-U-Boot-Hubschrauber, Admiral?«

»Die Antwort auf beide Einwürfe lautet, ja«, erklärte Brose. »Oder waren es sogar drei? Jedenfalls, was Sie dabei außer Acht zu lassen scheinen, meine Herren, ist der Umstand, dass es sich hier nicht um ein militärisches Problem handelt, sondern um einen politischen Albtraum. Wir haben wesentlich mehr Waffen, als wir brauchten, wenn wir angreifen könnten. Ich meine, mal davon ausgehend, dass dieses U-Boot nicht über neuartige Kapazitäten verfügt, von denen wir nichts ahnen, wird die *Crowe* problemlos allein mit ihm fertig. Aber als Erste angreifen ist: genau das, was wir nicht tun dürfen. Ist es nicht so, Mr. President?«

»Damit haben Sie die Sache auf den Punkt gebracht«,

bestätigte der Präsident.

»Was ich also anzubieten hätte, ist ein Kreuzer. Die *Shiloh* ist bereits unterwegs. Wenn sie rechtzeitig eintrifft, könnte sie die gewünschte abschreckende Wirkung ausüben..«

Der Präsident nickte bedächtig. Das war zu erwarten gewesen und beunruhigte ihn nicht besonders. Mit Ausnahme seiner rechten Hand, deren Finger reflexartig auf den Tisch trommelten, strahlte seine Haltung ruhige Selbstsicherheit aus. »Danke, Stevens. Also gut, wo stehen wir? Unser Versuch, durch einen Trupp SEALS den Beweis für die potenziell tödliche Fracht der *Empress* erbringen zu lassen, ist gescheitert. Wir dürfen auf keinen Fall als Erste angreifen, wenn wir nicht das Wenige an Glaubwürdigkeit verlieren wollen, das wir als eine Nation, die nur den Frieden will und sich an das Völkerrecht hält, noch haben. Selbstverständlich beschreite ich weiterhin diplomatische Wege. Aber damit sind unsere Alternativen so ziemlich erschöpft – mit einer Ausnahme.«

Er machte eine Pause, um sich seine Worte zurechtzulegen, während seine Finger mit ihrem reflexhaften Getrommle fortfuhren. »Ich habe Sie auf eine laufende Geheimdienstoperation hingewiesen, die dem Zweck dient, hieb- und stichfeste Beweise für den wahren Charakter der Fracht zu beschaffen. Heute kann ich Ihnen mitteilen, dass ich berechtigte Hoffnungen habe, dass diese Bemühungen in wenigen Stunden zu einem erfolgreichen Abschluss kommen.«

Im Raum breitete sich spürbare Erregung aus. Emily Powell-Hill fragte: »In wie viel Stunden, Sir?«

»Mit Sicherheit kann ich das nicht sagen. Sie sollten

vielleicht wissen, dass diese Operation in China stattfindet und dass sie natürlich riskant ist. Dazu kommen noch die enormen Entfernungen innerhalb Chinas und die Schwierigkeiten, eine Mission am anderen Ende der Welt durchzuführen.«

»Darf ich fragen, Mr. President, wer diesen Einsatz leitet?«, sagte der Vizepräsident. »Ich bin sicher, alle hier Anwesenden würden gern für das Wohlergehen und den Erfolg der Betreffenden beten.«

»Bedaure, Brandon, das werde ich nicht bekannt geben. Ich kann Ihnen jedoch versichern, dass unser Mann dicht vor dem erfolgreichen Abschluss seiner Mission steht, aber wie dicht genau, entzieht sich meiner Kenntnis. Womit wir eine einfache, aber potenziell katastrophale Entscheidung vor uns haben. Wenn ich aus China nicht rechtzeitig Nachricht erhalte, wird die *Crowe* die *Empress* zum Anhalten auffordern und entern, bevor sie irakische Gewässer erreicht, was heißt, bevor sie in den Persischen Golf einfährt. Wie viel Stunden sind es bis dahin noch, Admiral Brose?«

Der Vorsitzende der Vereinigten Stabschefs sah auf seine Uhr. »Sieben, Mr. President. Plus oder minus eine Stunde.«

Dienstag, 19. September Dazu

Nach einem anstrengenden Lauf durch den Wald, bei dem sie sich ständig nach hinten umschauten, erreichten Smith, Mahmout, die zwei uigurischen Kämpfer und die

zwei ehemaligen Häftlinge das Lager der Uiguren. Wenige Minuten später schllichen alle über die Felder zu den versteckten Fahrzeugen. Damit es Thayer möglichst bequem hatte, teilte er sich die Limousine, die Mahmout fuhr, nur mit Smith und Chiavelli. Drei Uiguren quetschten sich in den Kofferraum, aus dem ihre Gewehre wie die Stacheln eines Stachelschweins ragten. Die restlichen Uiguren verteilten sich auf den Humvee und den Land Rover.

Um möglichst wenig Aufmerksamkeit zu erregen, bewegte sich der Konvoi mit der Limousine an der Spitze in gemäßigtem Tempo voran. Außerdem hielten alle nach Verfolgern Ausschau und achteten auf jedes Licht, jeden Stein, jede potenzielle Gefahr.

Smith sah auf das grüne Leuchtzifferblatt seiner Uhr.
»Wo ist Alani mit ihren Leuten? Sollten sie Chiavelli und Dr. Thayer nicht an die Grenze bringen?«

»Sie sind in unserem Versteck«, antwortete Mahmout knapp, als rechnete er mit mehr Schwierigkeiten.

»Soll das heißen, Sie wollen Chiavelli und Dr. Thayer ein Fahrzeug und ein paar Ihrer Männer zur Verfügung stellen, damit man sie außer Landes schaffen kann?«

»So ist es geplant.«

»Kommt überhaupt nicht infrage. Wir wissen nicht, wie viele Leute Feng oder Li Kuonyi mitbringen werden, brauchen also jeden einzelnen Mann. Abgesehen davon werden Ihre Leute nicht rechtzeitig zurückkommen. Am besten, wir nehmen Chiavelli und Dr. Thayer in die Berge mit. Dort bringen wir sie so lange an einem sicheren Ort unter, bis wir uns endgültig davonmachen können.«

Mahmout überlegte kurz. »Okay, das leuchtet mir ein.

Außerdem wären dann auch noch Chiavelli und vielleicht sogar Dr. Thayer eine Hilfe für uns. Können Sie mit einer Schusswaffe umgehen, Sir?«

»Vor langer Zeit konnte ich es mal«, sagte Thayer auf dem Rücksitz. »Worum geht es bei dieser neuen Mission?«

»Wir dürfen, was Ihre Sicherheit angeht, keinerlei Risiken eingehen, Sir«, erklärte Smith kurz angebunden.

»Auf gar keinen Fall«, fügte Dennis Chiavelli hinzu.

»Na schön.« Thayer seufzte. »Aber sagen Sie mir wenigstens, worum es geht.«

Smith schilderte ihm kurz die Hintergründe des Treffens am Schlafenden Buddha, sein Ziel und die damit verbundenen Risiken und Gefahren.

»Es geht dabei um das Menschenrechtsabkommen?« Die Falten auf Thayers Stirn wurden noch tiefer. »Dann muss wirklich alles klappen. Das ist eine der wichtigsten Maßnahmen in der Amtszeit meines Sohnes.«

»Ganz meiner Meinung«, sagte Smith. »Hier stehen globale Ziele auf dem Spiel.«

David Thayer nahm seine Brille ab und kniff sich in die Nase, eine Geste, die Smith auch schon am Präsidenten beobachtet hatte. Dann sank er, scheinbar erschöpft, in seinen Sitz zurück. Mit dem Anflug eines Lächelns auf den Lippen schaute er aus dem Fenster.

Smith, der auf dem Vordersitz saß, drehte sich wieder nach vorn. Als er zu Mahmout hinübersah, warf ihm der einen erleichterten Blick zu. Dann machten sich beide Männer wieder daran, nach möglichen Gefahrenquellen Ausschau zu halten. Sie fuhren an Bauernhäusern vorbei, vor denen Reiskörner auf den Boden gestreut waren, da-

mit sie, wie zuvor die Chilischoten, in der Sonne des kommenden Tages trockneten. Überall konnte man ungeschälten Reis sehen; zum Teil hatte man ihn sogar wie braune Schneeverwehungen an Mauern und Zäunen aufgehäuft. Auch handgemachte Arbeitsgeräte aus Holz lehnten an den Mauern. Es gab kleine Hühner- und Schweinegehege und Gemüsegärten. An den Enden der Beete standen oft schwere hölzerne Kübel. Und natürlich fehlten die Wasserbüffel nicht, die mit hängenden Köpfen, die Schnauzen fast auf dem Boden, vor sich hin dösten.

Die Zeit kroch langsam. Viel zu langsam, sodass ihre Anspannung immer mehr stieg. Als sie durch ein Dorf fuhren, setzte sich Thayer plötzlich auf. Die Häuser wirkten properer. Sie waren mit blau-schwarzen Dachziegeln gedeckt und wiesen zwei oder mehr Schornsteine auf. Auch die Straße war auf einmal mit großen Steinplatten befestigt, die Hunderte von Jahren alt zu sein schienen. Thayer erzählte, er sei gelegentlich in dieses Dorf gebracht worden, um bei Verwaltungsaufgaben zu helfen.

»Sehen Sie die Stühle dort?« Thayer deutete aus dem Fenster. »Die Straße stellt eine Art erweitertes Wohnzimmer dar. Die Dorfbewohner sitzen im Freien, spielen Karten, trinken Tee und unterhalten sich. Auch hier streuen sie den Reis zum Trocknen auf die Straße, und die Radfahrer fahren einfach darüber, als wäre er gar nicht da. Für die Chinesen ist Reis etwas völlig Selbstverständliches. Er ist wie der Mond und die Sterne. Nichts kann ihn zerstören.«

Smith drehte sich nach dem Vater des Präsidenten um. Sein eingefallenes Gesicht wirkte immer noch müde, aber selbst auf dem dunklen Rücksitz war deutlich zu erken-

nen, dass er glücklich war. Und anscheinend war ihm nach Reden zumute. Ein gutes Zeichen.

»Wie fühlen Sie sich?«, erkundigte sich Smith.

»Seltsam. Eigenartig. Meine Gefühle sind sehr wechselhaft. Sie gleichen Kobolden, unmöglich unter Kontrolle zu bekommen. Einen Moment ist mir zum Lachen zumute, den nächsten zum Heulen. Ich fürchte, ich habe ein Alter erreicht, in dem ich sehr schnell zu weinen anfange.«

Smith nickte. »Das ist ganz normal. Wie fühlen Sie sich körperlich?«

»Ach so, das meinen Sie. Eine Weile war ich ein wenig müde, aber jetzt fühle ich mich großartig.«

»Wurden Sie mal gefoltert?«

Thayer runzelte die Stirn, nahm die Brille ab und kniff sich ohne etwas zu erwidern in die Nase. Wieder diese Geste, die Smith auch beim Präsidenten beobachtet hatte. Aber als Thayer sie machte, fielen Smith wieder die zwei gebrochenen Finger auf. Er vermutete, es gab noch andere gebrochene Knochen, die jedoch unter der Kleidung des alten Häftlings nicht zu sehen waren. Rippen. Ein Arm. Vielleicht ein Bein. Aber ohne eine gründliche Untersuchung ließ sich das nicht sagen. Falls sie durchkamen, müsste er als Erstes dafür sorgen, dass Thayer einer gründlichen ärztlichen Untersuchung unterzogen wurde.

Smith wandte seine Aufmerksamkeit wieder der dunklen Landschaft zu.

Auch Thayer schaute aus dem Fenster. Trotz der Gefahren und der Anspannung im Auto genoss er die Fahrt sichtlich. »Die Chinesen sind ein faszinierendes Volk. Sie

greifen ständig auf ihre alten Mythen zurück und schaffen gleichzeitig neue. Als einmal einer der von den Kommunisten gebauten Aquädukte hier in den Bergen massiv leckte, machten sie den Bauern aus der Gegend weis, es wäre ein Wasserfall, eine neue Sehenswürdigkeit. Auf diese Weise brachten sie sie dazu, weiter ihr Land zu bewirtschaften, obwohl das nicht ungefährlich war.«

»Die chinesische Kultur verflucht Natur und Mythos«, pflichtete ihm Mahmout bei. »Und? Ist etwas passiert?«

»Nein«, antwortete Thayer. »Der Aquädukt wurde rechtzeitig repariert. Um fast alle ihre Naturerscheinungen ranken sich zahlreiche Legenden; eine ideale Möglichkeit, um die Bevölkerung in ihrer Unwissenheit verharren zu lassen. Wissenschaft, wie wir sie kennen, gibt es hier einfach nicht. Aber es ist trotzdem auch eine wundervolle Art zu leben. Sie scheinen in einer Art Sagenwelt befangen. Ein großer Baum ist ein verwandelter Gott. Ein Regenbogen ist ein Grund zur Freude. Der Himmel ist auf Erden präsent. Aber als sie in Beijing von dieser Rückständigkeit erfuhren, gab es ziemlichen Ärger.«

»Kam Mao nicht auch vom Land und hatte nur eine sehr rudimentäre Grundschulbildung?«, flocht Smith ein.

»Ja, und unter ihm regierten andere Bauern das Land. Einige waren tatsächlich vollkommen ungebildet. Konnten die Berichte nicht lesen, die eigentlich für sie bestimmt waren. Sie wussten so gut wie nichts über Massenproduktion, Fabriken, Wissenschaft oder selbst Landwirtschaft, wenn es über die Anbaumethoden hinausging, die sie aus ihrer ländlichen Heimat kannten. Fünf Jahre nach Maos Machtübernahme wäre das Land aufgrund der absurdnen Maßnahmen des Politbüros fast verhungert. Im

Lager aßen wir alles, was uns zwischen die Finger kam. Vögel, Insekten, Gras. Nach einer Weile gab es kein Unkraut und keine Rinde mehr an den Bäumen. Viele von uns starben.« Thayer hob die Schultern. »Aber genug davon. Jetzt, wo das Unmögliche möglich geworden ist, habe ich einen Grund, noch so lang zu leben, bis ich alle Mitglieder meiner Familie kennen gelernt habe, die existieren. Wahrscheinlich werde ich immer anspruchsvoller, aber das ist mir egal. Danach kann ich in Frieden sterben.«

Während dieser Unterhaltung hatte Mahmout das Walkie-Talkie eingeschaltet, um mit den Fahrern der zwei anderen Autos in ständigem Kontakt zu bleiben. Keiner hatte Hinweise darauf bemerkt, dass sie beschattet wurden. Die Anspannung in ihren Stimmen war unüberhörbar, als sie sich über die rauschenden und knackenden Funkgeräte unterhielten.

»Wir haben Nachricht aus dem Lager erhalten«, sagte Mahmout. »Bisher ist ihnen das Fehlen der zwei Wachen noch nicht aufgefallen, und sie haben auch nicht gemerkt, dass Sie beide fehlen. Noch ist das Glück auf unserer Seite.« Er konzentrierte sich wieder auf die Straße. Inzwischen hatte der Konvoi die Berge erreicht.

Nach dieser Neuigkeit ließ die Anspannung in der Limousine etwas nach. Thayer beschrieb das Gebiet um den Baoding Shan, zu dem sie unterwegs waren, und den Schlafenden Buddha, an dem die Übergabe des Ladeverzeichnisses der *Empress* stattfinden sollte. »Manchmal wird Baoding Shan mit Kostbarer Berggipfel übersetzt, manchmal mit Schatzbergspitze. An seinem Fuß sind der Schlafende Buddha und andere Figuren in den Fels gemeißelt –

ähnlich wie am Mt. Rushmore, nur dass die Figuren auch noch bemalt sind.«

»Ich habe gehört, sie sind tausend Jahre alt«, sagte Chiavelli.

»Fast«, bestätigte Thayer. »Die Figuren um den Schlafenden Buddha reichen ins dreizehnte Jahrhundert zurück. Wer die Anlage geplant hat, muss über einen ausgeprägten Schönheitssinn verfügt haben. Sie folgt dem natürlichen Verlauf der hufeisenförmigen Felswand, die von dichter Vegetation umgeben ist – Bäume, Büsche, Kletterpflanzen, Blumen. Alles sehr grün und üppig. Die Felswand selbst ist Teil einer Schlucht.«

»Was halten Sie vom Schlafenden Buddha als Treffpunkt für eine Übergabe?«, wollte Smith wissen. Fred Klein hatte ihm zwar Landkarten und Ortsbeschreibungen geschickt, aber es war trotzdem besser, sich die Örtlichkeiten von jemandem beschreiben zu lassen, der schon einmal dort gewesen war.

»Li Kuonyi und Feng Dun bietet der Ort eine Vielzahl von Möglichkeiten, was für Sie vermutlich eine Erschwernis darstellt, da Sie das Dokument demjenigen abjagen wollen, in dessen Besitz es sich am Ende befindet. Der Schlafende Buddha ist riesengroß, aber er befindet sich unter einem Überhang und ist von vielen anderen Skulpturen umgeben, einige davon Darstellungen buddhistischer Legenden. Viele sind in Augenhöhe angebracht, das heißt, sie bieten zahlreiche Versteckmöglichkeiten. Außerdem gibt es in der Nähe noch weitere dunkle Grotten und Höhlentempel mit Steinfiguren.«

Mahmout riss das Steuer herum, um einem Hund auszuweichen, der über die Straße flitzte. »Ihre Beschrei-

bung trifft bis ins kleinste Detail zu, Dr. Thayer. Besser hätte ich es auch nicht beschreiben können. Aber woher wissen Sie das alles?«, fragte er argwöhnisch.

»Die Lagerinsassen müssen die Skulpturen in regelmäßigen Abständen reinigen und reparieren. Weil ich mich für sie interessierte, durfte ich manchmal mitkommen. Einfach nur aus dem Grund, dass sie es geschafft haben, lange am Leben zu bleiben, behandelt man alte Menschen in der chinesischen Kultur mit besonderer Hochachtung, selbst wenn sie Gefangene sind.«

Endlich hielten die drei Fahrzeuge unter einer Baumgruppe an. Die Uiguren sprangen sofort nach draußen und machten sich daran, die Autos mit Zweigen zu tarnen. Thayer ging herum und vertrat sich die Beine. Chiavelli begleitete ihn und behielt ihn scharf im Auge.

»Wir müssen weiter«, sagte Smith schließlich zu den beiden und gab Chiavelli die Schlüssel des Lincoln. »Mahmout hat den Weg zum Versteck aufgeschrieben. Wenn wir bis Tagesanbruch nicht zurück sind, müssen Sie Dr. Thayer allein dort hinbringen.«

»Kein Problem. Und wie soll es dann weitergehen?«

»Mahmouts Schwester Alani wird Sie beide zur Grenze befördern.«

»Verstehe. Viel Glück.« Nachdem sich die beiden Männer in stillschweigendem Einverständnis kurz angesehen hatten, führte Chiavelli Thayer zum Auto.

Als sie einstiegen, bekam Thayers Stimme plötzlich etwas Unsicheres. »Kennen Sie meinen Sohn eigentlich, Dennis? Was können Sie mir über ihn sagen?« Chiavellis Antwort ging im Schlag der Türen unter.

Die Uiguren waren mit dem Tarnen der Limousine fer-

tig. Ausgerüstet mit Waffen, Taschenlampen und Landkarten zogen sie unter Mahmouts Führung auf einem dunklen, halb zugewucherten Pfad los. Der fruchtbare Geruch wildwuchernder Vegetation war allgegenwärtig. Einer der Uiguren war bereits bei der Grotte gewesen und berichtete, was er dort gesehen hatte. Mahmout dölmetschte für Smith. Während sie schließlich, die üblichen Zugangswege meidend, im Gänsemarsch den Berg hinaufstiegen, passten alle auf, dass sie nicht auf lose Steine traten und stolperten oder gegen Felsen im Gestüpp stießen.

Als das Gelände wieder flacher wurde, sagte Smith zu Mahmout: »Wenn wir zum Schlafenden Buddha kommen, machen wir unter den Bäumen schräg über der Figur Halt.«

»Von jetzt an bestimmen Sie, Jon.«

»Wir postieren uns so, dass wir jeden sehen können, der die Treppe vom Eingang herunterkommt oder sich vor dem Buddha aufhält. Meine Informationen stimmen mit Dr. Thayers Angaben überein – zwischen den Skulpturen und Statuen gibt es zahlreiche Versteckmöglichkeiten. Das erschwert uns die Sache. Verteilen Sie Ihre Männer so, dass wir möglichst viel von der Grotte im Auge haben.«

»Hört sich nicht ganz einfach an«, bemerkte Mahmout trocken. »Wie viel Zeit haben wir?«

»Das lässt sich nicht sagen. Das ›Treffen‹ könnte erst bei Tagesanbruch stattfinden.«

»Das Tageslicht käme uns nicht entgegen. Wenn Sie das Dokument aus China rausschaffen wollen, sollten wir bei Sonnenaufgang möglichst schon auf halbem Weg zur Grenze sein.«

»Ich rechne damit, dass die Bombe lange zuvor hochgeht. Auch für die anderen ist das Tageslicht nicht gerade von Vorteil.«

Sie gingen schweigend weiter. Inzwischen führte der Weg nach unten. Wie Thayer angekündigt hatte, waren sie plötzlich von üppiger Vegetation umgeben. Der drei Viertel volle Mond schien auf die Spitzen der Bäume und Büsche und bildete darunter undurchdringliche schwarze Schatten. Vor ihnen wartete der Schlafende Buddha. Bei ihm sollte Smith noch einmal auf Feng Dun und Li Kuonyi treffen. Dort sollte die Mission, so oder so, ihr Ende finden.

41

Arabisches Meer

Der Kommunikationsoperator wandte sich von der Funkanlage ab. »Es ist die *Shiloh*, Sir. Sie wollen unsere genaue gegenwärtige Position und unsere voraussichtliche Position in zehn Stunden.«

Lt. Commander Frank Bienas beugte sich über den Funker. »Schicken Sie ihnen die jetzigen Koordinaten. Inzwischen werde ich die voraussichtlichen berechnen. Aber sagen Sie ihnen, zehn Stunden genügen nicht.«

Bienas setzte sich und machte sich mit der Karte an die Arbeit. Der Funker schickte die Nachricht des Ersten Offiziers an den Kreuzer ab und lehnte sich zurück, um auf die Antwort zu warten. Seine Wache ging zu Ende, und er streckte seine schmerzenden Glieder. Bienas wurde mit

der Berechnung des voraussichtlichen Kurses fertig und schüttelte besorgt den Kopf.

Der Funker lauschte in seine Kopfhörer. Dann rief er über die Schulter: »Die *Shiloh* meint, schneller als in zehn Stunden schaffen sie es auf keinen Fall. Sie machen sowieso schon volle Fahrt.«

»Sagen Sie ihnen, bis dahin sind wir schon im Golf, und das wäre viel zu riskant. Entweder sie sind in weniger als sechs Stunden hier, oder sie können genauso gut wieder umdrehen und Plätzchen backen.« Dann verkündete er besorgt: »Wenn mich jemand braucht, ich bin auf der Brücke.« Er ging nach oben auf das dunkle Deck und hoch zur Brücke, wo Commander Chervenko vor einer Stunde übernommen hatte.

Als Bienas die Brücke betrat, war Chervenkos Nachtlglas auf die fernen Positionslichter der *Dowager Empress* gerichtet.

»In der letzten Stunde hat sie einen Knoten zugelegt. Wie ein Hund, der sein Zuhause riecht.«

»Die *Shiloh* sagt, zehn Stunden«, meldete Bienas.

Chervenko drehte sich weder um noch ließ er das Fernglas sinken. »Brose hat alles versucht. Das Problem ist, die Fünfte Flotte ist zu weit im Süden, und wir entfernen uns von ihnen. Sie erreichen uns auf keinen Fall rechtzeitig.«

»Sie hätten sowieso nicht viel tun können, was wir nicht auch können«, erklärte Bienas. Er klang entschlossen und optimistisch.

»Außer dass die *Shiloh* doppelt so imposant aussieht.« Der Kapitän sah die Sache realistisch. »Was macht das U-Boot?«

»Bleibt auf Kurs. Hastings sagt, er fängt Geräusche auf, die sich anhören, als würden sie sich auf einen Angriff vorbereiten. Aktivitäten im vorderen Torpedoraum.«

»Sie wissen, dass wir kurz vor dem Showdown stehen, Frank. Wir dürfen die *Empress* nicht in den Persischen Golf entkommen lassen. Dort wären wir anfällig für landgestützte Luftangriffe, Torpedoboote und was weiß ich noch alles. Schließlich weiß kein Mensch, wer sich plötzlich noch alles einmischen will. Teheran könnte auf die Idee kommen, auch ihre Interessen würden verletzt, und dann ginge es erst richtig los.«

Bienas nickte finster. Er stand neben dem Kommandanten des Schiffs und spähte durch die Nacht auf die Positionslichter vor ihnen, während beide Schiffe immer weiter einem Konflikt entgegendifampften.

Dazu

»Da ist er.« Mahmouts Stimme war leise, aber voll ungewohnter Ehrfurcht.

Er und Smith blieben im Unterholz unter dem dichten Blätterdach der Bäume stehen. Sie hatten eine Lichtung erreicht, die schräg oberhalb des Schlafenden Buddha am Berghang lag. Zwar konnten sie nicht die ganze Anlage überblicken, die sich über mehrere hundert Meter erstreckte und aus Tausenden im Kerzen- und Mondlicht schimmernden Skulpturen bestand, aber der bemalte Schlafende Buddha selbst und die Figuren in seiner unmittelbaren Umgebung lagen in einem atemberaubenden Panorama vor ihnen.

Auch die anderen Uiguren blieben staunend stehen. Der riesige Schlafende Buddha lag mit dem Rücken zum Felsen in der Mitte der rechten Seite der hufeisenförmigen Wand. Die über dreißig Meter lange und fast sechs Meter hohe Figur stellte Prinz Sakyamuni dar, der beim Eintritt ins Nirvana den Schlaf des Erleuchteten schläft. Daneben wirkte die Prozession lebensgroßer Statuen von Bodhisattvas und Beamten mit zeitgenössischen Kopfdeckungen, die direkt vor dem Buddha vorbeizogen, fast winzig. Von der Witterung, wie David Thayer es beschrieben hatte, nur durch einen Felsüberhang geschützt, war der zeitlose Schlafende Buddha in seiner vollen Größe zu sehen.

Die Stelle, an der sie Halt gemacht hatten, war gut geeignet, um sich auf die Lauer zu legen. Nachdem Smith und Mahmout die Uiguren im Unterholz hatten ausschwärmen lassen, bezogen sie selbst dicht beieinander Stellung, um leichter ihre Befehle erteilen zu können. Unter einem Baum traten sie ihre Wache an, von der sie nicht wussten, ob sie lang oder kurz ausfallen würde. Smith versuchte, nicht zu viel Aufregung bei sich aufkommen zu lassen. Er hatte schon mehrere Male dicht davor gestanden, das Ladeverzeichniss in seinen Besitz zu bringen, hatte es aber nie ganz geschafft. Jetzt würde er keine weitere Chance mehr bekommen. Er versuchte, ein angespanntes Schaudern zu ignorieren und prägte sich die Anordnung der einzelnen Skulpturen sorgfältig ein. Schließlich wollte er das Panorama genau im Kopf haben, wenn eine der beiden Parteien eintraf und sich versteckte. Diesmal durfte er sich keine Fehler erlauben.

Um das steinerne Halbrund zogen sich mehrere Grot-

ten mit aus dem Fels gehauenen Figuren. Die dunklen Öffnungen der Höhlen bewachten Steinstatuen. Die meisten Skulpturen waren durch niedrige lackierte Eisengitter von den Besucherscharen getrennt, die am Morgen eintreffen würden. Aber noch war niemand zu sehen, keine Touristen, keine Händler, keine Wallfahrer, keine Polizei. Belebt wurde die Dunkelheit nur von einem leichten Wind, kleinen davonhuschenden Tieren und aufflatternden Nachtvögeln.

»Wann, glauben Sie, werden sie auftauchen?«, fragte Mahmout leise. »Bis zum Morgen ist es nicht mehr lang.«

»Keine Ahnung. Das Treffen sollte, wie gesagt, bei Tageslicht stattfinden, aber wenn mich nicht alles täuscht, werden sie schon viel früher hier sein.«

»Das sollten sie auf jeden Fall – bevor die ganzen Touristen anrücken.«

»Hoffentlich. Möglicherweise suchen Li Kuonyi und Yu Yongfu aber auch unter den Touristen Schutz. Andererseits müsste ihnen inzwischen klar geworden sein, dass Feng Dun vor nichts zurückschrecken wird, um an das Dokument zu kommen. Deshalb böten ihnen die Menschenmassen keinen wirklichen Schutz. Nein, sie rechnen sicher damit, dass Feng irgendwelche krummen Touren versucht, und werden deshalb bestimmt früh eintreffen. Früh genug, um vor Feng hier zu sein, damit sie ihm umgekehrt eine Falle stellen können.«

Smiths gut durchdachte Einschätzung der Situation sollte sich jedoch als falsch erweisen. Keine halbe Stunde später bewegte sich etwas am oberen Ende der steinernen Treppe auf der anderen Seite des Schlafenden Buddha. Smith richtete sein Nachtglas auf die Stelle. Er zählte fünf

Männer, von denen er drei aus Shanghai und Hongkong kannte – sie gehörten zu Feng Duns Leuten. Wie es aussah, waren alle mit britischen Sturmgewehren bewaffnet. Feng war allerdings nicht unter ihnen.

»Verflucht«, hauchte Smith.

»Was ist? Irgendwelche Probleme?« Mahmout spähte durch die Dunkelheit in die Richtung, wo Fengs Männer die Treppe zum Halbrund mit den Skulpturen hinunterstiegen.

»Feng Dun ist nicht bei ihnen«, flüsterte Smith. Er hielt inne und sah sich um. »Das gefällt mir gar nicht.«

Während die fünf Männer nach unten gingen, erschien oben an der Treppe ein weiterer Mann mit einem mittelgroßen Koffer. Im Mondlicht folgte er den anderen. Ralph McDermid höchstpersönlich.

»McDermid. Vermutlich der Drahtzieher des Ganzen.«

»Der Big Boss persönlich? Ist das nicht eigenartig?«

»Nicht unbedingt. Feng konnte das Verzeichnis nur ein einziges Mal in seinen Besitz bringen. Bei allen anderen Gelegenheiten hat er es vermasselt. Möglicherweise will McDermid kein Risiko mehr eingehen. Vielleicht meint er auch, dass Li Kuonyi und Yu Yongfu ihm eher trauen. Wenn mit den zwei Millionen irgendetwas nicht stimmt, wissen sie, dass er keinen weiteren Aufschub herausschinden kann, indem er es jemand anders in die Schuhe schiebt. Umgekehrt könnte er aber auch deshalb selbst gekommen sein, weil er Feng nicht mehr traut.«

»Und Fengs Leute könnte er bestochen haben, für ihn zu arbeiten statt für Feng«, fügte Mahmout hinzu.

»Richtig. Trotzdem, solche unerwarteten Wendungen

gefallen mir gar nicht. Normalerweise heißt das, dass ich etwas übersehen habe.«

Vorsichtig setzte die bewaffnete Gruppe ihren Abstieg in offenem Verband fort. Sie erweckten den Anschein, als hielten sie nach Hinweisen auf einen Hinterhalt Ausschau.

Mindestens fünf Meter über der Sohle des Halbrunds ließ McDermid die Männer anhalten und signalisierte ihnen, gegenüber des Schlafenden Buddhas in Deckung zu gehen. Der Boss der Altman Group zog sich hinter einen Busch zurück.

»Sieht so aus«, sagte Mahmout, »als ginge McDermid davon aus, dass Yu und Li ebenfalls die Treppe herunterkommen. Dann könnte er sie dort stellen.«

Falls McDermid das im Sinn hatte, war diesmal er derjenige, der sich getäuscht hatte. Zuerst erschien ein stämmiger Mann, der im Mondschein wachsam am Schlafenden Buddha vorbeiging. Er hatte nicht die Treppe benutzt, sondern war rechts von der großen Buddhafigur zwischen den Statuen hervorgekommen. Durch sein Fernglas sah Smith, dass der Mann eine Pistole im Hosengürtel stecken hatte.

Dann kam auch Li Kuonyi aus der Grotte. Sie blieb neben dem stämmigen Mann stehen und schaute sich um. Wegen der kühlen Bergluft trug sie einen engen schwarzen Hosenanzug und eine Jacke mit Kapuze. Der Diplomatenkoffer, den sie bei sich hatte, enthielt vermutlich das Dokument. Smith versuchte ihr Gesicht zu erkennen, aber der hohe Kragen ihrer Jacke verdeckte den größten Teil davon, und ihr Haar war unter der Kapuze verborgen. Trotzdem stand für ihn vollkommen außer Zweifel, dass

sie es war. So schnell würde er nicht vergessen, wie sie, verzweifelt trinkend, in der totenstillen Villa in Shanghai gesessen hatte.

Dicht hinter ihr, fast so, als fürchtete er, allein gelassen zu werden, ging ein Mann Anfang dreißig mit jungenhaftem Gesicht und einem schlanken, drahtigen Körper. Jemand, der auf sein Gewicht achtete und grundsätzlich sehr auf sein Äußeres bedacht war. Allerdings nicht im Moment. In seinem glasigen Blick und der gefurchten Stirn machte sich Stress bemerkbar. Er wirkte übernächtigt und verängstigt. Tagelanger Schlafmangel hatte an dem Mann, den Smith für Li Kuonyis Ehemann Yu Yong-fu hielt, seine Spuren hinterlassen. Er trug einen zerknitterten italienischen Anzug, der vermutlich maßgeschneidert war, eine lose von seinem offenen Kragen baumelnde Krawatte, ein faltiges weiß-blau gestreiftes Hemd und schmutzige Stiefeletten. Sein Blick zuckte nervös von einem Schatten zum anderen, als er dicht hinter seiner Frau hertappte.

Eine vierte Person – ein weiterer Mann – tauchte aus dem Dunkeln auf und schloss sich der Gruppe an. Smith kannte ihn nicht. Er war auffallend schlank und hatte das unnatürliche Leuchten eines Manisch-Depressiven in den Augen. Eindeutig ein weiterer Beschützer und erheblich gefährlicher.

Mit Li Kuonyi an der Spitze gingen die vier am Schlafenden Buddha entlang und spähten die Steintreppe hinauf.

Li Kuonyi stellte den Diplomatenkoffer auf den Boden und rief auf Englisch: »Feng? Ich weiß, dass Sie da sind. Wir konnten Sie hören. Haben Sie das Geld?«

Montag, 18. September Washington, D.C.

Admiral Stevens Brose verkündete: »Drei Stunden noch, Sir.«

»Glauben Sie, ich kann nicht zählen, Admiral?«, fuhr ihn der Präsident an. Er blinzelte und holte lange Atem. »Entschuldigung, Stevens. Es ist dieses ewige Warten, und dabei nicht zu wissen, was – wenn überhaupt etwas – los ist. Sicher nicht das erste Mal, dass wir die Minuten zählen, aber das war immer bei Angriffen, die von einem Feind ausgingen, bei dem wir nichts anderes tun mussten, als alles in unserer Macht Stehende zu versuchen, um den Angriff abzuwehren. Das hier ist anders. Das ist ein Konflikt, den wir ausgelöst haben und bei dem wir nicht *alles* einsetzen können, was wir haben. Und bei dem ich möglicherweise schon bald einen Befehl geben muss, der uns, China und den Rest der Welt in einen Krieg stürzen könnte, der sich unser aller Kontrolle entzieht. Irgendjemanden gibt es in China, der genau das will, und dieser Jemand wartet nur darauf, einzugreifen – zum Vergeltungsschlag auszuholen –, sobald wir etwas gegen die *Empress* unternehmen.«

Sie waren allein im Situation Room. Der Admiral hatte um das Treffen gebeten, und der Präsident hatte es für das Beste gehalten, an einem Ort zu sprechen, an dem niemand sie hören konnte. Der gesamte militärische und zivile Verteidigungsstab stand unter Hochspannung, und auch im sonst so gesprächigen West Wing war es seltsam still, als hielten alle gemeinsam den Atem an.

»Ich beneide Sie nicht, Sir.«

Präsident Castilla lachte bitter. »Alle beneiden mich, Stevens. Haben Sie es noch nicht mitbekommen? Ich bin der mächtigste Mann auf Erden, und jeder möchte ich sein.«

»Ja, Sir«, sagte der Admiral. »Leider wird es die *Shiloh* nicht rechtzeitig schaffen.«

»Dann möge uns Gott, und unser Mann in China, beistehen.«

Dienstag, 19. September

Dazu

Es entstand eine angespannte Pause, als Li Kuonyi und ihr verängstigter Mann darauf warteten, dass Feng Dun sich zeigte. Mit dem Fernglas beobachtete Smith, wie Ralph McDermid seinen Leuten flüsternd, aber mit Nachdruck Anweisungen erteilte. Selbst aus der Ferne glaubte Smith im grünen Schein des Nachtglases erkennen zu können, dass McDermid ihnen einschärfte, sich zwar bereitzuhalten, aber ohne seinen ausdrücklichen Befehl auf keinen Fall etwas zu unternehmen.

Dann kam McDermid hinter dem Busch hervor und ging mit dem Koffer lächelnd die Treppe hinunter.

Er war fast unten angekommen, als Li Kuonyi rief:
»Halt! Bleiben Sie da stehen.«

»Sie spricht Englisch«, bemerkte Mahmout.

»Vielleicht, damit ihre Begleiter, falls sie kein Englisch sprechen, nicht mitbekommen, worum es hier eigentlich geht«, sagte Smith.

»Wer sind Sie?«, fragte sie McDermid misstrauisch.
»Wo ist Feng Dun?«

»Ich bin Ralph McDermid, Mrs. Yu. Ich werde Ihnen die zwei Millionen Dollar übergeben.« Er tätschelte seinen Koffer.

Smith sah, wie Yu Yongfu seiner Frau etwas ins Ohr flüsterte. Sie bekam große Augen, als hätte ihr Mann McDermids Identität bestätigt. »Ist das Geld in dem Koffer?«

»Natürlich«, antwortete McDermid. »Und das Dokument – ist es in Ihrem Aktenkoffer?«

Li Kuonyi stieß mit der Schuhspitze gegen den Diplomatenkoffer. »Ja. Aber bevor Sie auf die Idee kommen, Sie könnten es uns mithilfe der Männer, die sich da oben versteckt halten, gewaltsam entwenden, möchte ich Sie darauf hinweisen, dass der Koffer über einen Selbstzerstörungsmechanismus verfügt, den ich auslöse, sobald Sie auch nur eine falsche Bewegung machen. Ist das klar?«

McDermid lächelte Li Kuonyi an, als wäre sie die bezauberndste Frau, die er jemals gesehen hatte, und als wäre es das reinste Vergnügen, Geschäfte mit ihr zu machen. Zum ersten Mal wurde Smith klar, das falsche Gesicht, das McDermid der Welt zeigte, war für ihn lediglich geschäftsbedingt. Sogar wenn er Spaß dabei hatte, war es zweifellos geschäftsbedingt. Und umgekehrt machte ihm natürlich alles Geschäftliche Spaß, ein Spiel, das es zu gewinnen galt, und je höher der Einsatz, umso besser. Leben als Transaktion. Das schien bei ihm etwas ganz Automatisches, wie das Atmen.

»Selbstverständlich«, versicherte er ihr mit seiner freundlichen Stimme. »Sie werden das Geld doch sicher zählen wollen.«

»Natürlich. Bringen Sie es hier herunter, und dann

kehren Sie wieder dorthin zurück, wo Sie jetzt sind.«

McDermid stieg die letzten paar Stufen hinunter, legte den Koffer flach auf den Boden und ging wieder zurück, alles, ohne den Blick ein einziges Mal von Li Kuonyi und den drei Männern abzuwenden. Währenddessen lagen ein Stück weiter oben seine Begleiter mit den Gewehren im Anschlag auf der Lauer.

Selbst von ihrem Versteck auf dem Hügel konnten Smith, Mahmout und die Uiguren die gespannte Erwartung spüren, die sich des chinesischen Ehepaars bemächtigte. Mann und Frau sahen sich mit leuchtenden Augen an.

»Sieh nach, mein Gemahl«, sagte Li Kuonyi zu Yu.

Aufgeregt kauerte Yu Yongfu nieder und öffnete die Verschlüsse des Koffers. Um zu beobachten, wie er ihn aufklappte, achteten Li Kuonyi und ihre zwei Begleiter einen Moment nicht mehr auf ihre Umgebung. Das war ein Fehler.

Wie auf ein geheimes Zeichen hin tauchte in dem dichten Gestrüpp über der Stelle, wo McDermids fünf Männer auf der Lauer lagen, plötzlich Feng Dun auf und eröffnete mit seinem Sturmgewehr das Feuer. Die lange Wand gegenüber dem Schlafenden Buddha explodierte in einer ratternden Salve. Der Lärm war ungeheuer und zerfetzte die Stille der Nacht, als Li Kuonyi, ihr Mann und die zwei Bodyguards im pfeifenden Kugelhagel niedergemäht wurden. Sie hatten keine Chance.

Aus Li Kuonyis Hals spritzte das Blut, als sie zu Boden sank. Yu Yongfu zuckte noch einmal kurz hoch, bevor er, die Brust von Kugeln zerfetzt, auf den Koffer fiel. Der stämmige Bodyguard wurde niedergemäht,

ohne überhaupt zu begreifen, wie ihm geschah. Nur der zweite Mann schaffte es, zumindest seine Pistole zu ziehen, bevor sein durchlöcherter Körper nach hinten geschleudert wurde und wie in Zeitlupe blutspritzend über die niedrige Abzäunung vor dem Schlafenden Buddha flog.

Auch die fünf Männer, die zusammen mit McDermid gekommen waren, sanken in ihrem Versteck im Unterholz tot zusammen.

In der schockierten Stille, die darauf in der Schlucht plötzlich wieder eintrat, stand McDermid mit offenem Mund reglos da. Feng und ein Dutzend Männer brachen aus dem Gebüsch hervor und eilten die Treppe hinunter.

Ralph McDermids Gesicht hatte sich zu einem cholischen Rot verfärbt, als er, außer sich vor Wut, losbrüllte: »Ich habe Ihnen doch gesagt, sich da rauszuhalten! Ich habe Ihnen gesagt, darum kümmere *ich* mich! Was haben Sie nur getan, *Sie Idiot!*«

»Was ich getan habe, Taipan?«, sagte Feng, als er die Leichen erreichte. »Ich habe dafür gesorgt, dass das Landeverzechnis nicht in amerikanische oder chinesische Hände fällt. Ich habe zwei Millionen Dollar verdient. Und was für mich persönlich vielleicht das Wichtigste ist, ich habe einen unverschämten, nichtsnutzigen, reichen Amerikaner beseitigt.«

Ein kurzer Feuerstoß aus seinem Gewehr folgte, und McDermid bekam große Augen, als verstünde er auf einmal. Die Kugeln durchlöcherten seine Brust und schleuderten ihn nach hinten, sodass er, alle viere von sich gestreckt, auf den gepflasterten Weg schlug. Feng stieß Li

Kuonyis Leiche lachend beiseite und griff nach dem Diplomatenkoffer.

Alles war so schnell gegangen, dass Smith und seine Uiguren das Blutbad nicht hatten verhindern können. Aufgebracht gab Mahmout seinen Männern, die bereits ihre AK-47 auf Feng und seine Killer gerichtet hatten, ein Zeichen.

»Nein!« Smith hielt ihn zurück. »Sie sollen noch warten und sich weiter versteckt halten!«

»Aber er entkommt mit dem Dokument, Jon!«

»Nein!«, zischte Smith. »Warten Sie!«

Arabisches Meer

Commander James Chervenko lag in seiner Koje, aber er war hellwach. Als er zwei Stunden zuvor auf der Brücke an Frank Bienas übergeben hatte, hatte er ihm den, wie er wusste, völlig überflüssigen Befehl erteilt, ihn sofort zu verständigen, wenn es etwas Neues gab, und ihn keinesfalls später als vier Uhr morgens zu wecken. Er war unter dem Vorwand nach unten gegangen, ein bisschen schlafen zu wollen, auch wenn er aus Erfahrung wusste, dass das aussichtslos war. Aber zumindest trug der Anschein der Normalität dazu bei, die Besatzung zu beruhigen. Außerdem konnte er hier unten ungestört darüber nachdenken, wie er mit dem chinesischen U-Boot am besten fertig würde.

Als ein Funkspruch von der *Shiloh* hereinkam, nahm er ihn sofort entgegen. Die Nachricht war schrecklich: Die *Shiloh* würde sie auf keinen Fall rechtzeitig erreichen.

»Wie viel Zeit haben Sie noch, Jim?«, fragte Captain Michael Scotto.

»Weniger als drei Stunden.«

»Sind schon alle auf Gefechtsstation?«

»Erst, wenn es unbedingt nötig ist.«

Kurzes Schweigen. »Glauben Sie, dass Ihnen dann noch genügend Zeit bleibt?«

»Es ist dunkel, und dem Radar zufolge fährt das U-Boot an der Oberfläche. Sie würden es merken, wenn wir auf Gefechtsstation gehen. Solange ich keinen entsprechenden Befehl erhalte, möchte ich nicht derjenige sein, der als Erster abdrückt.«

»Ganz ungefährlich ist es jedenfalls nicht. Wenn die Chinesen meinen, den Anfang machen zu müssen ...« Scotto auf der *Shiloh* sprach den Satz nicht zu Ende.

»Ich weiß, Mike. Dieses Risiko gehe ich ein, aber ich werde es nicht auslösen.«

»Viel Glück.«

»Danke. Kommen Sie so schnell wie möglich her.«

Sie beendeten das Gespräch. Keiner der beiden Kommandanten musste mehr sagen. Jeder wusste, was auf dem Spiel stand. Bei einem Seegefecht war alles möglich, und vielleicht konnte ihnen die *Shiloh* trotzdem noch helfen. Wenn nicht, würde sie die Überlebenden aufnehmen, falls es welche gab.

Chervenko hatte kaum die Augen geschlossen, um vielleicht doch noch zu einer Stunde Schlaf zu kommen, als es aus der Sprechanlage tönte: »Sir, das U-Boot taucht. Auf dem Sonar hört es sich so an, als würden sie die Aale in die Rohre schieben.«

Chervenkos Brustkorb schnürte sich zusammen.
»Komme sofort.«

Er sprang hoch, wusch sich das Gesicht mit kaltem

Wasser, kämmte sich, strich seine Uniform glatt, setzte die Mütze auf und verließ die Kajüte. Auf Deck schaute er nach achtern, sah aber nichts.

Auf der Brücke deutete Bienas mit dem Kopf auf die Positionslichter der *Dowager Empress*. »Sie hat mehr Fahrt aufgenommen. Fast ihre Spitzengeschwindigkeit von fünfzehn Knoten.«

»Das U-Boot?«

»Sonar bestätigt, dass es die Torpedos scharf macht.«

»Kommt es näher?«

»Bisher nicht.«

»Wird es aber. Alle Mann auf Gefechtsstation, Frank.«

Bienas nickte dem Mann an der Sprechanlage des Schiffes zu, dann beugte er sich über sein Mikrofon. Seine Stimme zitterte vor Anspannung, als er losbellte: »Alle Mann auf Gefechtsstation!«

42

Dazu

Hektisch winkend hielt Mahmout seine Uiguren davon ab, das Feuer auf Feng Dun und seine Männer zu eröffnen, von denen einige VBA-Uniformen trugen.

Bestürzt starnte Smith auf die Soldaten, während Mahmout ihn ansah. »Sind Sie noch zu retten, Jon? Feng entkommt mit dem Geld *und* dem Dokument!«

Aber Smith hatte alles scharf beobachtet. Verärgert, dass er die Wahrheit nicht früher erkannt hatte, schüttel-

te er den Kopf. Aber auch Ralph McDermid und Feng Dun hatten nicht begriffen.

»Das bezweifle ich«, sagte Smith. »Das Ganze ist eine List. Anders kann es gar nicht sein.«

Mahmout verstand überhaupt nichts mehr. »Eine List? Was für eine List? Feng und seine Leute haben alle umgebracht, und jetzt entkommen sie mit Ihrem bescheuerten Dokument und zwei Millionen Dollar!«

Smith schüttelte stur den Kopf. »Nein. Halten Sie Ihre Männer bereit. Und passen Sie gut auf.«

Feng kauerte unten beim großen Buddha vor dem Aktenkoffer, seine Männer hatten mit aufgeregten Gesichtern einen schützenden Kreis um ihn gebildet. Vorsichtig hob Feng den Koffer hoch. Zuerst wog er ihn in den Händen. Dann kippte und drehte er ihn behutsam. Schließlich lachte er und sagte etwas auf Chinesisch. Auch seine Leute lachten.

Mahmout übersetzte: »Er sagt, es ist keine Bombe drin. Dafür ist er zu leicht, und es bewegt sich nichts Schweres im Innern. Er hat nie ernsthaft geglaubt, er könnte eine Bombe enthalten. Li Kuonyi hätte nie ihre einzige wirkliche Waffe zerstört.«

»Da hat er allerdings Recht.«

Als Feng sich daranmachte, den Aktenkoffer zu öffnen, wichen seine Männer, die immer noch ganz überzeugt schienen, ein Stück zurück. Feng hob den Deckel und blickte erwartungsvoll in den Koffer. Nichts passierte. Keine Bombe, keine Explosion. Trotzdem verzog Feng enttäuscht das Gesicht. Mit einem lauten Fluch schleuderte er den Koffer zur Seite. Er landete im Gebüsch.

Als Feng etwas auf Chinesisch brüllte, sah Mahmout überrascht Smith an. »Er ist leer!«

Smith nickte. »Klar. Wie schon gesagt, wieder einer von Li Kuonyis Tricks.«

Am Schlafenden Buddha ließ sich an diesem Abend kein Dokument finden. Feng Dun sprang auf und ging zu der Stelle, wo Yu Yongfu mit dem Gesicht nach unten auf dem Koffer mit dem Geld lag. Er versetzte ihm einen Tritt, sodass er auf den Rücken rollte, und kauerte neben ihm nieder. Dann leckte er seine Finger ab und rieb an Yus Wange. Mit wutverzerrtem Gesicht betrachtete er seine Finger – und stieß einen weiteren Fluch aus.

»Was macht er jetzt schon wieder?«, fragte Mahmout.

Fengs kalte Augen sprühten vor Ärger, als er zu Li Kuonyi stürzte, die auf dem Rücken lag und in die Unendllichkeit hinaufstarrte. Er beugte sich über sie und wiederholte das Ritual von eben. Dann ließ er sich resigniert auf die Hacken sinken, um jedoch sofort wieder hochzuspringen und wütend auf seine Männer einzureden.

»Sie hatten Recht!« Mahmout sah Smith an, als könnte dieser hellsehen. »Es war eine List. Eine List Lis und Yus. Die Toten da unten sind gar nicht die beiden, sondern irgendwelche armen Teufel, die sich als Li und Yu ausgegeben haben. Vielleicht ein paar Schauspielerkollegen, die Li dafür angeheuert hat. Sie waren gewissermaßen nur Attrappen und wurden zusammen mit den zwei Leibwächtern geopfert, damit Li und Yus List auch wirklich funktionierte. Aber ...?«

»Ja«, sagte Smith. »Aber.«

Während er das sagte, bückte sich Feng Dun noch ein-

mal und durchsuchte die tote Frau. Als er sich wieder aufrichtete, hielt er einen kleinen Gegenstand in der Hand.

»Was hat er jetzt gefunden?«

»Ich würde sagen, einen Mini-Sender mit Mikro und Lautsprecher. Nur so konnte Li das Täuschungsmanöver erfolgreich durchführen, und das ist auch der Grund, warum sie die Einzige war, die gesprochen hat.«

Unten in der Schlucht schien Feng das Gleiche klar zu werden. Er hob den Kopf und ließ den Blick über dem Schlafenden Buddha hügelaufwärts gleiten. Als er nichts Verdächtiges entdeckte, drehte er sich um und erteilte weitere Befehle auf Chinesisch.

»Er sagt ihnen ...«, begann Mahmout zu übersetzen.

Smith sprang auf und schrie: »Jetzt eröffnen wir das Feuer! Feuer! Feuer!«

Mahmout gab den Befehl auf Uigurisch weiter, und der ganze Abhang schien zu explodieren. Alle zweiundzwanzig Sturmgewehre nahmen Fengs überrumpelte Truppe unter vernichtenden Beschuss.

Montag, 18. September Washington, D. C.

Die tief stehende Spätnachmittagssonne suchte sich ihren Weg durch schmale Lücken zwischen den dicken Vorhängen, die Fred Kleins Büro im neuen Covert-One-Hauptquartier von der Außenwelt abschirmten. Dennoch verschaffte sich die Außenwelt mit aller Gewalt Zugang zu dem Büro. Sein von Schlafmangel und versäumten Mahlzeiten ausgezehrtes Gesicht überzog ein grauer

Sechstagebart, der zu schnell weiß wurde. Seine müden geröteten Augen schienen unverwandt auf die Schiffsuhr an der Wand gerichtet. Den Kopf hatte er auf die Seite geneigt, in Richtung blaues Telefon.

Hätte ihn jemand sehen können, hätte er ihn für gelähmt, hypnotisiert, in Trance, bewusstlos oder tot gehalten, so lange hatte er sich nicht bewegt. Nur sein Brustkorb hob und senkte sich beim Atmen kaum merklich.

Als das blaue Telefon läutete, schrak er hoch und fiel fast vom Stuhl, als er nach dem Hörer griff. »Jon!«

»Hat er noch nicht angerufen?«, fragte der Präsident. Aus seiner tiefen Stimme sprachen Enttäuschung und Geiztheit.

»Nein.«

»Wir haben noch zwei Stunden. Oder weniger.«

»Oder mehr. Schiffe sind manchmal unberechenbar.«

»Die Witterungsverhältnisse im Arabischen Meer sind bis zum Persischen Golf und nach Basra ruhig und klar.«

»Das Wetter ist nicht die einzige variable Größe, Sam.«

»Das ist es, was mir Sorgen macht, Fred.«

»Es macht auch mir Sorgen.«

Klein konnte den Präsidenten schwer atmen hören. Offensichtlich war er allein.

»Was passiert deiner Meinung nach gerade? In ... wo ist Colonel Smith?«

»In Dazu, Sichuan«, erinnerte Klein den Präsidenten.

»Beim Schlafenden Buddha.«

Castilla wurde still. »Den habe ich auch mal besichtigt. Im Verlauf einer Chinareise. Mitsamt diesen ganzen Skulpturen.«

»Ich habe sie nie gesehen.«

»Wirklich beeindruckend. Einige sind fast zweitausend Jahre alt, das Werk großartiger Künstler. Manchmal frage ich mich, was wir den Menschen, die in tausend Jahren auf der Erde leben werden, eigentlich Brauchbares hinterlassen.« Der Präsident wurde wieder still. »Wie spät ist es dort? Am Schlafenden Buddha?«

»So spät wie in Beijing, Sam. Der Einfachheit halber haben sie in China alle Zeitzonen zusammengelegt. Dort ist es jetzt ungefähr vier Uhr morgens.«

»Müsste es dann nicht schon vorbei sein? Müssten wir nicht schon längst von ihnen gehört haben? Auch etwas über meinen Vater?«

»Ich weiß auch nicht, Sam. Colonel Smith kennt den zeitlichen Rahmen.«

Klein konnte spüren, wie der Präsident nickte. »Ja, natürlich kennt er den.«

»Er wird sein Bestes tun, und niemandens Bestes ist besser als seins.«

Wieder das bestätigende Nicken irgendwo im Weißen Haus, so, als wäre der Präsident sicher, dass alles gut gehen würde, obwohl ein anderer Teil von ihm fürchtete, dem könnte nicht so sein. »Ich muss das Dokument bekommen, und ich muss Niu Jianxing in Beijing eine Kopie davon zukommen lassen. Aber dafür ist es inzwischen zu spät, nicht wahr? Die Zeit würde nicht einmal mehr reichen, um eine Kopie nach China zu schicken und zu hoffen, dass die Hardliner damit zu überzeugen sind. Über ein Fax oder eine E-Mail würden sie nur lachen. So etwas ließe sich zu leicht fälschen. Wenn unsere Vermutung zutrifft und in Zhongnanhai tatsächlich jemand sitzt, der

einen Krieg will, bestünde für den Betreffenden jedenfalls kein Anlass, etwas anderem Glauben zu schenken als dem Originalverzeichnis.«

»Smith wird sich schon etwas einfallen lassen.« Klein versuchte, dem Präsidenten Mut zu machen. Aber er hatte keine Ahnung, womit.

Ebenso wenig wusste es der Präsident. »In einer Stunde, vielleicht sogar schon früher, werde ich Brose bitten, den Befehl zu erteilen, an Bord der *Empress* zu gehen. So, wie ich die Sache sehe, führt daran kein Weg vorbei. Du hast dein Bestes getan. Alle haben ihr Bestes getan. Jetzt bleibt uns nur noch, zu hoffen und zu beten, dass die Chinesen einen Rückzieher machen, obwohl ich mir das nicht vorstellen kann.«

»Nein, Sam. Ich auch nicht.«

Das Schweigen zog sich länger hin. Die Stimme, die schließlich aus dem Hörer kam, war traurig, niedergeschlagen. »Es ist wieder genau die gleiche tragische Idiotie wie im Kalten Krieg. Nur sind inzwischen die Waffen noch leistungsfähiger, und vielleicht stehen wir diesmal ganz allein da. In zwei Stunden werden wir es wissen.«

Dienstag, 19. September Dazu

Am Fuß des Berges, hinter dem die Schlucht mit dem Schlafenden Buddha lag, war David Thayer, von den ungewohnten Aufregungen der Nacht tief erschöpft, auf dem Rücksitz der alten Limousine eingeschlafen. Chiavelli, der auf den alten Mann aufpasste, hatte die in China hergestellte AK-47, die Asgar Mahmout ihm gegeben

hatte, im Schoß liegen. Er war sehr beeindruckt von Thayers Energie und Durchhaltevermögen und führte seine Erschöpfung weniger auf die körperlichen Anstrengungen als auf die nervliche Belastung zurück.

Auch Chiavelli machte die ständige Anspannung zu schaffen, besonders hier, unter dem beengenden Blattwerk des dichten Gestrüpps, das sie verbarg und in dem sie nichts anderes tun konnten, als zu warten. Er ertappte sich dabei, wie er immer wieder einnickte, um gleich darauf mit klopfendem Herzen hochzuschrecken. Jedes Mal, wenn er die Augen aufschlug, brauchte er länger, um zwischen Dösen und Wachsein zu unterscheiden. Als er jedoch diesmal mit einem schmerhaften Halszucken aufwachte, brauchte er nur Sekunden, um zu merken, dass er wirklich wach war und dass das Geräusch in seinen Ohren nicht sein Herzklopfen war.

Es waren viele Füße, die auf der nahen Straße näher kamen. Schwere, in Stiefeln steckende Füße, die sich in einem Rhythmus bewegten, der ihm nur zu gut vertraut war. Marschierende Füße, die auf sie zukamen.

Auch David Thayer hörte sie. »Soldaten. Ich kenne den Rhythmus. Marschierende chinesische Soldaten.«

Chiavelli lauschte aufmerksam. »Zehn? Zwölf? Ein ganzer Zug?«

»Ich glaube fast.« Thayers Stimme zitterte.

»Auf der Straße, höchstens fünfhundert Meter entfernt. Eher weniger.«

»Unser ... unser Auto steht ein Stück abseits der Straße«, sagte Thayer nervös. »Eigentlich dürfte es unter den Büschen nicht zu sehen sein.«

»Wahrscheinlich nicht. Aber was haben die hier um

diese Zeit zu suchen? Es ist jetzt vier Uhr. Vier Uhr morgens. Dass Sie nicht mehr im Lager sind, können sie an sich nicht gemerkt haben, sonst würde jetzt eine ganze Armee anrücken. Und sie wären nicht zu Fuß unterwegs. Nein, diese Leute sind hinter jemand anderem her, und das gefällt mir gar nicht.«

Das weckte auch die Besorgnis des alten Mannes, aber er nahm sich zusammen. »Glauben Sie, es hat etwas mit der Mission Colonel Smiths und der Uiguren zu tun? Woher aber sollte darüber jemand etwas wissen? Da halte ich es schon für deutlich wahrscheinlicher, dass sie aus ganz anderen Gründen hier beim Schlafenden Buddha sind.«

»Können wir es darauf ankommen lassen und einfach nichts tun?« Chiavelli beantwortete seine Frage selbst: »Auf gar keinen Fall. Wenn sie zum Schlafenden Buddha unterwegs sind, laufen ihnen Smith, Mahmout und die Uiguren direkt in die Hände.«

»Wir müssen ihnen helfen!«

»Ich versuche, sie hier festzunageln – oder wenigstens eine Weile aufzuhalten.«

»Und ich?«

»Sie bleiben hier. Wenn Sie sich nicht zeigen, dürfte Ihnen nichts passieren. Komme ich nicht zurück, müssen Sie allein zum Versteck der Uiguren fahren.«

Thayer schüttelte den Kopf. »Das können Sie vergessen. Ich bin fünfzig Jahre nicht mehr am Steuer eines Autos gesessen, Captain. Und soweit ich mich erinnere, sind zwei Gewehre immer besser als eines. Daran hat sich nach wie vor nichts geändert. Sie helfen mir nicht, indem Sie mich allein lassen. Geben Sie mir eine Schusswaffe.

Ich habe zwar auch fünfzig Jahre lang keine Waffe mehr abgefeuert, aber man verlernt nicht, wie man zielt und abdrückt.«

Chiavelli betrachtete das weiße Haar, die pergamentartige Haut, den entschlossenen Blick. »Meinen Sie wirklich? Das Schlimmste, was Ihnen passieren kann, wenn Sie hier im Auto entdeckt werden, ist, dass man Sie wieder ins Lager steckt. Das Team, das Sie außer Landes schaffen soll, müsste inzwischen so weit sein. Für Sie wäre es wirklich das Beste, hier zu bleiben und sich schön aus der Schusslinie zu halten.«

Thayer streckte seine Hand aus. »Ich habe einen Doktortitel, Captain. Also die offizielle Bestätigung dafür, dass ich nicht blöd bin. Geben Sie mir die Waffe.«

Chiavelli schaute ihn an. Thayer wirkte vollkommen gefasst. Durch das Gestrüpp fiel ein verirrter Strahl Mondlicht, in dessen Schein Chiavelli ein Lächeln in Thayers Augen sehen konnte, das zu sagen schien, dass Sterblichkeit und Tod alte Bekannte waren. Chiavelli nickte. Er hatte verstanden. Der alte Mann hatte selbstverständlich Recht.

Chiavelli drückte ihm Smiths 9-mm-Beretta in die knottige Hand. Die Hand war ruhig. Dann öffnete er auf seiner, der Straße abgewandten Seite die Tür und schärfte Thayer ein, leise zu sein. Sie zwängten sich durch die Tarnung aus Zweigen und gingen in Deckung. Der Mond stand direkt über ihnen. Sie richteten sich so weit auf, dass sie das leuchtend weiße Band der Straße sehen konnten. Wenig später kam ein Trupp chinesischer Soldaten anmarschiert. Es waren zehn Infanteristen der Volksbefreiungsarmee, angeführt von einem Hauptmann.

Chiavelli flüsterte: »Wie viel Mann hat ein Zug der Volksbefreiungsarmee?«

»Keine Ahnung.«

Sie hatten keine Zeit mehr, um sich darüber Gedanken zu machen. Chiavelli zielte mit der AK-47 und gab einen Schuss ab. Mit einem lauten Schrei fiel ein Soldat zu Boden und fasste sich ans Bein.

Gleichzeitig hob Thayer mit beiden Händen die Beretta und feuerte. Die Kugel schlug fünf Meter vor dem Trupp in die Straße und wirbelte Erde und Steine auf. Die neun Soldaten hechteten ins Unterholz und zogen ihren verletzten Kameraden hinter sich her. Wenige Sekunden später eröffneten sie das Feuer, allerdings nur ungefähr in Richtung der Limousine.

Chiavelli zischte: »Noch wissen sie nicht, wo wir sind. Sie feuern blindlings drauflos.«

Eine Stimme rief etwas auf Chinesisch, und die Schüsse verstummen.

Chiavelli und Thayer warteten. Früher oder später müssten die Soldaten weiter vorrücken, aber je länger sie in ihrer Deckung blieben, desto besser. Thayers Gesicht schien leicht gerötet. Chiavelli verspürte die gesteigerte Wahrnehmungsfähigkeit, die mit jedem Gefecht einherging. Seine Haut war von einem dünnen Schweißfilm überzogen.

Wieder ein lauter Befehl, und Thayer schauderte. Gleichzeitig sprangen alle neun Chinesen aus dem Unterholz zu beiden Seiten der Straße. Ihre im Mondschein weiß schimmernden Augen hielten nach dem Feind Ausschau, als sie wild um sich schießend losstürmten.

Thayer beugte sich hinter dem Heck der Limousine

hervor und gab kurz hintereinander drei Schüsse ab. Wie ein Schmerzensschrei aus dem Gebüsch verriet, hatte er diesmal besser gezielt. »Vielleicht können wir sie zurück-schlagen«, jubelte er, möglicherweise in Erinnerung all des Leids seiner fünfzigjährigen Gefangenschaft fern der Heimat.

Die Soldaten gingen hastig wieder in Deckung. Der Mann, den Thayer getroffen hatte, musste sich allein in Sicherheit bringen.

Sie waren so schlecht ausgebildet, wie das Chiavelli gelegentlich über das chinesische Militär gehört hatte. Ganz offensichtlich hatten sie keinerlei Gefechtserfah-rung. Er bezweifelte, dass der Hauptmann, der sie befehligte, so schnell einen weiteren Angriff wagen würde.

Chiavelli und Thayer blieben in ihrem Versteck, zähl-ten die Minuten und warteten. Die Zeit schleppte sich dahin. Zwanzig Minuten und immer noch kein Angriff. Wichtige Minuten, denn sie hielten die Soldaten vom Schlafenden Buddha fern. Dann sah Chiavelli etwas auf-blitzen. Das Mondlicht hatte sich in etwas gespiegelt, vielleicht im Zifferblatt einer Armbanduhr. Das konnte nichts Gutes heißen, und tatsächlich hatte er den Ein-druck, als bewegte sich etwas, begleitet von kaum wahr-nehbaren Geräuschen. Keine zehn Meter von ihnen ent-ferten, schienen plötzlich die Büsche auf sie zuzukriechen.

»Feuer!«, zischte er wild. »Schießen Sie, Mr. Thayer! Feuer!«

Die AK-47 auf das Wagendach gestützt, gab er einen langen Feuerstoß ab, während neben ihm die Schüsse der Beretta aufkrachten. Aber der Winkel war ungünstig, und

sie mussten auf den Zehenspitzen stehen, um genügend sehen zu können.

Plötzlich schlugen zwei Kugeln in die Limousine. In Chiavellis Nase stieg der heiße Geruch von verbranntem Metall. Gleichzeitig fielen hinter ihnen Schüsse, begleitet von lauten Rufen auf Chinesisch.

Thayers Haut wurde so gespenstisch weiß wie der Mond. »Sie sagen, wir sollen keine Bewegung mehr machen, die Waffen fallen lassen und uns ergeben. Sonst erschießen sie uns. Wir können immer noch ...«

»Kommt überhaupt nicht infrage. *Auf gar keinen Fall.*« Chiavelli hatte versprochen, den Vater des Präsidenten zu beschützen, und eine Rückkehr ins Lager war besser als der Tod. Solange sie beide am Leben blieben, hatte er möglicherweise weiterhin die Möglichkeit, ihn zu beschützen. »Wir haben sie mindestens eine halbe Stunde aufgehalten. Manchmal hängt alles von einer halben Stunde ab.«

Er versetzte der AK-47 einen Stoß, sodass sie auf der anderen Seite des Autos zu Boden fiel. Dann hob er die Hände.

Zitternd ließ auch David Thayer die Beretta fallen und legte die Hände auf seine Maomütze. Die wenigen Stunden in Freiheit waren zu Ende. »Schade«, hauchte er.

Die acht Soldaten kamen mit ihren zwei Verwundeten aus dem Gebüsch auf sie zu. Als sie die auf dem Boden liegenden Waffen grinsend aufsammelten, tauchten hinter Thayer und Chiavelli zwei weitere Soldaten auf. Offensichtlich bestand ein Zug der Volksbefreiungsarmee aus zwölf Mann.

Der Offizier – ein Hauptmann, der seine Pistole gezo-

gen hatte – blieb vor ihnen stehen und redete aufgebracht auf sie ein. Thayer übersetzte: »Er will wissen, wer wir sind. Dass wir Amerikaner sind, ist ihm bereits klar. Er ... o nein.« Er sah Chiavelli an. »Er will wissen, ob wir zu Colonel Smiths Agententeam gehören.«

Auf der Sohle der Baoding-Schlucht waren die Überlebenden von Feng Duns Killertruppe in Deckung gegangen und erwiderten schwach und sporadisch das Feuer.

»Feuer einstellen«, sagte Smith zu Mahmout.

»Sind Sie sicher, mein Freund? Einige von denen sind noch am Leben und wehren sich. Sollten wir nicht lieber runtergehen und erst mal gründlich aufräumen? Uns zumindest vergewissern, dass dieses Monster Feng Dun tot ist. Ich bin ziemlich sicher, ihn erwischt zu haben.«

»Nein! Sagen Sie Ihren Männern, sie sollen ausschwärmen und die umliegenden Hänge absuchen, ob Li Kuonyi sich vielleicht irgendwo versteckt hält und alles beobachtet.«

»Glauben Sie ...?«

»Sie und Yu sind hier. Mit dem Dokument. Wir müssen sie finden.«

Mahmout gab den Befehl an seine Männer weiter und trug ihnen auf, einen weiten Bogen um Fengs Leute zu machen. »Bis Tagesanbruch ist es nicht einmal mehr eine Stunde, und diese Schüsse müssen fast bis Chongqing zu hören gewesen sein.«

»Ich weiß.« Smith trabte auf dem unwegsamen Gelände voran und sah immer wieder zu den Uiguren hinüber, die sich zu beiden Seiten formiert hatten und mit ihm das Gestrüpp durchkämmten. Er wusste, ihre Chancen stan-

den schlecht. Ihnen blieb nicht mehr viel Zeit, um Li und Yu aufzuspüren, das Verzeichnis an sich zu bringen und es nach Washington zu schicken.

Plötzlich krachten keine hundert Meter vor ihnen Schüsse. Smith riss den Kopf herum und spähte zu einer Stelle links oberhalb des Schlafenden Buddha hinauf. Schüsse aus einem Sturmgewehr – und aus einer einzelnen Pistole.

»Halt!«, rief Smith zu Mahmout hinüber und kauerte im Gebüsch nieder.

Mahmout hob die Hand, um seine Männer zu stoppen, dann senkte er sie mit der Handfläche nach unten, um ihnen zu bedeuten, in Deckung zu gehen und sich nicht mehr zu rühren. »Wer könnte das sein?«, flüsterte er.

»Feng vielleicht?«

Mahmout verzog bedauernd das Gesicht. »Hätten wir uns die Toten unten in der Schlucht doch bloß angesehen.«

»Dafür war nicht genügend Zeit. Wir müssen auf jeden Fall erst Li Kuonyi finden.«

»Wenn es Feng ist, können wir einpacken.«

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht.«

Mahmout bedeutete seinen Männern, vorsichtig vorzurücken und tastete sich neben Smith durch das Dickicht. Minuten später erreichten die Uiguren eine Lichtung. Mahmout signalisierte ihnen, an ihrem Rand in Deckung zu gehen. Smith deutete mit einer Kopfbewegung nach links. Die Lichtung endete an der Felswand über dem Halbrund mit den Skulpturen, von wo man sowohl die Sohle der Schlucht gut im Blick hatte wie den Hang mit dem Weg, der am Schlafenden Buddha entlangführte.

»Von dort hätte Li Kuonyi alles sehen können«, sagte Smith.

Mahmout seufzte und nickte.

Rechts von ihnen, von einer Stelle, wo mehrere hohe Felsen über die Baumkronen hinausragten, fielen drei kurz aufeinander folgende Schüsse aus einem Sturmgewehr. Die Stelle war etwa fünfzig Meter von der Steilwand entfernt, von der man die Schlucht mit dem schlafenden Buddha überblicken konnte.

Dem Gewehrfeuer folgte ein einziger Pistolenschuss. Er kam aus einer Baumgruppe, die näher am Steilabfall lag, direkt vor der Stelle, wo Smith, Mahmout und die Uiguren in Deckung gegangen waren. Der Einschlag der Kugel ließ spitze Steinsplitter von den Felsen davonstieben.

»Da«, stieß Mahmout hervor.

Nur zehn Meter von den hohen Felsen entfernt, näher bei Smiths und Mahmouts Versteck, befand sich eine kleinere Anhäufung von Felsbrocken. Ein großer Baum war auf die Steine gestürzt, und Smith sah, dass sich dahinter etwas bewegte. Während er noch zu erkennen versuchte, was es war, krachte von weiter oben wieder ein Schuss aus dem Sturmgewehr, und von dem umgestürzten Baum stoben Holzsplitter davon.

Eine tiefe, hypnotische Stimme, die Smith nie mehr zu hören gehofft hatte, sagte auf Englisch: »Gute Falle, Madam Li. Wirklich raffiniert. Ihre Leute haben viele meiner Männer getötet, aber – und das ist Ihr Pech – nicht mich.«

Als Li Kuonyi darauf hinter dem umgestürzten Baum hervorkam, war ihre melodische Stimme so ruhig, als begrüßte sie in ihrem Salon einen Besucher. »Abgesehen davon habe ich das Geld nicht bekommen. Das haben

vermutlich Sie. Umso mehr wundert es mich, dass Sie zurückgekommen sind.«

»Ich brauche nach wie vor dieses Dokument«, antwortete Feng. »Und ich glaube, Ihnen ist die Munition aus gegangen, meine Teuerste. Sie sollten eigentlich längst tot sein, und wäre da nicht Ihr Helfer dort drüben unter den Bäumen, hätte ich es längst. Würde mich nur interessieren, wer der Kerl ist.«

Mahmout flüsterte: »Warum sprechen die beiden Englisch?«

»Das wüsste ich auch gern«, sagte Smith. »Vielleicht hat Feng noch irgendwo ein paar Leute versteckt, die nicht mitbekommen sollen, worüber sie reden.«

Li Kuonyi bemerkte spöttisch: »Es gibt vieles, was Sie nicht wissen, Feng.«

Neben ihr ertönte eine nervöse Männerstimme. »Sie hätten sich das Dokument nicht abjagen lassen sollen, als Sie es hatten, Feng. Dann wäre uns das alles erspart geblieben. Niemand wäre zu Schaden gekommen.«

»Sieh mal einer an. Was für eine Freude, Sie wieder zu hören, Boss. Ganz schön dumm von mir zu glauben, Sie würden Selbstmord begehen, und sei es auch, um die Zukunft Ihrer Familie zu retten. Aber genau gesehen, haben Sie Ihr Überleben nur Madam Li zu verdanken. Das war mein Fehler. Mir war schon lange klar, wer bei Ihnen die Hosen anhat.«

»Sie haben schon immer zu viel geredet, Feng«, warf Li Kuonyi ein. »Eben sagten Sie, dass Sie immer noch an dem Dokument interessiert wären – wir wiederum sind an dem Geld interessiert, das sich in Ihrem Besitz befindet.«

»Sie schlagen also ein Geschäft vor, Madam? Zu den-

selben Bedingungen wie bisher? McDermids zwei Millionen für das Dokument.«

»Richtig.«

»Einverstanden. Übernimmt Ihre Frau jetzt ganz das Reden für Sie, Boss? Aber was sage ich, wir können schließlich nicht alle Männer sein.«

Unmittelbar neben Li Kuonyi raschelte es plötzlich laut. Mit hochrotem Kopf stieß Yu Yongfu im Aufstehen die Hand zurück, mit der Li ihn zurückhalten wollte. »Ich bin nicht weniger ...«

Ein krachender Feuerstoß durchsiebte Yu von der Kehle bis zum Unterleib. Sein Blut spritzte schwarz durch die Nacht. Li Kuonyis gellender Schrei ging fast in der Salve aus der nahen Baumgruppe unter.

In der Stille, die danach eintrat, ertönte nur ein einziges Wort: »So.« Anscheinend unbeeindruckt von den Schüssen aus der Baumgruppe, wartete Feng eine Weile, bevor er in einem Ton fortfuhr, in dem keine Spur von Ironie mehr durchklang. »Jetzt kennen Sie *meinen* Vorschlag. Denken Sie gut nach, Li. Ihrem Helfer wird die Munition lange vor mir ausgehen. Die zwei Millionen Dollar können Sie sich abschminken. Ich biete Ihnen Ihr Leben. Werfen Sie den Koffer mit dem Dokument aus Ihrem Versteck, und ich lasse Sie am Leben.«

Smith entschloss sich. »Geben Sie mir Feuerschutz. Aber eröffnen Sie das Feuer erst, wenn Sie meine Stimme hören oder mich schießen hören. Also nur, wenn es unbedingt nötig ist.«

»Was haben Sie vor?«, wollte Mahmout wissen.

»Ich schleiche mich von hinten an die Felsen heran, klettere nach oben und greife Feng von hinten an.«

»Wir könnten einen Großangriff starten. Wir sind fast zwanzig Mann.«

»Trotzdem könnte es in diesen Felsen ziemlich schwierig werden, mit einem Mann mit einem Sturmgewehr und jeder Menge Munition fertig zu werden. Außerdem wissen wir nicht, was er sonst noch für Waffen hat. Vielleicht sind sogar noch ein paar seiner Männer bei ihm. Außerdem gerät Li möglicherweise in Panik, wenn sie denkt, sie hat noch mehr Feinde. Das Risiko, dass das Dokument zerstört wird, ist zu groß.«

Bevor Mahmout etwas einwenden konnte, hatte sich Smith seine MP5K über die Schulter geschlungen und war unter den Bäumen verschwunden. Es gab mehrere Gründe, weshalb er Feng Dun auszuschalten versuchte. Um Feng unter Beschuss nehmen zu können, hatte der Schütze unter den Bäumen kurz seine Deckung verlassen müssen, und bei dieser Gelegenheit hatte Smith sein Gesicht gesehen. *Randi Russell!*

Er hatte keine Ahnung, wie sie hierher gekommen war, aber Feng hatte Recht. Ihr ginge wohl bald die Munition aus. Und wenn die Uiguren angriffen, konnte sie ins Kreuzfeuer geraten.

Arabisches Meer

Admiral Broses Stimme kam fest und ruhig aus dem Lautsprecher auf der Brücke. »Geben Sie mir die gegenwärtige Position der *Empress*, Commander.«

Von seinem Platz auf der dunklen Brücke konnte Jim Chervenko die beleuchteten Umrisse der *Empress* sehen,

die zwei Meilen vor der *Crowe* fuhr. Mit, wie es schien, voller Kraft hielt sie auf dem mondbeschienenen Meer auf die Straße von Hormuz zu, hinter der der Persische Golf und die irakische Hafenstadt Basra lagen. Er nickte Frank Bienas zu, der sich vom Navigator die Koordinaten geben ließ und an den Admiral weiterleitete.

»Nach unseren Berechnungen bleiben Ihnen nicht einmal mehr neunzig Minuten, bis die *Empress* die Straße von Hormuz erreicht«, sagte der Admiral nach einer Weile.

»Das deckt sich mit unseren Berechnungen, Sir«, sagte Chervenko.

»Haben Sie sich in Position gebracht?«

»Sie ist jetzt zwei Meilen vor uns.«

»Das U-Boot?«

»Hat seine Torpedos gefechtsklar gemacht und fährt jetzt auf gleicher Höhe mit uns. Es hat die *Empress* steuerbord, aber es ist getaucht und eine halbe Meile dichter aufgerückt als wir, sodass es auch uns gut im Blick hat.«

»Sind Ihre Seahawks mit Anti-U-Boot-Waffen ausgerüstet und startbereit?«

»Jawohl, Sir.«

Der Admiral sprach weiterhin in ruhigem Ton, aber die Fragen, die er normalerweise nicht einmal einem unerfahrenen Lieutenant bei seinem ersten Einsatz gestellt hätte, geschweige denn einem altgedienten, hochdekorierten Kommandanten, verrieten seine wahre innere Verfassung.

Brose schien Chervenkos Gedanken lesen zu können. »Sie müssen entschuldigen, Commander, es ist eine ungute Situation.«

»Das allerdings, Sir.«

»Der Schlachtplan?«

»Wir zwingen die *Empress* zum Anhalten. Schicken das Enterkommando los. Halten den Frachter zwischen uns und dem U-Boot, damit es auf unsere Seite kommen muss, wo die Hubschrauber freies Schussfeld haben. Ansonsten gehen wir so vor, wie es die Situation verlangt.«

»Gut, Commander.« Ein kaum merkliches Zögern. »Sie werden den Befehl zum Entern spätestens in einer Stunde erhalten. Die *Shiloh* müsste in drei Stunden bei Ihnen sein. Ich werde versuchen, Ihnen in letzter Minute Unterstützung aus der Luft zur Verfügung zu stellen, aber das dürfte zeitlich schwierig werden. Zögern Sie es raus, solange Sie können.« Wieder ein Zögern, als wollte er das Gespräch nur widerstrebend beenden. Schließlich ein von Herzen kommendes »Viel Glück«. Der Admiral war weg.

Commander Chervenko sah auf die Uhr über seinem Kommandoposten, dann richtete er sein Nachtglas wieder auf die *Dowager Empress*, die vor ihm im hellen Mondschein über das ruhige Meer dampfte. In Gedanken hatte er bereits mit dem Countdown begonnen.

43

Dazu

Die Nacht um Smith fühlte sich schwer und bedrückend an, als er in der Dunkelheit zwischen den Felsen nach oben kroch. Seine Stoffschuhe boten ihm auf dem felsi-

gen Untergrund guten Halt, sein Nachtsichtgerät ermöglichte ihm, Furchen, Regenrinnen und Vorsprünge zu folgen. Manchmal blieb ihm nichts anderes übrig, als zu springen und an nacktem Fels hochzuklettern. Manchmal konnte er sich an einem Strauch nach oben ziehen.

»Das ist doch reine Zeitverschwendung, Li.« Feng Duns ruhige Stimme war so nah, dass Smith ihn jeden Moment zu sehen erwartete. »Ihr Mann ist tot. Ihre Leibwächter sind tot. Und offensichtlich ist Ihnen die Munition ausgegangen. Ihr Helfer drüben unter den Bäumen ist allein, und auch ihm wird bald die Munition ausgehen. Und dann ist niemand mehr da, der mich aufhalten kann. Das ist Ihre letzte Chance. Werfen Sie den Aktenkoffer raus, und ich lasse Sie in Ruhe.«

Aus Li Kuonyis Versteck kam bitteres Gelächter. »Und wie soll es dann für mich weitergehen? Wie soll ich mit meinen Kindern ohne Geld aus China kommen? Da kann ich das Dokument genauso gut gleich selbst verbrennen. Das werde ich auch tun, wenn Sie nicht verschwinden.«

In der Zeit, in der ihre verbitterte Antwort Fengs Aufmerksamkeit beanspruchte, kletterte Smith rasch weiter den Felsen hinauf, bis er sicher war, höher als Feng zu sein.

Feng lachte hämisch. »So Leid es mir tut, Madam Li. Nur die Amerikaner wollen das Dokument unversehrt haben. Meinetwegen können Sie es also gern verbrennen. Wenn Sie es nicht machen, werde ich es eben tun. Aber es ist weder eine Garantie für Ihre Sicherheit, noch wird es Ihnen helfen, das Land zu verlassen.«

Plötzlich wurde ihr alles klar. »Wei Gaofan. Er steckt dahinter! Der Gönner meines Vaters. Der Gönner meines

Mannes. Er ist es, der das Dokument unbedingt zerstört haben möchte. Er ist es, für den Sie *tatsächlich* arbeiten!«

»Uns zu vertrauen ist Ihre einzige Chance. Ansonsten wissen Sie, was Ihnen blüht.«

Smith hatte den höchsten Felsen erreicht. Er nahm seine MP5K. ab, kletterte lautlos über die Spitze und suchte sich eine geeignete Stelle, wo ihm der Fels den Rücken deckte. Um seine Ohren pfiff der Wind, unter ihm lag der Tafelberg mit der Buddha-Schlucht, ein Panorama aus Schatten, üppiger Vegetation und monumentalen Steinfiguren, die im unwirklichen Licht von Mond und Sternen matt schimmerten.

Feng Dun kniete etwa fünf Meter unter ihm hinter einem Felsen. Das Sturmgewehr auf einen Felsvorsprung gestützt, zielte er auf die Stelle, wo Li Kuonyi sich versteckt hielt. Smith nahm das Nachtsichtgerät ab und schaute auf Fengs Kopf hinunter. Im Dämmerlicht schien sein rot-weißes Haar besonders intensiv zu leuchten, der einzige Farbfleck in der schwarzgrauen Felslandschaft.

Zugleich gab Fengs Kopf ein perfektes Ziel ab. Smith konnte ihn mit einer Kugel wegpuschen wie eine Melone. Sein Finger krümmte sich um den Abzug. Alles in ihm dürstete danach, die Menschen zu rächen, die Feng persönlich getötet hatte oder hatte töten lassen ... Avery Mondragon. Andy An. Die uigurischen Kämpfer. Das Schwein Ralph McDermid. Sogar der arme Yu Yongfu. Und nicht zuletzt war da noch der verheerende Konflikt, der jeden Moment im Arabischen Meer ausbrechen konnte. Smith bekam seine Emotionen nur mit Mühe unter Kontrolle.

Laut genug, dass alle es hören konnten, rief er: »Sie

sind keineswegs Madam Lis einzige Chance, Feng. Geben Sie auf. Ergeben Sie sich, dann bleiben Sie am Leben.«

Der Vorteil war dahin. Eine endlose Sekunde lang machte Feng Dun keine Bewegung. Er stand da wie versteinert. Doch plötzlich wirbelte er schneller als eine zuschlagende Kobra herum und warf sich, ohne sich um die scharfkantigen Felsen zu kümmern, nach rechts. Sein Gesicht war voller Wut und Abscheu, als sein seltsames Haar im Dunkeln verschwand. Gleichzeitig ratterte aus seinem Sturmgewehr ein auf Smith gerichteter Feuerstoß.

Mit einem zufriedenen Brummen drückte Smith ab. Die Kugeln aus seiner MP5K schlugen in den Oberkörper des Söldners und bremsten seinen Sprung so abrupt, als flöge er gegen einen Panzer. Wie ein Sack Reis wurde Feng gegen die Felsen geschleudert. Er kippte vornüber, fiel über einen kleinen Felsbrocken und kullerte, eine kleine Lawine auslösend, den Abhang hinunter.

Nach einem Moment bestürzten Schweigens brachen auf der anderen Seite der Lichtung Asgar Mahmout und seine Uiguren unter den Bäumen hervor und umringten den umgestürzten Baum, hinter dem Li Kuonyi Deckung gesucht hatte. Sie hatten ihre Gewehre im Anschlag, aber Mahmout stoppte ihren Vormarsch.

Smith packte heftige Erregung. Das Dokument befand sich wieder zum Greifen nah. Gleich hätten sie den Beweis, und er wäre in der Lage, Fred Klein anzurufen. Die *Empress* konnte angehalten, ihre tödliche Ladung vernichtet und der Konflikt abgewendet werden ... wenn die Zeit noch reichte. In einem wilden Zickzackkurs rannte er, Hindernisse überspringend, zwischen den Felsen zu der Lichtung hinunter, wo sich die Uiguren aufgestellt hatten.

Li Kuonyi saß, mit dem Rücken gegen einen Felsen gelehnt, hinter dem umgestürzten Baumstamm. Sie trug den gleichen engen schwarzen Hosenanzug und die gleiche Kapuzenjacke wie ihr Double, das tot vor dem Schlafenden Buddha lag. Allerdings waren ihre Sachen zerrissen und, vermutlich von den Verletzungen ihres Mannes, blutverschmiert. Die linke Hand hatte sie zärtlich auf sein starres Gesicht gelegt. In der rechten hielt sie ein brennendes Feuerzeug. Sie hatte keine Waffe, aber das Original des Ladeverzeichnisses lag neben ihr auf dem Deckel des Aktenkoffers.

Als sie Smith bemerkte, lächelte sie. »Ach so ... der Amerikaner, der das Verzeichnis schon einmal haben wollte. Das hätte ich mir eigentlich denken können.«

»Es ist vorbei, Madam Li«, sagte Smith. »Ihr Mann ist tot. Jetzt bin ich der Einzige, mit dem Sie noch verhandeln können.«

Sie streichelte Yus starres Gesicht. Es war eine marmorne Totenmaske. »Er war ein Dummkopf und ein Feigling, aber ich habe ihn geliebt, und die Bedingungen bleiben dieselben. Zwei Millionen Dollar. Außerdem müssen Ihre uigurischen Freunde mir und meinen Kindern helfen, das Land zu verlassen. Als Gegenleistung erhalten Sie das Dokument, für das Sie so viele Mühen auf sich genommen haben.« Sie hielt mit steinerner Miene inne. »Andernfalls verbrenne ich es.«

Smith zweifelte nicht an ihren Worten. Er sah auf die Uhr. Eine Stunde und zehn Minuten. Die *Crowe* hatte sich inzwischen sicher längst gefechtsklar gemacht und wartete nur noch auf den endgültigen Befehl zum Entern der *Empress*. Es bestand kaum Hoffnung, das Verzeichnis dem

Präsidenten rechtzeitig zukommen zu lassen, damit er ... außer es war etwas dazwischengekommen. Ein Sturm. Das Eintreffen weiterer Schiffe der Navy. Die Einmischung einer anderen Nation. Irgendetwas, was die Ankunft des Frachters in der Straße von Hormuz verzögerte.

Doch es waren schon zu viele Opfer gebracht worden, um jetzt aufzugeben, und es stand zu viel auf dem Spiel, um nicht auch noch die letzte Möglichkeit auszuschöpfen. »Haben Ihre Männer das Geld gefunden?«, fragte er Mahmout.

»Ja. Es war nicht weit von der Stelle, wo Feng das Feuer eröffnet hat, in einer Felsspalte versteckt. Es ist noch im Koffer. Der vollständige Betrag. Kein Falschgeld.«

»Geben Sie es ihr.«

Mahmouts Stimme klang plötzlich angespannt. »Daraus wird wohl nichts mehr.«

Smith sah den Anführer der Uiguren kurz an, dann folgte sein Blick dem Mahmouts an den Rand der Lichtung. Er schluckte. Das hatte ihnen gerade noch gefehlt. Unter den Bäumen standen acht Männer in VBA-Uniform und richteten ihre Gewehre auf die Lichtung. Auf sie. Die Soldaten kamen zwar zu spät, um Feng zu helfen, aber nicht zu spät, um Mahmout, Randi Russell und alle anderen zu erschießen.

Montag, 18. September Washington, D. C.

Alle Augen im unterirdischen Situation Room des Weißen Hauses waren auf das Kopfende des Konferenztis-

sches gerichtet, wo Präsident Castilla zur Wanduhr hinaufschauten.

»Noch eine Stunde, Sir«, sagte Admiral Brose.

»Weniger«, korrigierte ihn Verteidigungsminister Stanton.

Vizepräsident Brandon Erikson sagte: »Wir dürfen nicht mehr länger warten, Mr. President.«

Der Präsident wandte sich Erikson zu. »Sind alle bereit? Auf der *Crowe*?«

»Sie befinden sich schon eine halbe Stunde auf Gefechtsstation«, sagte Admiral Brose.

Der Präsident nickte. Mehrere Male. Sein Blick kehrte zur Uhr zurück. Seine Miene verhärtete sich. »Geben Sie das Kommando.«

Schlagartig explodierte der Situation Room in einem Ausbruch von Aktivität. Brose riss den Hörer des Telefons hoch und erteilte Befehle.

Dienstag, 19. September

Dazu

Mahmout machte eine kurze Handbewegung, und die zwanzig Uiguren verteilten sich, sodass sie den acht Soldaten auf der anderen Seite der Lichtung gegenüberstanden. Die Waffen im Anschlag, die Finger am Abzug, starnten sie sich gegenseitig an.

»Wir sind mehr als doppelt so viele«, stieß Mahmout hervor, »aber ich möchte nicht riskieren, es mit ihnen aufzunehmen. Wir wissen nicht, wie viele von ihnen noch in der Nähe sind, und ein Feuergefecht, bei dem wir

einen VBA-Trupp erschießen, zöge drakonische Strafen für meine Guerrillas und ganz Xinjiang nach sich. Tut mir Leid, Jon, aber dieses Opfer ist die Sache nicht wert.«

Smith antwortete rasch, aber nur ungern: »Das kann ich verstehen.«

»Wenn es nicht noch mehr Soldaten gibt, können wir Sie, Colonel Smith, und Ihre Leute zumindest in unser Versteck bringen. Meine Kameraden dort werden Ihnen dann helfen, David Thayer außer Landes zu schaffen.«

»Vielen Dank. Warum tun die Kerle nichts?« Die Soldaten standen da wie Statuen, die Waffen schussbereit im Anschlag. Eine undurchdringliche Reihe vielleicht, aber nicht unüberwindlich. Sie konnten immer noch unter Beschuss genommen werden. Warum eröffneten sie nicht das Feuer? Hatten sie Angst, weil sie zahlenmäßig unterlegen waren?

»Angst haben sie nicht«, meinte Mahmout. »Eher warten sie, wie ich bereits gesagt habe, auf Verstärkung.«

In diesem Moment spürte Smith, wie sich neben ihm etwas bewegte. Er wirbelte herum. »Randi!«

Mit finsterer Miene erschien Randi Russell neben ihm. »Wie kann ich euch helfen?« Ihr blondes Haar war schwarz gefärbt, und sie trug ein zerknittertes Kostüm. Auch sie beobachtete die chinesischen Soldaten, die stumm auf der anderen Seite der Lichtung standen.

»Wie kommst du denn hierher?« Diesmal verzichtete Smith auf ihren üblichen verbalen Schlagabtausch. Lange würden die Soldaten nicht mehr warten.

»Ich bin mit Ralph McDermid – soll dieses Schwein in der Hölle schmoren – hierher geflogen. Er brauchte eine Dolmetscherin.«

»Zu unserem und Li Kuonyis Glück. Warst du von Anfang an dabei?«

Sie nickte. »Ich lag dort oben auf der Lauer. Nach dem Blutbad unten in der Schlucht sah ich, wie Feng sich die anderen beiden schnappen wollte. Deshalb nahm ich ihn unter Beschuss, um ihn in die Felsen zurückzutreiben.«

»Da bin ich dir ja schon wieder was schuldig.«

»Nicht der Rede wert.« Der flapsige Ton wollte ihr nicht so recht gelingen. »Dieses Dokument, das sich im Besitz der Frau befindet ... ist es das, was du haben möchtest?«

»Ja.« Smith schilderte ihr kurz den Zusammenhang, einschließlich der verfahrenen Situation im Arabischen Meer. »McDermid hat das Ganze mit Li Kuonyis Mann eingefädelt. Irgendwie hatte auch ein hoher chinesischer Politiker seine Finger mit im Spiel. Keine Ahnung, was dabei noch herauskommt, jedenfalls bestimmt nichts Gutes. Nicht für den Frieden ... nicht für die Zukunft ... nicht für die Welt. Tut mir Leid, dass du da reingeraten bist, Randi. Asgar hat Recht. Er darf die Zukunft seines Volkes nicht aufs Spiel setzen. Außerdem reicht die Zeit sowieso nicht mehr, um noch etwas an der Sache ändern zu können.« Er wandte sich Mahmout zu. »Sehen Sie lieber zu, dass Sie mit Ihren Leuten verschwinden, so lange Sie es noch können. Falls Sie es noch können.«

»Kommen Sie nicht mit?«

»Das brächte Sie nur in noch größere Gefahr. Die Uiguren können nicht auf den Schutz der einzigen Supermacht der Welt zählen. Wir schon.« Er klopfte ihm auf die Schultern, wie er das die Uiguren hatte tun sehen. »Nehmen Sie die zwei Millionen. Sie können mehr damit

anfangen als Li Kuonyi, die chinesische Regierung oder wir.«

»Schade, dass es so gekommen ist. Es ist einiges schief gelaufen, aber vielleicht können wir es ja eines Tages noch mal versuchen – und besser machen.« Mahmout gab seinen Männern ein Zeichen, und ehe Smith und Randi Russell es sich versahen, waren er und seine Leute unter den Bäumen verschwunden.

Jetzt hatten sie gar keinen Schutz mehr vor den chinesischen Soldaten.

»Jon«, sagte Randi Russell leise und deutete mit dem Kopf auf die andere Seite der Lichtung.

Die Soldaten nahmen nicht die Verfolgung der Uiguren auf. Stattdessen teilten sie sich, und ein Offizier kam hinter ihnen hervor auf die Lichtung.

»Darauf haben sie also gewartet«, flüsterte Smith.

»Ein Hauptmann«, sagte Randi Russell. »Der Uniform nach von der Infanterie.«

Smith, Randi Russell und Li Kuonyi entfernten sich von dem umgestürzten Baum. Li Kuonyi hielt in einer Hand das Dokument, in der anderen das Feuerzeug. Aber es brannte nicht mehr.

Die Miene des Hauptmanns war streng, sein Auftreten gebieterisch. Er sah nach rechts zu Feng Dun, der tot in seinem Blut lag. Dann blieb er mit unschlüssiger Miene stehen. Ein rundlicher kleiner Mann, ebenfalls in VBA-Uniform, kam hinter Feng zwischen den Felsen hervor.

Als er zielstrebig auf den Infanterieoffizier zuging, flüsterte Randi Russell: »Er trägt die Rangabzeichen des Ministeriums für öffentliche Sicherheit – innere Sicherheit und Spionageabwehr.«

»Super. Der chinesische KGB.«

Major Pan Aitu hatte den ersten Akt des Dramas am Schlafenden Buddha hinter einer Wächterfigur in Gestalt eines wilden Drachen mitverfolgt, der den Eingang zur Höhle der vollständigen Erleuchtung bewachte. Von dort war er anschließend aus sicherer Entfernung auch Zeuge des weiteren Geschehens geworden.

Dank seines Nachtsichtgeräts hatte er die Gruppe von Uiguren beobachten können, die Feng Dun und seine Bande, zu der auch ein paar VBA-Soldaten gehörten, angegriffen hatten. Das hatte ihm einiges erklärt. Die Kleider, Gesichter und Waffen der rund zwanzig Guerillas hatten ihm sein typisches mildes Lächeln entlockt. Disziplinierte Uiguren mit AK-47 Sturmgewehren. Er war schon lange der Überzeugung gewesen, dass Colonel Smith dank der Hilfe einer unbekannten Shanghaier Zelle uigurischer Widerstandskämpfer entkommen war. Und jetzt tauchten sie plötzlich hier auf, wo der undurchsichtige Feng Dun den Verräter Yu Yongfu und den reichen Amerikaner, McDermid, ermordet hatte, um das Ladeverzeichnis der *Dowager Empress* in seinen Besitz zu bringen. Konnte da Colonel Smith weit sein?

Pans Bewunderung für Li Kuonyis Gerissenheit war um ein Vielfaches gestiegen. Aber wenn Wei Gaofans Pläne durchkreuzt werden sollten, musste er trotzdem eingreifen. Das Auftauchen des dezimierten VBA-Zugs hatte ihm die Richtigkeit seiner Entscheidung bestätigt.

Als er nun vor dem Hauptmann stand, der unschlüssig auf seine VBA-Uniform, seinen Dienstgrad und seine Geheimpolizei-Abzeichen sah, sagte er nachsichtig: »Ich bin Major Pan Aitu, Hauptmann. Vielleicht haben Sie schon

von mir gehört.« Er taxierte den Hauptmann von oben bis unten.

Der Hauptmann gewann etwas von seinem militärischen Habitus zurück; er behauptete die Stellung. »Hauptmann Chang Doh, und ja, ich habe von Ihnen gehört, Major.«

»Dann können wir uns das Drumherum sparen. Sie unterstehen, glaube ich, dem persönlichen Befehl eines Offiziers, der ein Freund Wei Gaofans ist. Sie wurden inoffiziell zur Unterstützung Feng Duns abgestellt, der, wie Sie sehen können, inzwischen tot ist. Unter seinem rechtswidrigen Kommando haben sie Soldaten der Volksbefreiungsarmee verloren, sowohl durch Verwundung wie Tod.«

Das Gesicht des Hauptmanns wurde aschfahl. »Über meine Befehle darf ich nicht sprechen, Major.«

»Ach? Unter den Bäumen halten sich erheblich mehr weitere Soldaten versteckt, die *meinem* Kommando unterstehen. Des Weiteren habe ich schriftliche Anweisungen, über die Aktivitäten Feng Duns Untersuchungen anzustellen und sie gegebenenfalls zu unterbinden. Um alle Zweifel auszuräumen, hier sind meine Papiere.« Er reichte dem Hauptmann Niu Jianxings Schreiben.

Der Hauptmann las die Dokumente langsam, als hoffte er, sie würden sich in seinen Händen in Nichts auflösen. Zu seinem Leidwesen bestätigten die Papiere, dass Major Pan in seiner Funktion als Offizier der Spionageabwehr und inneren Sicherheit im Auftrag des Mitglieds des Ständigen Ausschusses handelte, das für solche Operationen zuständig war. Dagegen befand sich der Hauptmann in der unterlegenen Position eines Infanterieoffiziers, der

für einen Freund eines Mitglieds des Ständigen Ausschusses aktiv wurde, dem keine Kommandogewalt über das Militär zustand.

Unter Jon Smiths, Randi Russells und Li Kuonyis Blicken gab der Infanteriehauptmann Major Pan die Papiere zurück, trat einen Schritt beiseite und salutierte zackig.

»Sieht so aus, als wäre der Major als Sieger aus der Diskussion hervorgegangen.«

Li Kuonyi zündete das Feuerzeug wieder an. »Sie können das Dokument haben, bevor er herkommt. Ich will für mich und meine Kinder Asyl in den Vereinigten Staaten. Andernfalls verbrenne ich es jetzt.«

»Keine zwei Millionen?«

Sie hob die Schultern. »Die waren für meinen Mann. Ich bin Schauspielerin, eine gute Schauspielerin. Ich habe in Amerika schon jetzt einen Namen. Ich werde mir meine Millionen selbst verdienen.«

»Abgemacht.« Bevor sie es sich noch einmal anders überlegte, entriss ihr Smith Dokument und Feuerzeug gleichzeitig.

Als der Major sie erreichte, sah er Smith lächelnd an und stellte sich auf Englisch vor. »Ich bin Major Pan Aitu, Colonel Smith. Es ist mir eine Freude, Sie endlich kennen zu lernen. Es war höchst interessant, gegen Sie zu ermitteln. Leider haben wir nicht mehr viel Zeit. Geben Sie mir das Dokument.«

»Nein!«, stieß Randi Russell hervor. Sie schnappte sich das Feuerzeug und knipste es an. »Ich weiß nicht, warum Sie es wollen, Major, aber ...«

Smith hielt sie zurück. »Mach es erst mal wieder aus. Um es nach Washington zu schaffen, damit es der Präsi-

dent nach Beijing schicken kann, reicht die Zeit ohnehin nicht mehr. Hören wir uns erst mal an, was unser Geheimdienstkollege zu der Sache zu sagen hat.«

Der kleine Major blinzelte. Er deutete auf die Stelle, wo die acht Soldaten unter den Bäumen verschwanden. »Sie unterstehen jetzt meinem Befehl. Wussten Sie, dass Hauptmann Chang zwei Gefangene gemacht hat? Einer ist ein amerikanischer Captain, der andere ein alter Mann. Ich kann Ihnen, den zwei Gefangenen, den zwei Damen hier und Madam Lis Kindern die umgehende Ausreise in die Vereinigten Staaten zusichern. Was also das angeht, stehen wir auf derselben Seite, Colonel.«

»Warum helfen Sie Li Kuonyi?«, fragte Randi Russell.

»Sagen wir einfach, ich bewundere ihre Intelligenz, ihre Raffinesse und ihr Können. Außerdem, muss ich gestehen, stellt sie eine Komplikation dar, die wir vermeiden wollen. Nichts von dem, was passiert ist, darf oder wird an die Öffentlichkeit dringen. Weder in Ihrem Land noch in unserem. Aber die Zeit drängt, auch für mich.«

Smith überlegte. Der Major wollte nicht, dass das Dokument vernichtet wurde. Für China gab es nichts mehr zu gewinnen, außer sie wollten, dass die Amerikaner an Bord der *Dowager Empress* gingen. Es musste eine Entscheidung getroffen werden, und nur er konnte sie treffen. Amerika hatte nichts mehr zu verlieren und alles zu gewinnen.

Er stellte die entscheidende Frage: »Haben Sie eine Möglichkeit, den Frachter zu stoppen, bevor es zu spät ist, Major Pan?«

»Ja.«

Er reichte Pan das Ladeverzeichnis.

Der Major drehte sich um, winkte ihnen, ihm zu folgen, und rannte über die Lichtung und zwischen den Bäumen hindurch zu einer anderen Lichtung, auf der ein Hubschrauber wartete. Pan sprach im Laufen in ein Walkie-Talkie, und noch bevor sie den Hubschrauber erreichten, begannen sich dessen Rotoren zu drehen.

Arabisches Meer

Der Mond war heller denn je, als sich die *John Crowe* in der langen, gemächlichen Dünung der *Empress* näherte, die weiter mit voller Kraft auf die Straße von Hormuz zudämpfte, die in der Ferne bereits schwach zu erkennen war. Das Spezialkommando, das an Bord des Frachters gehen sollte, stand auf der Leeseite des Heckaufbaus der *Crowe*, bewaffnet und bereit, die Boote zu Wasser zu lassen und damit zu dem chinesischen Frachter zu fahren.

In der Kommunikations- und Kontrollzentrale schritt Lt. Commander Frank Bienas nervös auf und ab und blieb alle paar Minuten stehen, um sich über die Schultern der Funk-, Radar- und Sonaroperatoren zu beugen. Er schaute gerade auf den Radarschirm von Operations Specialist Second-Class Baum, als Hastings am Sonar herausplatzte:

»U-Boot nimmt Fahrt auf!«

»Wie schnell?«, stieß Bienas hervor.

»Wie es aussieht, volle Kraft, Sir.«

»Mit Richtung auf die *Empress*?«

»Ungefähr, Sir, ja.«

»Was heißt hier ›ungefähr‹?«

»Es heißt, sie nimmt Kurs auf die *Empress*, aber so, dass sie am Heck passiert.«

»Dann nehmen sie also Kurs auf unsere Seite, bewaffnet und gefechtsklar?«

»Wahrscheinlich, Sir. Ich schätze schon.«

»Dann sagen Sie das auch, verdammt noch mal!«

Das schockierte Schweigen wurde von Hastings' steifer Erwiderung gebrochen. »Worauf das U-Boot zusteuert, kann ich Ihnen nicht sagen, Commander. Nur seine Geschwindigkeit und seinen Kurs.«

Bienas errötete. »Entschuldigung, Hastings. Die Nerven, schätze ich.«

»Da geht es uns wahrscheinlich allen gleich, Sir«, sagte Hastings.

Der Erste Offizier schaltete die Sprechanlage zur Brücke ein. »Jim? Sieht so aus, als käme das U-Boot auf unsere Seite. Volle Kraft.«

Jim Chervenko auf der Brücke bestätigte die Meldung mit einem flauen Gefühl im Bauch. »Okay, Frank. Geben Sie mir sofort Bescheid, sobald es an der *Empress* vorbei ist.«

»Aye-aye, Sir.«

Chervenko schaltete die Sprechanlage aus und schaute nach achtern. Dann beugte er sich wieder über die Sprechanlage. »Sparks? Öffnen Sie eine Funkverbindung. Fordern Sie den Frachter zum Beidrehen auf.« Er richtete sich auf und beobachtete die inzwischen nur noch eine halbe Meile entfernte *Empress*.

Aus der Sprechanlage krächzte es: »Sie reagieren nicht.«

»Versuchen Sie es weiter. Geben Sie mir Bescheid,

wenn sie reagieren.« Er drückte auf einen anderen Knopf.
»Bereit, Canfield?«

»Jawohl, Sir.«

Chervenko nickte sich selbst zu. Er konnte die Aufregung des jungen Lieutenant nachempfinden, der es kaum erwarten konnte, in den Kampf zu ziehen. Und er erinnerte sich daran, wie er in einer, wie es inzwischen schien, anderen Welt genauso gewesen war. »Geben Sie ihr eine vor den Bug. Und noch was Canfield.«

»Ja, Sir?«

»Treffen Sie sie nicht.«

Eine Pause. »Nein, Sir.«

Chervenko hob sein Nachtklar und stellte es auf den Bug der *Empress* scharf. Er hörte das Fünf-Inch-Geschütz krachen und sah keine hundert Meter vor dem Bug den Geysir hochschießen. Ein beeindruckender Spritzer. Das dürfte ihnen ordentlich Bammel machen.

Er zählte: Eins, zwei, drei, vier ...

Die Sprechanlage begann wieder zu quaken. »Er reagiert«, meldete der Funker. »Er will den Grund für unseren Warnschuss wissen.«

»Sagen Sie ihm, er soll den Quatsch lassen, auf der Stelle beidrehen und sich bereitmachen, ein Enterkommando an Bord zu nehmen. Sagen Sie ihm, ich möchte bis dahin nicht eine Konservendose über Bord gehen sehen, sonst kriegt er den nächsten Schuss voll ab.« Plötzlich wurde Chervenko doch nervös. Er beobachtete wieder die *Empress*. Als sie die Fahrt verlangsamte, ließ er den Atem entweichen. So weit, so gut. Er wollte gerade den Befehl erteilen, die Boote zu Wasser zu lassen, als eine weitere Meldung kam.

Frank Biens' aufgeregte Stimme schepperte aus der Sprechanlage: »Das U-Boot ist an der *Empress* vorbei, Jim! Auf Tauchfahrt. Torpedos in den Rohren.«

Jetzt wurde es ernst. Chervenko trat Schweiß auf die Stirn. Er rief: »Auf Ausweichmanöver vorbereiten! Seahawks losschicken!«

Aus dem Augenwinkel stellte er fest, dass der Frachter kaum mehr Fahrt machte. Er lag fast still im Wasser und bewegte sich, in der Dünung schaukelnd, kaum mehr vorwärts. Aber in erster Linie galt Chervenkos Aufmerksamkeit dem Meer achtern von der *Empress*, wo jeden Moment die verräterische Spur eines Torpedos auftauchen konnte.

Er sah kein Torpedo. Was er dagegen sah, war eine riesige gespenstische Silhouette im Mondlicht, die wie ein Monster aus der Tiefe auftauchte.

Das chinesische U-Boot. Unter Chervenkos ungläubigen Blicken fuhr es langsam auf eine Position zu, die sich fünfhundert Meter achtern von der *Crowe* befand und ein paar hundert Meter näher zu der inzwischen reglos im Wasser liegenden *Empress*.

Aus der Sprechanlage tönte es: »Es ruft uns an, Sir!«

Chervenkos Augenbrauen wanderten bis zu seiner Kapitänsmütze hoch. *Wie bitte?* »Stellen Sie ihn auf die Brücke durch.«

Eine steife, irgendwie wütende Stimme sagte in gestelztem Englisch: »Commander Chervenko, nehme ich an. Hier spricht Kapitän Zhang Qian des U-Boots *Zhou Enlai* der Volksbefreiungsarmee. Ich habe aus Beijing Befehl erhalten, gemeinsam mit Ihnen an Bord des Frachters *Dowager Empress* zu gehen, um nach Schmuggelware zu suchen und diese gegebenenfalls vollständig zu vernichten.

Des Weiteren habe ich Anweisung, eine Crew an Bord des Frachters zurückzulassen, damit sie ihn mit seiner Besatzung nach China zurückbringt.«

Chervenko rührte sich nicht. Mit dem Mikrofon der Sprechanlage in der Hand stand er da, schaute auf das dunkle Arabische Meer hinaus und versuchte sein Herz dazu zu bringen, nicht mehr so heftig zu klopfen. Es war vorbei. Gott sei Dank, es war vorbei. Irgendjemand hatte es gerade noch hingekriegt. Irgendjemand ... vielleicht viele ... deren Risiken und Opfer er sich nur vorstellen konnte und deren Namen und Gesichter er wahrscheinlich nie erfahren würde.

»Ich stehe Ihnen zur Verfügung, Captain«, antwortete Chervenko höflich. »Und natürlich begleiten wir das Schiff, sobald die Schmuggelware vernichtet ist, gern nach Shanghai zurück. Wir wollen doch nicht, dass sich ein Schiff wie dieses aus dem Staub macht oder jemand anderem in die Hände fällt, oder?«

Nachspiel

Beijing

Die Köpfe der zehn Männer, die um den reich verzierten kaiserlichen Tisch im Konferenzsaal von Zhongnanhai saßen, drehten sich gleichzeitig zu der Tür links vom Generalsekretär. Sie beobachteten, wie ein schlanker Mann in der Uniform eines Fregattenkapitäns der VBA-Seestreitkräfte den Raum betrat. Er flüsterte dem Generalsekretär etwas ins Ohr, und der Generalsekretär nickte.

Als der junge Offizier ging, verkündete der Generalsekretär: »Wir haben gute Nachrichten. Es ist vorbei. Der Kommandant der *Zhou Enlai* meldet, dass Besatzungsmitglieder der *Zhou Enlai* und der amerikanischen Fregatte *John Crowe* an Bord der *Empress* gegangen sind. Es wurden mehrere Tonnen verbotener Chemikalien gefunden, die inzwischen vernichtet wurden. Die Offiziere des Frachters befinden sich in unserem Gewahrsam, und das Schiff kehrt, von der amerikanischen Fregatte begleitet, nach Shanghai zurück.«

Beifälliges wie erleichtertes Murmeln ging um den Tisch. Wei Gaofan sagte: »Das war knapp. Aber müssen wir zulassen, dass eine amerikanische Fregatte unser Schiff begleitet?«

»Ich gehe davon aus«, entgegnete der Generalsekretär mild. »Der Kapitän der Fregatte hat darauf bestanden. Unter diesen Umständen können wir schwerlich protestieren.« Seine Augen hinter der dicken Brille waren winzige Punkte aus schwarzem Stein, als er den Blick auf General Chu Kuairong am anderen Ende des Tisches heftete. »Wie konnte das passieren, General Chu? Dass Bürger unseres Landes vor unseren Augen illegale Geschäfte von derart unerhörter Brisanz betreiben?«

»Derjenige, der das beantworten muss, Genosse Sekretär«, sagte Niu Jianxing, »bin vermutlich ich.«

Wei Gaofan unterbrach ihn aufgebracht: »Von keinem von uns kann erwartet werden, dass er für alle Fehler deiner geradestehst, die irgendwelche Operationen durchführen.«

Niu sah Wei nicht an. Seine Worte waren an alle Anwesenden gerichtet. »Unser Kollege Wei scheint die Verantwortung denen anlasten zu wollen, die sich am wenigsten verteidigen können.«

»Ich verbitte mir ...«, platzte Wei los.

Der Generalsekretär schnitt ihm das Wort ab. »Wenn es eine Erklärung gibt, Jianxing, lassen Sie sie uns hören.«

»Es gibt eine«, erklärte die Eule ruhig. »Eine einfache Erklärung mit mehreren Beteiligten – ein verführbarer Geschäftsmann, die von der freien Marktwirtschaft geschürte Geldgier, ein Komplott westlicher Unternehmen und die Korruptheit eines Mitglieds dieses Ausschusses.«

Nach den letzten Worten Niu Jianxings kam es zu bestürztem Schweigen. Umso heftiger war der darauf folgende Ausbruch von entrüsteten Protesten und lautstarken, an Niu gerichteten Fragen.

Wei Gaofans Tempelhundgesicht sprühte vor Zorn, als er schrie: »Eine solche Behauptung kommt Hochverrat gleich, Niu! Ich stelle einen Tadelsantrag!«

»Wen von uns verleumden Sie?«, wollte Shi Jingnu wissen.

»Das ist unerhört!«, rief eines der jüngsten Mitglieder.

»Außer«, erklärte der Generalsekretär ruhig, »Niu kann seine Anschuldigung beweisen.«

Sofort legte sich erwartungsvolle Stille über den Raum.

Jemand murmelte: »Nicht zu glauben.«

»Glauben Sie es«, knurrte General Chu, ohne dass die unangezündete Zigarre zwischen seinen schmalen Lippen hin und her zu wandern aufhörte.

Niu ging zur Tür, öffnete sie und winkte.

Major Pan Aitu, noch in VBA-Uniform, kam herein. Niu begleitete den rundlichen Geheimdienstmitarbeiter zum Tisch und blieb neben ihm stehen. »Sagen Sie uns bitte, was Ihre Ermittlungen ergeben haben.«

Mit seiner sanften, vollkommen ausdruckslosen Stimme legte Pan das ganze Komplott dar, von dem Moment an, in dem Donk & LaPierre mit dem Vorschlag zu dem illegalen Geschäft an Yu Yongfu herangetreten war, über Li Aorongs und Wei Gaofans Beteiligung bis hin zu Jon Smiths Übergabe des einzigen noch existierenden Ladeverzeichnisses an Pan, der es von Dazu an den Ständigen Ausschuss gefaxt hatte.

Wei Gaofans hartes Gesicht erbleichte. Trotzdem brummte er: »Nachdem uns erst vor einer Stunde die Nachricht von Li Aorongs tragischem Tod erreicht hat, scheint es, als wären alle der von Major Pan genannten Personen tot. Außer mir natürlich. Ich leugne kategorisch ...«

Pan sah Wei unverwandt an. »Nicht alle von ihnen sind tot. Li Kuonyi – ohne Vater und Gatten – ist am Leben. Viele von Feng Duns Männern haben überlebt. Auch der Infanteriehauptmann ist selbstverständlich noch am Leben, ebenso wie Ihr Freund, der General, der den Hauptmann damit beauftragt hat, Feng Dun bei der Wiederbeschaffung des Manifests zu helfen. Von ihnen allen liegen mir rechtskräftige Aussagen vor.«

Einen Augenblick blieb Wei Gaofan vollkommen reglos. Seine Gesichtszüge schienen zu entgleisen, aber die Zähne hatte er fest aufeinander gebissen. »Niu Jianxing hat sie dazu angestiftet, zu lügen!«

»Nein«, sagte der Generalsekretär nachdenklich und betrachtete Wei, als sähe er ihn zum ersten Mal. »Hier gibt es nur einen Lügner.«

Plötzlich kehrte wieder Farbe in Weis Gesicht zurück. »Niu Jianxing und der Generalsekretär treiben China in den Untergang«, erklärte er, an seine Kollegen gewandt. »Was Yu Yongfu getan hat, ist das beste Beispiel für die Krankheit, die sie in die Volksrepublik einschleppen wollen. Was ich getan habe, war, Ihnen und der Partei vor Augen zu führen, was aus der großen Revolution unserer Väter geworden ist. Aus der Revolution Mao Zedongs, Zhou Enlais, Chu Tehs und Deng Xiaopings. Ich werde nicht zurücktreten. Ich werde mit all denen, die einer Meinung mit mir sind, den Saal verlassen, und dann werden wir sehen, wen die Partei unterstützt!«

Er erhob seinen mächtigen Körper und stelzte auf seinen dünnen Beinen zur Tür. Dort blieb er einen Moment stehen, die Tür halb offen, den Rücken den Kollegen zugekehrt, wartend. Niemand folgte ihm.

Der Generalsekretär seufzte. »Morgen werde ich einen Beschluss des Zentralkomitees und des Politbüros beantragen. Sie werden aller Posten, aller Vorrechte und aller Ehren enthoben. Sie werden aus der Partei ausgestoßen werden, Wei Gaofan.«

»Außer«, schlug Niu Jianxing vor, »Sie ziehen es vor, das zu tun, was Li Aorong seinem Schwiegersohn nahe gelegt hat. Aber Sie müssen rasch handeln.«

»Sie könnten an Ihre Familie denken«, fügte der Generalsekretär hinzu, aber es hörte sich nicht hoffnungsvoll an.

Wei blieb weiter stumm an der Tür stehen. Erledigt. Dann nickte er und ging hinaus.

Montag, 18. September Washington, D.C.

Vier Stunden nachdem die verbotenen Chemikalien an Bord der *Empress* entdeckt und vernichtet worden waren, bat Charles Ouray Vizepräsident Brandon Erikson zu einer Besprechung mit dem Präsidenten. Dann erteilte er telefonische Anweisung, die Air Force One für einen Flug an die Westküste startklar zu machen, nahm einen Anruf Botschafter Wus entgegen, der gerade in die Botschaft in der Connecticut Avenue zurückgekehrt war, und ging in den Situation Room hinunter, wo Präsident Castilla mit seiner Frau telefonierte.

»Die Sache hat ein ausgesprochen gutes Ende genommen, Cassie«, sagte der Präsident gerade. Sobald er Ouray den Kopf zur Tür hereinstecken sah, winkte er ihn

nach drinnen. »Glaubst du, du wirst es schaffen, Schatz? Tut mir Leid, dass du deswegen das Abendessen in Oaxaca absagen musst, aber ... ja, ich weiß, dass du genauso gespannt bist wie ich. Und die Kinder? Sehr gut! Sehr gut! Dann sehen wir uns ja alle.« Er legte freudestrahlend auf.

Ouray wartete, bis ihn der Präsident wieder ansah. Als er es tat, meldete er: »Der Botschafter hat angerufen, Mr. President. Er wollte Ihnen offiziell danken, und er hat mir eine Nachricht von Niu Jianxing übermittelt – der Eule.«

»Das ist aber nett. Wie lautet diese Nachricht?«

»Niu lässt Sie grüßen und verleiht der Hoffnung Ausdruck, Sie möchten sich weiterhin robuster Gesundheit erfreuen.«

Der Präsident lachte schallend.

»Was ist?«, fragte Ouray. Verdutzt beobachtete er, wie der Präsident nur noch herzhafter lachte. Auch er begann schließlich zu grinsen und dann leise zu lachen, während er im Kopf die Nachricht noch einmal wiederholte. Zu guter Letzt hielt auch er sich vor Lachen den Bauch. Die heiteren Laute füllten den großen, schalldichten Raum und vertrieben die Schatten der vergangenen Woche.

»Unglaublich.« Der Präsident wischte sich die Augen.

»Unbezahlbar«, pflichtete ihm Ouray bei.

»Das haben wir gebraucht. *Robust!* Aber von den Chinesen ist das eine Vertrauenserklärung.«

»Ein Ausdruck ihres Vertrauens in die Zukunft.«

»Wahnsinn, Charlie. Er denkt, mich so zurechtgestutzt zu haben, wie er mich haben will, und jetzt möchte er dieses ganze Theater in nächster Zeit nicht noch mal mit jemand Neuem veranstalten müssen!«

Immer noch leise lachend, lehnten sich die zwei Männer in ihre Stühle zurück.

»Ich würde sagen«, bemerkte Ouray, »das Gleiche könnten wir auch über ihn sagen.«

»Allerdings.« Als Sam Castilla sich schließlich seiner nächsten Aufgabe zuwandte, wurde seine Miene wieder ernst. »Ich wollte Ihnen nur noch sagen, dass man im Justizministerium bereits Vorbereitungen trifft, Anklage gegen Jasper Kott zu erheben. Das gibt einen Riesenskandal.«

»Der sich wohl kaum unter den Teppich kehren lässt.«

»Nein, Charlie. Das wäre auch nicht richtig.« Es gab noch einen weiteren Punkt, der geklärt werden musste. Er seufzte, als er sich dafür wappnete. »Ist der Vizepräsident schon unterwegs hierher?«

»Nicht nur das, er ist schon hier.« Brandon Erikson betrat den Situation Room mit einem strahlenden Lächeln in seinem attraktiven Gesicht. Hinter ihm schloss ein Adjutant die Tür. Wie immer war Eriksons pechschwarzes Haar tadellos nach hinten gekämmt, sein drahiger Körper steckte in einem maßgeschneiderten Dreiteiler. Er versprühte seinen üblichen energiegeladenen Charme. »Herzlichen Glückwunsch, Mr. President. Eine bewundernswerte staatsmännische Leistung.«

»Danke, Brandon. Aber es war sehr knapp.«

Der Vizepräsident nahm seinen üblichen Platz zur Rechten des Präsidenten in der Mitte des langen Tisches ein, direkt gegenüber Ouray. Er nickte dem Stabschef des Weißen Hauses freundlich zu und wandte sich an den Präsidenten. »Ich werde Sie nicht fragen, wie Sie das im Einzelnen hingekriegt haben, aber ich nehme mal an, es

gibt da den einen oder anderen unbesungenen Helden in einem unserer Geheimdienste.«

»Das auf jeden Fall«, bestätigte der Präsident. »Wir haben allerdings auch aus China selbst Hilfe erhalten, besonders von einem hochrangigen Politiker. Unsere Zusammenarbeit mit ihm gibt in meinen Augen Anlass zu berechtigten Hoffnungen auf eine erfolgreiche Erweiterung der freundschaftlichen Beziehungen zu China.«

Erikson grinste. »Bestimmt sind Sie wieder einmal viel zu bescheiden, Mr. President.«

Sam Castilla erwiderte nichts.

Blinzelnd schaute sich der Vizepräsident in dem stillen Raum um, der mehr oder weniger vom Rest des Weißen Hauses isoliert war. Er war nicht nur fensterlos und schalldicht, sondern wurde auch ständig nach Wanzen und Geheimkameras abgesucht. »Wo bleiben die anderen? Ich dachte, wir hätten eine Nachbesprechung zu der eben bereinigten Krise.«

Der Präsident studierte Eriksons Gesicht auf der Suche nach dem, was ihm darin entgangen war. »Es wird niemand mehr kommen, Brandon. Aber ich würde gern von Ihnen wissen, ob Ihr Freund Ralph McDermid über unseren Erfolg ebenso begeistert wäre wie Sie?«

Erikson schaute vom Präsidenten zum finster dreinblickenden Stabschef und wieder zum Präsidenten. »Ich habe keine Ahnung, was Mr. McDermid darüber denkt. Ich kenne den Mann kaum.«

»Tatsächlich?« Das kam von Charlie Ouray.

Erikson entging nicht das Fehlen seines Titels oder einer der üblichen anderen höflichen Anreden für jemanden in seiner Stellung. Seine linke Augenbraue

wanderte nach oben. »Stimmt irgendetwas nicht, Mr. President?«

Die Hand des Präsidenten klatschte auf den Tisch. Ouray zuckte zusammen. Erikson machte ein erschrockenes und leicht verängstigtes Gesicht.

Castilla knurrte: »Sie wissen verdammt gut, was McDermid gedacht hätte. Sie wissen *genau*, welche Geheimagenten unbesungene Helden sind.«

»Das ist doch vollkommen absurd, Mr. President!«, entgegnete Erikson so wütend wie der Präsident. »Ich weiß ...« Plötzlich schien er sich der genauen Worte des Präsidenten bewusst zu werden. »Was er gedacht hätte?«

Schroff sagte der Präsident: »Ralph McDermid ist tot. Jetzt rennen die Vorstandsmitglieder von Altman herum wie Geier mit abgeschnittenen Köpfen, um sich eine glaubhafte Erklärung für sein Ableben auszudenken. Aber es wird ihnen nichts helfen. McDermids schmutzige Geschäfte werden ans Tageslicht kommen – dafür werde ich sorgen.«

»*Tot?*«, wiederholte Erikson mit schockiertem Gesichtsausdruck. »Es wird ... *ans Tageslicht kommen?*«

»Ihr geheimer Freund Ralph McDermid wurde in China erschossen«, sagte Charlie Ouray. »Ermordet, wie man mir gesagt hat. Von einem seiner eigenen Auftragskiller.«

Der Vizepräsident blinzelte, fing sich wieder und meinte anschließend vorsichtig: »Das ist ja schrecklich. Richtig tragisch. Was wollte er in China? Irgendwelche geschäftlichen Verhandlungen wahrscheinlich.«

»Sparen Sie sich diesen Quatsch, Brandon«, explodierte der Präsident. »Es ist *aus*. Wir wissen von Ihren krummen Touren. Bis zum Morgen möchte ich Ihr Rücktritts-

gesuch auf dem Schreibtisch liegen haben!« Er nickte Ouray zu, worauf dieser auf einen Knopf unter dem Tisch drückte.

»Meinen ... meinen Rücktritt ...«, stotterte Erikson.

Zwei körperlose Stimmen ertönten, eine davon die des Vizepräsidenten:

»Sparen Sie sich Ihren Sarkasmus. Wir sind aufeinander angewiesen. Sie sind ein wichtiges Mitglied des Teams.«

»Das bin ich nur, solange ich im Verborgenen operieren kann.«

»Es ist nicht so schlimm, wie Sie denken. Letztendlich haben weder Smith noch diese CIA-Agentin unserem Projekt Schaden zugefügt.«

»Dass die CIA ein Auge auf Sie geworfen haben könnte, kümmert Sie nicht weiter? Auch wenn es nicht direkt etwas mit unserem Deal zu tun haben sollte, konnte man immerhin einige der undichten Stellen im Weißen Haus mit Ihnen in Verbindung bringen. Da würde ich mir an Ihrer Stelle schon Gedanken machen.«

»Ich glaube, das genügt.« Ouray hielt das Band an. »Ich bin sicher, Mr. Erikson kann sich an den Rest erinnern.«

Erikson hatte die Hände unter dem Tisch in seinem Schoß gefaltet. Er blinzelte, als wüsste er nicht, wo er war. Dann holte er tief Luft. »Wahrscheinlich könnte ich behaupten, das war gar nicht ich ...«

Der Präsident schnaubte. Ouray verdrehte die Augen.

Erikson nickte langsam. »Na schön. Einem wichtigen Unterstützer in einem künftigen Präsidentschaftswahlkampf den einen oder anderen Gefallen zu erweisen mag zwar tadelnswert sein, ist aber schwerlich ein Verbrechen. Sonst säßen nämlich alle von uns im Gefängnis. Sie mögen mich jetzt vielleicht nicht mehr, Sam, und mit Sicherheit können Sie mich bis zum Ende Ihrer Amtszeit

von allem ausschließen, aber ich bezweifle, dass es Ihnen möglich ist, mich zum Rücktritt zu zwingen.«

»Das alles ist erheblich belastender«, erklärte der Präsident. »Falls Sie sich an die ganze Bandaufnahme erinnern können – die übrigens von der CIA gemacht wurde –, werden Sie vielleicht sehen, dass Sie sich an dem Versuch beteiligt haben, einen bewaffneten Konflikt mit China auszulösen, bei dem zweifellos Angehörige der amerikanischen Streitkräfte ums Leben gekommen wären. Außerdem haben Sie geholfen, verbotene Chemikalien zu befördern. Ich glaube, einiges, wenn nicht sogar alles davon grenzt an Hochverrat. Es könnte Hochverrat sein. Die endgültige Entscheidung, ob es strafrechtlich verfolgbar ist, liegt natürlich beim Justizministerium. Wie es bisher aussieht, müssen Sie mit einem Strafverfahren rechnen.«

Ouray spitzte die Lippen. »*Ich* würde sagen, es ist Hochverrat.«

Erikson sah von einem zum anderen. »Was wollen Sie, Sam?«

»Nennen Sie mich nicht Sam. Nie wieder. Ich habe Ihnen gesagt, was ich will. Sie können gesundheitliche Probleme vorschützen. Familiäre Verpflichtungen. Sie möchten sich ganz auf die Vorbereitung Ihres Präsidentschaftswahlkampfes konzentrieren – was zum Teil sogar zuträfe.«

»Ist das alles, Mr. President?«, fragte Erikson bitter.

»Nicht ganz. Sie können gern so tun, als würden Sie sich mit dem Gedanken an eine Präsidentschaftskandidatur tragen, aber Sie werden weder als Präsident kandidieren noch als Senator noch als Hundefänger. Nie wieder

ein öffentliches Amt. *Nie wieder*, auch wenn Sie nicht unter Anklage gestellt werden.«

»Und wenn ich trotzdem kandidiere?«

»Werde ich dafür sorgen, dass Sie von der Partei keine Unterstützung erhalten. Und glauben Sie mir, niemand wird sich auch nur im selben Zimmer mit Ihnen aufhalten wollen.«

Eriksons Miene versteinerte. Er stand auf. »Sie kriegen morgen meinen Rücktritt.« Er wandte sich zum Gehen, drehte sich aber noch einmal um. »Wissen Sie, ich bin keineswegs so schlimm, wie Sie denken. Letzten Endes war ich nie wirklich einverstanden mit Ihrer Politik des Rüstungsabbaus. Ich habe nur getan, was ich für das Land für das Beste hielt.«

»Quatsch«, sagte Ouray. »Sie haben getan, was Sie für das Beste im Interesse von Brandon Erikson hielten.«

Der Präsident nickte. »Und dabei haben Sie auch Ihren Gönner verloren. Falls die Altman Group das überleben sollte, wird Sie dort niemand mehr auch nur von ferne sehen wollen. Sie passen nicht ins Unternehmensbild. In Ihrem Fall hat die Verquickung von Geschäft und Politik fast zum Krieg geführt. Das kann sich ziemlich nachteilig auf die Bilanzen auswirken.«

Dienstag, 19. September Vandenberg Air Force Base, Kalifornien

Der Morgen war sonnig warm und dunstig, als die Air Force-Maschine über den Pazifik hereinkam. Durch das Fenster betrachtete Jon Smith die nebelumrankten Chan-

nel Islands und die zerklüftete Küste mit ihren weißen Sandstränden und pittoresken Klippen. Der extrem gut gesicherte Luftwaffenstützpunkt, der auf einer in den glitzernden Ozean hinausragenden Landzunge lag, erstreckte sich über nahezu 40 000 Hektar, auf denen es Madronabäume und Abschussrampen, Pampasgras und Raketen-silos gab.

»Früher sind wir mit Mom und Dad ab und zu hier rausgefahren, um die Fauna zu studieren«, sagte Randi Russell.

Sie hatte einen Fensterplatz, während Smith, durch den Gang von ihr getrennt, in der Mitte saß, wo er sich in alle Richtungen drehen und aus verschiedenen Fenstern sehen konnte.

»Herrlich, nicht?«, fuhr sie fort. »Sonne und Meer, das hat schon was, einfach unwiderstehlich. Wenn ... falls ... ich mich mal zur Ruhe setzen sollte, komme ich hierher zurück. Was wirst du tun, Jon?«

Etwa achtzig Kilometer südöstlich von Vandenberg lag Santa Barbara, wo Randi und ihre Schwester, Sophia Russell, aufgewachsen waren. In Santa Barbara hatte auch Jon Smith seine Wunden geleckt und überlegt, was er mit seinem Leben anfangen sollte, nachdem Sophia dem Hades-Virus zum Opfer gefallen war.

»Zur Ruhe setzen?«, wiederholte er. »Wie kommst du denn darauf? Wieso sollte sich jemand zur Ruhe setzen wollen?«

»Das frage ich mich allerdings auch«, flocht David Thayer ein. »Glauben Sie mir, davon erwarten sich die Leute viel zu viel. Frei und ungebunden – so stelle ich mir jetzt das Leben vor.« Als er grinste, gruppierten sich die

Falten in seinem vor Neugier und Abenteuerlust blitzenden Gesicht neu. Sein dichtes weißes Haar war ordentlich nach hinten gekämmt, und seine Brille hatte ein neues Schildpattgestell. »Mein Gott, ich bin über fünfzig Jahre zur Ruhe gesetzt worden. Deshalb habe ich beschlossen, den Rest meines Lebens noch mal richtig aus dem Vollen zu schöpfen.«

Die drei lächelten sich an, als die Maschine aufsetzte und auf der Landepiste ausrollte. Sie trugen legere Hosen und Hemden, die ihnen die amerikanische Botschaft in Beijing zur Verfügung gestellt hatte. David Thayer hatte sich über die Plastikreißverschlüsse gewundert, die er noch nie gesehen hatte. Auch Klettverschlüsse waren etwas völlig Neues für ihn. Er hatte die Verschlüsse seiner neuen Sportschuhe mehrere Male aufgerissen und wieder befestigt. Und er war nie zuvor in einer Düsenmaschine geflogen. Der Air Force-Pilot zeigte ihm das Cockpit in aller Ausführlichkeit und versuchte ihm zu erklären, wie viel an Bord inzwischen computergesteuert war, bis er schließlich merkte, dass Thayer nicht die geringste Ahnung von Computern hatte. Thayer versicherte ihm, er werde sich ein Buch kaufen und es selbst herausfinden.

Nachdem Smith in der Botschaft wieder mit Thayer zusammengetroffen war, hatte er darauf gedrungen, dass man den alten Mann einer gründlichen ärztlichen Untersuchung unterziehen sollte. Aber Thayer hielt das für Zeitverschwendung und erklärte höflich, er würde lieber fernsehen, was ebenfalls neu für ihn war. Trotzdem ließ er sich schließlich überreden, worauf der Arzt mehrere verheilte Knochenbrüche feststellte, außerdem Eisenmangel, ein Auge, das baldmöglichst wegen grauen Stars

operiert werden sollte, und offensichtliche Schäden am Gebiss. Danach hatten sich Smith, Randi Russell und David Thayer an Bord der Air Force-Maschine begeben und den Heimflug in die Staaten angetreten.

Die Ereignisse der vergangenen Woche waren noch sehr frisch – und blutig – in Smiths Erinnerung. Daran würde sich bestimmt einige Zeit nichts ändern. Nach der Rückkehr nach Fort Detrick würde er für Fred Klein einen ausführlichen Bericht schreiben. Das half oft.

Smith war aufgefallen, dass Randi den Vater des Präsidenten seit dem Moment, als sie ihm zum ersten Mal begegnet war, immer wieder aufmerksam beobachtet hatte. Als das Flugzeug schließlich ausgerollt war, fragte sie ihn: »Sind Sie nicht verbittert, Dr. Thayer? Man hat Ihnen Ihr Leben gestohlen. Hinterlässt das keine bitteren Gefühle?«

Er wandte sich von dem Fenster ab, zu dem er sich vorgebeugt hatte, um die Air Force One besser sehen zu können. »Natürlich hinterlässt es eine gewisse Bitterkeit, aber da gibt's auch noch etwas anderes. Dort ist er!« Er drückte das Gesicht an die Scheibe. »Ich sehe ihn! Meinen Sohn. Meinen *Sohn*. Dort ist meine Schwiegertochter! Und meine Enkel! Ich kann es noch gar nicht glauben. Sie sind alle gekommen. *Sie sind alle gekommen, um mich zu begrüßen!*« Er zitterte vor Aufregung.

Die Maschine hielt an, und David Thayer öffnete seinen Sicherheitsgurt und ging zur Tür. Smith und Randi Russell rührten sich nicht von der Stelle. Während Thayer wartete, dass die Gangway an die Maschine gerollt wurde und der Copilot die Tür entriegelte, drehte er sich um und kam zurück. Auf seinen eingefallenen Wangen

glühten rosa Flecken. Seine Augen leuchteten. Er schüttelte ihnen die Hände, dankte ihnen noch einmal.

»Ich hoffe, Sie können das verstehen, Ms. Russell.« Er tätschelte den Rücken ihrer Hand, die er weiter hielt. Gelegentlich sah er sich nach der Tür um. Er konnte gar nicht erwarten, dass sie endlich aufging. »Ich hätte nie überlebt, wenn ich mir gestattet hätte, jeden Moment voller Hass zu sein. Es gab unter all den schlechten auch einige gute Dinge. Zum Beispiel lernte ich, dass der Preis für Hybris Demut ist, und ich lernte, dass ich nicht auf alles eine Antwort habe. Wenn ich allerdings die Uhr noch einmal zurückdrehen und ungeschehen machen könnte, was ich getan habe und womit ich mir diese Suppe eingebrockt habe, würde ich es tun. Aber nachdem das nicht geht, werde ich aus der Zeit, die mir noch bleibt, das Beste machen. In China gibt es ein Sprichwort, das etwa so lautet: ›Was eine Raupe das Lebensende nennt, nennen Weise einen Schmetterling.‹«

»Sehr schön«, sagte Randi Russell.

Thayer nickte. »Ich weiß.« Er drückte ihr die Hand, klopfte Smith auf die Schulter und eilte zur Tür zurück. Wo er den Copiloten finster ansah. »Kriegen Sie das blöde Ding endlich auf?«

»In diesem Moment, Sir.« Er drehte den Griff, und die pneumatische Tür hob sich und schwang nach draußen.

Die Gangway war bereits da. Ohne sich noch einmal umzusehen, trat der alte Mann nach draußen. Smith und Randi Russell beobachteten, wie er die Treppe hinunterstieg und einen Adjutanten abwimmelte, der ihn offensichtlich zur Air Force One hatte begleiten wollen. Der Präsident, seine Frau, sein Sohn und seine Tochter warte-

ten im Schatten der Präsidentenmaschine. Thayer ging schnurstracks auf sie zu, doch zehn Schritte vor ihnen blieb er plötzlich stehen.

»Sieh dir sein Gesicht an«, sagte Randi Russell.

»Er hat Angst«, bestätigte ihr Smith.

»Plötzlich hat es ihn überkommen. Er weiß nicht, ob sie ihn mögen werden.«

»Oder ob er sie mögen wird. Ob er jetzt ein völlig anderes Leben führen kann.«

Der Präsident und seine Familie sahen sich gegenseitig an. Sie schienen sich alle einig. Ohne ein Wort eilten sie über das Rollfeld auf Thayer zu. Langsam breitete er die Arme aus. Der Präsident erreichte ihn als Erster, stellte sich dicht vor ihn und schlängelte seinerseits die Arme um ihn. Sie hielten sich lang umschlungen. Der Präsident küsste seinen Vater auf die Wange. Bald waren alle da und redeten, lachten, stellten sich vor, umarmten sich.

Als ihre Maschine rückwärts zu rollen begann, wandten sich Smith und Randi von den Fenstern ab.

»Zurück nach Washington«, sagte Smith und seufzte.

»Ja. Ich freue mich schon, mal wieder eine Weile zu Hause zu sein.«